



10011065872

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

California

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben
im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft
von
Dr. Albert Österlag.

Wichter Jahrgang. 1864.

Basel,
im Verlag des Missions-Comptoirs.
In Commission
bei J. J. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmäier's Buchh. (G. Detloff) in Basel.
Druck von E. Schulz.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
and
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

In h a l t.

	Seite.
Die Karenen und ihre Evangelisirung.	
Erste Abtheilung: Gesammtüberblick	1
Zweite Abtheilung: Die Karenen und ihre Bekehrung zum Christenthum	57
Dritte Abtheilung: Ko Tha-Bju, der Apostel der Karenen	105
Vierte Abtheilung: Die tiefere Begründung und weitere Entfaltung des Werks	197
Missionar Threlfall	37
Jamaika einst und jetzt	99, 284, 463, 529
Die Fortschritte der indischen Mission in den letzten zwölf Jahren	145
Doktor Ribbentrop	250
Die Neger in den Vereinigten Staaten	258
Die Taungu-Mission	297
Das holländische Missionsfest zu Wolsheze	349
Iran Edkins in China	369, 401
Das Land der Nilquellen	433
Nadschputana	447
Die neuesten Missionsversuche in Abessinien	481
Die Krisis in Konstantinopel	524, 568
Missionszeitung:	
Die Universität in Kalkutta	144
Stand der Missionen in Indien, Ceylon und Barma im Jahr 1862	195
Die Fidschi (Bitti)-Inseln und die britische Regierung	195
Der Direktor des öffentlichen Unterrichts in der Bombay-Präsident- schaft und die Missionare	395
Eine denkwürdige Stiftung	396
Ermordung zweier Missionare in Indien	396
Konsekration eines afrikanischen Bischofs in Canterbury	398
Missionsliteratur:	
Leiden und Freuden Rheinischer Missionare, von J. C. Wallmann	292
Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 bis 1862.	
Aus dem Tagebuch von J. Kreyher	294

Die Märtyrer von Karthago	346
Biblische Bilder zum Ausschneiden und Zusammensetzen, von G. Jahn	398
Bilder aus dem Missionsleben, von F. E. Paulig	431

Bibelblätter:

I u. II. Antonio Gazza, der Evangelist unter den Italienern im Waadiland.
 III. John Hall, der Verfasser des Traktaats „des Sünders Freund“.
 IV. Die eingemauerte Bibel.

Illustrationen.

1. „Komm herüber und hilf uns.“
2. Pagode und Buddhistenklöster in Barma.
3. Ko Tha-Bjn's Geburtsort im Karenenlande.
4. Gebirgsgegend am Oberlauf des Corakodn in Süd-Indien.
5. Der Tausplatz im Karenenlande, wo Missionar Boardman starb.
6. Mündung des Hafens der Havannah auf Cuba, Hauptsatelpunkt der Sklaven einfuhr in Westindien.
7. Buddhistentempel in Ost-Asien.
8. Chinesische Kuli's (Feldarbeiter) in den Zuckerplantagen Westindiens.
9. Scene auf einer Straße in China.
10. Oberägyptische Beduinen.
11. Gruppe von Abessinern.
12. Der Hafen von Wheidah (Westafrika) mit den Faktoreien für die Sklavenausfuhr.





„Komm herüber und hilf uns!“

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Die Karenen und ihre Evangelisirung.

Erste Abtheilung.

Mitgetheilt von Fr. Cyppler, Prediger.



1. Die hinterindische Halbinsel.

Das Volk, dessen Namen dieses Heft an der Stirne trägt, zählt nicht zu jenen großen Nationen, die man die Träger der Bildung und Geschichte zu nennen pflegt. War es doch vor zwei Menschenaltern kaum mehr als genannt. Unter den zahlreichen Völkerschaften, welche die große Halbinsel Hinterindiens bewohnen, bildet es nur einen Bruchtheil, und zwar einen sehr zerstreut gelegenen Bruchtheil. Im Schatten seiner Waldesdickichte lebte es Jahrhundert um Jahrhundert, soweit es seine Dränger ihm gestatteten, ein unabhängig freies Naturleben, nur Dem recht bekannt, vor dem und in dem sie Alle leben, weben und sind, — „dem Gott der Geister alles Fleisches“. Was man von dem Leben eines einzelnen Menschen schon gesagt hat, das durch die Geburt von Oben noch nicht in den heiligen Zusammenhang des göttlichen Lebens gekommen: es habe wohl Geschichten, und zum Theil recht traurige Geschichten, aber keine Geschichte, das gilt auch von dem Leben eines ganzen Volkes. So lange es noch nicht von dem Lichte berührt ist, das in der Fülle der Zeit über den Nationen ausgegangen, und das im einzigen Sinne „das Licht der Welt“ heißt (Joh. 8, 12), so lange fehlt ihm der goldene Faden, der seine Geschicke und Führungen geschichtlich verknüpft und seine tiefere Entwicklung aufzeigt. Und an welchem Volk der Neuzeit wäre der alte Grundsatz heiliger Geschichtsbetrachtung heller zu Tage getreten, als eben am Volk der Karenen, der Grund-

saß, daß ein Naturvolk oder Kulturvolk nur soweit von dieser Geschichte aller Geschichten bedacht wird, als es mit dem „Volke Gottes“ in Berührung kommt, sei diese nun eine freundliche oder feindliche. So ist's im Alten, so in höherem Maße noch im Neuen Bunde. Zu vor war ja über ihm sein Licht noch nicht aufgegangen, in dessen Glanz es zu wandeln berufen ist. Sobald es sich aber vom Evangelium berühren und durchdringen läßt, sobald säumt sich über ihm ein einziges Morgenrot, das fortleuchtet bis auf den vollen Sonntag des Lebens. Nun wirds im wahren Sinne des Wortes erst ein Volk. Leben fährt durch die Todtengebeine, die zerstreut über jenes Land hinliegen, über dem bis dahin des Todes dunkle Schatten ruhten. Wenn des Herrn Wort über dasselbe kommt, siehe, da rauscht und regt sich's, und die Gebeine kommen wieder zusammen, ein jegliches Gebein zu seinem Gebein. Und siehe, sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße. Und ihrer war ein sehr großes Heer (Hes. 37). Ein leuchtenderes Beispiel für diese biblische Wahrheit giebt es in der neueren Völkergeschichte wohl nicht, als die Karenen, die ohnedies in grauer Vorzeit schon von Israels Licht und Hoffnung scheinen berührt worden zu sein, wie ihre Traditionen schließen lassen. Wir haben an ihnen, wenn es deren noch bedürfte, eine glänzende Rechtfertigung des Evangeliums in seiner völkererneuernden Kraft, damit aber zugleich eines der hellsten Siegel, das der ewige König des Gottesreiches der evangelischen Mission aufgedrückt hat. Dies Alles wird sich uns im Verlaufe unserer Darstellung auf's Unzweideutigste vor's Auge stellen. Indes müssen wir uns erst umsehen nach dem größeren Länderebiet, in welchem Gott auch den Karenen ihre Wohnstätte angewiesen.

Es ist dieß Hinterindien, jene große Halbinsel, die, ähnlich ihrer Schwester, der vorderindischen, im Riesengebirge des Himalaya und seinen östlichen Ausläufern ihre Wurzeln hat, und ihre Länderspitzen tief zum Südmeere streckt, viel tiefer als die Vorderindiens. Von den Tagen Herodots, des Vaters der Geschichte, der uns die ersten Nachrichten über Indien giebt, bis auf die Zeit der großen Länderentdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert, lag diese Halbinsel als „unbekanntes Land“ in dem Zaubernamen „Indien“ mit eingeschlossen. Alles Land jenseits des Indus war Indien; wie weit es

sich aber erstrecke, wußte Niemand. Wohl sprachen die Alten von einem „goldenen Chersones“, der nach der Beschreibung der Flüsse das Irawadi-Delta bezeichnen muß, wie auch der Name Goldland die wörtliche Uebersetzung des alten Pali-Namens von Barma, Suwannabumi, ist; aber es blieb vor der Hand im goldenen Dämmer der Ahnung eingehüllt. Mit dem Anfang des Reformationszeitalters sollte es anders werden. Die Portugiesen, die damals im Ländersuchen Allen vorangingen, hatten den Seeweg nach Indien gefunden. Der Ruf vom Handel und Reichthum morgenwärts gelegener Länder, wo schon im Jahr 1496 ein Genuese, Hieronymus da Sta Stephano, bis Pegu vorgedrungen war, zog sie weiter nach Osten. Hatte zuerst Sigueira (1509) durch die Straße von Malakka sich in das weite Inselmeer gewagt, so eroberte bald der portugiesische Vicekönig Albuquerque (1511) die Stadt Malakka, und sandte seine Schiffe weiter, um die Gewürzinseln in Besitz zu nehmen. Auf der Fahrt dahin tauchten zum ersten Mal die Umrisse einer zweiten indischen Halbinsel auf. Man nannte sie, zum Unterschied von der vorheren, das hintere Indien. Nur langsam ward man mit demselben bekannt. Als man dem Lande und seiner Bevölkerung näher trat, fand man, daß die letztere eine unverkennbare Aehnlichkeit habe theils mit den Chinesen im Osten, theils mit den Hindu's im Westen, und dieß suchte man durch die Namen Indochina, Indochinen auszudrücken.

Die Portugiesen waren also die Ersten, die in diesem unentdeckten Lande festen Fuß zu fassen und sich in demselben zu bereichern suchten. Ihnen folgten vom 17. Jahrhundert an die Holländer, Franzosen, Engländer und Amerikaner. Aber erst in unserm Jahrhundert gewannen die Engländer, insbesondere durch den siegreichen Ausgang des Krieges mit den Barmanen (1824—1826), wie bedeutende Länderecken, so auch eine größere Kenntniß des Landes und einen bemerkbareren Einfluß auf seine Bewohner. Dadurch ward auch der evangelischen Mission auf der Westküste sichere Bahn gebrochen, während die früheren Versuche der katholischen Kirche (seit 1554) hier ziemlich erfolglos blieben, so mächtigen Einfluß sie auf der Ostküste (in Annam seit 1615) gewann, allwo sie neuestens (1862) französischer Eroberung den Weg gebahnt hat.

Treten wir der Halbinsel näher. Fassen wir zuerst ihre äußeren Umrisse ins Auge, so erstreckt sie sich (von 27° — 1° n. Breite) vom Südrande Hochasiens bis nahe zum Äquator dem Meere entgegen,

von dem sie gegen 1500 deutsche Meilen weit umflossen ist, während die Landumgürtung nur 565 deutsche Meilen beträgt. Von West nach Ost zieht sie sich durch 19 Längengrade. Im Westen ist ihre Landsgrenze indobritisches Gebiet. Von den Gangesmündungen aufsteigend, scheidet sie der Brahmaputra, als eigentlicher Grenzfluss, von Vorberindien ab, aus dem lange Jahrtausende hindurch indische Kultur und Unkultur, Heidenthum und Religionssysteme den Weg in die östliche Halbinsel gefunden. Im Norden stößt sie an die hohen Alpenländer Hochasiens, deren höchste Gipfel bis zu 26,000 Fuß ansteigen. Dieser nördliche Gebirgskranz schützte die Halbinsel vor der Herrschaft der höheren Völker, die vom mittleren Hochasien verwüstend nach Süden zu dringen suchten. In der Nordwestecke das Alpenplateau Bhutan berührend, hat es von den Garrobergen über das Bergland der Nora, der Naga's und über die Gebirgswand Manipur's, nach Ober-Assam hin, an den langen Schneedecken von Langtan vorüber, das den südlichsten Vorsprung des Himalayazuges bildet, seine nähere Nordgrenze. Wie im Nordwesten der Brahmaputra, so ist hier im Nordosten auf eine Strecke Weges der große Kiang der Grenzfluss, und zwar gegen China, von dessen Länderebieten es sich weiterhin durch das Hochalpenland Schineschan abhebt, das durch die bereits chinesische Provinz Yünnan zur Bucht von Tongking abfällt. Hier gehen wenige Pässe ins „himmlische Reich“ hinüber, durch welche chinesisches Wesen herüber drang. „Dieselbe natürliche Grenzlinie,“ sagt der länderkundige Ritter, „scheidet hier, mehr oder weniger scharf, auch die politischen Reiche der südlicheren Barmanen, Siamesen, Tongkinesen und der untergeordneten Gebirgsfürsten von den nördlichen Staaten Assams, Tübets, dem Lande der G'lokba und Nui, sowie China's, und die tibetischen und chinesischen nördlichen Völkerstämme von den südlicheren hinterindischen, ebenso deren Sprachen, die Geschichten, die Sitten und Lebensweisen.“

Im Süden wird die Gestalt der Halbinsel vornehmlich bedingt durch die großen Einschnitte des Meeres, in das sie theilweise bis auf 425 deutsche Meilen ihre Glieder streckt. Die Haupt Einschnitte sind die Bai von Tongking, der Golf von Siam, der Golf von Pegu und der bengalische Meerbusen, die sie in das östliche, südliche und westliche Hinterindien theilen und gleichsam die großen und kleinen Stromsysteme des Kontinents in ihre Becken hervorlocken. Diese Meereinschritte machen sie zu einem viel reicherem Gestadeland,

als Vorderindien, das nach der sinnigen Vergleichung der Hindu's nur einem einsachen Lotosblatte gleicht, während unsre Halbinsel gegen Süden die Gestalt eines dreifach getheilten, vielfach eingeschnittenen Blattes annimmt, das durch seine äußerst langgestreckte Südspitze wie ein Riesenfinger auf die indische Inselkunst hinüberzeigt, von der es durch die Meerstraße von Malakka geschieben ist. So liegt hier ein Land von wenigstens 50,000 Quadratmeilen vor uns, in welchem Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland und Großbritannien zumal Platz finden könnten.

Welches ist aber die innere Naturgestalt der Halbinsel? Sie ist im Ganzen von wunderbarer und eigenthümlicher Regelmäßigkeit, wie sie wohl in keinem Land der Erde wiederkehrt. Vom Südrande Hochasiens, wo Hinterindien seine ewigen Wurzeln hat, gehen fünf mehr oder minder parallellaufende oder strahlensförmig sich verbreitende, waldige Gebirgszüge nach Süden und Südosten, das Land in große Längenthäler theilend, durch welche die Alpenwasser in sechs oder sieben Riesenströmen sich meerwärts wälzen. Diese Meridianegebirge bilden wie die Wasserscheiden so auch die natürlichen Völker- und Länderscheiden. Von den östlichen Ufern des Brahmaputra aufsteigend, erblicken wir das erste der von Norden nach Süden streichenden Scheidegebirge. Von den östlichen Garrobergen ausgehend, an das Bergland von Manipur und Nora sich anlehnend, zieht es bis zum Cap Negrais hinab, in mehreren Parallelzügen zum Meere abfallend. Im Norden „Gebirge der Schjaen“, im Süden Domadunggebirge genannt, ist es den Barmanen unter dem Namen des großen westlichen Hügellands bekannt. Es scheidet das barmanische Gebiet von Bengalen und dem Stufenlande Tschittagam, sowie das Gestabeland Arakan ab, das seit 1826 unter britischer Hoheit steht. Der Strom, der sich zu seinen Füßen windet und es meerwärts begleitet, ist der Koladaing, der Strom von Arakan. Gehen wir durch den Engpass unter dem 20. Grad nördlicher Breite über das 4500 Fuß hohe Gebirge, so gelangen wir in das weite Thalland des Irawady, des eigentlichen Prachtstromes Hinterindiens, des Stolzes der Barmanen, deren Land wir damit betreten haben. Er ist zugleich der historisch merkwürdigste Strom der ganzen Halbinsel. Hier sind die Kulturebenen und Residenzen von Pegu, Ava und Amarapura. Hier sind wir zugleich im Lande der Mission, mit der wir uns weiter unten beschäftigen wollen. Vom hohen Norden Asams oder gar Tübets

kommenb, bald seenartige Erweiterungen seines Flußbeetes zwischen Berg-Amphitheatern bildend, bald in tosenden, prächtig wilden Stromschnellen zwischen Felsengen durch Landschaften sich hinabwälzend, die zu den schönsten der Erde gehören, — sendet der Irawady seine Wasser in mehr als zwanzig Mündungen in den Meerbusen von Martaban. Gegen Osten ist dieses Riesenthal abermals durch ein Massengebirge von 5000 Fuß Höhe geschlossen. Es ist das Scheidegebirge von Ava. Von den Schneeketten Langtan's beginnend, endet es im innersten Winkel des Golfs von Martaban. Sein begleitender Freund ist der aus den Grenzgebirgen China's kommende Saluenstrom. Zwischen dem Irawady und dem eben genannten Scheidegebirge dehnt sich eine gebirgige, jedoch niedrigere Stufenlandschaft aus, welche das Land zwischen Ava und Pegu mit ihren manchfach wechselnden Oberflächen füllt und von dem kürzeren Sita ng durchströmt ist, der, wie der ihm parallele Saluen, in das gleiche Becken von Martaban fällt. Wir werden dieses Flußgebiet später besuchen.

Im Osten erhebt sich das siamesische Scheidegebirge, das mit seinen unburdhinglichen Wäldern das große Reich Schan oder Siam von Barma trennt. In Südhünnan wurzeln, ist es von den nahen Quellen des Menam umflossen, der in wilden Wasserstürzen zum Golf von Siam drängt, zuletzt langsam schleichend das torreiche Delta bildet, durch das hin er seine Wasser ins Meer gießt. Der Höhenzug selbst scheint sich im malayischen Inselgebirge fortzusetzen, wo es auf seiner Westseite das jetzt den Engländern gehörige Gestadeland von Martaban, Ye, Tavoy und Tenasserim mit dem gleichnamigen Flusse abscheidet. Es ist aber offenbar in der unter dem 11. Grad liegenden Landenge Krah unterbrochen, so daß der südwärts die Insel durchstreichende Höhenzug nur eine uneigentliche Fortsetzung ist. Dieser endet in den zwei Vorgebirgen der Insel, in dem südöstlichen Cap Romania und in dem etwas südlicher gelegenen südwestlichen Cap Buri oder Bulus, in welchem wir die südlichste Spitze von Asiens Festland haben. Zwischen beiden liegt die kleine Insel Singapur.

Noch müssen wir vom Reiche der Siamesen weiter gegen Osten. Hier erhebt sich abermals eine nicht unbeträchtliche Gebirgsschranke, welche Siam von Süd-Laos und Kambodscha scheidet und in maleisische Berglandschaften verläuft. Sein Begleiter ist der der Hauptrichtung nach schon etwas östlich ziehende Mekhian oder Kam-

hobdschafsluß, der durch ein breites Thalland zuletzt durch Deltabildungen ins chinesische Meer mäfft. Noch einmal wiederholt sich die Naturform Hinterindiens in dem cochinchesischen Küstengebirge, das von Nordwest gegen Südost durch das Reich Annam zieht, welches Reich das nördliche Longking, das westliche Cochinchina und das südliche Kambodscha umfaßt und das Ostgestadeland Hinterindiens bildet, ausgezeichnet durch fähne und pittoreske Küstensormen, ein wahrer Naturwall gegen die Oceaneinbrüche, zu einem schmalen Küstensaum absallend mit herrlichen Buchten. Durch Longking fließt von Nordwest nach Südost Hinterindiens Grenzfluß, der Songka, der jene Provinz zu einem fruchtbaren Thalgrunde macht.

So stellt sich uns Hinterindien dar als ein Land größter Regelmaßigkeit, in welchem die einzelnen Völkerfamilien sicher abgegrenzt, dennoch keineswegs fremdem Einfluß verschlossen sind. Die Normalrichtung der Gebirge, sowie so vieler kolossal er und untergeordneter Landströme muß uns wahrhaft in Erstaunen setzen, wenn wir bedenken, daß gleichartige Erscheinungen auf gleichartigen Kräften und Gesetzen ruhen. Die Ströme sind die eigentlichen Nile des Landes, die bei den jährlichen Schneeschmelzen der Hochalpen ihre Thäler in eigentliche Seen verwandeln, worauf die Fruchtbarkeit des Bodens beruht, was aber auch das im Ganzen gesunde Klima der Halbinsel wenigstens in den Niederungen auf einige Zeit ungesund macht.

Daz das Klima jedoch ein sehr manchfach variiert sein muß, leuchtet von selbst ein. Von den schneigen Höhen der Alpenkantone über niedrigere Hochebenen bis zum sanften Thalland und Meergestade, — welch ein Wechsel. Der Parallel des Wendekreises, welcher nahe über Kalkutta und Kanton hinzicht, durchschneidet die nördliche Breite der Halbinsel und giebt im Allgemeinen die Grenzlinie der Tropenzone an. Somit haben wir auch hier alle Erscheinungen der tropischen Welt. Vor Allem herrschen hier die beiden regelmäßig abwechselnden Winde, Monsuns genannt; der eine gewaltige, von Südwest daherbrausende Sommer-Monsun (von April bis Oktober) schafft die eigentliche Regenzeit, die mit leichten Regenschauern beginnt, allmälig aber in gewaltige Regenströme und Wetterstürme übergeht. Nach dem Regen werden die Nächte kalt, dichte Nebel steigen auf, die in furchtbar prächtigen Gewittern sich niederschlagen. Bald nach Sonnenaufgang ist die Luft so warm, wie in den mildesten Frühlings-tagen im mittleren Europa um den Mittag. Gegen Mittag aber

wird es hier glühend heiß; Menschen und Thiere verbergen sich in ihre Wohnungen oder stillen Wälder. Und dieser rasche Temperaturwechsel macht diese Jahreszeit ungesund. In Folge der übergroßen Feuchtigkeit überzieht sich Alles mit Schimmel, und selbst der Leim der Geräthe verliert seine zusammenhaltende Kraft. Aber auch in raschster Zeit kleidet sich die Erde jetzt in frisches Grün; ein glänzender Mantel tropischer Pflanzenpracht legt sich über das ganze Land, zahllose Früchte der manchfältigsten Gattung und Größe strecken sich dem Wanderer entgegen, — die Natur prangt in ihrem Festtagsschmuck.

Den Sommermonsun löst der Wintermonsun ab, der vom November bis März aus Nordost weht, und zwar in viel geringerer Heftigkeit als sein Vorgänger. Er bildet die trockene Jahreszeit. In ihr wölbt sich ein tiefblauer Himmel über das Land. Zauberische Mondscheinnächte und erhöhter Sternenglanz kennzeichnen diese Zeit. Den Küstengegenden bringen überdies die täglich regelmässig sich ablösenden Land- und Seewinde erfrischende Kühlung.

Wir würden den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, wollten wir uns in die Schilderungen der Reisenden verlieren, die uns erst in neuerer Zeit genauere Blicke in diese großartige Welt thun lassen. Wir müssen uns auf allgemeinere Züge und zudem auf die Länderstriche beschränken, in denen unsre spätere Darstellung sich bewegen soll, — auf die englischen Küstenprovinzen und auf das barmanische Reich. Steigen wir von den Deltamündungen der Flüsse aufwärts, so stellt sich uns die Vegetation in folgender Reihe dar. Soweit Ebbe und Fluth in das flache Land eindringt, ist das Ufer mit einem dichten Walde eigenthümlicher Bäume und Sträucher von mässiger Höhe bedeckt. Es sind die hauptsächlich die Mangroves und Rhizophoren, die einen eigenthümlich grünen Walbgürtel um die Seestädte schlingen. Da wo die Einwirkung der Meeresthuth aufhört, beginnt die rauschende Schilfwaldung des wilden schlanken Zuckerrohrs. Dazwischen ragen einzelne 20—60 Fuß hohe Bäume empor, ohne sogenanntes Untergehölz. Weiter landeinwärts wechseln da, wo thätige Menschenhände sich regen, mit weitgestreckten Grasungen ansehnliche Reis- und Maisfelder, Bananen- und Pfefferpflanzungen, sowie die der Baumwolle, auf einzelnen Strecken auch Weizen und andere Getraidearten. Um Fuße der Gebirge und Thalgehänge betreten wir die Region des Dschangels, des wildverwachsenen Sumpf- und Waldgestrüppes, wo zwischen hochstammigen Bäumen und niederem Wald-

gebüsche üppige Grasflächen und weiterhin die bebauten Felder der Bergbewohner sich aufzuhun, wohin aber der Fremde durch das wilb-verschlungenen Dickicht den Pfad nicht finden kann. Die Ueppigkeit der Vegetation steigert sich, wir treten ein in die Riesenwälder des Teekbaumes (*Tectona grandis*), dieser Krone der asiatischen Wal-dungen. Er ist eine sogenannte Heerdenpflanze, die, zu einem wirklichen Walde sich entwickelnd, alle andern Bäume verdrängt und die Alleinherrschaft sich erobert. Er findet sich durch das ganze Bergland Hinterindiens. Er flieht die Niederungen, soweit die salzige Meer-flut vorbringen kann, während der wegen seiner außerordentlichen Zähigkeit geschätzte Sundaribaum (*Heritiera*) diese gerade liebt und hier höher wächst als in den Sundarbunds (*Sundariban*) von Bengalien, die von ihm den Namen tragen. Die Eiche findet sich auf den Höhen von Ava neben dem Teekbaum. Das Holz des letzteren trägt jedoch noch den Vorzug vor dem Eichenholze davon. Eben so stark wie das der Eiche, schwimmt es leichter, ist von entschiedenerer Dauer, kann grün verarbeitet werden, ohne Gefahr in Nässe oder zu großer Dürre zu Grunde zu gehen. Statt der eigenthümlichen Säure der Eiche, welche das Eisen rosten macht, hat das Teekholz ein Öl, welches den Rost hindert und den Termiten widersteht, was ihm einen entschiedenen Vorzug zum Schiffsbau giebt. Soll doch ein Schiff von Teekholz vier Eichenholzschiffe überdauern. Seine Ausfuhr ist deshalb groß. Tannen und Fichten finden sich auf den nördlichen Bergen, obgleich im Ganzen das Barmanenland kein Land der Nadelholz-waldung ist. Zu den nützlichsten Gewächsen gehören die Bambus- und Mimosenwaldungen. Die Rohrglieder von jenem werden zu passenden Gefäßen für den Hausgebrauch, die Röhre selbst zum Hausbau, das Holz von diesem aber wird zu Feldgeräthen, wie Pflug und Hacke, verwendet. Es ist auch hier ein Land der Palmen. Die Kokos-, die Nipa-, die Betelnuß- oder Areka-, die Fächer- und Palmyra-Palmen wiegen hier ihre Kronen. Weiter kommen vor Tamarinden, Aloe- und Sandelholz und Dammar, die Durian und Mangostane in vorzüglicher Güte. In der Obstkultur jedoch stehen die Barmanen noch zurück. Die gewöhnlichsten Früchte sind Mango, Orangen, Limonen, Bananen und die ursprünglich amerikanischen Ananas, Schuppenäpfel (*Anona*) und Papayas, die jetzt die Lieblingsfrüchte des Volkes geworden sind. Neben den gemeinen Hülsen-früchten aber ist, wie durch den ganzen Osten und Süden Asiens,

auch hier der Reis die Hauptnahrung. Der weiße wird in der Regenzeit, der rothe in der trocknen gebaut, Maisen nur in den oberen Provinzen. Tabak und Indigo, der Pfeffer- und Theestrauch, die süße Batate, Zwiebeln und Yams gehören zu den Kulturpflanzen. Der Sesam ist die beliebteste Delpflanze.

Was das Thierreich betrifft, so führen wir unter den Hausthieren an das Pferd (besonders von Pegu), das jedoch nur zum Satteln und Reiten, den Ochsen und Büffel, die zum Ackerbau, und zwar der gelehrige Büffel vor dem störrigen Ochsen, verwendet werden, und den Elephanten. Die drei letzteren kommen wild vor. Wilde Elephanten finden sich in allen tiefen Wäldern des Barmanenreiches. Sie zerstören je und je in zahlreichen Herden Felder und Wälder. Trotz schwerem Verbote werden sie dennoch von den Karenen gejagt, die ihr Fleisch als Delikatesse verspeisen. Alle Elephanten, wild oder zahm, sind nämlich königliches Eigenthum und gehören zum Luxus wie zum Transport des Hofs. An anderem Wild ist Überfluss: Rhinocerosse, Affen, Wölfe, Bären, Rothwild und Eber, der königliche Tiger, der gesleckte Leopard, wilde und zahme Katzen in Menge; dagegen kein Schakal, keine Hyäne, kein Fuchs; Schafe und Ziegen nur wenige. Das Schwein hat hier zu Land die eigenthümliche Aufgabe, Gassenfeger zu sein, was es eben nicht gerade liebenswürdiger macht. Den Hund sieht man dort gleichfalls, wie in andern Ländern des Orients, in großen Koppeln umherziehen, ohne daß sich jemand um ihn bekümmerte, in kläglichem Zustand von Hunger und Krankheit umgetrieben. An Geflügel im weiteren und engeren Sinne ist das Land sehr reich. Adler, Geier, Flamingos, Strandläufer, Schwäne, der wilde Hahn, immer ein Waldbewohner, Fasanen, Pfauen von prachtvollerem Gefieder als die indischen, Schwärme grüner Tauben, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Gänse und Enten bezeichnen diese geflügelte Welt. Die Gans ist das Wappen von Pegu, der Pfau von Ava. Auch der Drossel- und Finkenschlag erfreut das Ohr des Europäers. Dabei sind die eßbaren Vogel-nester der Seeschwalben nicht zu vergessen. Fünf verschiedene Arten von Bienen liefern Wachs und Honig in Menge. Prächtige Käfer und Schmetterlinge durchschwirren die Luft, und vor der Regenzeit ganze Wolken von fliegenden Ameisen. Daß bei den großen Wässern des Landes Alligators, Schlangen, Schildkröten und anderes Seegethier nicht fehlen, bedarf nicht erst bemerkt zu werden. Ohne Fische

vollends, die sich zum Glück reichlich finden, könnten die Barmanen nicht leben.

Hauptprodukt aus dem Mineralreich ist im Süden das Zinn, sowie Perlen, die im Mergui-Archipel gewonnen werden; weiterhin Kalkstein und weißer Marmor, aus dem die Statuen des Gaudama gefertigt werden, Edelsteine, besonders Saphire und Spinellrubine, Silber und Gold, welch letzteres uns von allen Pagoden und Tempelspielen entgegenglänzt. Denn Gold ist den Barmanen das Sinnbild alles Vortrefflichen; daher ist es nur den Göttern und dem Könige geweiht, der bei Audienzen unter dem Goldschmuck fast erliegt. Der König hat's gehört, heißt: „es ist zu den goldenen Ohren gekommen“; Audienz haben, heißt: „zu den goldenen Füßen gelangen“. Auch eine Standesperson wird als Herr Goldig (Maungschwe) angeredet. Ferner kommen vor Platina, Eisenerz, Kupfer, Blei, Antimonium, Amber, Kohle, Natron, Salz, und berühmt sind die vielen Naphtabrunnen im Innern des Landes, deren Öl in Tausenden von Krügen durchs ganze Reich verschickt und zum Lampenlicht verwendet wird. Überdies wird alles Zimmerholz damit bestrichen, um es gegen Insektenstich, besonders gegen den Fraß der weißen Ameise, und die Schiffe vor dem Wurmfraß zu sichern.

2. Ein Gesamtblick auf die Völker und Religionen Hinterindiens.

Wie im Mineralreiche, von dem wir eben geredet haben, es von außerordentlicher Wichtigkeit ist, den Fund- und Lagerort der Edelsteine und Metalle, sowie der andern Kinder des Erdinnern zu kennen, so verhält sichs in gewissem Sinne in dem höheren Reiche des Völkerlebens auch. Wie dort wesentliche Bedingungen ihres Vorkommens sich finden, wie ihre Umgebung bestimmenden Einfluß auf ihre Bildung und Krystallisation muß geübt haben; wie eine Gold- und Silberader zwischen anderem Metall und Gestein gleich einem krystallinen Quell sich hinzieht, oder in zersprengter Weise da und dort als ein heller Silberblick dem Bergmannen unverhofft entgegenleuchtet, ja wie edles Metall nicht selten in geringerem eingeklemmt vorkommt: so verhält sichs mit manch edlem Völklein der Erde auch. In der That trifft dieß Bild ganz besonders bei unserm Karenenvolke

zu, das den Gebirgen entlang und hinan in verschiedenen Altern und Stufen unter den mächtigeren Völkern der Barmanen, Peguaner und Siamesen sich hinwindet, und zwischen sie eingeklemmt und von ihnen gequetscht, oft genug ihren bestimmenden und hemmenden Einfluß erfahren mußte. Nicht anders als dem Bergmannen ergiebt es mit diesem Volke den Missionaren, diesen Bergknappen des Reiches Gottes, die unter den Völkern der Erde in den verschütteten Schachten der fünfzig Menschenseelen nach dem Silberblick der Erlösungsbedürftigkeit suchen. Ungesucht, so zu sagen, unverhofft und in überraschender Weise stießen sie unter den Völkern Hinterindiens, denen sie zunächst ihr Angesicht zugewendet hatten, auf diese Silberstufe des Bergvolkes der Karenen, und fort und fort wiederholte sich diese erfreuliche Erscheinung. Aber eben deshalb müssen wir, ehe wir ganz bei ihnen eintreten, zuvor einen kurzen Besuch bei ihren Mitbewohnern machen und zuerst diese selbst und dann die Erstlingsarbeiten der Missionare unter ihnen kennen lernen.

Vor Allem muß uns auffallen, daß diese große Halbinsel nicht so bevölkert ist, wie ihre reiche Naturausstattung erwarten ließe. Wäre sie bewohnt, wie Frankreich oder Deutschland, so müßte sie eine Bevölkerung von 120—145 Millionen, wenn so dicht wie China, mindestens 200 Millionen Seelen zählen. So weit jedoch eine annähernd richtige Schätzung geht, der freilich noch lange nicht überall zuverlässige Anhaltspunkte zu Gebote stehen, erreicht die Einwohnerzahl nicht einmal die Höhe von 30 Millionen. Ihr gemeinsames physisches Bild hat man in dem Namen Indochinesen auszudrücken gesucht. Denn sie haben verwandte Züge, theils mit den Hindu's und Malayen, theils mit den Mongolen und Chinesen. So bilden sie den Übergang von den hochstatischen Nationen zu denen des südlichen Asiens und der Inselwelt. Sie sind von kleinem gedrungenem, aber kräftigem Wuchse, regelmäßigem Körperbau, dunkelbrauner Haut, schwarzem grobem Haar, lebhaften großen schwarzen Augen, breitem Mund, stumpfer und flacher Nase, hervorstehenden Backenknochen. Eine eigenthümliche Kultur besitzen sie kaum, sondern ihrer geographischen Lage gemäß hat ihnen ihr geistiges Gepräge hauptsächlich Vorderindien und China aufgedrückt. Trotz dieser und anderer gemeinsamer Züge gehen die Bewohner Hinterindiens in verschiedene Völkerschaften auseinander, auch durch die Sprachen geschieden, die zwar der Mehrzahl nach auf einem ursprünglich gemeinsamen Bau

ruhend und mit Sanskrit- und chinesischen Wörtern vielfach durchflochten, dennoch sehr von einander abweichen. Nicht weniger als 12—14 Sprachen und mindestens 20 Mundarten werden auf der Halbinsel gehört. Da sind im Norden die Bergvölker der Garo's, der Naga's oder Kuki's, der Nora, der Singpho's, der Kassi im Tafel-lande Manipur; der Name Moythay, wie diese selbst ihr Land nennen, erinnert an die mehr östlichen Moy und Thay, welche schon zu der großen Völkergruppe der Schan gehören. Von ihnen verschieden sind die Katschari's im Lieslande gleichen Namens. Zu dem größeren Volke der Mranma's oder Barmanen, deren Sprache an die tibetische sich anschließt, gehören die Tipperahs, die Khyan, die bengalisch-gebildeten Mags oder Arakaner. Sehr verschieden, nur mit der Kol-sprache verwandt, ist die Sprache der Peguaner, Mon oder Talaings. Unter ihnen allen leben die Karenen, die sich hinüberziehen in das große Reich der Schan oder Thay und bis zu dem ihnen verwandten Volke der Lao's, durch deren Land die Handelsstraße nach China hinüber und von dort herübersährt. Nach Osten und Süden treffen wir die Schammar oder Kambodscher, die Moy oder Tschampa's, die Cochinchines, und zuletzt die Malayen auf ihrer langgestreckten Halbinsel. Dabei begegnen uns, wie natürlich, überall Chinesen, Hindu's, indische Moslems, Portugiesen und vor Allem die Engländer. In der That ein reiches und buntes Völkergemische und ein weites Feld für die Mission!

Ein Kenner der Länder und Völker, W. Hoffmann in Berlin, fasst die verschiedenen Züge in Leben und Sitte bei den wichtigsten Völkern Hinterindiens in folgendes Bild zusammen: „Der Barmane unterscheidet sich von allen östlichen Nationen durch seine größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit. Er liebt zwar die Ruhe wie der Hindu, aber sie ist ihm nicht das höchste Gut, sondern er folgt leicht dem Reize zur Thätigkeit, er greift jedes Werk rasch an und führt es mutig und beharrlich durch. Dagegen hat er nicht die heitere und leicht erregsame Gewandtheit des Annamesen, der neben seinem chinesisch-steifen und gravitätisch-langsamem Mandarin wie ein Mensch von anderem Stämme erscheint. Leider fehlt es dem Barmanen an jenem Anreiz, der allein in einer höheren Bildung, wie sie das Evangelium verleiht, reichlich genug vorhanden ist, um auch Nationen in stete Thätigkeit und regen Fleiß des Lebens zu versetzen, denen der reiche Boden bei geringer Arbeit alles für sie Wünschenswerthe

darbent. Von Büchern weiß er fast nichts, und Spiele, bei denen der heftige, leidenschaftliche Malaye seine Lebenszeit zu bringen kann, sind ihm zu langweilig. Wollte einer sein Hauswesen verbessern, so würde ihn dies der Expressum habensüchtiger Beamten, oder gar persönlicher Gefahr aussehen. So macht er sich denn zur Aufgabe, seine Lebenszeit mit weniger Arbeit, mit Jagd, Kampfspielen und träger Ruhe möglichst auszufüllen. Die nachwachsenden Geschlechter werden wie ihre Väter. Gegen Fremde ist man in Barma gastfrei und lieblich. Von einem Ende des Landes zum andern kann man ohne Geld reisen. Derselbe Wanderer wäre in Siam dem stets wachen Betrug, den Expressum hinterlistigen Geizes und im Lande der Malayen den Anfällen der Jornsucht dieses abenteuerlichen Volkes preisgegeben. Dagegen mag freilich des Nachbars Boot auf dem Flusse mit dem Untergang bedroht sein; die Angst der Familie um ihren Vater röhrt kaum den ruhigen Zuschauer. Erst wenn man ihn anruft, erhebt er sich und leistet kräftige Hülse. Nie sieht man unter Läusenden auch nur einen Betrunkenen. Wein, Opium und Alles was berauscht, liebt der Barmane nicht, während sein Nachbar, der Malaye, sich gar gern in wilden Sinnenrausch einwieg, der Siamese wenigstens den Brantwein liebt und daneben ein unmäßiger Esser ist, der Cochinchinese sich zwar mit seinem Thee begnügt, aber doch gar gerne bei Schmausereien sich für die Knechtschaft tröstet, die bei ihm sich im täglichen Leben fühlbar macht. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, wobei die Knaben kaum einen Vorzug vor den Mädchen haben, die das ganze Leben dauernde Chrfurcht der letztern, der äußere Anstand im Benehmen des weiblichen Geschlechts, der Ernst, mit dem überhaupt der Barmane auftritt, könnten eine angenehme Täuschung hervorbringen, als hätte hier das Heidenthum nicht seine gewöhnlichen Wirkungen geübt, oder als besäße der Buddhismus eine höhere sittliche Kraft. Auch die Ehrenhaftigkeit der Frauen in Siam, der romantische Anstrich des Malayen, die gutmütige Heiterkeit des Cochinchinesen haben schon manchem Reisenden ein freundliches Bild vorgemalt, aber nur bei kurzer und oberflächlicher Beobachtung. Die Bielweiberei herrscht auf der ganzen Halbinsel, in Siam auf eine Weise, welche die Menschheit tief herabwürdigt; Wollust und Unkeuschheit walten in einem Grade, der den tiefsten Abscheu und das schmerzlichste Mitleid erwecken muß; denn eben jene liebenden Väter verkaufen aufs schändlichste ihre Töchter, jene

abenteuerlichen Helden, und jene ernsten stolzen Familienhäupter sind die Sklaven der unnatürlichsten Wollust. Der Anstand ist nur Folge der Sklaverei, denn die Regierungen sind äußerst despottisch, und wie der Fürst seinen Unterthan, so achtet der Mann sein Weib kaum höher als ein Lastthier. Lüge, Hinterlist, Verstellung, Dieberei und die erniedrigendsten Laster verbinden sich bei den Völkern Hinterindiens mit einem Hochmuth, der den Malayen im Ehrenpunkte verleglich und rachsüchtig genug macht, um jeden Angriff mit einer Mordthat zu rächen, die übrigen Nationen aber jede sich selbst als den Mittelpunkt der Welt, ihren Fürsten als den König der Menschheit betrachten läßt."

Ein solcher König ist der unumschränkteste Gebieter über Leben und Tod, über Hab und Gut seiner Unterthanen, und die Missionar waren oft Zeugen der grausamsten Hinrichtungen und Abschlachtungen, ohne daß ein todeswürdiges Verbrechen vorausgegangen wäre; sie waren einfach von Laune und Willkür eingegeben. Wie die Kronbeamten vor dem Fürsten als willenlose Sklaven in eckler Weise kriechen, so hinwieder die Unterbeamten vor ihren Vorgesetzten; und jeder bis hinab zum einfachen Dorffschulzen sucht wieder in empfindlicher Weise sein Schässlein zu scheeren. Ganz besonders aber müssen den Druck die unterjochten Völkerschaften erfahren.

Dagegen weiß man nichts von dem widernatürlichen Kastenunterschiede Vorderindiens. Auch die Frau bewegt sich frei, eben oft nur zu frei. Sie besorgt ihre Einkäufe selber, leitet das Haushwesen, trägt zum Unterhalt der Familie durch Spinnen und Weben bei, wird im Familienrath gehört und weiß nichts von jener Scheu vor Fremden und Ausländern, die sonst dem weiblichen Geschlecht in den Heidenländern eigenthümlich ist.

Die Religion übt, wie überall im Orient, wenn auch selbstverständlich keinen tiefinnerlichen, so doch äußerlich einen großen Einfluß, oder daß wir besser sagen, sie spielt eine große Rolle. Darauf weisen uns hier überall die goldschimmernden Tempelgebäude, Kapellen, Pagoden, Standbilder und Klöster hin. Alles ist von der Religion umschlossen, jeder Schritt des Menschen vom ersten bis zum letzten Hauch; aber freilich auf eine Weise, die uns unwillkürlich an die äußerliche der katholischen Kirche erinnert, so daß sie eben leider keine große, lebenveredelnde, sittigende, hebende und tragende Macht bildet. Neben dem Cult des Confucius im Osten, dem Einflusse des Brahma.

manenthums im Westen, Muhammeds im Süden und dem Ahnen- und Geisterdienst der Bergvölker im Innern ist die Hauptreligion auf der Halbinsel der Buddhismus, dieser riesige Baum, der seine weiten Todesschatten über so viele Länder Asiens breitet. Nach Hinterindien ist die Lehre des Buddha über Arakan von Ceylon her eingewandert, von dieser, wenn auch nicht Urheimath, so doch wichtigsten Pflegerin des Buddha. Wann diese Einwanderung geschehen, ist ungewiß, nach Einigen etwa um 220 vor Christo, nach Andern bedeutend früher. Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte des Buddhismus zu geben, wohl aber die Hauptzüge seiner Lehre, und dies umso mehr, als auch ein Theil der Karenen sie angenommen hat. Dabei ist zu erinnern, daß diese Religionsweise, wie überall, so auch hier bedeutende Modifikationen und Schattirungen erlitten. Ihr Stifter hieß eigentlich *Saky amuni*, das heißt der Einsiedler aus dem Geschlechte der *Sakya*, ein Königsohn aus der Stadt *Kapila* im östlichen Gangethal. Seine Lebens- und Befehlungsgeschichte erinnert ungesucht an die des heiligen Franziseus. Der Ausdruck *Buddha* (der Wache) bezeichnet die Gottheit selbst. Von ihr lehrt er fünf Fleischwerdungen, vier sind geschehen, die fünfte steht noch in Erwartung. Die vierte ist die des *Gaudama* (in Indien *Gautama*), und unter diesem Namen wird er in Barma verehrt. Überall ist er abgebildet mit untergeschlagenen Beinen, in der Stellung tiefen Sinnens, mit langen Augen, der Adlernase, gekräuseltem oder im Zopfe gesammeltem Haar und indischen Gesichtszügen. Er kam etwa ums Jahr 626 vor Christo in diese Welt, nachdem er zuvor 400 Millionen Welten, und in diesen alle Stufen und Wandlungen des Lebens vom Wurm bis zum Säugethier und alle Zustände des menschlichen Daseins durchlaufen hatte. Im 35sten Jahr ward er Buddha, und nach 45 weiteren Jahren, nachdem er zahllose verdienstliche Werke gethan und treffliche Gesetze gegeben, gieng er mit 500 Priestern, seinen steten Begleitern, in das *Nigban* (indisch: *Nirwana*) ein, das ist in das ewige Nichts. In Ceylon wurden seine Lehren gesammelt und in der heiligen Palisprache niedergeschrieben. Diese bilden die einzigen heiligen Bücher der Barmanen. Die ganze Sammlung heißt *Betagat*. Worin aber besteht der Kern seiner Lehre? Der Buddhismus ist seinem innersten Wesen nach die Religion des absoluten Nichts. Das wahre Wesen alles Daseinden ist ihm das Nichtsein, die Nichtigkeit. Von Weltschöpfung und Vorsehung weiß er nichts. Die

Voraussetzung der Welt ist weder die Gottheit noch eine Urkraft, sondern die absolute Leere. Alles wird aus Nichts und durch Nichts, und ist und wird wieder zu Nichts; denn es ist von Haus aus nichtig. Alles ist eitel, Himmel und Erde und was darinnen ist, und auf den Trümmern der zusammenbrechenden Welt thront ewig das Nichtsein. In der That, eines solchen reinen Atheismus braucht sich der neueste Unglaube, der Materialismus, nicht zu schämen, — er ist ja nur der jüngste Bruder desselben, nur daß sein Lösungswort „Genuß“, das von jenem „Entsagung“ ist. Da fällt freilich die Frage nach Ursprung und Ende der Dinge in Eins zusammen. Wie die sogenannte Gottheit in ewigen Wandelungen durch die zeitlichen Gestaltungen geht, so entstehen und bestehen nach- und nebeneinander zahllose Welten und vergehen wieder wie Wasserblasen über dem Sumpfe. Alles Dasein ist ein Unrecht, alles Leben ein Sterben. Das Auge des Weisen sieht Alles in der Welt nur vom Schmerz durchweht. Auf diesen unendlichen Weltschmerz bezieht sich all sein Thun und Lassen. Der Charakter der Welt ist ein vierfaches Elend: die Geburt, das Alter, die Krankheit und der Tod. Ihr Symbol ist die aus dem Wasser aufsteigende und sich auf ihr schaukelnde Lotusblume; die kugelförmige Kuppel auf Tempeln und Pagoden ist Symbol der Wasserblase, und diese wieder allgemeines Sinnbild der nichtigen Welt. Die Gebetsräder der Buddhisten stellen das in endlosem Kreislauf rollende Leben dar, das unsägt und flüchtig, nie zur Ruhe kommt. Dabei ist zu beachten, daß die dem Gaudama-Buddha gezollte Verehrung nicht der eigentliche Cultus sein soll; sie sei nur ein dankbares Andenken an den menschlichen Lehrer der höchsten Weisheit, seine Anrufung nicht wirkliche Anbetung, seine Tempel nur Erinnerungshallen, seine Reliquien, wie Haarlocken, Nägel und besonders der linke Augzahn, heilig verehrte Andenken, Blumen und Rauchwerk, unter Lobgesang und Musik vorgebracht, nicht Opfer, sondern Verehrung. Aehnliche Unterscheidungen wie im Katholizismus. Der reine Buddha-Cultus, wie ihn freilich das Volk nicht faßt und übt, gilt der abstrakten Idee der Nichtigkeit. Daß aber eine solche nihilistische Lehre keine Kraft fürs Leben und Sterben habe, leuchtet von selbst ein. Daher dem gemeinen Volk Gaudama in größtem Sinne für einen Gott gilt, den es als lebendes Wesen anruft und für ewig bestehend hält. Die buddhistische Moral ist rein negativ. Die fünf allgemeinen Gebote für alle Menschen sind: Du sollst nicht tödten,

nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht lügen, keine berauschenben Getränke trinken. Säuber kommen in eine mit Roth und Schlamme gefüllte Hölle, oder werden wieder als Blödsinnige geboren. Die Geistlichen haben noch besondere Gebote. Der Mensch, von seiner Geburt an unheilig, unheilvoll, eben weil er existirt, soll sich aus dieser angeborenen Unheiligkeit emporarbeiten zur Heiligkeit — des Nichtsseins. Die Erkenntniß der Nichtigkeit hat er sich zu erringen durch tiefe Betrachtung, und ihr, als dem Einzigwahren, Alles zum Opfer zu bringen. In stoischer Ruhe sich über nichts freuen, über nichts betrüben, das ist weise. Während ein deutscher Philosoph lehrt: Was wirklich ist, das ist auch vernünftig, lehrt Buddha im Gegentheil: Alles Wirkliche ist unvernünftig; darum lern' es verläugnen, verachten. Daz bei solcher Weltentsagungslehre Chelosigkeit und Klosterleben nothwendig folgen als höchst verdienstlich, leuchtet ein. Die Geistlichen unterscheiden sich durch gelbe Kleidung, Tonsur und den Rosenkranz am Gürtel, leben in Collegien und Klöstern zusammen, die zugleich Unterrichtsstätten für das Volk sind, von dessen Wohlthätigkeit sie leben. Alles Heil ruht auf eigener Tugendübung, und bei allen schönen Anklängen an die christliche Lehre verderbt dieses Nähren stolzer Selbstdgerechtigkeit doch Alles wieder. Und die Aussicht hinüber ins Jenseits? Die ist trostlos. Die Seelen kommen je nach Verdienst in einen Himmel oder eine Hölle, aber nur um sie rasch zu durchleben und in ewiger Seelenwanderung so viel Thränen zu vergießen, daß der Ocean nur ein Tropfen dagegen ist. Auf diesem unendlichen Weg muß die Seele fortwandern, bis sie, aller Sinnlichkeit entkleidet, in den Hafen der ewigen Ruhe, das ist ins ewige Nichts eingehen darf. Fürwahr, eine Religion zum Verzweifeln, und wer es mit ihr ernst nähme, müßte in die grauenhafteste Trostlosigkeit versinken. Solche ächte Buddhaschüler sind freilich selten. Man findet sich mit seinem öffentlichen Gottesdienst ab, und im Leben treibt mans, wie mans mag. Daz es da freilich traurig genug hergeht, ist von selbst klar. Was anders aber vermöchte einem solchen Volke Licht und Frieden, göttliche Kraft und göttliches Leben zu bringen, als allein das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten.

3. Die ersten leidensvollen Missionsarbeiten.

Die Mission fand ihren Weg von Osten her in die Halbinsel, und zwar gieng auch hier, wie anderwärts, die katholische vor evangelischen voran. Eine blutige Verfolgung, die im Jahr 1624 die Jesuitenmissionare in Japan traf, trieb sie nach Hinterindien, das heißt nach Annam. In Barma selber haben Priester der Propaganda in Rom schon vor mehr als hundert Jahren festen Fuß zu fassen gesucht. Allein nicht einmal auf die Portugiesen, die mit ihren Abkömmlingen die eigentlichen Gemeinden bildeten, haben sie bedeutenden Einfluss gewonnen, der Heiden nicht zu gedenken. Erst unsrem Jahrhundert war es beschieden, den hellen Glanz des Evangeliums über diesem Lande aufzuleuchten zu lassen. Zwar war schon im Jahr 1754 wie dem europäischen Handel, so mit demselben auch dem Evangelium eine Pforte ins Land gebrochen durch den Dorfhäuptling Alompra, der sich zum Herrscher von Ava emporschwang, das südliche Pegu eroberte und fremdem Einflusse den Zugang zu seinem Reiche verstattete. Die europäischen Händler jedoch suchten zunächst nur nach den Schätzen des Landes, ohne ihm dafür den Einen guten Schatz, die kostliche Perle des Heils, zu bringen. Ein Umstand ganz anderer Art, ein recht schmerzlicher, führte die ersten evangelischen Missionare ins Land. Im holländischen Sirampur am Ganges hatten sich die englischen Baptisten-Missionare niedergelassen. Ihr Werk gedieh. Als sie aber ins brittische Bengal zu dringen versuchten, ward ihnen dies im Jahr 1806 von der dortigen Regierung, der englisch-ostindischen Handels-Kompanie, untersagt. So mussten sie ihre Blicke auf die Völker jenseit des Ganges und des Brahmaputra richten. Bald wurden auch drei aus ihrer Mitte, darunter Felix Carey, Sohn des ausgezeichneten Dr. Carey, hiezu ausgesondert. Am 23. Januar 1807 giengen sie unter Segel und am 10. Febr. lief das Schiff in den Hafen von Rangun ein. Sie mietheten sich ein Haus und begannen ihr Werk. Wie überall war auch hier der Anfang schwer. Nur langsam bemächtigten sie sich der barmanischen Sprache. Einzelne mussten wieder der Gesundheit wegen nach Sirampur zurück. Da gereichte ihnen zu großer Ermutigung die Ankunft der Missionare Pritchett und Brian von der Londoner Missionsgesellschaft. Allein der letztere sank bald ins Grab, und der erstere musste sich nach Bizagapatam zurückziehen. Nach vierjähriger Arbeit stand Carey allein

auf dem Plan, bis ihm am Ende des Jahres 1811 Missionar Kerr auf kurze Zeit zu Hülfe kam. Carey, von Haus aus Mediciner, hatte die Kuhpockenimpfung einzuführen begonnen, dadurch und durch seine übrigen medicinischen Kenntnisse sich die Kunst des Vicekönigs erworben, und nachdem er kurz zuvor eine Eingeborene geheirathet, ward er im Mai 1813 zum tiefen Schmerz seines Vaters an den königlichen Hof nach Ava gerufen, daselbst mit Kunstbezeugungen überschüttet und sogar vom Könige zu seinem Gesandten an den englischen Generalgouverneur von Ostindien ernannt. Deßhalb wollte er jetzt seinen bleibenden Sitz in Ava nehmen. Allein auf der Reise dahin im August 1814 fanden seine Gattin, seine zwei Kinder und deren Amme bei einem heftigen Sturm ihr Grab in den Fluthen des Irawady, denen er selbst nur mit äußerster Anstrengung entronnen war. Von seinen Geliebten sah er nichts mehr als den Leichnam eines seiner Mädchen, das im Ufergebüsch beerdigt ward. Von diesem erschütternden Ereigniß gebrochen, verlor es auch völlig seinen Missionismuth. Traurig verließ er das Land. Wie eine total entgegengesetzte Wirkung hatte diese dunkle Lebensführung doch bei ihm, als bei dem edeln van der Kemp, den ein gleiches Geschick im J. 1791 zum opferfreudigen Kassern-Missionar umgewandelt hat!

Indessen hatte der Herr schon die rechten Leute ausgerüstet und in das verlassene Feld gerufen. Es ist dieß Adoniram Judson mit seiner gleich heldenmütigen Gattin Anna geb. Hasseltine, welche beide am 13. Juli 1813 in Rangun als jugendliches Paar ans Land stiegen, und die, bis zum Tode treu, mit der barmanischen Mission so eins geworden sind, daß sie die Apostel von Barma heißen dürfen. Sie kamen in Rangun an, als Carey zum ersten Mal am Hofe sich befand, und wurden von seiner Gattin in das einsame, von Charter erbaute Missionshaus aufgenommen. Während sie sich in ihrer neuen Heimath zurechtfinden und einrichten, wollen wir einen Blick auf ihren früheren Lebensgang werfen, um zu erkennen, auf welchen Wegen sie der Herr für ihre hohe Lebensaufgabe zubereitete.

Adoniram Judson (geb. 1788) stammt aus einem alt ehrwürdigen Puritanergeschlechte, das, in seiner englischen Heimath um des Glaubens willen verfolgt, jenseit des Oceans in Neu-England eine neue Heimath gefunden. In dem Hause seines Vaters, eines Predigers in Massachusetts, herrschte noch der hohe Ernst, den die Väter einst mit herübergebracht hatten, und auch unser Adoniram wuchs

in demselben auf, ohne jedoch durch ihn zum lebendigen Christenthum geleitet worden zu sein. Nachdem er im elterlichen Hause seine erste Erziehung erhalten, kam er im Jahr 1804 in das Collegium zu Andover. In derselben Anstalt befand sich ein junger Mann, Namens E., der sich vor Andern durch seine hohe Begabung, sein liebenswürdiges, witziges und angenehmes Wesen, sowie durch zaubernde Manieren auszeichnete, dabei ein vollendet Gottesläugner. Bald war der Sohn des ernsten Puritaners nicht nur sein Bewunderer und Freund, sondern ein eben so entschiedener Bekennner seines Unglaubens. Abonitram war jedoch zu aufrichtig und männlich, als daß er diese Veränderung in seinen Glaubensansichten seinem Vater hätte verschweigen können. Dieser aber behandelte die Mittheilungen seines Sohnes ähnlich, wie es andere Väter thaten unter den gleichen Umständen, — mit der Strenge eines Mannes, der nie am eigenen Glauben gezweifelt hatte. Den Thränen, Klagen und Bitten der Mutter zu widerstehen, war für den jungen Gottesläugner schon schwerer. Indes machte er eine Reise durch die nördlichen Staaten Amerika's mit unklaren Plänen wissenschaftlichen Ehrgeizes, unruhig im Geist und elend am Herzen. Eines Abends spät kehrte er in einem ländlichen Gasthause ein, um daselbst zu übernachten. Als der Wirth ihm in sein Zimmer leuchtete, drückte ihm dieser sein Bedauern aus, daß er ihm seine Nachtherberge neben der eines jungen Mannes anweisen müsse, der schwer frank und allem Anscheine nach am Sterben sei. Judson versicherte mit anscheinender Kaltblütigkeit und Herzlosigkeit, daß ihn dies ganz nicht beunruhige. Nichtsdestoweniger drangen Töne aus dem anstoßenden Zimmer herüber, die ihm keine Ruhe ließen. Es waren nicht sowohl die Bewegungen der Wärter, die ihn in Unruhe versetzten, als vielmehr das Seufzen und Stöhnen des Kranken in der feierlichst stillen Mitternacht und der trübe Gedanke, daß der junge Mann wahrscheinlich am Sterben liege. Dazu kamen die frühen Eindrücke des Elternhauses und die neulichen Thränen seiner Mutter. Dies Alles war zu stark für seinen Unglauben. „War dieser Sterbende vorbereitet? bin ichs?“ frug er sich. Schamröthe überflog sein Gesicht bei dieser Frage; denn er fühlte die Hohlheit seiner armseligen Philosophie. Aber was würden seine früheren Studiengenossen zu dieser Schwäche sagen? was würde insbesondere sein klarer, verständiger, witziger Universitätsfreund von einer solchen kindischen Unruhe denken? Dennoch kehrten seine Gedanken immer

wieder zu dem Kranken zurück, der in des Lebens letzter Feuerprobe lag. „War er ein Christ, ruhig und stark in der Hoffnung des ewigen Lebens? oder erhebt er am Ufer einer dunkeln, unbekannten Zukunft? Vielleicht war er ein Freidenker, auferzogen von christlichen Eltern und begleitet von den Gebeten einer frommen Mutter.“ — So wogte es in ihm auf und ab. Er erinnerte sich, daß der Wirth ihm denselben als einen jungen Menschen beschrieben hatte, und es drängte ihn im Geiste sich an das Sterbebette zu stellen, obwohl er mit aller Macht dagegen kämpfte. So kam der Morgen, und die helle Fluth des Lichtes, die sich in sein Zimmer goß, zerstreute, wie er sich für den Augenblick beregte, alle seine abergläubischen Nachgedanken. Sobald er sich erhoben, suchte er den Wirth auf und fragte nach seinem kranken Hausgenassen. „Er ist todt!“ war die Antwort. — „Todt?“ — „Ja, er ist dahin, der arme Bursche! Der Arzt sagte, er würde wahrscheinlich die Nacht nicht überleben.“ — „Wissen Sie, wer er war?“ — „O ja, er war ein junger Mann vom Providence-Collegium; ein sehr hübscher Junge. Sein Name ist E.“ — Judson war wie vom Schlage gerührt. Es war Niemand anders, als sein angebeteter Freund, der ihm zuerst die Zweifel des Unglaubens ins Ohr gestüstert. „Todt!“ dachte er bei sich selbst; „verloren, verloren!“ — An diesem Tag merkte er, daß er ohne Christenthum nicht leben könne; er fühlte die Wahrheit des Evangeliums, gab den Reiseplan auf und lenkte seine Schritte heimwärts. Dies war der Wendepunkt seines Lebens.

In der Stille des elterlichen Hauses, mehr noch in dem theologischen Seminar zu Andover, in das er bald als ein Wahrheitssuchender eintrat, fand er die volle Zuversicht des Glaubens und den Frieden des Herzens in der Versöhnung Christi. Sein inneres Leben gedieh, gehoben und getragen durch die Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde. Da, gegen Ende des letzten Jahres seines Aufenthaltes im Seminar, fiel ihm, wie zufällig, die berühmte Predigt des Dr. Claudius Buchanan „der Stern im Morgenlande“ in die Hände, die ihn dergestalt bei Tag und Nacht beschäftigte, daß er den Gedanken, als Missionar ins ferne Indien zu gehen, nimmer los ward, bis er sich eines Tages im stillen Gehölze hinter dem Seminar vor dem unsichtbaren Gott feierlich diesem heiligen Berufe weihte. Er schrieb an die Londoner Missionsgesellschaft, — denn ein solcher Gedanke war in Nordamerika überraschend neu; diese lud ihn zu einem Besuche

ein, und das Resultat seines einjährigen Aufenthalts daselbst (1811) war, daß nach seiner Rückkehr die große Amerikanische Missionsgesellschaft (American Board of Commissioners for Foreign Missions) gegründet ward. Er sprach sich über seinen Entschluß gegen Anna Hasseltine, seine Verlobte, und deren Vater offen aus. Beide sprachen ihr Ja und Amen dazu.

Anna, die hochherzige Genossin seines künftigen Lebens, die erste Amerikanerin, die unter die fernen Heiden zu gehen wagte, war in allem Comfort amerikanischen Lebens aufgewachsen. Bis in ihr siebzehntes Jahr glänzte diese schimmernde Blume in der etiellen Welt. Da ward sie, durch einige religiöse Versammlungen angeregt, auf einmal ernster und fragte nach dem großen Ziel des Lebens. Sie las die Schriften der besten englischen und amerikanischen Gottesgelehrten. Schon als Kind ein energisches willensstarkes Mädchen, wollte sie jetzt in der Blüthe des Lebens nicht müßig sein. Und wie sich die englischen und amerikanischen Frauen vor andern durch die besondere Begabung höherer praktischer Thätigkeit auszeichnen, durch die sie ihren Nebenmenschen zu nützen wissen, so eröffnete auch unsre Anna jetzt nicht nur eine Sonntags-, sondern eine Alltagsschule. In dieser süßen Thätigkeit des Jugendunterrichts verflossen ihr vier Jahre, als sie durch Judson in das weite Arbeitsfeld der Mission gerufen wurde. An dieß edle Paar schlossen sich vier gleichgesinnte Freunde Newell, Nott, Hall und Rice mit ihren Frauen an. Am 19. Februar 1812 lichtete ihr Schiff zu Salem die Anker, das sie nach einer angenehmen Fahrt am 18. Juni nach Kalkutta brachte, wo sie der ehrwürdige Veteran der Missionare, Dr. W. Carey, herzlich bewillkommen und in sein gastlich Haus nach Sirampur brachte. Das waren Tage der Ermuthigung, die sie unter den würdigen Vorkämpfern der Mission, einem Carey, Marshman und Ward, verbrachten; und der Blick auf ihre Thätigkeit bot ihnen ein glänzendes, in die Farben der Hoffnung getauchtes Gemälde dar. Sie bedursten dieß. Die englisch-ostindische Regierung, der Mission ohnedies nicht hold, erfuhr nicht sobald ihre Ankunft, als ihnen die bestimmteste Weisung zuging, sogleich das Land zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren. Denn daß sie Amerikaner waren, verschärftet bei der damaligen Spannung zwischen England und Nordamerika den Befehl. Nach manchen Schwierigkeiten erhielten sie endlich die Erlaubniß nach Isle de France (Mauritius) zu segeln. Allein

das dahingehende morsche Schiff konnte nur zwei von ihnen mitnehmen. Später folgten auch Judsons dahin, nachdem sie verschiedene Misgeschicke erlebt. Frau Newell aber war indeß von dieser Insel „in das Land des ewigen Friedens eingegangen“.

Schon auf der Reise nach Indien waren Judson ernste Bedenken über die Schriftmäßigkeit der Kindertaufe aufgestiegen. Bei den Brüdern in Sirampur darin bestärkt, trat er mit seiner Gattin zu den Baptisten über. Er meldete dieß sogleich nach Boston seinen Vorstehern, in vollem Bewußtsein, daß er sich dadurch die äußerer Existenzmittel abgeschnitten. Allein auch dieser Schritt, aus Überzeugung gethan, hatte die gute Folge, daß jetzt die amerikanischen Baptisten sich in Philadelphia zu einer Missionsgesellschaft (American Baptist Missionary Union) den 18. Mai 1814 zusammengethaten, die das künftige Arbeitsfeld Judsons als das ihrige betrachtete. Freilich erfuhr er davon erst zwei Jahre später. Und so war ihr Gang, in der That äußerlich nicht sehr ermutigend, ein Gang im Glauben. Dennoch sprach man ihnen zu, noch einmal einen Versuch in Indien zu machen. Im Juni 1813 kamen sie in Madras an. Die Stimmung der Regierung war jedoch nicht freundlicher geworden. Die Notwendigkeit, sich wieder einzuschiffen, lag dringend vor. Nach genauer Erfundigung, welches der im Hafen liegenden Schiffe zuerst unter Segel gehen würde und wohin? hieß es: nach Rangun. Der Würsel war gefallen. Durch „den Zorn der Menschen“ wurden sie ihrem gottbestimmten Arbeitssfelde entgegengetrieben. Auf der Fahrt stürzte ihnen ihr braves europäisches Dienstmädchen, das ihnen die Freunde in Madras mitgegeben, plötzlich tott nieder. Frau Judson wurde gefährlich frank. „Endlich,“ schreibt Judson, „brachte uns die Hand des Herrn wohlbehalten über die schwarzen Felsenrisse dieser Meerestrasche hinüber, und ein sanfter Wind wehte uns glücklich in den Hafen von Rangun hinein.“

Rangun (d. h. Friedensstadt) ist der erste Hafen des Barmanenreiches, sechs geographische Meilen landeinwärts am östlichen Irawaddy-Arm gelegen. In ihr concentrirt sich der Handel mit dem Auslande; sie kam jedoch erst durch Alompra, der im Jahr 1757 ganz Pegu eroberte, in besonderen Flor, während die Engländer schon vorher in dem etwas südöstlicher gelegenen Sirian eine Faktorei besaßen. Das Klima ist für ein tropisches angenehm und verhältnismäßig gesund,

ähnlich dem von Bengalen. „Im November steigt das Thermometer von 12 bis 24° R., im März und April, den heißesten Monaten des Jahres, von 18° am Morgen bei Sonnenaufgang bis über 30° in der Mittagsstunde. Die starken Wechsel der Kühlung in der Nacht, welche die Hitze des Tages ausgleicht, hält man für gesund.“ Eine große Mannichfaltigkeit von Schönheiten bietet die Natur dar. Die Umgebungen, die mit Buddhaländern wie übersät sind, wechseln wellenförmig mit fruchtbaren Hügeln ab, von denen aus man eine prachtvolle Aussicht genießt, zumal auf das vielfach verschlungene Wasserreich des Irrawadydelta. Die sanste Erhebung des Bodens schützt die Stadt vor den Überschwemmungen, welche jährlich das übrige Delta überfluten. Stadt und Vorstädte mit ihren engen, aber gepflasterten Straßen und unregelmäßig hingeworfenen Häusern und Bambushütten ziehen sich an den Ufern des Stromes hin. Hinter ihnen erhebt sich eine Art Festung. Von einem ihrer Thore führt eine hölzerne Brücke zu der noch höher gelegenen größten Merkwürdigkeit der Stadt, zu den Tempelgebäuden des Schu Dagon, des ältesten Landesgözen, dessen Erbe aber vorlängst Gaudama-Buddha geworden. Der Tempel von wunderlicher Architektur, mit phantastischem Schnitzwerk, pyramidalaufsteigenden Spangen und goldenen Schirmdächern geziert, ist berühmter noch durch seine Reliquien: Stab, Wasserschale, Badgürtel der drei ersten Inkarnationen des Buddhas, und acht Haupthaare des Gaudama, was ihn zum zahlreich besuchten Wallfahrtsorte macht; er ist berühmt auch durch seine große Glocke von sieben Ellen im Durchmesser und 50,000 Pfund Gewicht (die Glocke zu St. Paul in London wiegt nur 11,470 Pfund). Von seiner Höhe beherrscht er die ganze Umgegend. Über die Reihen hoher Bäume emporragend, die ihn umgeben und in deren Schatten sich im März die Pilger zur Feier ihrer Feste sammeln, strahlt er mit seinen goldenen Dächern und Zinnen, zumal bei Sonnenschein, in wahrhaft blendender Pracht meerwärts den nahenden Schiffen entgegen. In Stadt und Hafen selbst bewegt sich ein buntes Gemisch von Volksgenossen verschiedener Zungen: Peguaner, Barmanen, Chinesen, Malabaren, Mohren, Armenier, Perse, Portugiesen, Franzosen. Englische Familien waren keine da, als Judson ankamen.

In dieser sogenannten Stadt des Friedens sollte Judson dem Evangelium des Friedens eine Pforte brechen in diez göhndienerische Land. Und er war dazu vor Andern angehau durch seinen hellen

Verstand, seine unüberwindliche Willenskraft und Ausbauer, die ihn ringen hießen mit jeglicher Schwierigkeit, wenn er einmal seinen Vor- satz gefaßt und seine Pflicht erkannt hatte; durch den Zug seines Geistes zu wahrhaft großen Dingen, der ihm von Kind auf eigen war. Diese Naturgaben, geheiligt durch den Einfluß der göttlichen Gnade, machten ihn zu einem ausgezeichneten Bahnbrecher für die Mission. Und seine Gattin stand ihm hierin ebenbürtig zur Seite. Dessen bedurfte es in der That zu solchem Neubruch.

Das Missionshaus, das sie aufgenommen, lag außerhalb der Stadt. Es war von einem Garten umgeben und gewährte eine freundliche Aussicht in die Landschaft. Hier begannen sie die schwierige und eintönige Arbeit der Sprachenerlernung, diese heiße Geduldsprobe und Läuterung für jeden Missionar, der, im Heidenlande angekommen, im Drang der Liebe den armen Seelen nur gleich Christum und sein Erbarmen anpreisen möchte. Zwölf Stunden wurden täglich mit dem Studium der barmanischen Sprache verbracht, um womöglich recht bald mit den eigentlichen Kindern des Landes verkehren zu können. Und fürwahr eine leichte Aufgabe war dies nicht. Die Vorarbeiten waren gering; eine handschriftliche Uebersetzung etlicher Stücke des Neuen Testaments und gleicherweise eine barmanische Sprachlehre lagen vor; die Sprache selbst war außerordentlich schwierig. „Wir finden,“ schreibt Judson, „daß die Buchstaben und Wörter nicht die geringste Ähnlichkeit mit irgend einer Sprache haben, die wir bis dahin kennen. Die Wörter, nicht hübsch getrennt und unterschieden durch Zwischenräume, wie in abendländischer Schrift, liegen in Eine ununterbrochene Linie zusammen, so daß ein Satz oder Abschnitt dem Auge nur als Ein langes Wort erscheint; und anstatt klarer Schriftzeichen auf dem Papier haben wir nur undeutliches Gefritz auf getrockneten Palmblättern vor uns, aufgereiht an einer Schnur, und Buch genannt.“

Nichts destoweniger wagte sich der unermüdliche Judson schon im Jahr 1815 an die Erlernung des Pali, der heiligen Sprache der Buddhisten, und an die Absaffung einiger Traktate in der Landessprache. Höchst erwünscht war daher im folgenden Jahr die Ankunft der Geschwister Hough (Hoff) mit einer Druckerpreß; um so erwünschter und mutstärkender, als sich bis dahin zu ihnen noch kein Laut von Nachfrage nach ihrer Friedensbotschaft von Seiten der Ein- geborenen verloren, und sich soeben das Grab ihres einzigen Kindes,

eines holden Knäbleins von acht Monaten, geschlossen hatte. An dieser theuren Stelle, umschattet von einigen Mangobäumen, weiste Frau Judson oft; „aber,“ schreibt sie ihrer Schwester, „Gott ist immer derselbe, wenn er wohlthut und wenn er Leiden zu tragen auferlegt; und auch am Grabe meines Lieblings will ich den Reichthum seiner Güte preisen.“

Im Jahr 1817 schiffte Judson nach Tschittagang, um einen eingebornten Christen zum Predigtgehülfen zu gewinnen. Monate vergingen; man erfuhr nichts von ihm. Mittlerweile wurde Hough vor den Gerichtshof gefordert und gefangen gehalten, ohne zu wissen warum, bis ihn die mutige Frau Judson von dem Vicekönig losbat. Man hatte geglaubt, er stehe in Verbindung mit einigen portugiesischen Priestern, welche der König aus dem Lande gewiesen. Das Gerücht von einem Kriege zwischen England und Barma verbreitete sich, die Cholera brach in Rangun aus. Houghs schiffen sich nach Kalkutta ein und wollten die verlassene Frau Judson mitnehmen. Allein sie blieb auf ihrem Posten, und siehe — ehe jene abfuhr, kam Judson an, den der Sturm nach Madras verschlagen hatte.

Fünf Jahre mühsamer Vorarbeit waren vergangen. Die Missionsgesellschaft in Amerika äußerte ernste Bedenken über die Erfolglosigkeit. Judson verlor den Muth nicht. Er schrieb zurück: „Erlauben Sie uns in der Verborgenheit fortzuarbeiten, und nach zwanzig Jahren mögen Sie wieder von uns hören.“ Und auf die Frage: „Halten Sie die Aussichten auf die baldige Bekämpfung der Heiden für glänzend?“ erwiederte er: „So glänzend, wie die Verheißungen Gottes.“ Einige Theile der Schrift und eine kurze Abhandlung über die christliche Glaubens- und Sittenlehre, die in Rangun und in der Umgegend verbreitet worden waren, fiengen an zu wirken. Bei nahe täglich fanden sich jetzt Leute im Missionshause ein, die nach christlicher Belehrung frugen. Frau Judson unterhielt sich mit den Frauen. Ihre Sonntagsschule wurde von 15—20 Töchtern besucht. Judson fand es jetzt an der Zeit, einen öffentlichen Schritt zu thun. Dem Vorgang der Buddhistenlehrer folgend, errichtete er im April 1819 ein Bayat, d. i. eine Hütte am Wege von Bambus, mit Stroh gedeckt und offen nach Vornen. Er wählte dazu die Straße zur großen Pagode, wohin immer Leute sich drängen. Da saß er mit seinen Übersetzungsarbeiten, oft einen ganzen Tag ohne Besuch; an einem andern stahlen sich Einzelne zu ihm herbei. Am 27. Juni

1819, es war ein Sonntag Abend, durfte er den Christling aus den Barmanen taufen, mit Namen Maung Nau, in einem Leiche, auf den ein großes Bild Gaudama's niederschante. Maung Nau wurde ein wackerer Gehülfie Judsons, ein tapferer Streiter Jesu Christi, und, was das Höchstliche ist, bis zum Tode tren. Ein verheizungsreicher Anfang. Am 7. November wurden zwei weitere getauft, gelehrte Barmanen. Judson schreibt: „Keine neugierige Menge füllte den überschattenden Hügel. Kein Loblied that die frohlockenden Gefühle unserer Herzen kund. Stille und Ernst durchdrang die Scene. Wir fühlten uns an den Ufern des Wassers als ein kleines, schwaches, vereinsamtes Häuslein. Aber vielleicht nahmen einige über uns schwebende Engel Anteil an dem Ereigniß; vielleicht blickte Jesus auf uns nieder und bezeichnete uns als sein Eigenthum; vielleicht wird er uns, wenn wir ihn nicht verleugnen, eines Tages öffentlicher noch bekennen, als wir ihn jetzt zu bekennen wagen.“

Die heidnischen Beamten und Priester fiengen bald an die Mission feindselig zu behandeln. Das schreckte die Suchenden ab und brachte die Missionare zu der schmerzlichen Überzeugung, die Missbilligung der Regierung möchte als ein Mehlstau die Knochen ihrer schönen Aussicht verderben und ihre Hoffnungen in den Staub legen. Sie entschlossen sich, ihre Sache vor den Kaiser zu bringen, in der Hoffnung, wenigstens für sich selber Duldung zu erlangen und für ihre Neubefahrten. Ein entscheidungsvoller Schritt. Vom Vicekönig mit einem Passe versehen, von dem neuangekommenen Missionar Colman und dem treuen Maung Nau begleitet, schiffte Judson am 21. December 1819 den Irrawady hinauf zu der etwa 200 Stunden entfernten Residenz Amarapura, wo sie am 26. Januar 1820 ankamen. „Wir bringen,“ schreibt Judson, „in das Herz eines der großen Reiche dieser Welt, um seinem despotischen Herrscher förmlich das Evangelium anzubieten, und durch ihn den Millionen seiner Untertanen. Möge der Herr uns begleiten und unsern Versuch mit dem erwünschten Erfolge krönen!“ Es sollte anders gehen. Sie hatten als geeignetstes Geschenk eine prachtvoll gebundene Bibel in sechs Bänden gewählt, an der der Glanz des Goldes nicht fehlen durfte, da sie „das goldene Angesicht zu sehen“ wünschten. Sie begaben sich zuerst zu dem früheren Vicekönig von Rangun, dessen Gattin besonders der Frau Judson geneigt gewesen; beide sprachen ihren Einfluß beim Kaiser geltend zu machen. Indeß was ist ein

orientalischer Hößling? Ein machtloser Schatten. Doch sollten sie am 29. Januar zur Audienz vorgelassen werden. Wir dürfen die interessanten Schilderungen derselben aus der Feder Judsons nicht wiedergeben, wie sehr wir uns auch dazu versucht fühlen; dürfen uns nicht aufhalten bei der blendenden Pracht der kaiserlichen Hofburg, den umständlichen Ceremonien des Empfangs, dem bangen Harren auf den Eintritt des Kaisers, wie sich bei demselben alle Hößlinge auf das Angesicht warf en und in dieser demüthigenden Lage verharrten. Nach einem Blick auf die Missionare und einigen Fragen nach ihrem Beruf und Begehr ließ sich der Herrscher nieder auf seinen Thron und hieß, die Hand am Schwerte, den Staatsminister Maung Zah ihre Bittschrift vorlesen und dann sich überreichen. Er überblickte sie und legte sie weg, ohne ein Wort zu sagen, nahm dann aus der Hand seines Ministers den uns schon bekannten Traktat, welchen Judson demselben inzwischen überreicht hatte. Der Kaiser las bis an den Satz: „und außer ihm ist kein Gott,“ — da warf er ihn mit einer gleichgültigen oder verächtlichen Miene auf den Boden. Von ihrem Geschenk nahm seine Majestät gar keine Notiz. „Unser Schicksal war entschieden,“ bemerkte Judson. Der Minister dolmetschte den Willen seines Herrn. „Auf eure Bitte giebt seine Majestät keine Weisungen, und eure heiligen Bücher haben keinen Nutzen für sie; nehmt sie hinweg!“

Mit schwerem Herzen traten sie die Rückreise an, entschlossen, Barma's Boden zu verlassen. Allein ihre kleine Heerde bat sie unter Thränen und in den herzbeweglichsten Worten, doch zu bleiben bis auch acht oder zehn im Glauben fest wären, daß sie einen derselben ihnen als Lehrer vorsezgen könnten. Judsons blieben, Colmans gingen nach Tschittagang, wo Colman selbst bald ins Grab sank. In Rangun aber nahm das Werk des Herrn zu. Der begabte Lehrer Maung Schwe Gung und sechs andere wurden bald durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufgenommen. Als schon Alles einen fröhlicheren Anblick gewährte, mußte Frau Judson ihrer Gesundheit wegen in ihre Heimath, während er selbst durch die Ankunft des Arztes Dr. Price mit Gattin (December 1821) und durch das Wachsen seiner Gemeinde über den Schmerz der Trennung getrostet wurde. Dr. Price wurde bald an den Hof gerufen, der nach Awa verlegt war, und huldvoll empfangen. Judson hatte ihn begleitet. Die Aussichten für die Mission schienen diesmal günstiger zu sein. Anfangs 1823 kehrte

er nach Rangun zurück, wo er seine Gattin wieder frisch und gesund begrüßen durfte, und mit ihr die Geschwister Wade, die als weitere Gehülsen mitgekommen waren. Das Neue Testament, sowie eine Sammlung von Kernstellen des Alten Testaments, waren zum Druck bereit. Judsons reisten jetzt zu Ende des Jahres 1823 nach Awa, um in der Hauptstadt das Werk des Herrn fortzuführen. Die Andern blieben in Rangun. Alles schien hoffnungsvoll. Allein der Sonnenschein war kurz. Wetterwolken thürmten sich. Die große Trübsal kam. Im Frühling des Jahres 1824 brach der Krieg zwischen England und Barma aus. Je näher Judsons der Residenz kamen, desto kriegerischer sah es drein. Doch wurde ihnen dort von hoher Seite erklärt, daß sie nichts zu fürchten hätten. Allein die Ereignisse im Süden veränderten die Sachlage. Im Mai erschien plötzlich eine englische Kriegsschiffe im Hafen von Rangun. Das erste Gewitter entlud sich dort über die hilflosen Missionsfamilien. Trotz ihrer Vorstellungen, daß sie in keiner Weise mit der englischen Regierung in Verbindung ständen, wurden Hough und Wade von ihren Frauen getrennt und wie die andern Europäer ins Gefängniß geschleppt. Aneinander gekettet, von bewaffneten Männern bewacht, harrten sie des Ausgangs. Der Vicekönig hatte den Befehl gegeben, sie zu ermorden, sobald der erste Schuß englischerseits fallen würde. Das Feuer begann. Die Hüter aber, von panischem Schrecken ergriffen, flohen. Schon schöpften unsre Gefangenen Hoffnung, als 50 Barmanen hereindrangen, ihnen die Kleider abrißten und sie auf den Richtplatz schleppten. Der Scharfrichter mit erhobener Hand und gezücktem Messer erwartete den Befehl zum Hieb, als Hough das tödtliche Schweigen brach und sich als Friedensvermittler anbot. Dies wurde angenommen. Die Andern wurden wieder in Fesseln geschlagen. Am folgenden Tag nahmen die Engländer die Stadt — in Folge davon wurden sie frei. Ihre Frauen waren gleichfalls wunderbar bewahrt geblieben. Sobald sich die Missionsgeschwister ein wenig erholt hatten, schifften sie nach Kalkutta, wo sie bis zum Schluss des Krieges weilten, den Druck von Judsons Neuem Testament vollendeten und ein barmanisches Wörterbuch sammelten. Mittlerweile erreichte die Nachricht vom Fall Ranguns den Hof von Awa, gegen welchen die britische Armee unter Sir Archibald Campbell siegreich vorrückte. Judson und Dr. Price wurden vorgesordnet, weil man sie mit den Engländern in Verbindung glaubte, von welchem

Verbacht sie sich jedoch glänzend reinigen konnten. Allein der König befahl, „die zwei weisen Lehrer“ fogleich fest zu nehmen. Frau Judson schildert uns die Gefangennehmung ihres Mannes also:

„Am 8. Juni, als wir gerade das Mittagessen bereiteten, stürzte ein Gerichtsdienner mit zwölf Barmanen herein. Einen derselben erkannten wir an seinem besleckten Gesicht als Scharfrichter. 'Wo ist der Lehrer?' war die erste Frage. Judson präsentierte sich. 'Sie sind zum Könige gerufen,' sagte der Gerichtsdienner, — eine stehende Formel, die immer die Gefangennehmung anzeigen. Augenblicklich ergriff der Scharfrichter meinen Mann, warf ihn zu Boden, umwand ihn mit einem dünnen Strick so fest, daß er ihm ins Fleisch einschnitt. Ich saßte ihn am Arm. 'Halt,' sagte ich, 'ich will Ihnen Geld geben.' — 'Pack' sie auch,' schrie der Gerichtsdienner, 'denn sie ist auch eine Fremde.' Indes kamen die Nachbarn herbei. Die kleinen Barmanenkinder schrieen, die Diener standen bestürzt da, der Scharfrichter zog mit wilder Freude die Stricke fester, und schlepppte ihn fort, ich wußte nicht wohin.“ — Das war der Noth Anfang. Man warf ihn, wie Price, in den sogenannten „Todeskerker“, mit drei, später mit fünf Paar Ketten so an einen Pfahl geschlossen, daß jede Bewegung unmöglich war. Frau Judson wurde in ihrer Bewohnung bewacht. Sie schloß sich mit ihren vier barmanischen Mädchen in das innere Zimmer ein und schob den Riegel vor. Welch eine Nacht! Die lärmende Wache ließ ihr keine Ruhe, und der Kummer um ihren Mann ver-schreckte den Schlaf von ihren Augen. Aber von nun an entfaltet sich die Kraft in der Schwachheit. Sobald man sie aus ihrem Hause ließ, suchte sie alle Thüren zu sprengen, um zu ihrem Manne zu gelangen. Von einer abgewiesen, trat sie vor eine andere. Sie schrieb an eine Schwester des Königs, die sie kannte. Am dritten Tage wurde sie vor den Gouverneur der Stadt gelassen. Durch Bitten und Geschenk erhielt sie die Erlaubniß, ihren Mann zu besuchen, und das Versprechen, daß man seine Haft erleichtern wolle. Die Gefangenen wurden jetzt in eine Hütte innerhalb der Gefängnißmauern eingeschlossen, wohin sie ihnen Nahrung bringen und auf wiederholtes Flehen sich selbst eine Bambushütte im Hofe des Gefängnisses aufrichten durfte, um besser für ihre Bedürfnisse sorgen zu können. Indes war ihr Eigenthum in ihrer früheren Wohnung mit Beschlag belegt worden, wo sie jedoch die Manuscripte und etwas Silber unter den Boden versteckt hatte. Unter solchen Umständen

ward sie Mutter. Sie geba^r ein Mä^dchen, „ein Kind des Jammers, getauft in Thränen“. Als sie wieder nach ihrem Manne sehen konnte, war der wieder grausamer eingekerkert denn je; mit mehr als hundert Engländern und Amerikanern in der heißesten Zeit des Jahres in einem kleinen Raum zusammengedrängt, in den keine andere Lust als durch die Riken der Bretter drang. Judson, wie die andern, vom Fieber ergriffen, kam dem Tod nahe. Auf die flehentlichen Bitten der trauernden Gattin und Mutter — ihr Kindlein hatte die Pocken — ward ihm ein Löwenbehälter zur Wohnung vergönnt, dessen eigentlicher Bewohner kurz zuvor gestorben war. So schlichen elf schwere Monate hin, ohne daß diese „Mitgenössin an der Trübsal“ im Dienst der Liebe müde geworden wäre. Aber siehe; eines Morgens waren die Gefangenen alle fort. Sie waren in heißer Sonnen-glut wie Sklaven nach Ungpenlä bei Amarapura in einen andern Kerker getrieben worden, um als Opfer geschlachtet zu werden, damit die Gottheit den barmanischen Waffen wieder den Sieg zuwende. Der Gouverneur, welcher Mitleid mit Frau Judson hatte, wollte ihr den herzzerreißenden Auftritt der Trennung ersparen, und hatte sie deshalb, während sie abgeführt wurden, zu sich gerufen. Sie ruhte nicht. Sie mußte den neuen Aufenthalt ihres armen Gatten wissen. Der war nicht so bald in Erfahrung gebracht, als sie dahin mit ihrem Kinde und zwei barmanischen Mä^dchen in Begleit eines treuen Dieners ausbrach. In einem verfallenen Gebäude ohne Dach fand sie die Gefangenen den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, zwei und zwei aneinander gefetet. Zu deren Erquickung verbrachte sie weitere sechs Monate des Glends in der schmutzigen Hütte eines Gefangenwärters, der ihr darin ein Plätzchen eingeräumt. Endlich ergriff das Fieber auch sie, und zwei Monate lang lag sie auf einer Matte nahezu bewußtlos. Ihr armes Kind ward von Hand zu Hand von mitleidigen Barmeneweibern gepflegt und ernährt. Indes fiel der General, der hauptsächlich die Gefangenen opfern wollte, plötzlich in Ungnade, in dem Augenblick als er gegen die Engländer ziehen wollte. Die fürchterliche Katastrophe war abgewendet. Das Anrücken der britischen Armee veranlaßte den König, sich Judsons als eines Gesandten zu bedienen und ihn mit Friedenseröffnungen ins englische Lager zu schicken. Die Befreiung der christlichen Gefangenen war eine Hauptbedingung von Seiten des Generals A. Campbell. Nach langen Unterhandlungen wurde der Friede von Yandabu, den 24. Fe-

bruar 1826, geschlossen, in welchem die westliche Küste vom Arakan-
flusse bis hinab zum Tenasserimflusß an die Engländer abgetreten
werden mußte. Judson eilte zu seiner Gattin zurück, die er einer
Leiche ähnlich auf ihrem Lager traf. Sein Hauch und seine Thränen,
die auf ihre bleichen Wangen fielen, weckten die todesmüde Schläferin.
Der Gedanke: der Strick ist zerrissen und wir sind frei! war die
beste Arguei für sie. Campbell lud sie zu sich ins britische Lager.
Im März verreisten sie von Ava und fuhren voll unaussprechlicher
Lankgefühle in einer kühlen Mondscheinnacht den Irawady hinab.
„Zum ersten Mal,“ schreibt Frau Judson, „nach mehr als anderthalb
Jahren fühlten wir uns wieder frei von dem drückenden Barmauen-
joch. Mit welchen Gefühlen des Entzückens sah ich am nächsten
Morgen die Masten des Dampfschiffes.“

Wald jedoch sollte das Lebensschifflein dieser heldenmütigen
Streiterin die Anker lichten zur Fahrt in den ewigen Hafen der
Ruhe. Rangun fanden sie vom Kriege verwüstet und in äußerster
Verwirrung. Nach den vorausgegangenen schweren Erfahrungen hielt
es daher Judson für angemessener, die Fahne des Kreuzes unter dem
Machtshuße Englands in den eroberten Provinzen zu entfalten; denn
Rangun war vorderhand noch bei Barma geblieben. Er wählte dazu
die neu aufblühende Militärstadt Amherst auf der Tenasserimküste
an der Mündung des Salwen. Sie hatte er sich auf einer Inspektions-
reise durch das neue Gebiet aussersehen, auf welcher er den englischen
Regierungskommissär Crawfurd begleitete. Ein Theil der in Rangun
Befehrten folgte ihm dahin. Die Bewohner des Landes selbst lebten
unter Englands müllerem Scepter auf und schaarten sich zahlreicher
als bisher um die Missionare. Ein neuer hoffnungsreicher Abschnitt
in ihrer Thätigkeit begann nach dem Kriege, gleichsam als hätte der
auch die Pforten der Herzen erschlossen. Frau Judson sollte dieß
nicht mehr erleben. Zwar mit neuer Freudigkeit hatte auch sie dieß
neue Feld betreten, allein ihre Kraft war für immer gebrochen. Ihre
Töchterschule war kaum eröffnet, als sie, vom Fieber ergriffen, rasch
der ewigen Heimath entgegenelte. Von der kleinen Gemeinde, die
ihr letztes Lager umstand, und von den englischen Freunden tief be-
trauert, starb sie am 24. Oktober 1826, während ihr Gatte mit
Crawfurds Gesandtschaft in Ava war. Schon sechs Monate nachher
mußte der tiefbetrühte Gatte und Vater auch sein einziges Töchterlein
Marie, das Kind der Schmerzen, das ihm in der Gesangenschäft

geboren worden, zur Mutter ins Grab legen. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach. (Offb. 14, 13).

Dem Trauernden aber kam im April 1827 der treffliche Missionar Boardman mit seiner Gattin zu Hülfe. Ihm ward die fünf Stunden nördlich von Amherst, gleichfalls am Salween gelegene Stadt Maulmein als Station angewiesen, und zu diesem neuen Mittelpunkte der Mission fanden sich auch Judson und Wade mit drei barmanischen Gehülfen ein. Judsons Wunsch und Gebet war öfters, so lange zu leben, bis er wenigstens hundert Befehrte in Barma sehen und diesem Volk das Wort Gottes in seiner Muttersprache in die Hände legen dürfe. Er sollte Größeres erleben. Seine eigene Gemeinde in Rangun allein zählte mehr als hundert Barmanenchristen. Im Jahr 1834, dreihundert Jahre nach Luther's, vollendete er seine barmanische Bibelübersetzung, die von Kennern als trefflich gelungen bezeichnet wird, und durch die er den Grund legte zur christlichen Civilisation und Literatur eines großen Reiches. Noch Herrlicheres sollten seine Augen schauen. Ein Feld, reif zur Ernte, that sich jetzt vor ihm unter einem Volke auf, das ihm bis dahin unbekannt geblieben war, wiewohl Einzelne aus demselben an ihm je und je vorübergegangen. In seinem Tagebuch vom 22. April 1827 erwähnt er unter den Wahrheitsfuchenden eines armen Mannes, der einem Barmanen als Sklave verschuldet war. Judson kaufte ihn frei. Aber erst am Ende desselben Jahres, da er wieder in seinem Tagebuch von den hoffnungsreichen Seelen spricht, führt er ihn näher ein, indem er schreibt: „Der zweite ist Ko Thabin, vom Volk der Karenen.“ Recht providentiell ist dieses Zusammentreffen der Mission mit diesem Erstling der Karenen. Ein prophetisch bedeutsames Bild seines Volkes steht dieser Sklave da, prophetisch bedeutsam für die geistliche Befreiung seiner Volksgenossen von der Obrigkeit der Finsterniß und ihre Versezung in das lichte Reich des Sohnes Gottes. Dieses Bergvolk in seinen Waldesdickichten zu besuchen, war fortan eine selige Erquickung für Judson. Sie näher kennen zu lernen, soll unsre nächste Aufgabe sein.



Missionar Threlfall.

Ges wird in unsren Tagen nachgerade Sitte, mit einem Mitleid auf die begeisterungsvollen Anfänge der Missionszeit zurückzublicken. Wie wenig wußte man damals von den Völkern, denen man das Evangelium zu bringen beschloß; wie wenig von ihrem sprachlichen und geschichtlichen Zusammenhang, von der eigenthümlichen Bildungsstufe, zu der sie sich emporgearbeitet, oder auf die sie herabgesunken, vom Nationalcharakter und allem, was damit zusammenhängt. Und auch das Missionswerk selbst, die Vorbereitung auf seine besondern Aufgaben, die Kunst des Anfangs, die Methode des Betriebs, die verschiedenen Schwierigkeiten und ihre Überwindung, die bestimmten Ziele, die man sich zu stecken habe und ihre successive Verwirklichung, wie unklar war man noch über all das Einzelne, wie ungeschickt griff man's oft an. Ist's ein Wunder, wenn man nun, nach bald zwei Menschenaltern, in Allem viel practischer und nüchterner geworden ist, und wenn die Theorie des Missionirens sich allmählig aus dem reichen Schatz von Erfahrungen zu einem fast tadellosen System erbaut.

Diesem unlängbaren Wachsthum geht leider nur ein Mangel zur Seite, den sich die Leiter ausgedehnter Missionen am wenigsten verbergen können. Wir werden nachgerade allzu nüchtern. Jene Bahnbrecher der Mission waren gewiß keine tadellosen Leute: jeder hatte seine schwache Seite, die meisten sogar mehr als eine; und wahrhaft große Männer waren damals auf dem Missionsfeld vielleicht so selten wie heutzutage. Aber es ist etwas eigenes um die Begeisterung des Anfangs. Sie hat wie die Jugend einen Blüthenglanz, mit dem sich keine Kunst und Erfahrung des Mannesalters messen kann. Jene Zeit hat Männer ins Feld geschickt, deren Wirksamkeit — nach dem Ergebniß bemessen — sich vielleicht nicht so hoch beläuft, als was ein gewöhnlicher treuer Missionar unserer Tage leistet; deren Hingebung aber an die große Sache, deren Opferfreudigkeit fast alle Missionare der Jetztzeit beschämt. Es ist daher wohlgethan, wenn dergleichen Bilder uns vorgestellt werden, damit wir mit unsren Erungenschaften uns nicht allzusehr gefallen. Gott gebe, daß das

kurze Leben des jungen Sendboten,^{*)} dessen Namen viele Leser zum erstenmal hören werden, uns zum Segen werde, indem es uns zurücksetzt in jene schöne Zeit der ersten Liebe.

William Threlfall, geboren den 6. Juni 1799, war der älteste Sohn eines wohlhabenden Gerbers in Lancashire. In der Schule zeichnete er sich mehr durch seinen Mut und Unternehmungsgeist aus als durch Lernlust. Er war erst sechzehn Jahre alt, als er in sein Tagebuch schrieb: „Jetzt aber will ich den Herrn mit meinem ganzen Herzen suchen.“ Selig der Jüngling, der sich das vornimmt, wenn er es hält wie unser Wilhelm. „Ich fand,“ erzählt er, „daß ich Gott überaus unähnlich sei, und fühlte, daß ich an den Platz gehöre, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht; da wünschte ich oft, o daß ich nie geboren oder als Kind gestorben wäre! Ich suchte durch lustige Kameraden oder Lesen von Romanen mir die Angst zu vertreiben, wurde aber innerlich nur elender. Wie dann plötzlich ein naher Verwandter ohne irgend welche Vorbereitung vom Schlag hinweggerafft wurde, hieß es in mir, im gleichen Fall wärst du auf ewig verloren. So fieng ich an zu beten, mit vieler Angst, ob es nicht schon zu spät sei. Es war an einem Sonntag (15. August 1815); die Predigt des Tags handelte vom verlorenen Sohn. Ja, dachte ich, diese Worte des zurückkehrenden Sohnes, die passen gerade für mich. Wie dann das Erbarmen des Vaters geschildert wurde, mich meine Herzenshärigkeit; ich mußte weinen und meine Seele zerfloss in Neue und Freude. Nun wußte ich, daß ich mit Gott versöhnt sei, ich konnte Ihn preisen und mich auf Ihn verlassen.“ Alsbald suchte er den Seinigen sein Glück mitzutheilen, beschrieb ihnen, was Gott für seine Seele gethan habe, und bat Kameraden und Nachbarn, mit ihm den Herrn zu suchen. Wiederholt übergab er sich Gott in ernstlichem Gebet, Ihm zu leben und zu sterben, und fühlte sich unaussprechlich selig; aber der Gedanke an unbefürte Seelen trieb ihm oft Thränen des Mitleids in die Augen.

Im Oktober 1817 erhielt er, wie er glaubte, einen Ruf von

^{*)} Die Lebensbeschreibung trägt den Titel: The Missionary Martyr of Namaqualand. Memorials of the Rev. W. Threlfall, late Wesl. Missionary in S. Africa. By S. Broadbent. London 1860. Der Titel ist ungeschickt gewählt, denn ein Märtyrer im strengen Sinn war der sel. Threlfall nicht, so wenig als der Berliner Missionar Scholz, der 1845 durch den Assagai eines Kafferdiebs den Tod fand.

Gott zum Missionsdienst auf Madagaskar. Derselbe kam so plötzlich an ihn, daß er sah und wie Jona dem Herrn entfliehen wollte. Er kannte niemand, bei dem er sich Raths erholen könnte, oder fürchtete sich davor im Gefühl seiner Unwürdigkeit; so hatte er schwere Kämpfe durchzumachen, bis ihm am Ende das Herz fest wurde im Entschluß, zu gehen wohin Er ihn sende. Threlfall ist nie nach Madagaskar gekommen; aber bis zu seinem Heimgang hat ihn die Überzeugung nie verlassen, daß das sein eigentliches Feld sein sollte.

Wie er nun anstieg, in den umliegenden Dörfern Sünder zur Buße zu rufen, wurde er bald von der wesleyanischen Behörde als Local preacher (etwa Versuchs prediger) anerkannt. Manche Seelen fanden durch seine eifrigen Bemühungen den Heiland; aber immer wieder trieb es ihn nach Madagaskar. Endlich öffnete er sein Herz einem Missionar und besprach mit ihm, was sich dafür und dagegen sagen lasse. Er sei schwachmütig, ungelehrt, jung und unerfahren, in der Gnade Gottes ein Ansänger, andere haben mehr Talente sc. Aber Vernunft und Offenbarung warfen alle Einwendungen über den Haufen; möglich sei's immerhin, war das Ergebniß, daß der Schwächste berufen wird, ein solches Werk anzufangen, sei's auch nur um einem Bessern den Eintritt in dasselbe zu erleichtern. Wilhelm sah sich zuletzt veranlaßt, durch eine Schwester den Eltern die erste Nachricht von allem dem zukommen zu lassen, was schon zwei Jahre lang sein Herz bewegt hatte. Sie sagten nicht Nein. Und nun beschloß er, sich auf Madagaskar zu rüsten, und betete, daß der Herr die Heiden für Sein Evangelium, und ihn für die Heiden vorbereite.

Es war gegen das Ende des Jahrs 1819, daß er bei einem Franzosen Sprachstunden nahm; natürlich gerieth er bald in lebhafte Verhandlungen mit seinem Lehrer über die Glaubwürdigkeit der göttlichen Offenbarung. Im nächsten Jahr wurde er als Hilfsprediger auf eine der Kanalinseln, Jersey, geschickt, um seine Kenntnisse des Französischen zu verwerthen. Und viele Seelen dort, darunter lebensmüde Greise, haben Gott gedankt, daß Er den feurigen Jüngling das selige Evangelium unter ihnen predigen ließ.

Doch immer wieder fragte er: und wie mit Madagaskar? Als er bei seinem Gramen den Predigern erzählt hatte, wie ihn der Herr gerufen, hatten mehrere geweint, alle aber die Bedeutung der Sache erkannt. Wie jedoch die vielen Rücksichten, welche der Errichtung einer neuen Mission voranzugehen haben, ihm nach und nach klar wurden,

Hatte er sich beschieden zu beten: „So sende denn jeden, wo du ihn haben willst, und laß mich nichts wünschen, als daß auch an mir dein ganzer Wille erreicht werde. Leib und Seele gehören doch Dir auf ewig. Du hast für Alles deine Gründe; aber meine Seele hängt vorerst noch an Madagaskar.“

Die Berathungen zogen sich in die Länge. Schon war die Londoner Gesellschaft in dieses neue Feld eingetreten, und es fragte sich, ob eine andere Mission der ersten nicht ihr Werk erschweren könnte. Dazu kamen finanzielle Bedenken. Im September 1821 fragte ihn endlich ein Kommitteeglied, ob er sich gerne irgendwohin senden lasse. Ihm war's bei dieser Frage, als höre er sein Todesurtheil. Was hätte er nicht darum gegeben, nackt, allein mit der Bibel, auf irgend ein Gestade von Madagaskar geworfen zu werden. Aber er unterwarf sich der Entscheidung seiner Vorsteher, die meinten, die Kaffern seien ein edles Volk und brauchens so nothwendig befehrt zu werden als die Madagassen. „O Madagaskar!“ schrieb er in sein Tagebuch, „du hast mein Herz. Mir ist, als könne ich nicht leben, wenn ich dich nicht sehe, — ich weine, seufze und ächze. Aber mein Herr und Heiland, wenn du dieses unerklärliche Verlangen in mich gelegt hast, so wirst du mir auch eine Thüre öffnen. O rette mich, daß ich dir nicht entlaufe; überlaß mich nicht mir selber. Wenn es nur das Geld wäre, so könnte ich ja meine Ueberfahrt selbst bezahlen; einmal dort, würde ich Gott für mich sorgen lassen. Ich will von der Committee doch nur ihre Anerkennung, ihre Gebete und Weisungen; was sie mir auch sonst mitgeben, beschwert mir nur das Herz, wenn ich anderswohin gehen soll.“ Doch der Herr nahm ihm die schwere Last vom Herzen; er konnte sich endlich beruhigen, nicht ohne den stillen Gedanken: „In den Osten des Caplands? ist's doch um so viel näher bei Madagaskar!“

Am 25. Oktober, vorbereitet durch Beten und Fasten, wurde Threlfall durch Handauslegung eingesegnet, nahm noch einen thränenreichen Abschied von der theuren Heimath, und begab sich auf sein Schiff. Stürme und Gegenwinde verhinderten längere Zeit die Abfahrt von der englischen Küste, und erlaubten ihm, noch mehrfach von Christo zu zeugen und sich in christlicher Gemeinschaft zu stärken. Da fiel ihm ein, daß er 100 Pfd. Sterling bei seinem Vater stehen habe. Er bat ihn, diese der Missionsgesellschaft zu übermachen; — „und wenn ich Millionen hätte,“ schrieb er ins Tagebuch, „sie soll-

ten alle den gleichen Weg gehen. Du weißt, Herr, ich würde mehr geben, wenn ichs hätte; denn dir schulde ich viel mehr, denn alles was ich habe.“ Die Gabe scheint auf die Missionskommittee einen eigenthümlichen Eindruck gemacht zu haben; man hielt's nun doch für möglich, daß an dem Rufe nach Madagaskar etwas sein könne, und gab ihm die Erlaubniß, falls die älteren Missionare in Süd-Afrika dazu rieten, die Insel zu besuchen und darüber zu berichten. Merkwürdig bleibt, wie Madagaskar ihm immer wieder vor die Geistes-Augen geführt wurde, obwohl er es nie zu Gesicht bekommen sollte.

Auf der dreimonatlichen Uebersahrt hatte er reichliche Segnungen zu genießen. Ein Passagier, der sich zum Unglauben bekannte, wurde bekehr; ebenso ein Steuermann, der Schiffszimmermann und Andere. Wieder und wieder übergab er sich dem Herrn in brünstigem Gebet zu beliebigem Gebrauch. „Nur kein unnützer Knecht werden! Laß mich von Menschen verworfen und gehaßt werden, lege mir Entbehrung und Blöße, die schwersten Leiden auf, wenn dir damit zur Rettung der Welt irgend gedient ist! Fülle mich doch mit deiner Liebe. Leib und Seele und was ich habe gebe ich dir von Herzen. Wie drückt michs, daß, während ich meinen Undank gegen Freunde oft so tief fühle, mein Undank gegen dich mich nicht tiefster schmerzt!“

Doch die Zeit eilt. Am 4. April 1822 landet der junge Missionar in der Capstadt, sieht die Gnade Gottes an bekehrten Hotentotten und freut sich. Auch von Madagaskar hört er durch Dr. Philip, den Vertreter der Londoner Mission, dessen Schilderungen das glimmende Feuer seiner Seele aufs neue entzünden. Er fühlt sich wie vermählt mit der Insel und sieht den Herrn an, ihm den Weg dahin zu öffnen. Umsonst; die ältern Brüder der eigenen Mission rathen entschieden ab. Er fügt sich und folgt dem Ruf in die östliche Hälfte der Kolonie, wo W. Shaw mit Kolonisten aus Großbritannien zwei Jahre zuvor gelandet war und die Käffermission in Angriff genommen hatte.

Au seinem 23sten Geburtstage traf er in Salem bei seinem Mitarbeiter ein, und suchte ein stilles Plätzchen im Busch, um sich auszuweinen über die Sünden seines kurzen und undankbaren Lebens. Dann griff er sein Werk mit Freuden an, besuchte die zerstreuten mißmuthigen Kolonisten und predigte ihnen mit sichtbarem Erfolg. Aber ihn zog es zu den Eingebornen; und bald durfte er von Kraal zu Kraal reisen und fühlte sich einigermaßen zu Hause unter dem

lebhaften, gutgelaunten Käffervolk. Wenn er damals einen Missionar in seiner einsamen Hütte überraschte, — denn alles war da noch im Werden, die Ansiedlung der Kolonisten so gut wie die Mission, — dann wars wie ein Vorgefühl himmlischer Freude; solch ein Herz brachte er mit, so dankbar war er für jede Gemeinschaft der Heiligen, so angethan sie zu pflegen und zu fördern, ohne einen Augenblick mit geringeren Dingen zu verlieren. Von den Reisebeschwerden, den Gefahren durch Löwen und Menschen, den Entbehrungen und Krankheiten weiß er immer nur wenig zu sagen. So übergehen wir's.

Immer aber zog es ihn, Christum da zu predigen, wo er noch nicht verkündigt worden war; und nun that sich eine Thüre für ihn auf. Die Regierung hatte zwei Kriegsschiffe ausgesandt, um den Kanal von Madagaskar samt der ganzen Ostküste Afrika's genau aufzunehmen. Kapitän Owen erbot sich (Mai 1823), irgend einen Missionar, der sich in das ungesunde Land wagen wollte, nach der Delagoa-Bai mitzunehmen. Threlfall war gleich bereit; der Kapitän versprach ihn bei den Häuptlingen der Küste einzuführen und einen möglichst hochgelegenen Punkt für Anslegung einer Missionstation auszufinden. Jene Bai ist noch immer ein gesürchtetes Gestade. Drei Flüsse von bedeutender Breite münden in die Bucht und bilden durch ihre Überschwemmungen ein Sumpfland, das zu gewissen Jahreszeiten das gefährlichste Fieber erzeugt. Kapitän Owen hatte selbst einmal einer Brigg Leute leihen müssen, um die Anker zu heben und dem Todeshaube zu entrinnen; von der ganzen kranken Mannschaft blieben nur der Zimmermann und der Schiffsjunge am Leben. Zwei andere Schiffe im Hafen hatten in wenigen Tagen 150 Leichen zu begraben oder über Bord zu werfen.

„Wir ankerten,“ erzählt Threlfall, „am 22. Juli, und am nächsten Morgen wurde ich dem König von Temby, Mayette, vorgestellt. Er schien samt seinen Häuptlingen erfreut, daß ich mich bei ihnen niederlassen wolle, und meinte, Sengelly werde vorerst am besten für mich passen, als eine der gesündesten Lagen, und doch nicht weit von den Schiffen. Ich fuhr mit ihnen ans Ufer und wurde am Fluß hin in das Dorf geführt. Da fand ich eine Hütte, der ich mich bedienen durfte, ohne Kamin und Fenster; der einzige Hausrath bestand in etlichen Speeren, zwei Schilden und einem

Nohrkorb. Von ihrer Sprache verstand ich kein Wort, sie von der meinigen nur eines: yes (ja). Ich fragte nach Feuer, sie trugen mir eine Bettstatt herein, die mir nun gerade eben so lieb war als das Gewünschte. Endlich brachten wir auch in der Mitte der Hütte ein Feuer zu Stande. Fürs Abendessen hatte ich einiges mitgenommen; die Leute brachten mir aber ein lebendiges Huhn und Reis in den Hülsen. Ich wünschte dies aufzusparen; aber nach zwei Stunden wurde mir beides gekocht hereingetragen, freilich in neuer Weise bereitet, überaus kunstlos. (Der Unreinlichkeit wegen habe ich seither mir gewöhnlich selbst gekocht.) Zwanzig Personen, Männer, Weiber und Kinder, alle fast gänzlich nackt, drängten sich um mich und um das Feuer, sangen ein eintöniges Lied, wahrscheinlich um mich zu bewillkommen, und schlugen dazu die Hände zusammen. Es scheint ein stattliches Geschlecht zu sein; doch leiden viele an einer Art Aussatz. Sie leben von Mais, Reis und allerlei Wurzeln, die das fruchtbare Land in Menge erzeugt; sind aber, weil sie sich nicht um morgen kümmern, alle mehr oder weniger arm. Ich habe nun mein Gepäck in meine Hütte geschafft, darunter ein Faß von braunem Schiffszwieback und ein kleineres voll Reis. Will ich frisches Fleisch haben, so schieße ich eine wilde Ente, die mir auf zwei Tage dient. Bin ich damit fertig, so schieße ich wieder, was mir unter die Hand kommt; nie mehr als einen Vogel. Daneben habe ich zu gärtnern angefangen, und hoffe mit Gottes Segen, wenn mein Vorrath verzehrt ist, etwas vom Gesäetzen ernten zu dürfen. Auch drei Schafe und drei Truthühner habe ich mitgebracht.

„Was nun die Mission betrifft, so suche ich noch immer nach einem Dollmetscher; inzwischen füge ich täglich meiner Wörterersammlung einiges Neue hinzu. Natürlich fühle ich mich etwas einsam, hoffe aber auf Verstärkung von England. Die Eingeborenen fürchte ich nicht, obwohl sie sehr verrätherisch sind; wie sie denn vor einigen Jahren mehrere Portugiesen ermordet haben, die sich unter ihnen niederlassen wollten. Ich habe wohl noch Güter genug, die sie veranlassen könnten, mich zu tödten, wenn nicht der Herr sie durch seine Macht und Güte zügelte, mir kein Leid anzuthun. Sie flößen mir herzliches Mitleid ein, und ich hoffe, hier oder anderswo, mein Leben dranzugeben, um sie aus ihrer schrecklichen Entartung herauszuheben. Heute ist Sonntag; aber niemand hier hat einen Begriff davon, weder von einem Ruhetag, noch vom Maafze der Zeit. Ich habe

aber frische Kleider angelegt und freue mich, den Tag dem Herrn zu weihen. Ich weiß, ihr vergeßt mich nicht in euren Gebeten. Ich habe versucht, etliche Knaben im Alphabet zu unterrichten. Einer war bald müde und fragte, ob ich ihm für seine Mühe einige Glassperlen geben werde. Da versuchungsvoller meine Lage ist, mehr als je zuvor, desto mehr hoffe ich auf Wachsthum in der Gnade. O daß ich ein beständig treuer Bote des Evangeliums würde! Größere Ehre oder Glückseligkeit wünsche ich mir nicht. Wie viel bleibt noch zu thun! Diese ganze Gegend ist noch unberührt, ja von Europäern kaum bekannt. Betet für uns und helfet mit!"

Im August schreibt er: „Ich kann nicht sagen, wie nahe mir Gott und Ewigkeit geworden sind; und doch wünsche ich nicht zu sterben, sondern zu leben, bis besser ausgerüstete stärkere Werkzeuge kommen, um die Hunderttausende von Heiden, die mich umgeben, zu erleuchten. Ich bin 300 Stunden vom nächsten Missionar entfernt; und wo sollen wir Brot kaufen, fragt der Unglaube in mir, daß diese essen? Da kommt der 86. Psalm, um mich zu trösten. Da diese Haufen werden alle kommen zu ihrer Zeit und den Herrn anbeten. Hätte ich nur die Sprache, ich würde von Dorf zu Dorf eilen und mich glücklich schäzen, ihnen allen das Lamm anzupreisen, das für uns geschlachtet ward. Ich bete nun viel um die Sprachengabe; denn wie sollen wir den Heiden helfen, so lange sie uns nicht verstehen. Ich habe wohl schon Sätze aufgeschnappt, aber nichts, das auf die Seele oder den Geist Bezug hätte. Einige wenige sprechen ein gebrochenes Englisch. Solche sitzen oft bei mir auf dem Boden und geben mir die Namen sichtbarer Gegenstände. Es sind schmutzige, fast schwarze Leute, mit Wollenhaar, aber edler Gesichtsbildung; gutgelaunt, auch freundlich gegen einander, doch treulos gegen Andere und überaus eigenliebig. Ein Missionar, der mehr bei sich hätte als das Unentbehrlichste, käme leicht in Lebensgefahr; er muß, soweit es ihm das Gewissen erlaubt, in Allem leben wie sie, sonst beneiden sie ihn um seiner Bequemlichkeit willen und tödten ihn. Noch bin ich der einzige Weise in diesem Land; hoffe aber es nicht allzulange zu bleiben. Die Christen zu Hause müssen mehr daran rücken, um Missionare auszusenden. Ich bin froh, daß ich Alles hergegeben habe, was ich hatte, und hoffe, jeder weitere Schritt, den ich thue, wird beweisen, daß ich jegliches Wort glaube, das von dem Munde Gottes kommt, auch Sprüche 19, 17.“

Ein eigenes Leben wars, das Threlfall dort führte. Er hatte keinen Knecht, wenn ihm auch hie und da ein Besucher Wasser holen oder Feuer anmachen half; seine Vögel mußte er selbst schießen, seinen Mais selbst kaufen, die Schafe melken, seine Gerichte selbst kochen (wobei es an komischen Ergebnissen nicht fehlte), die Kleider eigenhändig waschen. Dann galts, die Kisten gegen die Termiten zu schützen. In einer Nacht hatten sie schon einen tüchtigen Angriff auf das Holzwerk gemacht, das ihren Appetit nur reizte, da kamen dem besorgten Eigenthümer die kleinen rothen Ameisen zu Hilfe und machten dem Feinde in wenig Stunden ein Ende. Indessen schmückten die Käffern ihre Häupter mit Federn zu einem lustigen Ausflug, rauchten wilden Hauf, um sich für die Jagd zu begeistern, kochten einen Kräuterthee und besprengten damit unter allerhand Gemurmel ihre Häuser. Noch andere abergläubische Ceremonien, unter Pfeifen und Schreien vollzogen, gaben dem wissbegierigen Missionar Stoff zu Unterhaltungen. Ober lud er die trägen Besucher ein, seinen Garten zu sehen, um sie zum Säen und Pflanzen auf Hoffnung aufzumuntern. Bald theilten sie ihm auch die Neuigkeiten des Dorfs mit, die sich um Jagd, Raub und Familienrache drehten. Stahl einer einen Elefantenzahn, so konnten ihm dafür zehn Verwandte getötet werden. Ihm schienen die Urmohner immer zutraulicher zu werden, wenn sie auch bei allen Dienstleistungen ihren Vortheil nicht vergaßen. Ein Mann schloß sich ihm endlich als Knecht an und freute sich der Lehre von einem gnädigen Gott, bis irgend ein Aberglaube ihn wieder forttrieb. Auch der König von Sengelly schien vor dem Sonntag Respekt zu bekommen, vielleicht aus Aberglauben.

Uebrigens war Threlfall doch nicht der einzige Weisse im Land. Eines Tags schlenderten portugiesische Soldaten um seine Hütte herum, als ob sie ihn beobachteten. Nach etlichen Stunden kam dann der Gouverneur des portugiesischen Forts jenseits des Flusses mit zwei Offizieren, ihn zu besuchen. Die waren sehr verwundert über den Inhalt der Hütte, die Abwesenheit aller Waaren, und das Gottvertrauen des jungen Einsiedlers; sein Gegenbesuch, sagten sie, werde sie sehr freuen.

Ehe er diesen abstatten konnte, luden ihn englische See-Offiziere ein, mit ihnen den Maputoflus hinaufzufahren und den stolzen König Makazane zu besuchen. Ueberall freundlicher Empfang, aber dieselbe Unwissenheit, die gleiche Versunkenheit. Fragte man die Unterichtete

sten, wer Gott sei, so antworteten sie: der Regen. Der berüchtigte Tyrann Tschaka, der nur drei Tagereisen weit gegen Südwesten wohnte, lud ihn gleichfalls zu sich ein. Er herrschte über die gefürchteten Bratwahs, die später unter dem Namen der Zulu's gegen Süden vordrangen und ungeheure Strecken verwüsteten. Aber ein gewaltiges Fieber, die Folge des unausgesetzten Reisens in der Sonnenhitze, brachte den Missionar seinem Ende nahe. Er schrieb endlich in der Fiebergluth ein Billet an irgendemand auf den englischen Schiffen: „Bitte, kommen Sie ans Ufer, mich zu begraben; ich bin letzte Nacht gestorben.“ Ein Schiffsmester folgte dem sonderbaren Ruf und rettete durch seine Mittel das losbare Leben. — Kaum genesen, lief Threlfall zwei Stunden weit ins portugiesische Fort und durste dort bei einem Herrn Tereiro aus Goa übernachten, der gerne wieder einmal ein Abend- und Morgengebet hörte. Allein neue Fieber- und Ruhranfälle nöthigten ihn wieder, die Hilfe der Schiffslute nachzusuchen; er hatte es aber diesmal mit einem lieblosen Commodore zu thun, der ihm auch kurze Erholung auf seiner Freigatte rund abschlug, daher er bei dem Freund im portugiesischen Fort ein Unterkommen suchte und fand. Tereiro's Gastfreundschaft war über alles Lob erhaben, während der Gouverneur beklagte, daß er mit einem Protestant keinen näheren Umgang haben dürfe, ihm aber doch erlaubte, seine Soldaten und die Eingebornen der Faktorei nach Belieben zu unterrichten.

Doch der Aufenthalt unsres Missionars auf der ungesunden Küste nahte schon seinem Ende. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends; nur schleunige Entfernung konnte sein Leben retten. Da durste er noch erleben, daß sein Weilen unter den Eingebornen doch nicht vergebens gewesen war. Die Portugiesen hatten durch die Gewalthäufigkeiten des Sklavenhandels alle Umlöhnner dermaßen empört, daß diese endlich zusammentraten und das Fort belagerten. Threlfall erbot sich gegen den erschrockenen Gouverneur, den Vermittler zu machen. Gehen konnte er nicht mehr; so ließ er sich die 500 Schritte weit ins feindliche Lager tragen, wo er mit Jubel begrüßt wurde und die Schwarzen zum friedlichen Abzug bewog. Nach Threlfall's Abgang erneuerte sich das alte Unwesen, und diesmal war kein Friedensstifter um den Weg. Als Owen, jetzt Commodore, wiederkehrte, fand er das Fort zerstört, das Land weithin mit Menschengebeinen besät, und die Wohnstätten der Eingebornen verödet. Noch wissen wir von keiner

Mission an jenem Gestade; doch sind die Hermannsburger vom Süden her neuestens bis in seine Nähe vorgedrungen, nachdem ein Menschenalter hindurch Feuer und Schwert hier gewütet haben.

An einem Märztag 1824 erschien vor der Capstadt ein Schiff in augenscheinlicher Bedrängniß. Der Lootse gieng an Bord und steuerte es in den Hafen. Es war der Südseewalfischfahrer „Nereide“ mit dem Delagoafieber an Bord; der Kapitän von Sinnen, die Mannschaft krank, ein Missionar am Sterben.

Das hörte Missionar Whitworth, ein Freund Threlfalls von Ramsgate her, jetzt ausgesendet, um die Mission in Delagoa zu verstärken. Die Behörden hatten Jedermann verboten, mit dem verpesteten Schiff Verkehr zu haben; doch Tags darauf kam ein Bilet ins Missionshaus: „Liebe Geschwister, hier bin ich, sterbend unter Sterbenden; aber selig in Gott und auf dem Weg zur Herrlichkeit. Lebet wohl! Guer W. Threlfall.“

Whitworth suchte sogleich einen Arzt auf, der sich auch bereitwillig finden ließ, den Sterbenden auf dem Schiff zu besuchen. Die Behörde aber hatte viel einzuwenden und erlaubte ihm nur unter einer Bedingung, die „Nereide“ zu besteigen, wenn er nämlich bis zum Schluss der Quarantäne darauf bleibe. Der vielbeschäftigte Arzt mußte zurücktreten. Whitworth fand keinen anderen Ausweg, als sich selbst zur Krankenpflege anzubieten; seine hochherzige Gattin redete ihm nur zu. Mit einigen Arzneien und medicinischen Schriften versehen, stieg er im Namen Gottes aufs Schiff und trat in die Kabine, wo der todesmalte Freund vor Freuden fast ohnmächtig wurde. Sobald er mit ihm gebetet hatte, machte er sich daran, das Schiff zu reinigen. Kein Matrose konnte ihm dabei helfen; doch zwei schwarze Knaben, welche Threlfall mitgebracht hatte, zeigten sich auffällig, Wasser zu ziehen und das Deck und die Kabinen rein zu fegen. Im Schiffsräum fand sich ein Vorrath von Tabak; den vertheilte der selbsternannte Gesundheitsoffizier unter die Mannschaft zum Rauchen, während er selbst damit das ganze Schiff gewaltig durchräucherte. Was er sonst noch für Mittel anwandte, — genug, der Plage ward gewehrt, die Ueberlebenden genasen, und nach 30 Tagen stiegen Pfleger und Verpflegte ans Land.

Nun endlich konnte Threlfall den Seinigen schreiben, wie ihn

wiederholte Nahrungsfälle in Folge des Fiebers (Febr. 1824) so geschwächt hatten, daß er sich zuletzt genöthigt sah, seinen Posten zu verlassen. Er war damals schon so schwach, daß er beim ersten Versuch, vom Bett aufzustehen, der Länge nach zu Boden fiel. Da gelang es ihm, zwei Knaben zu bereden, seine Diener zu werden; die Portugiesen der Faktorei traten sie ihm freundlich ab, während ein Walischfahrer sich erbot, ihn irgendwohin mitzunehmen. Zunächst giengs Madagaskar zu, und der Kranke fragte sich schon mit Klopfendem Herzen, was Gott wohl damit vorhabe. Dann aber brach das Sumpfsteber unter der Mannschaft aus. Der Kapitän mußte dem Cap zuwenden, um die Kranken herzustellen und Ersatz für die Gestorbenen zu finden. Ueber dreizehn Personen von dreißig, die im Schiffe waren, hatte Threlfall die Leichengebete zu sprechen, und, da der Kapitän selbst irre redete, die Leitung des Schiffes zu übernehmen, wozu er täglich aufs Verdeck kroch, während die Sturmewogen ungehindert darüber hereinbrachen und wenigstens ein Boot mit fortriß. Mit Gottes Hilfe gelang es ihm, die Tafelbai zu erreichen. Aber nun erst brach die letzte Kraft zusammen; er lag zehn Tage im Hafen, ehe Whitworth die Erlaubniß auswirken konnte, seine Gefangenschaft zu theilen. Am Land aber erholte er sich allmählig; der Speichelfluß, die Folge der großen Quecksilberdosen, wich nach und nach. „Nie,“ schreibt er, „nie war ich glücklicher als in diesen Krankentagen; der Herr hat mich im ganzen Genuß seines Friedens erhalten. Oft wünschte ich sehnlich, daheim zu sein bei ihm; dann vergoß ich wohl auch einige Thränen über dem Gedanken an euern Schmerz, wenn ihr hören würdet, wie ich fern von christlichen Freunden entschlafen sei. Aber auch mitten im Läuterungsfeuer war ich's gewiß, daß ich nicht verbrenne, und weiß nun, an wen ich geglaubt habe. Ich ruhe auf dem Felsen und werde von keinem Sturm erschüttert; der Fels heißt Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit!“

Wenn man sich wunderte, daß er seine Leiden so leicht nehme, konnte er sagen: „er glaube da einen Vortheil gefunden zu haben. Er wisse, daß das Schwere gern mit Haufen komme; so bereite er sich beim ersten Leiden darauf vor, daß bald noch mehr nachrücke. Bleibe es dann allein oder komme nur weniger dazu, als er erwartet habe, so rechne er, was ihm erspart werde, für reinen Gewinn und bleibe fröhlich.“ Bengel hat bekanntlich sich in ähnlicher Weise für das Leiden gegürtet.

Threlfall hatte noch auf dem Schiff, als er sich für einen Sterbenden hielt, seinen Freund gebeten, seinen letzten Willen auszurichten: daß er nämlich seinem Vater schreiben solle, sein Wilhelm bedaure nicht, nach Afrika gekommen zu sein; und wenn ihm irgend ein Erbtheil zufalle, so möge er dieses auf die Erziehung der zwei mitgebrachten Knaben verwenden, den Rest aber der Mission schenken. Als die Lebenskraft wiederkehrte, freute er sich, noch etwas länger den Helden Afrika's den Reichthum Christi anpreisen zu dürfen, und ließ dabei den charakteristischen Wunsch hören: „ach, daß ich schwarz wäre oder mich schwarz machen könnte, damit die Eingeborenen meinem Missionieren ja keine falschen Beweggründe unterschieben könnten!“ Wer das englische Nationalgefühl auch in seinen störmsten Vertretern einigermaßen kennt, mag sich leicht denken, wie schwärmerisch dieses Wort des apostolischen Jünglings auch seinen besten Freunden klingen mußte.

Die beiden Knaben waren glücklich, das Land wieder zu betreten. Threlfall stellte sie dem Kolonialsekretär vor und erwirkte für sie Ausweise, die ihre Freiheit und britische Untertanenschaft bezeugten, ein Schritt, der nothwendig war, so lange auch das Capland noch zu den Sklavenkolonien gehörte. Threlfall schickte sie in eine gute Schule, deren Kosten er und später seine Eltern mit Freuden bestritten, bis sie im J. 1828 dieselbe verlassen konnten. Er hoffte an ihnen Dollmetscher und Hilfsarbeiter für seine künftige Aufgabe in Delagoa zu erhalten; es sollte aber anders gehen. Was weiter aus ihnen wurde, kann nicht ermittelt werden; einer wenigstens ist glaubig geworden und hat in der Laufe den Namen Threlfall angenommen.

Während Threlfall wieder an die Rückkehr nach Delagoa dachte und sich schon für stark genug hielt, die liebgewonnene Arbeit unter seinem Völklein fortzusetzen, fanden ihn die Aerzte und seine Freunde so abgezehrt und schwach, daß sie im October zu seiner Erholung eine Versetzung ins hohe Taselland von Klein-Namaqua für nothwendig hielten. Die Reise verlief im Ganzen günstig, so beschwerlich sie bei den wiederholten Rückfällen wurde. Auf der Hochebene von Chamiesberg unter den romantischen Granitmassen und Felsenklüsten, bei herrlichem Wasser und frischem Seewind, erstarke er mit jedem Tag. Wenn er seine Krankheit irgend bedauerte, so war's nur im Gefühl, daß er so viel koste und so wenig leiste, während er sich eifrig rüstete für Delagoa oder Madagaskar, wie das nun im öbern Rath beschlossen sei. Erst im März 1825 aber konnte er für wirklich her-

gestellt gelten; und sogleich machte er sich zur Aufgabe, erst den Garten seiner Mitarbeiter zu bestellen und dann den christlichen Ma-mqua's, die auf der baumlosen Hochebene um die Lilienquelle (Lily-fountain) sich ansiedelten, in ihrem Bauwesen zu helfen. „Das Holz muß hier überaus gespart werden. Ich bin nun zum ersten Arbeiter am Bau des Missionshauses avancirt. Zuerst wurden mir die Hände voller Blasen, aber das gab sich, und ich übe mich nun in allem, was mich für Delagoa oder Madagaskar irgend abhärten kann. Den Sonntag ausgenommen, trage ich keine Strümpfe mehr und habe meine Schuhe durchgelaufen. Das sage ich nicht, als ob ich Mangel litte, sondern daß ihr wisset, daß ich nicht mehr zu den Patienten zu rechnen bin.“ Er gewann unter diesen Beschäftigungen in hohem Grade die Zuneigung der Eingebornen, welche fühlten, wie sehr er sich für ihr Bestes interessire; gieng er doch von Haus zu Haus und zeigte, wie sie die Steine zu behauen und aufzumauern hätten; daher es ihm leicht wurde, in den Haushalt der Station einzugreifen und für den ganzen äußerer Geschäftsbetrieb eine neue Ordnung einzuführen. Dabei lehrte er die Kinder, besuchte die Kranken, berieh und verpflegte die Nothleidenden; und als endlich Missionar Shaw seine Station auf einige Zeit verlassen mußte, versah Threlfall seine Stelle mit völlig erneuter Kraft.

An seinem Geburtstag (6. Juni 1825) schrieb er den letzten Brief an seine Mutter; er ist's werth, ganz eingerückt zu werden.

„Theuerste Mutter! An diesen Tag kannst du doch nicht mit Trauer denken, da dir an ihm ein Sohn in die Welt geboren wurde. Schon 26 Jahre, seit ich das Licht der Welt erblickte! Damit trat ich in einen Zustand von ewiger Dauer, — ich kann ja nie mehr aufhören zu sein. Wie viel aber liegt zwischen diesem und jenem Tag! So manche theure Seelen sind schon weggerafft; ich, dein Erstgeborener, bin noch am Leben. Gutes und Barmherzigkeit sind mir gefolgt bis auf diesen Tag. — So lang ich noch unter eurer Obhut war, war ich doch ein Unstern mehr als alle meine Geschwister; wie manche verrenkte Glieder, Beinbrüche, Fallen in Feuer und Wasser, ungerechnet die vielen haubreiten Lebensrettungen, von denen ihr nie in Kenntniß gesetzt wurdet. Ich weiß noch, wie lieb ich euch in meiner Kindheit war, wie oft die ehrwürdigen Großeltern mich gesegnet haben.

„Aber es war nicht lauter Freude; ich that euch oft wehe! Mein

kindischer Stolz und Ungehorsam, meine Thorheit und Unbehülflichkeit müssen dich manchmal fast haben wünschen lassen, daß ich nicht geboren wäre. Ich war wirklich sehr böse; und hätte es nicht dem Allmächtigen gefallen, mich zu befehren, so hätte ich wohl deine grauen Haare mit Leid in die Grube gebracht. Wie der verlorene Sohn wäre ich leicht in ein fernes Land gezogen, und man hätte kaum mehr von mir gehört bis zum großen Tag, da Allen gegeben wird nach ihren Werken. Aber auch seit meiner Bekehrung mag ich euch oft gekränkt haben durch mein steifes Wesen und gewissenhafte Eigenheiten, in denen ich theils Recht, theils Unrecht haben möchte, mit denen aber ich euch schwer fiel sogar bis auf den Tag, da ich euch verließ. Wenn es dir nicht so vorkam, weiß doch ich, daß ich euch Ursache zur Klage gegeben habe; wenn du Alles zum Besten auslegtest, so geschah es eben aus überstiehender Mutterliebe und Zärtlichkeit. Ich schreibe das nicht, um anzubieten, als habet ihr nicht vergeben. Ich weiß, ihr vergebet und habt sogar vergessen, was böse an mir ist, und du billigst mein jetziges Verhalten vielleicht nur zu sehr. Siehe, ich bin ein armer Sünder, doch aus Gnaden selig; würde die Gnade mir entzogen, versöre ich sie durch Untreue, ach, da ist noch vieles in mir, das dir noch tieferen Schmerz bereiten könnte, als du je erfahren hast. Darum, meine Mutter, rühme dich nicht deines unwürdigen Wilhelms. Die Schlacht ist noch nicht gewonnen. Läßt mich erst den Harnisch ablegen zum Zeichen, daß der Sieg erfochten ist, und dann wollen wir uns zusammen rühmen des Herrn, der unsre Stärke ist. Ebne mir als Mutter meinen weiten Weg durch ununterbrochenes eisriges Gebet. Und sollte es Gott gefallen, mich zu erhalten bis zu einem weiten Geburtstag, dann hoffe ich, dir schreiben zu können, daß ich aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt bin zur Seligkeit.

„Meine bisherigen wunderbaren Errettungen betrachte ich in hohem Maße als die Frucht des ernstlichen Gebets, das für mich Gott dargebracht wurde. Ich verließ euch, beladen mit eurem reichen Segen; noch im letzten Brief vor der Absfahrt nach Afrika hat der liebe Vater mir den 91. Psalm als sein Segenswort mitgegeben. Irgendwie ist das im Himmel einregistriert worden, und ich durfte die Kraft davon erfahren, wie euch das alle meine Briefe gezeigt haben werden. Es ist alles reichlich in Erfüllung gegangen und erfüllt sich noch jeden Tag. Ja, danket dem Herrn um seine Güte und um seine Wunder.

„Nun, meine eigene liebste Mutter, ich wünsche dir von Herzen Gesundheit Leibes und der Seele; mögen deine letzten Tage deine besten sein, und mögest du lange leben, ein Vorbild wahrer Gottseligkeit für deine Kinder, und noch manches Jahr solche kleine Zeichen ungehemmelter Achtung und Kindesliebe empfangen von deinem unwürdigen Sohn in der Ferne

Wilhelm Threlfall.

Allen herzliche Liebe und Frieden im Herrn!“

Das war der letzte Brief in die liebe Heimath.

Dr. Shaw hatte schon längere Zeit her sich eine Untersuchungsreise in den Norden des Namaqua- und Delagoa-Landes vorgenommen; zwei bekehrte Eingeborne, Jakob Links und Johann Jäger hatten sich angeboten, ihn zu begleiten, und wo sich besondere Wünsche nach Lehrern zeigen würden, einstweilen zu bleiben, bis Missionare nachgesandt werden könnten. Als Shaw von seinem Ausflug in die Kapstadt auf den Khamiesberg zurückkehrte, traf er Threlfall völlig genesen und erstärkt. Dieser bot sich sogleich an, die Reise an den Fischfluss statt Shaw's zu unternehmen, weil dieser auf Weib und Kinder Rücksicht zu nehmen habe, er dagegen völlig frei sei. Das großmuthige Anerbieten wurde dankbar ergriffen. Gegen Ende Juni zog das Kleeblatt aus, drei rüstige junge Männer durch wahre Liebe und Hochachtung unter sich innig verbunden; Jakob bereits ein erprobter Hilfsmissionar. Anfangs Oktober wollten sie zurück sein.

Nach einer Woche waren sie in Korasse angelangt, wo sie lernbegierige Hörer fanden und das erstmal wieder Fleischkost zu genießen bekamen; denn die Reise gieng durch dürres Erdreich. Nun aber hörten sie beunruhigende Schilberungen vom Stand der Dinge im Norden. Threlfall schrieb: „Gestern kamen einige Bastard-Hottentotten hier durch von der Mündung des Oranje. Sie sagten, am Warmbad (jetzt Nisbetbad) sterben die Leute vor Hunger; auch sei in Folge des Todes zweier Hälftlinge das Land sehr unsicher. Sie thaten, was sie konnten, unsern Jakob und Johann abwendig zu machen, aber diese tüchtigen Burschen ließen sich nicht entmutigen. Von Natur sind sie als Namaqua's ängstlich; aber Gnade hat sie so dreist gemacht, daß sie sich bereit erklären, für die Sache Jesu nicht blos zu leiden, sondern auch zu sterben. Daß ich's nur gestehe, sie waren mutiger, als ich; denn mir sank das Herz; ihre Glau-

henskraft hat aber meine Furcht überwunden. Das sind Reisegefährten, wie ich sie brauchen kann; sie thun meinem Herzen wohl und beschämen meinen Kleinglauben. Es ist ein wahrhaft apostolischer Geist in ihnen. Ich bin innerlich glücklich und demuthige mich vor Gott über meine Sünden." (4. Juli 1825.)

Noch zwei kurze Briefe folgten. Sie hatten Warmbad glücklich erreicht und daselbst den Häuptling Tsautamaap getroffen, der ihnen über die Stämme im Norden allerhand werthvolle Auskunft gab. (19. Juli.) Weiterhin wurden die Leute rauh und unfreundlich, verweigerten ihnen einen Führer und nöthigten sie, nach vier Tagereisen nach Warmbad zurückzufahren. Vieles kam zusammen, die Geduld der Reisenden auf die Probe zu stellen. „Die Menschen sind hier sehr gefühllos und trügerisch; doch sind wir alle wohlbehalten, wenn wir auch am Erfolg der Reise zu zweifeln anfangen. Unser Vieh ist so elend, daß es unser Gepäck kaum heimbringen kann. Aber wir werden jedenfalls versuchen, weiter vorwärts zu kommen; im Nothfall schicke ich dann Johann zu euch, Ochsen für uns zu holen. Wir müssen tüchtig betteln, um nur Fleisch kaufen zu dürfen. Macht euch jedoch keine Sorgen wegen uns; wir sind gutes Muths, und der Herr schenkt uns Geduld." (8. Aug.)

Monateslang blieb jede Nachricht aus; unbestimmte bange Gerüchte lichen sich hören. Doch im December kam Missionar Schmenlen, den man auch schon lange todt gesagt hatte, nach Lelyfontein, um Lebensmittel zu kaufen, und stärkte die Hoffnung auf die endliche Wiederkehr der Brüder. Im März 1826 wiederholte er seinen Besuch und hatte nun genug erfahren, um keinem Zweifel an ihrem Tode mehr Raum zu geben.

Es scheint, daß die drei Brüder im Warmbad einen Führer bekamen, mit dem sie am 10. August weiter zogen. Der Mann stieß aber auf zwei gleichgesinnte Burschen, mit denen er sich verständigte und in der zweiten Nacht einen Mordanschlag ausführte, der auch gelang. Die Einwohner des Landes waren jedoch so erbost über die Mörder dieser Friedensboten, daß sie ihnen unter der Anführung des Titus Afrikaner nachjagten und zwei derselben gefangen nahmen, die sie dann den Behörden der Kolonie ausliefererten. Aus ihrem Verhör erhellte, daß der Häuptling von Warmbad den Missionar um Schießpulver ersuchte, was dieser ihm abschlug. Darauf wurde ihm der Aufenthalt im Kraal verweigert. Threlfall zog weiter, mußte aber

aus Wassermangel zurückkehren. Wiederholte hieß ihn der Häuptling gehen und gab ihm zuletzt einen Führer mit, Nangaap, dem er auftrug, nach einer oder zwei Tagereisen den Missionar zu tödten. Nangaap behauptet, sieben Tagereisen mitgezogen zu sein, ehe er den Auftrag des gefürchteten Häuptlings ausrichtete. Er hatte an jenem Abend für den Missionar Lebensmittel zu kaufen, die er in einem Buschmannskraal erhielt. Er kehrte mit einer Ziege und etlichen leicht beredeten Buschmännern an den Fischsluß (Auhup) zurück, wo er die Reisenden bei ihren drei Packochsen schlafend fand. Die Mörder umringten sie in der Stille, schossen Pfeile nach Jakob und Johann und warfen Steine auf sie. Johann war auf der Stelle todt, Jakob auf den Tod verwundet. Threlfall erwachte und fragte, was es gebe; doch da er keine Antwort bekam, legte er sich wieder nieder. Da zog ein Damara ihm die Decke vom Leibe; der Missionar merkte, daß er's mit Räubern zu thun habe, und floh in das Dorngebüsch. Von einem Buschmann verwundet, von den andern verfolgt, warf er sich auf die Kniee und betete, worauf der Führer ihm einen Stein an die Schläfe warf und den Buschmännern befahl, ihn und Jakob vollends mit dem Assagai zu tödten. Nangaap vertheilte dann die Beute und Kleider; die Packochsen behielt er für sich und floh in sein Land, nachdem er den Buschmännern den Auftrag gegeben hatte, dem Häuptling Ambibom Bericht zu erstatten. Das thaten sie auch, wurden aber von ihm hart angelassen; es sei das eine Lüge, er habe dem Nangaap befohlen, die Reisenden sicher zu geleiten. Der eigentliche Sachverhalt konnte nicht näher an's Licht gebracht werden. Der Führer trug, als er gesangen wurde, die Kleider des Missionars.

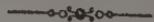
Zwei Jahre waren vergangen, ehe die Mörder verurtheilt wurden. Die Behörden der Kolonie hatten sich mit dem Häuptlinge dahin verständigt, daß die Hinrichtung des treulosen Führers vor seinen Augen vollzogen werde. An einem Samstag Abend (24. Aug. 1827) wurde der elende Nangaap nach Liliyfontein gebracht und über den Sonntag in einer Schmiede verwahrt. Die Ansiedlung gerieb darüber in groÙe Aufregung, so daß der Offizier der Wache Niemand erlauben wollte, den Gefangenen zu sehen. Der Missionar konnte ihn aber versichern, daß er nichts zu fürchten habe. Links' Bruder hatte ihm schon vor einem Jahre gesagt: „was gäbe ich nicht darum, den Mörder meines Bruders zu sehen! Ich würde mich's irgend welche Reise oder Aufwand kosten lassen!“ — Und was dann? fragte der Missionar. — „Nun, ich würde ihn herführen, Gottes Wort zu hören und den Weg der Seligkeit zu erfahren.“ Der Offizier erlaubte darauf dem Gefangenen, herauszutreten und sich in die Sonne zu setzen. Jakobs' Vater trat zuerst hinan und fragte: „Dachtest du, ich würde dich nicht finden?“ Dann setzte sich die demütige Schwester Jakobs' auf den Boden neben den Gefangenen und weinte bitterlich. „Warum,“ sagte sie endlich, „warum hast du den Missionar, warum meinen

Bruder getötet? Aber ich komme nicht, dir Vorwürfe zu machen. Ich bedaure dich. Und nun, da deine Zeit so kurz ist, bitte ich dich, Gott um Gnade anzusleben." — Der Glende zeigte sich höchst gleichgültig. Er äußerte: "Ich bin zu mager, gib mir viel zu essen. Mache mich stark, dann will ich beten." Noch andere Glieder der beiden einflussreichen Familien, sowie Verwandte der beiden Wittwen, versuchten an jenem Sonntag, ihn zur Buße zu führen; vergebens. — Am 3. September kam der Häuptling von Warmbad mit seinem Gefolge nach Silberfontein, dem Ort der Hinrichtung, betheuerte nochmals, daß alles was Naugaap über seine Mitschuld sage, reine Lüge sei, und billigte vollkommen das Todesurtheil. Als der arme Sünder vor sein Grab geführt wurde und sechs Soldaten die Gewehre luden, erwachte zum erstenmal die Todesangst; er rief laut zu Gott um Gnade und Vergebung. Einen Augenblick später war er in die Ewigkeit eingetreten.

Der edle Threlfall hatte seinen Lauf fröhle vollendet; und ein nüchterner Rechner wird nun wohl fragen, was hat alle diese immerhin anerkennenswerthe Aufopferung genützt? Die Früchte, die sich aufzeigen lassen, sind freilich unansehlich. Daß Europäer und Kolonisten durch den Jüngling bekehrt wurden, wird Vielen ein unbedeutendes Ergebniß der Missionsarbeit scheinen. Und doch ist das auch ein Werk, das für die Heidenmission seine Zinsen trägt. Um jedoch bei der Heimath anzufangen: wie nahmen die Eltern des Seligen die Trauerbotschaft auf? Nun, sie gestehen, mit seiner völligen Hingebung an den Herrn sei ein neuer Geist in ihr Haus eingezogen. Alles Eigenthum des Sohns gaben sie sogleich der Mission; den Unterhalt der zwei schwarzen Knaben von der Delagoa-Bai bestritten sie, bis ihre Erziehung vollendet war; als endlich der Vater starb (1840), überließ er das Erbtheil seines Erstgeborenen (über 16,000 fl.) der Mission. — Sodann als in einer Missionsstunde zu Edinburgh Threlfalls Laufbahn geschildert und gefragt wurde: wer tritt jetzt in die Lücke? da fühlte sich ein Jüngling gebrungen zu sagen: "Ich, wenn man mich brauchen kann." Es war der edle G. Scott, später vieljähriger Missionar in Schweden, wo er reiche Früchte seiner Arbeit sehen durfte. — Und am Kap? Nun, der verdächtige Häuptling reiste wiederholz nach Lilyfontein, ja bis in die Kapstadt, um einen Missionar für sein Volk zu erbitten. Er wolle nicht der bleiben, der er sei; sein Volk sollte bessere Sitten bekommen, als die rohen Stämme, unter denen es wohne. Es mag das gethan worden sein, um seine Mitschuld zu verbergen, möglicherweise auch in Folge von Gewissensbissen. Zunächst konnte Niemand dem Kluse folgen. Aber im Jahr 1832, als ein Madrasbeamter, J. Nisbet, seiner Gesundheit halber die Kolonie besuchte, stiftete er einen Fonds, um eine Mission in Warmbad zu beginnen; ein junger Missionar, G. Cook,

erbot sich, sie zu eröffnen; Jakob's Bruder, Peter Links, war gleich bereit, ihn zu begleiten; und trotz vieler Schwierigkeiten hat das Evangelium dort eine feste Stätte gefunden. Am 3. November 1835 wurde die Gattin des Häftlings mit sieben andern Täfflingen in die Gemeinde Christi aufgenommen. Gieng es zuerst bei den Ein-geborenen überaus ärmlich her, wie denn der Missionar kaum ein elendes Schaaf ihnen abzukaufen im Stande war, so hatten im Jahr 1841 die Getauften, 155 an der Zahl, sich bereits ein ziemliches Vermögen erworben, so daß sie einen „Nisbetbad Missionsverein“ zu stiften und mit reichen Beiträgen an Vieh (im Verlauf von 800 fl. des Jahrs) zu unterhalten vermochten. Man berechnete damals, daß am Anfang der Mission die ganze Einwohnerschaft kaum mehr zu eigen besaß, als nach sieben Jahren die Befehlten unter ihnen beizutragen im Stande waren. Schon im Jahr 1844 zählte man 391 Kirchen-glieder, und 2300 Leute wohnten den Gottesdiensten bei. Bald aber hatte auch Cook seine Kräfte verzehrt und war zu seiner Ruhe eingegangen. Der Fortschritt dieser Mission wurde unter vielfachen Hemmnissen hinsicht ein langsamerer. — Auf dem Delagoa-Gefilde ist freilich die Friedensbotschaft des Evangeliums, kaum gehört, wieder verschollen. Von den beiden Erstlingen, die aus jener Bevölkerung herausgerissen wurden, fehlen uns die weitern Nachrichten. Man wird auch sich hüten müssen, das Werk, das ein Missionar — und wäre es auch der beste — in seinem ersten Arbeitsjahr ausrichten kann, nicht zu überschätzen. Gesezt aber, dieser Versuch sei ein Mißgriff gewesen, gesezt, Threlfall habe sich über seinen Ruf nach Madagaskar getäuscht, wer wird sagen können, das Werk des Glaubens und der Liebe in dem hochherzigen Jüngling, die Läuterung durch Leiden, die Gluth der Gebete, das Sehnen seiner Seele nach dem lebendigen Gott, der heiße Durst nach Beseligung seiner Brüder sei vergebens gewesen?

So ist's einmal im Reiche Gottes. Er selbst regt in seinen Knech-ten viele Wünsche an, die Er sie doch nicht ausführen läßt; der eine, begabtere und kräftigere, verzehrt sich in vereitelten Versuchen, die dem Nachrückenden leicht gelingen. Darum sagt Er jenem doch: „Dass du im Sinne hastest, meinem Namen ein Haus zu bauen, hast du wohlgethan, daß du solches vornahmest!“ Und darum möchten wir das Andenken an den edlen Entschlafenen auffrischen, daß auch Andere, Jungs und Alte, sich aus ihrem Alltagsleben aufraffen und — obschon sie am Ende vielleicht nicht viel ausrichten, sich doch was Rechtes vornehmen. Der Herr sagt, auch das schon sei wohlgethan; obschon Er dann die Kräfte, die man ihm darstreckt, scheinbar nutzlos verwenden mag, obschon Er verschwenderisch umgeht mit seinen besten Werkzeugen, am Ende wird sichs finden, Er hat ihre Wanderungen angesehen, ihre Seufzer und Thränen gezählt, und ihr Blut wird theuer geachtet vor Ihm.





Pagode und Buddhistenkloster in Birma.

Die Karenen und ihre Evangelisirung.

Zweite Abtheilung.

Die Karenen vor ihrer Bekkehrung zum Christenthum.



1. Die Stammheimath und die Stämme.

Wir schlossen unsre vorige Darstellung mit der Erzählung, wie die evangelische Mission zum ersten Male mit dem Karenenvolk in nähere Berührung gekommen ist. In der That nicht glänzend und große Hoffnungen erweckend war dieß erstmalige Zusammentreffen. Vielmehr recht unscheinbar, in der Gestalt eines Sklaven, trat dieß Volk der Berge vor den Missionar mit dem Ruf unverstandener Heilssehnsucht: Kommt herüber und helfet uns! damit es auch hier wieder nach der alten Weise unsers Gottes und Heilandes gehe, von der ein Missionslied singt:

Heiland! Deine größten Dinge
Beginnest Du still und geringe.

Allmählig, wenn auch in rascher und überraschender Folge, traten diese Kinder der Wildniß aus ihrem dichten Waldesschatten in das milde Tageslicht, das durch die Mission über ihnen aufgieng. Dadurch wurden sie auch erst bekannt in ihrem eigenthümlichen Leben und Weben, in ihrer Religionsweise und Volksitte. Somit verdanken wir die genauere Kenntniß der Karenen, wie so manch andern Volkes und Volksstammes, auch hier wieder den „schlichten“ Missionaren, die zum Theil Länder durchforscht, welche zuvor keines Europäers Fuß betreten. Wir erinnern beispielsweise nur an Gützlaff, Livingstone

und Kraps. Und die Beiträge, die sie an die Wissenschaft, namentlich an die Erd- und Völkerkunde abgegeben, sind in der That nicht eben gering anzuschlagen.

Anfänglich hielten die Missionare dafür, die Karenen seien nur ein unbedeutender Volksstamm von etlichen tausend Seelen. Später hieß es: sie belaufen sich vielleicht auf 30—40,000. Jetzt weiß man, daß sie an Zahl so ziemlich dem Schweizervolke gleichkommen, mit dem sie in ihrem Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit und in so mancher andern Eigenschaft wohl zu vergleichen sind. Mindestens zählen sie zwei Millionen, ja, wenn das Resultat der Nachforschungen des tüchtigen Missionars Kincaid sich als richtig erweist, daß der Name Kachin nur eine andere Bezeichnung für die Karenen sei, so bilden sie ein Volk von ungefähr vier Millionen. Wie schon angedeutet, machten die Missionare ihre erste Bekanntschaft mit seinen südlichsten Ausläufern in den jetzt englischen Küstenprovinzen des barmanischen Reiches, in Martaban, Tavoy, Mergui und Tenasserim. Bald aber wurden sie gewahr, daß sie sich von da bis tief in das Innere des Landes, immer den waldigen Höhenzügen nach, über Assam hinauf bis nach Tübet verbreiten, und von Bengalen durch Barma nach Siam hinüber und bis zu den südwestlichsten Provinzen China's. Ja, um richtig zu reden, von Tübet und von der chinesischen Provinz Yünnan aus haben sie sich im Laufe der Zeiten durch alle die genannten Länder verzweigt. Dort hinauf, als zu den Stammsitzen ihrer Väter, weisen ihre Traditionen, die wir noch im Besonderen werden kennen lernen. Damit stimmen alte und neuere Nachrichten über dies interessante Wandervolk zusammen. Vernehmen wir einige der wichtigsten Zeugen, die uns von ihm Kunde geben.

Der erste Europäer, der dieses Volkes Meldung thut und sie zum ersten Mal mit ihrem Namen nennt, ist der edle Venetianer Marco Polo in seinem vielbewunderten und vielverdächtigten, weil nicht verstaubenden, klassischen Reisewerk (*mirabilia mundi*), von dem es sich je länger je deutlicher herausstellt, daß er nur das in demselben niedergelegt hat, was er zum größten Theile selbst mit Augen gesehen. Zu seiner Ehrenrettung hat insbesondere der Orientalist Klapproth viel gethan. Marco Polo drang zu Ende des 13. Jahrhunderts auf der großen Handelsstraße, die aus dem Innern China's über das hohe Alpenland Yünnan nach Awa führt, bis in diese Gegend vor. Da erwähnt er denn auch im zweiten Buche seiner

Reisebeschreibung die Provinz Karaian als das Land der Karaïn,*) und beschreibt es als ein Land voll Bewohner und fester Burgen. „Die Einwohner,“ sagt er, „seien Idolanbeter [?] und nähren sich von Fleisch und Früchten. Das Fleisch von Vögeln, Schafen, Kindern und Büffeln essen sie roh, nur gesalzen und gewürzt. Dem jeweiligen Gast werden die Rechte des Haushalters abgetreten. Die ihnen eigene Sprache sei schwer zu erlernen. Sie besäßen die besten Pferde. Als Geld kursiren bei ihnen weiße Porzellanmuscheln, die auch zum Schmuck dienen. Vicekönig sei der Sohn des Chublai Khan [des hohen Gönners und Beschützers unsers Reisenden], der wie sein Vater mit Weisheit und Gerechtigkeit die Herrschaft führe. Die Hauptstadt des Königreichs heiße Jaci [heute Thsu-hiung-fu], sei groß und wohlhabend, voll Kaufleute und Künstler, mit gemischter Population von einheimischen Idolanbeter, nestorianischen Christen und Muhammedanern.“

Dazu bemerkt der erdfundige Ritter: „Diese Provinz umfasste den südlichen Theil von Nünnan, das Land (wie es die Chinesen heißen) der Thsouanman, welch letztere sich selbst Karaiin nennen. Nünnan heißt noch heute bei den Muhammedanern Centralasiens Karayan, nach den Eingeborenen des Landes. Diese sind von einer andern Abstammung als die Chinesen, ihre Sieger; diese Karayan sind ebenso im Barmanenlande verbreitet, wo sie noch heute Karaïn heißen, und ihre Stammgenossen haben sich weit gegen den Osten durch Südchina ausgebreitet, wo sie einen bedeutenden Theil der alpinen Miao tse (der von den Chinesen unbezwungenen Ureinwohner) als Bewohner des Miao Ling (ein Gebirgszug) ausmachen. Es ist für Ethnographie höchst wichtig, daß wir den Sitz dieses Aboriginevolkes in seiner Heimat durch Marco Polo kennen lernten, und zwar vor dessen weiter und vielfacher Verstreitung, die wir, ohne den Mittelpunkt und Ursitz faktisch zu kennen, schwerlich heraus gefunden haben würden.“

Der schbn erwähnte Missionar Kincaid hatte auf seiner Fahrt

*) Es begegnet uns fortan eine sehr mannigfaltige Schreibweise dieses Namens, wie Karayan, Karaynen, Karaianen, Karyang, Karyen, Karean etc. Wir führen sie ein für alle Mal an und halten uns an die im Lande selbst übliche, Kären, die wohl einem barmanischen Schimpfwort entnommen ist und „Hund“ bedeutet, (nach einer handschriftlichen Mittheilung von Dr. Wade). Bei den Schans heißen sie Yang.

den Irawady hinauf, im Jahr 1837 Gelegenheit, die Angaben Marco Polo's bestätigt zu finden. In diese Stammheimath weisen auch einige religiöse Gebräuche der Karenen selbst. Was letztere betrifft, so theilt sich die Nation in zwei Parteien, die man nicht unpassend Sektionen nennen könnte. Die eine bringt den abgeschiedenen Geistern ihrer Ahnen Opfer dar, ein Brauch, der sich besonders bei den Chinesen findet. Die andere verpönt ihn und vermeidet ihn ängstlich, wie, sagen sie, schon ihre Vorfahren gethan, was deutlich erkennen lässt, daß derselbe als ein fremdes Gewächs auf ihre alten Religionsgebräuche ist gepropft worden. Ferner kommt in der Karenenpoesie die chinesische Gottesbezeichnung Tien vor, aber als Name für einen untergeordneten Gott, der von einem Volke verehrt werde, mit dem sie in früherer Zeit in Berührung gewesen seien, wobei sie freilich kaum mehr wissen, daß dies Volk die Chinesen sind. Ueberhaupt sind die Erinnerungen an die alte Heimath bei den südlichsten Ausläufern des Karenenvolkes etwas verblaßt; jemehr man jedoch nach Norden dringt, desto heller und frischer leben sie im Volke fort. Die Karenen in und um Tavoy wissen, daß sie verhältnismäßig junge Einwanderer daselbst sind. Sie erzählen: „Die Alten sagten: Wir kamen vom oberen Lande herab. Einige flohen vor der Strafe, Andere kamen, weil sie hörten, es sei ein gutes Land. Zuerst kamen wir herab und ließen uns am Attaran nieder, nächstdem in Ye und endlich in Tavoy.“ Diese Ueberlieferung wird durch eine andere Thatsache bestätigt. Während nämlich die Dialekte, die um Tavoy und Mäslmen (Maulmain) herrschen, sich in mancher Beziehung von einander unterscheiden, so soll der von den Karenen auf der Balu-Insel an der Mündung des Salwén gesprochene genau mit dem zu Tavoy übereinstimmen, was die Vermuthung nahe legt, jene Inselbewohner seien Abkömmlinge jener ursprünglichen Einwanderer vom Oberlande her, die aber nicht weiter nach Süden gedrungen. Auch in Siam sind sie nicht ursprünglich daheim. Darüber meldet eine Tradition: „Die Alten sagten: Die Karenen sind nicht lange in Siam gewesen. Manche giengen dahin, als Martaban verwüstet ward (wahrscheinlich unter Alompra); Andere, weil sie hörten, dort sei ein gutes Land; wieder Andere, weil von den Siamesen geraubt, waren deshalb schon vorher da, und noch Andere giengen dahin, als die Siamesen Tavoy belagerten.“ Wirklich sollen sich auch Karenen nur auf der Westseite des Menamflusses finden. Von den in Arakan wohnenden weiß man,

daß sie über die Berge bis in die südliche Provinz von Sandoway vorgedrungen sind.

Am zahlreichsten finden sie sich in den Thälern des Irawady, des Sitang und Salwen, so daß schon Geographen versucht waren, hier ihr Vaterland zu suchen. Wann sie freilich da eingewandert sind, ist nicht klar. Die Tradition sagt hierüber nur: „Die Karenen kamen vor Alters von jenseit der Wasser des rinnenden Sandes [das heißt aus einer Wüste, wo der Sand vor dem Wind wie Meerewellen daherrollte], und nachdem sie Zimmay für sich aussersehen hatten, kehrten sie wieder zurück. Hernach aber, als sie wirklich dahin zu wohnen kamen, hatten die Schans das Land besetzt. Dann flüchteten ihnen die Karenen und sprachen: 'Wohnt in der Theilung der Länder. Möge Awa Krieg gegen euch führen auf der einen Seite, Siam auf der andern.'“ Der buddhistische Pilger Fa-hian, der im fünften Jahrhundert von China nach Indien reiste, beschreibt die große Wüste zwischen China und Tübet gleichfalls als einen Sandstrom. „Der Gouverneur der Sandstadt,“ erzählt er, „versah uns mit dem Röthigen, um den Sandstrom zu überschreiten. Da hausen böse Geister und Gluthwinde, denen man nicht mit dem Leben entrinnt. Weder Vögel noch Thiere sind sichtbar. Keine Landmarke, so weit das Auge reicht, außer den Gebeinen derer, die auf dem Wege umkamen.“ Ein Führer von übermenschlicher Kraft, den die christlichen Karenen mit Moses vergleichen, soll das Volk mit ausgestrecktem Stab hinübergeleitet und durch Steine den Weg bezeichnet haben. Vor etwa 40 Menschenaltern wollen sie ihre Wanderung vollendet haben. Kincaid hieß auch die Kakhyn (bei Bamo) für einen Karenenstamm. Da fast alle Gebirgsstämme des Schwanlandes, bis nördlich nach Tübet, Kakhyn genannt werden, während solche Gebirgsbewohner unter der Barmanenbevölkerung Karenen heißen, schien es wahrscheinlich, daß beide Theile ursprünglich Ein Volk bildeten. Indessen hat Kincaid selbst später die Kakhyn für einen Zweig der großen Singphofamilie (in Assam) erklärt; und ihre Sprache weist nur etwa 17 Wörter in 100 auf, welche mit karenischen Ähnlichkeit haben.

Nach Tübet weisen noch einige andere Umstände. Während die Namen der Monate bei den Karenen gewöhnlich von der gerade in diese Zeit fallenden Arbeit hergenommen sind, werden die beiden, die unserm Juni und Juli entsprechen, mit Zahlen bezeichnet, und zwar als dee siebente und achte, so daß also ihr bürgerliches Jahr mit unserm

December beginnt, was beides wieder nur bei den Lübetaner vorkommt. Beweis endlich für ihre Verbindung mit jenen nordwestlichen Gebirgsstämmen ist nach einigen Gewährsmännern ihre Sprache, deren Verwandtschaft jedoch noch nicht nach allen Seiten gehörig untersucht ist.

Um gleich hier ein Wort über ihre Sprache zu sagen, so besteht sie, wie die hinterindischen überhaupt, aus einsilbigen Wurzeln; und die Wortbildung beruht nicht auf Beugung, sondern auf Zusammensetzung. Sie geht in verschiedene Mundarten auseinander, ja in ebensoviele Mundarten als das Volk in Stämme. Im Ganzen zählt man jetzt neun Dialekte, welche sich in zwei Klassen theilen, das Sgau, welches keine Schlusskonsonanten zuläßt, und das Pwo, welches solche liebt. (So heißt der Fuß in Sgau Khau, in Pwo Khang, im rothkarenischen Kha, in der Kay-Mundart Kaku, im Taru Hang, im Taunghu Chan ic., — alle verwandt mit dem tübetischen Kang.) Diese Karenendialekte sind, wie sich bei der weiten Verstreitung des Volkes leicht begreift, von den sie gerade umgebenden Sprachen nicht unberührt geblieben, und unwillkürlich haben diese von ihren Wörtern und Wendungen an jene abgegeben. Im Allgemeinen aber läßt sich sagen, daß die Sprache der Karenen sich von jeder andern Sprache Hinterindiens unterscheidet. Mit den verschiedenen Tönen, welche sonst gleichförmigen Silben wieder besondere Bedeutungen geben, ähnlich den chinesischen Intonationen, zählt man allein 54 Vokale. Schon dies genügt, um schließen zu lassen, wie reich, aber auch wie schwer sie für den Fremden zu erlernen sein mag. Und in der That nicht geringe Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis es den Missionaren gelang, sie Dialekt um Dialekt zur Schriftsprache zu erheben und das Buch der Bücher in dieselbe überzutragen. Denn keine Schrift, kein Alphabet, keine Schriftdenkmale, keine Grammatik, kein Wörterbuch lagen ihnen vor, wie dies theilweise doch beim Barmanischen der Fall war. Die Karenensprache war bis dahin nur eine gesprochene. Aus dem Munde des Volkes selbst mußten sie sie kennen lernen, in seiner Mitte mußte sich Ohr und Zunge an ihren Laut und Klang gewöhnen.

Von dem mongolischen und malayischen Menschenschlag, die beide in Hinterindien vorherrschen, unterscheiden sich die Karenen durch ihre Körperbildung, insbesondere durch die des Gesichts. Hat dies auch die tropische Sonne gebräunt, so verrathen sie doch eine gewisse Verwandtschaft mit der kaukasischen Rasse. Kapitän Symes sagt,

sie seien von schönerer Gestalt, edlerer Gesichtsbildung und hellerer Farbe als die Barmanen. Und Kapitän Low schildert sie als schön gebaut, athletisch, von bester Gesichtsbildung, voll edeln Anstandes. Kapitän Ross, der vom Irawadythal durch den Aengpaß dringend, auch da überall auf die zerstreuten Ansiedelungen der Karenen traf, die gerade ihre Reisfelder bearbeiteten, meinte, „ihre angenehme Gesichtsbildung, und ihre reinlichere, anständigere Kleidung zeichnen sie auch hier sehr vortheilhaft vor den Barmanen aus.“ Dagegen nähern sich andere Stämme, wie die Launghus, ganz dem mongolischen Typus und zeichnen sich durch abschreckende Häßlichkeit aus.

Ihre Kleidung jedoch ist äußerst einfach, aber je nach den Stämmen verschieden. Ein weites Hemde von Baumwolle, ein Turban um den Kopf, das ist der gewöhnliche Anzug. Die Frauen schmücken sich noch mit Halsbändern, von denen oft fünfzehn den Hals einer jungen Person bedecken, und wenn vollends ein Glöckchen an einem derselben herabhängt und bei jeder Bewegung erklingt, so ist der Schmuck vollkommen. Die Frauen tragen überdies in den Ohren Blumen und glatte cylindersförmige Knöpfe von Ebenholz, etwa vier Zoll lang, vorne etwas eingedrückt, um sie zugleich als Spiegel benützen zu können. So haben sie in einfachster Weise Schmuck und Toilette beisammen. Die Männer haben hohle Cylinder von Horn in den Ohren von ähnlicher Größe. Doch ist, wie gesagt, der Putz und die Kleidung bei den verschiedenen Stämmen verschieden, so verschieden, wie es etwa bei den Schweizertrachten in den verschiedenen Kantonen der Fall ist.

Diese Karenenstämme müssen wir jetzt etwas näher kennen lernen. Wie schon angedeutet, sind derselben nicht wenige. Wir können sie zunächst nach ihrer Verbreitung im barmanischen Reiche in südliche und nördliche eintheilen, für welche Eintheilung nicht nur die mildere Art jener, die wildere dieser spricht, sondern auch der Umstand, daß die nördlicheren Stämme großentheils dem harten Barmanenjoch zu entgehen wußten, während die südlicheren dessen Druck nur zu lange fühlen mußten. Jetzt stehen diese unter dem milben Scepter Englands, dem sie sehnfütig entgegenharrten und das sie einst mit Jubel begrüßten. In diesen jetzt englischen Provinzen treffen wir zwei Stämme, die obengenannten Sgau oder Pschga und die Pwo. Der Sprache nach, daß wir das vorausschicken, gehören zu jenen die Maunipha, die Paku und die Wewa; dann die Bghai

mit den Pray und Rothkarenen; zu diesen die eigentlichen Pwo, Taru, Mopgha, Taungthu u. c. Die Sgan sind der zahlreichste Stamm. Man findet sie nicht nur in Mergui, Tavoy, Ye und Tenasserim in ihren zerstreuten Sizzen bis zur Wasserscheide des Menam und des Salwen, nicht nur auf der fruchtbaren Valu-Insel, sondern auch noch im Salwen- und Sitangthale und auf dem Hochland von Pegu bis hinauf nach Prome und Taungu; während einige wenige bis nach Arakan gewandert sind. Man heißt sie auch Weißkarenen, von den weißen nur unten rothgestreiften Hemden, die sie tragen. Die Bghai, wohl die uncultivirtesten aller Karenenstämme, wohnen fast ausschließlich zwischen dem Sitang und dem Salwen. Der größere Theil der civilisirten Pwo lebt vermischt mit Sgans von Mergui bis über den Sitang hinauf, mehr in der Ebene als im Gebirge. Einige ihrer Stämme tragen, wie ein Theil der Bghai, kurze Hosen; andere ein weißes Hemd mit Stickereien am Rand. Sonst hielt man auch die Selongen, ein armes Fischervölkchen auf dem Inselkranz, der die Küste von Mergui einschlägt, für ein versunkenes Karenengeschlecht; ihre Sprache beweist aber zur Genüge ihre Abstammung von Malayen.

Gehen wir von den Mündungen des Salwen und Sitang aufwärts, so treffen wir bald auf die nördlichen Stämme. Zunächst die Paku, die man an dem in jedem Dorf verschiedenen gestickten Hemdrand erkennt, von den nördlicher wohnenden Bghais durch den im Süden der Stadt Taungu mündenden Nebenfluß des Sitang geschieden. Da kein Dorf dem andern hilft, sondern alle sich stetig besehden, waren sie bis auf die neuste Zeit eine leichte Beute der berittenen Rothkarenen. Neben den Pakus auf den Höhen bewohnen die Maunipgas den südöstlichen Theil der Provinz Taungu. Nördlich von beiden und nordöstlich weit über diese Provinz hinaus wohnen die Bghais, an den scharfroten rothen Streifen ihrer Kleider erkennbar. Doch theilen sie sich nach der Tracht wieder in kurze Hosen Tragende und in Kitteltragende. Diese werden von den Barmignen Wildkarenen genannt und nicht mit Unrecht. Sie rühmen sich, niemals einen Tribut an die barmanische Regierung gezahlt zu haben; während die Kittelträger sich dem Joch beugten, hätten sie seit unendlichen Zeiten ihre Unabhängigkeit behauptet. Obgleich nur eine kurze Tagreise von den Dörfern der kitteltragenden Bghais entfernt, von denen allezeit große Summen erpreßt wurden, haben sie niemals

einem Barmanen, der in ihrer Mitte erschien, wieder zurückzukehren erlaubt. Da obgleich jetzt viele Kaufende derselben dem Namen nach unter englischer Botmäßigkeit stehen, so ist doch nie eine Steuer von ihnen gefordert worden. Und jetzt erscheinen sie fek in der Stadt, um gegen ihre rohe Seide allerhand Bedürfnisse einzukaufen, während sie früher fast nur vom Raube lebten. Sie bauen nicht regelmäig das Land, höchstens nur um etwas Reis zu gewinnen, der mit Hundefleisch ohne Salz fast ihre ganze Nahrung ausmacht. Ueber die Mäzen schmutzig, oft kaum ein Kleidungsstück auf dem Leib; verworrenen Haupthaars mit dem wilden Ausdruck im Gesicht, sind sie ganz geeignet, der Schrecken ihrer Gegend zu sein. Fast jedes Dorf besteht aus einem festigten einzigen Haus, das aber an 70 Feuerstätten enthalten mag und fast jährlich an einem neuen Platz — in der Nähe der eben bebauten Felder — aufgebaut wird. Allezeit mit Schwertern, Speeren und mit der Armbrust bewaffnet, unter sich selbst auf stetem Kriegsfuße lebend, sind sie auch fortwährend auf die Angriffe ihrer Nachbarn gefaßt. Menschenraub, Mord und Blutrache sind bei ihnen zu Hause. Sie haben bisher dem englischen Gebiet mit plötzlichen Ueberfällen und Räubereien viel zu schaffen gemacht, so daß ernstlich gegen sie mußte eingeschritten werden. Missionar Dr. Mason erzählt von ihnen: „Zwei barmanische Handelsleute wagten sich zu weit in das Karenengebiet. Sie wurden ihrer Waaren beraubt und getötet. Der englische Kommissär O'Riley wollte die Schuldigen zur Strafe ziehen. Er machte sie mit Hülfe des nächsten Dorfhäuptlings ausfindig, der sie, durch Versprechungen gelockt, ausliefern wollte. Allein unterwegs Verdacht schöpfend, entrannen ihm alle bis auf zwei, von denen nur der eine schuldig war. Sie wurden nach Taungu ins Gefängniß gebracht. Die Regierung in Kalkutta, über sie angefragt, sprach sie frei, als Menschen, welche die Größe ihres Verbrechens nicht zu beurtheilen wußten, worin sie sich freilich irrite. Denn der Karen sagt: Blut muß wieder für Blut vergossen werden; und er läßt einen Menschenmord nie ungerächt, selbst wenn er unabsichtlich geschehen wäre. Allein als ihr Urtheil ankam, waren beide in der Nacht zuvor an der Cholera gestorben. Das Dorf jedoch, dem sie angehörten, war entschlossen, ihren Tod zu rächen, als ob sie wirklich gehängt worden wären. Das Racheopfer sollte Hr. O'Riley sein. Als er mit seinen Leuten in der Nähe ihres Dorfes in seinem Zelte schlief, wollten sie ihn mit einem Speere durchbohren, was

gewiß geschehen wäre, hätten ihn und seine Leute nicht die Elephanten geweckt, die unruhig geworden waren. Nun warf sich ihre Rache auf jenen Häuptling, der die Schuldigen hatte ausliefern wollen. Er wurde gefangen genommen, seine Tochter aber zu Tode gespiest am Ufer des Baches, wohin sie Wasser zu schöpfen gegangen war."

Ueberhaupt mahnen die Bghais an die alten Hochschotten. Dr. Mason schreibt an einen Freund: „Hier in meiner Bghai Einsiedelei befindet sich mich auf der Spitze eines Hügels, hinter mir ein lustiger, jäh abfallender Berg, wie Arthur's Siz, nur viel höher. Auf der einen Seite dieses Berges ist ein tiefer Schlund, von dem ein steiler Pfad aufwärts führt, gerade wie Victoria-Road; auf der andern Seite, niederschauend wie wenn es bei Edinburg wäre, ist ein reißender Strom, durch eine tiefe Thalschlucht rauschend und von jähnen Abstürzen überragt, die höher sind denn jener, auf welchem Edinburg-Schloß sich erhebt, und in der weiten Ferne ragen lustige Berge, wie sie gesehen werden jenseits der Firth. Die Einwohner sind nicht weniger schottisch als das Land. Die Bghais sind den Hochländern der alten Zeit so ähnlich als man sich nur denken kann. Sie sind durch alte Fehden wie jene in Clans getheilt, so daß der sie trennende Berggrücken von keinem Theile ohne Gefahr überstiegen werden darf. Wenn Einer auf dem Grund und Boden seines Nachbars getroffen wird, so ist sein Leben der Preis für seine Verwegenheit. Die Leute sind in einem Zustand steter Furcht, denn der eine oder andere Clan macht beständig Einsätze in das schwächeren oder weniger gerüstete Dorf.“ Doch haben energische Häuptlinge je und je verschiedene Clans unter sich vereinigt, ein Umstand, der sie ihren Nachbarn nur um so furchtbarer macht.

Der wildeste aller Karenenstämme endlich sind die Rothkarenen, oder östlichen Bghais. Sie haben ihren Namen von ihren kurzen rothen Hosen mit senkrechten schwarzen oder weißen Streifen, und ihrem rothen Turban. Sie dehnen sich gegen 50 Stunden nordwärts aus, in einer Breite von 30—40 Stunden, hauptsächlich die westlichen und östlichen Abhänge des siamesischen Scheidegebirgs und das hohe Tafelland bewohnend, sowie die Waldbreviere des Salwen. Die westlichen Rothkarenen haben 96 Dörfer und mögen etwa 60,000 Seelen zählen, während die östlichen wohl drei Mal stärker sind. Wild und kriegerisch und doch civilisirter als die übrigen Karenen, das lebensvollste aller dieser Bergvölker, haben sie in ihren unzugänglichen

Waldrevieren auf dem Kalkgebirge seit undenklichen Zeiten einen unabhängigen Staat gebildet unter einem eigenen Oberherrn, Saubwa genannt, der über Leben und Eigenthum gebot. Sie sagen, sie seien einst durch die Barmanen vom Norden, wo sie bei Ober-Pagan mit den Chinesen verbunden gewesen, in ihr jetziges Wohnland vertrieben worden. Hier auf dem hohen Tafelland waren sie ein Schrecken für Barmanen und Schans, indem sie, stets mit Speeren und Pfeilen bewaffnet, welche letztere sie zu vergiften pflegten, fort und fort auf Plünderung, Menschenfang und Raub ausritten. Jeder Mann hat sein Pferdchen und daneben Bieh im Überfluss. Die erbeuteten Menschen, Männer, Weiber und Kinder verkauften sie, soweit sie ihrer nicht selbst bedurften, als Sklaven, und zwar Barmanen an Schans, und Schans an Barmanen. Sie blieben unabhängig bis in die Zeiten des jetzigen Saubwa, des neunzigjährigen Kapho. Zu diesem flüchtete sich einmal ein Glied der Königsfamilie zu Awa, das in Ungnade gefallen war. Mit der Zeit aber verdrängte dieser königliche Prinz den Saubwa und machte sich zum Oberherrn über das östliche Rothkarenenland, und dieses den Barmanen zinspflichtig. So blieb dem Saubwa nur noch das westliche Rothkarenenland. Als der Prinz vor einigen Jahren starb, wurden seine beiden Söhne Gebieter; doch soll die Hauptmacht in den Händen eines Schan-Offiziers sein. Die Schans in Mobia, 35 Stunden nordöstlich von Taungu, empörten sich 1855 gegen diese Karenen, und auch der Saubwa unterstützte sie. Aber die Barmanen unterdrückten den Aufruhr und besetzten seitdem die Hauptstadt. Schon sollten auch die westlichen Rothkarenen unterworfen werden, als sich die englische Behörde von Taungu darcinlegte und dem alten Kapho Schantruppen zur Vertheidigung sandte, worauf der Angriff unterblieb. Ein rebellischer Häuptling indessen, mit Namen Menlong, der 1857 aus dem englischen Gebiete, wo er den Karenen um Schwäghyin ein Schrecken gewesen, zu den östlichen Rothkarenen floh, gewann diese so sehr, daß das ganze Land in Unruhe kam, bis ihn 1860 die Briten einsingen und hinrichteten. Die wilden Stämme sehen darin ein Gottesgericht und bereuen, dem Evangelium nicht schon früher Gehör geschenkt zu haben.

Von andern Stämmen im Norden von Taungu ließe sich noch manches sagen. So von den Ka, einem streitliebenden Völkchen in seidenen Hosen, die mit jedem Häuptling oder Freien auch einen lebendigen Sklaven beerdigen. Nordöstlich von ihnen, westlich von den

Rothenkarenen, wohnen die Tariu, die nicht ohne Grund von den Vor-
manen als häßliche Ungeheuer beschrieben werden; im Osten der Bghais
die Überreste des Mopgha-Stammes; dann die dunkeln plattnasigen
kleinaugigen Laungthus in schwarzer Tracht nach chinesischem Mu-
ster, zerstreut bis in die Schanstaaten, nachdem sie einst in Thatung
einen eigenen König gehabt haben. Auf den Nomabergen hausen die
Khyens, ein Poststamm, deren Weiber ihr Gesicht aufs widerlichste
tätowiren, um der Entführung und dem Raub weniger ausgesetzt
zu sein; während unter den Rothenkarenen die Männer sich den Rücken
tätowiren mit Linien, die den Wappenschild vorstellen. Doch ist ge-
nug erzählt, um eine Gesamtanschauung von diesem weitverstreuten
Volke zu bekommen, dessen bisherige Geschichte nichts anders als eine
fortgebende Zersplitterung und Entstremung auch des Nachstverwandten
ist, das aber nun im Evangelium die einigende, das Getrennte wieder
verbindende Macht des Friedens an sich zu erfahren anfängt.

2. Lebensweise, Sitte und Religion.

Wir beginnen hier billig mit der Schilderung ihrer Wohnungen.
Denn die Wohnung ist ja ein vielsagendes Bild ihres Bewohners.
Was nun diese ihre Behausungen betrifft, so sind sie überaus einfach;
es sind, — wie bei allen Natur- und Wandervölkern, — leichtbeweg-
liche Hütten und Zelte, die jedoch bei den nördlichen, mehr sesshaf-
ten Stämmen von festerer Dauer sind. Sie ruhen gewöhnlich auf
acht Pfosten, sechs und mehr Fuß über dem Boden, zu denen man
durch eine entsprechende Leiter aufsteigt. Diese Bauart hat ihren
Grund in der Feuchtigkeit des Bodens, vor der sie sich dadurch
schützen wollen. Um die Hütte her läuft eine Verandah zu doppeltem
Schutz: in der trockenen Zeit nämlich durch das Vordach die Gluth
der Sonnenstrahlen, in der nassen aber den stürzenden Regen abzu-
halten, wie in den Sennenhäusern unserer Alpen. Die Hütte ist
Alles in Allem: Wohnung, Schlafgemach, Küche, Viehstall, Hühner-
haus. Etliche solcher Hütten bilden ein Gehöste; fünf, zehn bis
dreißig ein Dorf. Ja bei dem nördlichen Stämme der Bghais be-
steht das ganze Dorf nur aus Einem kasernenartig gebauten Hause.
Da wohnen dreißig bis achtzig Familien, durch leichte Verschläge
abgetheilt, unter Einem Dach. Hat man aber darum die Karenen
ein friedliches harmloses Hirtenvolk genannt, so läßt sich das doch

nut auf die südlicheren Stämme anwenden, die unter dem Druck der mächtigeren Barmanen zahm und scheu geworden sind. Die Gebirgsbewohner dagegen stehen immer in Erwartung von Gewaltthat, sei's sie zu üben oder abzuwehren. Doch wir haben die Schilderung unseres Dorfes unterbrochen. Ein solches kasernenähnliches, häusliches Dorf und dörfliches Haus hat nur Einen Zugang. In der Mitte des Hauses oder Dorfes befindet sich eine Halle; hier ist der Eingang, zu dem man durch eine Leiter gelangt, die man von oben herabläßt, des Nachts wieder emporzieht und die Fallthüre niedersetzt. Hier in dieser Halle sitzt man zusammen in der langen Regenzeit und in den zauberisch schönen Mondnächten der trockenen Zeit; hier erzählt man sich die Sagen aus grauer Vorzeit, die Sprüche der Väter; hier erschallen die Lieder der Barden. Zwei Missionsfrauen schilberten uns ein Dorf der ersten Art. „Endlich,“ so berichten sie, „sahen wir uns in der Mitte des Dörfchens. Die Weiber und Mädchen waren ihre Reisstößel weg, und die Männer gafften uns an, als hätten sie nie zuvor ein weises Gesicht gesehen. Die Häuser waren Schuppen, 10—12 Fuß über dem Boden auf hohen Pfosten stehend, und an jedem ein eingekerbt Balken, an dem man hinaufstieg. Unterhalb der Wohnungen wälzten sich in voller Rothseligkeit gemästete Schweine und quakende Enten, und unter demselben Schatten saßen auch die Töchter und Frauen der Karenen und woben Baumwolle auf ihren Webstühlen. Das Material dazu verschafften sie sich durch Austausch von Reis in den barmanischen Städten, denn sie sind große Reisplänger. Einen oder zwei Büffel sahen wir an einem langen Strick an den Pfosten gebunden.“ Wie man aber zu diesen Verstecken der Karenen gelangt, zu denen außer ihnen und den wilden Thieren fast Niemand den Weg weiß, das soll uns Boardman erzählen. „Denn,“ sagt er, „diese Pfade sind so versteckt, daß ein Führer von Dorf zu Dorf nöthig ist, wenn man sich zurechtfinden soll. Sie laufen nicht selten über Abgründe, Felsklippen, gefährliche Bergwände, durch diese Schluchten, gehen dem vielgeschlängelten Lauf eines Baches meilenweit nach, über den man unzählige Male sezen und in dessen Wasser man oft eine Stunde lang bis an die Knöchel waten muß. Brücken gibt es gar nicht, und nicht selten ist man genötigt, besonders in der Regenzeit, durch beträchtliche Flüsse zu sezen oder zu schwimmen, so daß in dieser Zeit das Reisen in diesen Gegenden oft fast unmöglich wird. Der Wanderer schläfst nicht selten in freier Lust in den

Wäldern, wo abgesehen von Insekten und Gewürm, der Tiger, das Nashorn, der wilde Elephant seine Lage sehr gefährlich machen. Nie bin ich einem dieser Thiere in der Wildniß begegnet, aber desto öfter habe ich ihre frischen Spuren und Lager gesehen. Und nach all diesen Gefahren und Beschwerden trifft man dann zehn, zwanzig bis dreißig Häuser an, und muß von ihnen bis zu dem nächsten ähnlichen Dörfe sich abermals meilenweit durch die Wildniß arbeiten. Die Karenen sind die einfachsten Naturkinder, die ich je sah. Man hat sie mit den Indianern Nordamerika's verglichen, sie stehen ihnen aber in geistiger und leiblicher Kraft ebensoweit nach, als der schwächliche Hindu dem plumpen Russen. Ich glaube, es gibt keine schüchterneren Leute in der Welt als sie. Die Sage, welche erzählt, als ein höheres Wesen einst die Schriftsprachen und die Bücher an die Völker der Erde vertheilt habe, da sei ein knurrender Hund dahergelaufen, habe die Karenen verjagt und ihre Bücher weggeschleppt, paßt besser zu ihrem scheuen Charakter, als alle übrigen Fabeln der weisen und gelehrtan Barmanen zu der Wahrheit und dem gesunden Verstande. Dieses aller Bildung entbehrende Völklein fühlt sich ganz glücklich in seinen Wäldern, wo es auf den Pfaden umherschleicht, die seine Väter betreten haben. Es ist zum Erstaunen, mit wie Wenigem ihre Bedürfnisse befriedigt sind. Eine Betelbüchse*), die oft nichts als ein Stück Bambusrohr ist, ein Häuschen Reis, ein Bambuskorb für jedes Familienglied, um darin Lasten zu tragen, ein Becher, ein Reis- und ein Karitops**), ein höchst einfaches Spinnrad, Messer und Art, etliche Kleidungsstücke, eine Matte von Palmblättern, ein halb Dutzend Wassereimer von Bambusrohren, ein beweglicher Feuerherd, — das sind die Werkzeuge und Bequemlichkeiten einer Karenenhütte. Ihre einzige Sorge auf der Welt ist, einiges Geld zu sammeln, um die Abgaben zu zahlen, unter denen sie seufzen. Bei ihrer Entfernung von der Stadt sind sie wohl die unverdorbensten unter den Heiden im Lande." — Dennoch kommt auch bei ihnen die grausame Sitte vor, Kinder, deren Mutter bei ihrer Geburt gestorben ist, mit ihr zu begraben. Von den Barmanen sind sie, wie unterdrückt und geplagt, so auch verachtet. „O du bist ein Karenen!"

*) In Border- und Hinterindien wird allgemein das Betelblatt mit der Arekanuß gekaut, ein Genuss, ähnlich dem des Tabakrauchens.

**) Kari oder Curry, das bekannte scharfe Zugspeise zum Reis.

pflegen sie mit souveräner Verachtung zu sagen. Der Nationalgehülfse Sa-Quala, den wir später näher kennen lernen werden, schreibt an den englischen Generalgouverneur: „Die Karenen, die Söhne des östlichen Waldes, sind ohne Ohr und Kopf, nach allen Richtungen hin zerstreut, an den Quellen der Wasser und in den Schluchten über denselben. Fallen sie in die Hände der Siamesen, so machen die Siamesen sie zu Sklaven; fallen sie in die Hände der Barmanen, so thun's diese. So leben die Einen an einem Strome, und wieder Andere an einem andern, und können einander nicht sehen. Denn sie haben Anderes zu thun, als einander zu besuchen. Die Barmanen lassen sie Boote ziehen, Rotang (spanisches Rohr, eine Palmenart) schneiden, Dammarharz sammeln und Cardamum, auch Bienenwachs suchen, den Bäumen die Rinde abreißen und Stricke daraus machen, den Busch ausreutzen, Holzstämme schleppen, und breite Teppiche weben. Überdies fordern sie von ihnen Geschenke von Yams, die Knollen des Arum und Ingwer, schwarzen und rothen Pfeffer, Fleisch, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner und alle Arten von Gemüse. So sind die Männer draußen beschäftigt und die Frauen daheim mit der Haushaltung. Zuweilen sind die Männer in zwei oder drei Monaten kaum vier oder fünf Tage daheim. Sie werden von den barmanischen Behörden gezwungen, ihre Festungen zu bewachen, als Führer zu dienen, Karenen zu stehlen, und von einem Orte zum andern zu gehen, bis Mancher tott niedersinkt inmitten des Ochangel. Trotzdem, daß sie dieses Alles thun, werden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, werden sie mit Ruten gehauen, mit Fäusten geschlagen und mit den Ellbogen gestoßen täglich.“

Von dem Druck der Barmanenherrschaft redet Sa-Quala in seiner naiven Sprache weiter: „Die Karenen waren Sklaven von Geschlecht zu Geschlecht. Forderte man von uns, so mußten wir geben, ob wir etwas hatten oder nicht; rief man uns, so mußten wir gehen bei Tag und bei Nacht, ob wir konnten oder nicht. Sie machten uns frank, sie verfolgten uns, sie tödteten uns wie Insekten. Bisweilen stahlen die Barmanen Karenen in Siam und führten sie hinauf nach Awa vor den König; und so getrennt von Vater oder Mutter, von Mann oder Weib, von Kind oder Enkel trauerten sie um einander voll brennender Sehnsucht, und manche wurden frank und starben auf dem Wege, ehe sie des Monarchen Füße erreichten. Bisweilen stahlen umgekehrt die Siamesen Karenen in Barma und

behandelten sie ähnlich. Die Karenen in Siam wußten, daß die in Barma Gestohlenen ihre Verwandten seien, und die Thränen flossen ihnen, wenn sie sie sahen. Doch wagten sie nicht, es den Siamesen zu sagen, noch für sie zu flehen. So wußten die Karenen in Barma, daß die in Siam Geraubten ihre Vettern seien; aber hätten sie gewagt, für sie zu bitten, so wäre für sie der Tod die unmittelbare Folge gewesen. Ueberdies wagten die Karenen nicht in der Nähe der Städte zu wohnen; denn die Barmanen nahmen ihnen all ihren Reis und was sie besaßen, ja sie führten ihre Frauen mit Gewalt hinweg. Ihres Reises beraubt, mußten sie die Wurzeln und Blätter des Dschangels essen, und so starb ihrer eine große Zahl. Deßhalb zogen sie weit von dannen, und wohnten an den Bächen und in den Schluchten der Berge. Bald rissen die Beamten sie zusammen in der Nähe einer Stadt, wo, weil sie nichts zu essen hatten, Viele starben von Krankheit und Hunger. Bald mußten sie für die Soldaten auf dem Marsche Reis herbeiführen, und weil sie so ihre Felder nicht bauen konnten, starben Viele vor Hunger. Konnten die, welche von den Beamten gerufen wurden, nicht gehen, weil sie selbst oder ihre Familien frank waren, so mußten sie ihnen Geld geben, Geld denen, die sie holen wollten, und denen, die sie gesandt hatten. Hatten sie aber kein Geld, so waren sie genötigt, bei den Barmanen zu entlehnern und würden so ihre Sklaven.*)

„Ueberdies durften die Karenen nicht vor den höheren Beamten erscheinen. Nur ein geringer Verkehr war ihnen erlaubt mit den Barmanen, die unmittelbar über sie gesetzt waren. Einmal, in den Tagen des Gouverneurs Diwun, als die Karenen vor Hunger schnell dahinstarben, und so bestäigt waren, daß sie ihr Land nicht bauen konnten, beschloß mein Dukel, der ein Häuptling war, zum Gouverneur zu gehen und ihn zu bitten, den Karenen doch Freiheit zu geben, daß sie ihr Land bauen und kleine Vorräthe einsammeln könnten. Allein er wurde sogleich ins Gefängniß geworfen. Seine Brüder durften ihm keinen Reis dahin bringen, und konnten ihn nur

*) Bei den Barmanen gibt es zweierlei Klassen von Sklaven, nämlich Schuldner und erbliche Sklaven. Die erste Klasse ist die zahlreichste. Die Leute geben sich selbst in Sklavendienst, bis ihre Schuld getilgt ist. Kinder sind verpflichtet, die Schuld ihrer Eltern zu tilgen. Weiber müssen sich dem Concubinat unterwerfen, wenn die Schuld bis auf 25 Tical steigt. Erfolgt die Geburt eines Knaben, so ist die Schuld getilgt.

ernähren mit den Stengeln des wilden Pisangbaumes, seinen saftreichen Blüthen und mit den jungen Schößlingen des Bambus.

„Als die englische Flotte (im letzten Kriege) sich Barma näherte, zwangen uns die Regierungsbeamten, Steine zu führen und sie in den Tavoystrom zu werfen, damit die fremden Schiffe nicht herauskommen könnten. Auch mussten wir zur Mustierung ziehen, ein Jeder mit seinem Bogen und Köcher. Und weil sie keine Flinten hatten, so musste sich ein Jeder mit einem Brügel bewaffnen. Denn die Barmanen sagten, daß, wenn die Fremden ans Land kämen, so wären sie unsfähig zu gehen und könnten mit Stöcken todtgeschlagen werden. Als indessen die Nachricht kam, die Fremden seien in die Mündung des Tavoyflusses eingefahren, da ließen sich die Karenen bei Nacht über die Stadtmauer hinab und flohen in den Oschangel. Die Karenen alle raunten davon und verbargen sich, Männer, Weiber und Kinder, und kochten ihre Speise nur, wenn der Rauch durch Wolken und Nebel verborgen blieb. Denn sie fürchteten, wenn die Barmanen besiegt würden, so würden sie ebenfalls fliehen und sie durch die Spur des Rauches auffinden.“

Wem fallen nicht bei dieser Schilderung die Israeliten unter dem Druck der Pharaone ein, oder die klugen Gibeoniten, welche Israel zu seinen ewigen Holzhauern und Wasserträgern gemacht? Denn wie dort nicht das ganze Völklein diesem Los verfiel (Josua 9, 23), so auch hier nicht. Und wahrlich auch in der Klugheit gleichen ihnen die Karenen. Trotz des barmanischen Druckes haben die meisten Stämme in ihrer Sumpf- und Waldwildnis und in ihren Bergdörfern ihre Unabhängigkeit behauptet und sich als ein besonderes Volk gerettet. Ohne Frage haben ihnen die Barmanen viel zu verdanken. Sie sind ihre arbeitsamsten Unterthanen und liefern ihnen einen großen Theil ihrer Lebensmittel. Sie verstehen sich trefflich auf Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Reis und Baumwolle und Indigo und die andern Kulturgewächse des Landes bauen sie mit harter Handarbeit zum Theil ohne Pflug. Immer sieht man sie auf dem Felde oder im Hauswesen beschäftigt oder auf der Elefantenjagd. An Elsenbein liefern sie jährlich eine bedeutende Menge, die ihnen aber unter der Barmanenherrschaft wenig Gewinn brachte, weil die Beamten von jedem Paar Zähne einen für sich behielten und den andern nach Belieben abschägten. Dennoch lebten sie friedlich mit ihnen und ließen sich nie in Streit mit der Regierung ein. Immer

neuen Boden auffsuchend, wandern sie von Ort zu Ort, und in kürzester Zeit haben sie ihre Bambusdörfer aufgeschlagen. Sie ziehen Schweine und Geßügel in Menge; und da sie dem größten Theile nach keine Buddhisten, sondern Dämonenanhänger sind, so hindert sie kein Glaube an die Seelenwanderung, Thiere zu tödten und von deren Fleisch sich zu nähren. Sie fürchten nicht, die Seele ihres verstorbenen Vaters oder Großvaters aus ihrer Wohnung zu jagen, wenn sie ein Schwein schlachten, ein Huhn tödten, einen Fisch fangen, oder einige von den Schaaren von Affen und Eichhörnchen schießen, die in ihren Wäldern schwärmen. Wie die Chinesen sind sie nicht ekel in der Wahl ihrer Speise. Das an Krankheit gestorbene Thier oder das durch giftige Pfeile getötete ist ihrem Gaumen ebenso willkommen als das ordentlich geschlachtete. Eidechsen (wie die drei Fuß langen Monitor), Schlangen, besonders von der Python-Familie, denen man Schlingen um den Hals wirft, sind beliebte Speisen. Im Schmieden, Weben, Färben haben die meisten Stämme es auf einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, und die Frauen stehen in diesen Künsten den Männern nicht nach. Daß beide Geschlechter sonst unwissend sind, das wissen sie, aber lernbegierig sind sie wie wenige Heldenvölker. Und jene Sage, die wir oben anführten, wissen sie auch noch anders zu erzählen, so daß sie wenigstens ihrem Fleiß Ehre macht. „Als Gott einst,“ so erzählen sie, „seinen Willen und seine Gesetze auf eine Büffelhaut aufgeschrieben, und die Völker der Erde zusammenberufen, um davon Abschrift zu nehmen, — da hätten Alle dieß gethan, nur die Karenen nicht. Und warum nicht? Weil ihnen die Zeit dazu gefehlt; denn sie hätten auf ihren Aeckern zu thun gehabt, und so seien sie unwissend geblieben.“ Wie mancher Christ, der die Schrift Gottes unverkürzt besitzt, hat auch auf seinen Aeckern, in seiner Hantirung, in seinem Geschäft und Comptoir zu thun, und bleibt so in den ewigen Dingen unwissend, wie einst die Karenen. Lesen lernten sie deshalb früher nur selten; die Barmaneusprache lernten sie nur um des Verkehrs willen. Bücher hatten sie ja keine. „Und,“ sagt Sa Quala, „wenn sie lesen lernen wollten, so giengen sie zu den Barmaneen oder Siamesen oder zu den Kyaungs (Klöstern) der Talaings. Aber da mußten sie rings um die Pagoden das Unkraut ausjäten, mußten Backsteine führen, um neue zu bauen, mußten ausgehen, um Nahrung zu betteln. Dabei wurden sie geschlagen und gepeitscht, so daß sie nimmer gut lernten.“ Dennoch sind sie

sehr lernbegierig und haben eine gute Fassungsgabe. Den Alten freilich geht Alles viel schwerer ein, aber vom jungen Volke rühmen die Missionare, daß sie so hellen und intelligenten Geistes seien als die europäischen Kinder, was sich glänzend bewährte, sobald sie einmal christliche Bücher in ihrer Muttersprache besaßen und regelmäßig die Schule besuchten. Auch sonst finden sich manche Züge eines edlen Sinnes unter diesem Naturvolke. Hier steht Gastfreundschaft oben an im scharfen Gegensatz zu den Barmanen. Von Geiz wissen sie nichts, wohlthätig zu sein ist ihnen Freude. Den Unbestand alles irdischen Besitzes kennen zu lernen, hatten sie ja der schmerzlichen Gelegenheiten genug. Wahrhaftigkeit und Treue, Einfalt und Redlichkeit des Sinnes sind häufiger als sonst unter Indiern. Auf das Wort eines Karenen kann man sich hundert Mal eher verlassen, als auf das eines Barmanen, enthalte es nun ein Versprechen oder eine Drohung. Das Verhältniß der Geschlechter ist kein sklavisches. Den Vorschriften der Väter treu, hat der Karen gewöhnlich nur eine Frau und ihm gilt die von der barmanischen und stamessischen Regierung erlaubte Vielweiberei von jeher als Schmach und Schande. Seltenheiten sind es, wenn Frauen oder Mädchen die Sittsamkeit verlegen; darum sind sie auch nicht eingeschlossen und vom Männerverkehr abgesperrt, wie dies bei andern Völkern Asiens, die auf viel höhere Bildung Anspruch machen, leider in so traurigem Maße der Fall ist. Nur ein Schatten, freilich ein recht dunkler Schatten, haftet an diesem Verhältniß, das ist die Verlobung in frühster Kindheit und die Verheirathung der Kinder vor der Mannbarkeit. Dagegen schön ist wieder das Verhältniß der Schwiegersöhne zu ihren Schwiegereltern. Jene bauen diesen ihr Feld und sorgen für die Eltern ihrer Frauen, zumal in den Tagen der Krankheit und des gebrechlichen Alters. Kein Wunder, daß, einen Schwiegersohn zu haben, als ein Glück des Hauses betrachtet wird. Sonst fehlt's auch an andern Schatten nicht. Einzelne haben wir bei Gelegenheit bereits im vorigen Abschnitte berührt, wie Blutrache, Menschenraub, Stammes- und Familienfehden, Mord und Todtschlag und räuberische Einfälle in die Grenzen ihrer Nachbarn. Um vor den Einflüssen böser Geister und der ihnen zugeschriebenen Krankheiten gesichert zu sein, tragen sie allerlei Zaubermittel und Amulette. Die Kinder suchen sie zum Gehorsam und zur Stille zu bringen, indem sie sie fürchten machen. „Der Tiger wird dich beißen“ — ist bei ihnen eine stehende Phrase.

Leider ist das unter Christenvölkern nicht viel besser. Sonst wachsen die Karenenkindern in Fröhlichkeit und Jugendlust auf. Die Hütten erschallen fast beständig von Musik und Gesang, und der Klang ihrer einfachen Melodien und Lieder, an denen sie reich sind, durchklingt die einsamen Thäler und Wälber und tönt lieblich durch das schrille Getönen der darin sich bewegenden Thierwelt hindurch.

Wie bei den alten Deutschen (und nur zu vielen modernen), ist auch bei den Karenen die Trinklust ein Hauptlaster. Sie brennen zur Befriedigung dieses traurigen und verderblichen Hanges aus ihrem Reis ein geistiges Getränk, das sie sehr treffend und charakteristisch „Todeswasser“ nennen. Vor der Thür eines jeden wohlhabenden Mannes sieht man neben den Schweinställen auch eine Einrichtung zu diesem Branntweinbrennen. Dieses Todeswasser opfern sie, wahrscheinlich weil sie es für ihr Bestes halten, — im Gegensatz zu vielen andern Menschenkindern, die nicht so selten ihrem Gott ihr Schlechtestes opfern, — sie opfern es den Mats, denen sie zur Zeit des Vollmonds Feste feiern. Bei diesen Festen, besonders wenn in der trockenen Zeit dem Erdgeist gehuldigt wird, dürfen aber die Frauen nicht zugegen sein, auch keine Knaben unter zwölf Jahren. Weil jedoch dabei die Männer mehr als zu viel essen und trinken, so nehmen ihnen zuvor die weiseren Frauen alle ihre Waffen, Speere, Schwerter und Messer hinweg, soweit sie derselben habhaft werden, damit sie im Rausche einander nicht umbringen. Nichtsdestoweniger sieht man, wenn die Sonne nach solchen mitternächtlichen Schwelgereien ausgeht, Hunderte solcher Trunkenbolde auf dem Boden liegen, gestoßen, zerschlagen, verwundet und blutend.

Damit haben wir bereits den Boden ihrer natürlichen Religion betreten, die sie in der That recht natürlich lässt und noch dazu unnatürlich macht. Sonst ist es auffallend, daß sie, obgleich seit Jahrhunderten in Berührung mit Gökendienern, vom eigentlichen Gözendiffert frei geblieben sind. Nur ein verhältnismäßig kleiner Theil hat von den Barmanen den Buddhismus angenommen. Die haben sich dann natürlich auch dazu verstanden, Kyaungs (Klöster) und Pagoden zu bauen, damit sie nicht in der andern Welt gemäß der Seelenwanderungslehre als Schweine, Hunde oder als Schlangen leben oder gar in der Hölle, nachdem sie zuvor mit Mühlsteinen zerquetscht worden, als Lampendocht brennen müssen. So feiern sie denn auch die Feste des Gaudama, die mit den Veränderungen des Mondes

zusammenfallen. Kapitän Low war Zeuge eines solchen Festes in dem Karenendorfe Katha am Salwen. „Es war Festtag. Die Dörfler waren in Seide und Baumwolle bunt gepunkt und in Familiengruppen vertheilt, deren einzelne Glieder sich durch besondere Trachten unterschieden. Die meisten Karenen haben hier die Buddha-Religion angenommen und sich mit Talaings (Peguanern) verheirathet, aber die Tracht ihres Stammes beibehalten. Ein einziger Pungyee (Gau-damageistlicher) nahm als stolzer Oberpriester den ganzen Tag die Besuche der andächtigen Karenen an. Er war zugleich Schulmeister des Dorfes. Ein kleiner Regel, nur zehn Fuß hoch, war seine Pagode, neben welcher Bambus, mit Wimpeln geziert, gepflanzt waren, um welche Wachskerzen angezündet wurden, wenn der Priester einige Seiten aus dem Rituale seiner Palätschriften vorlas. Ein Boot mit einer ganzen, sehr nett gekleideten Familie landete hier, um bei der Pagode ihre Gebete darzubringen. Die Männer waren weniger devout als die Weiber, und schienen schon durch das Opfer einer rothen Wachskerze ihre Schuld abgemacht zu haben. Sie waren nicht wenig verwundert, weiße Fremdlinge zu sehen, die ihnen bis dahin gänzlich unbekannt geblieben. Der Abend wurde von dem jungen Volke mit pantomimischen Tänzen zugebracht, die jedoch ohne alle Grazie mehr lächerliche Grimassen waren. Die ältern Männer führten aber dann feierliche, pathetische Tänze auf, bis die ganze Versammlung in Bewegung kam, und mit Stimmen wie mit Pfiffen und Trommeln einschallend, den Zug um das Heilighum der Pagode und des Bambusgeheges begann, womit der Festabend zu Ende gieng.“

Ein anderer Brauch, den die Karenen gleichfalls von ihren buddhistischen Nachbarn angenommen haben, ist die Verbrennung ihrer Todten, was ursprünglich nicht karenisch ist, wie denn die Bghais noch immer nach chinesischer Sitte die Todten in Särgen bestatten, und auch die andern Stämme wissen, daß vor Alters die Todten beerdigt wurden. Stirbt ein Familienglied, dessen Tod sie überhaupt den Dämonen zuschreiben, so wird die bisherige Wohnung den Waldthieren überlassen und das Zelt an einem andern Orte aufgeschlagen. Überhaupt ist jeder Todesfall ein Schrecken für die Karenen. Hört man davon, so läßt der Mann die Art, die Frau ihr Weberschifflein, das Kind sein Spielzeug fallen und für heute ruhen. Daß sie den Geistern ihrer Vorfahren Opfer bringen, erinnert auch an chinesische Weise. Aus der Asche wird gewöhnlich der Rückgrat des verbrannten

Leichnams genommen und bei einem Fest in der trockenen Jahreszeit in einem eigens erbauten Schuppen aufgestellt, umringt von Gegenständen, die dem Verstorbenen gehörten. Zwei Fackeln, oben und unten, stellen den Morgen- und Abendstern vor, welche Geister der Unterwelt sein sollen. Man geht dann in Processeion um den Schuppen und singt Lieder wie folgendes:

 Mutters Tochter rühmt sich ihrer Schöne,
 Vaters Sohn ist stolz auf seine Schöne.
 Er ruft dem Roß, das Roß kommt;
 Er ruft dem Elephanten, der Elephant kommt.
 Auf dem schönen Pferd mit kurzem Rücken
 Fliegt er dahin in die Silberstadt.
 O Sohn der Unterwelt, uns ist weh um dich,
 Sehnlich lechzen wir nach dem Baum des Lebens.
 Gibts wohl noch Samen des Lebensbaums?
 Dann erwacht auch im Hades der Mensch vom Tode.
 O Sohn der Unterwelt u. s. w.

„Neberall folgen uns die Todten nach; nur ein weißer Schleier scheidet sie von uns, daß wir sie nicht sehen,“ sagen die Leute. Manche aber behaupten, sie zu sehen und mehr noch zu hören. Bei den Ahnenopfern wird der Geist gerufen, und gibt, wenn er nicht zur Hölle gefahren ist, durch allerhand Zeichen seine Gegenwart kund.

Die eigentliche Volksreligion aber ist die Verehrung der Nats oder der Geister, die sie als eine Art Halbgötter betrachten, wie die Griechen ihre Heroen, zwischen den sterblichen Menschen und dem unsterblichen Gotte in der Mitte stehend. Alles ist voll dieser Geister. Die Einen wohnen in den unteren Regionen des Himmels, Andere in den nächtigen Schatten des Waldes, besonders im Wasserfall, im Abgrund, auf dem wolkenumhüllten Berghaupt; geringere auch in der Reis-pflanze oder dem Beil. Im Allgemeinen denken sie sich dieselben mehr mit bösen, als mit guten Gesinnungen gegen die Menschenkinder erfüllt, weshalb man sie beschwichtigen und besänftigen muß. Man verehrt sie nicht, gibt ihnen aber zu essen. Furcht des Todes ist das beherrschende Gefühl; und grausige Geschichten vom Spuk der Geister, die, an sich nicht böse, durch das Uneschick des blinden dummen Menschen auf alle mögliche Art gereizt werden, erfüllen Ohr und Seele des Waldbewohners von Jugend an. Da und dort wird denselben an einem geheimen Orte in der Nähe des Reisseldes ein „Nat-tseng“ oder Geisterhaus errichtet, in welchem Reis, Betel,

Fische, Geflügel, Brauntwein und Anderes dargebracht wird, worauf man den Erdgott, Landgott, Wassergott, Sonnengott, Baumgott und die andern alle demütig zum Essen einlädet, ihnen Wasser wie auf die Hände gießt und sich ihrer Schonung empfiehlt. Für gewöhnlich aber, so lange es gut geht, opfert man ihnen eine Handvoll gesottenen Reis auf einem Brette nahe an der Hütte. Kommen Zeiten der Noth, dann schlachtet der Kärene ein Schwein, oder Hahn und Henne, deren Blut auf die Schwelle und Thürpfosten gebracht wird. Diese Dämonen werden von den Geistern aller derer bedient, welche eines gewaltigen Todes starben. Auch sie werden bei den Gaben bedacht; man betet: „O ihr elend Verstorbenen, von Thieren Gefressenen, vom Blitz Erschlagenen, seid so gut und löset den Bann, womit ihr die gebunden habt, die gegen euer Schwert oder eure Tabakspfeife anstießen, daß sie frei werden von Rückenschmerzen, Seitenstechen, Herz- und Leberweh. Wir sind arme blinde Leute, die euch nicht sehen können, wie ihr uns seht. Bitte, geht uns aus dem Wege!“ — Sodann hat jeder Mensch seinen Schutzgeist, der auf dem Nacken sitzt und seine „Macht“ heißt. So lange der auf seinem Posten sitzt, naht dem Menschen weder Krankheit, noch ein Tiger. Springt er aber herab, so haben die sieben andern Geister, der Krankheit, des Tigermauls, des Ertränkens, Todtschlags, Selbstmords, Fallens, endlich der Alterschwäche, gewonnenes Spiel. Wer sich unwohl fühlt, opfert auch wohl seiner „Macht“, um sie zurückzurufen. Er betet dann: „Komm, folge nicht dem Bösen nach, nicht dem Satan, nicht dem König der Unterwelt. Es könnte dir schaden. Komm, wenn ich dich suche, wenn ich dir rufe. Komm und wohne in der Familie. Komm mit deiner Macht, komm mit deinem Einfluß, komm und bleibe daheim.“ Die Barmanen heißen diesen Geist „Schmetterling“, und glauben, aus dem Sterbenden fliege er als solcher davon.

Daz bei einem solchen Cultus das unheimliche Geschlecht der Zauberer nicht fehlen kann, begreift sich. Sie sind in der That sehr zahlreich vertreten, bald Wee's, bald Bongko's genannt, und mehr noch gefürchtet als die Dämonen selbst. Unter schauerlichen Ceremonien mit wilder Verrenkung aller Glieder fragen sie angeblich die Geister, mit denen sie immer in Umgang sind, und besessen von ihnen, ertheilen sie die Antwort. Sie wissen die Gedanken der Menschen, sie entdecken die Hexen und heilen die Krankheiten. Auch Frauen

glauben sich manchmal von ihnen in Besitz genommen. Dann beginnen sie unter hysterischen Anfällen wilde Tänze, die sie so lange fortsetzen, bis sie erschöpft zu Boden sinken. Auch die Bongko's sind eine Art Zauberpriester, gewöhnlich verheirathet. Die Dörfer werden von ihnen geistig beherrscht. Sie geben vor, auch die Zukunft zu wissen. Sie lehren das Volk den Gott Aremataya verehren; denn das sei der wahre Gott. Am Vorabend des Vollmonds versammeln sie die Leute in dem Bong, in ihres Gottes Hause, zu seiner Feier. Auf dem erhöhten Theile dieses Hauses steht ein Altar, auf dessen Vorderseite sieben Leuchter von Bambus ihre Wachskerzen brennen lassen. Auf den Altar selbst legen sie ihre Opfer nieder, Reis Früchte ic., und dann beugen sie ihre Kniee vor dem unsichtbar gegenwärtigen Aremataya. Kein Wunder, wenn die Karenen viel an Träume und Gesichte halten. Dieser alte Hang ist vielleicht das größte Hinderniß, welches das Evangelium unter ihnen auch nach ihrer Bekkehrung zu überwinden hat.

Allgemeine Verehrung aber bei den meisten Karenenstämmen genießt Thako Moscha, der große Geist. Unter den Bergen von Taungu ragt einer, Thauthi, 7000 Fuß hoch majestätisch in die Lüft. Zu ihm schauen die Karenen ehrfurchtvoll empor, denn er wird durch die ganze Gegend bis hinab nach Tenasserim als der Siz Thako Moscha's verehrt. Es ist der Olymp der Karenen. Er theilt sich in zwei Kuppen. Zwischen diesen beiden liegt ein heiliger Teich, von dessen Wunderkräften man sich im ganzen Lande eine Menge Sagen erzählt. Hierher wallen die Karenen einmal im Jahr, um den großen Geist anzubeten und ihm ihre Opfer darzubringen, ihm, der auf der höchsten Spize thront und über die Thaten der Menschen wacht. An seiner Verehrung halten die Karenen überaus fest. Es ist nicht so schwer, sie dahin zu bringen, daß sie erklären, dem lebendigen Gottes dienen zu wollen, weil ja dies auch ihre Väter gethan. Aber zu ihnen sagen: „Die Gebräuche Thako Moscha's müßt ihr nicht üben!“ — das stimmt sie plötzlich um. Haben ja doch die Alten behauptet, wenn ihre Kinder sie unterlassen, so werden sie den schrecklichsten Strafgerichten verfallen. Auch er hat seine Priester und Priesterinnen. Einer ist oft über ein ganzes Thal gesetzt, und steht allen gottesdienstlichen Gebräuchen und Opfern vor, eine Art Hoherpriester. Seine Wohnung selber wird als ein Heiligtum betrachtet, das dem großen Geiste geweiht bleibt. Darum wenn ein solcher Thako

Moscha-Priester stirbt, so bleibt sein Haus fortan unbewohnt. Alles, was drin und dran ist, geht geisterhaft still seinem allmählichen, aber sichern Verfall entgegen.

Doch auch über diesem großen Geist steht den Karenen noch der höchste Gott, den sie als den Schöpfer der Welt betrachten und der bei allen weißen Karenen Nuwa heißt, bei den Rothkarenen Japä.

Endlich haben wir noch der eigentlichen Propheten und Sängern des poesiereichen Volkes zu gedenken, der Bukho. Ein feber derselben hat seinen eigenen Bayat, in welchem er seine Schüler um sich sammelt, mit ihnen betet, ihnen ein Lied aus dem Stegreif vorsingt, das sie ihm unter Begleitung musikalischer Instrumente nachsingern. Im Allgemeinen sind diese Bukho's dem Dämonendienst abgeneigt und suchen sich durch geistigere Gotteslehren wichtig zu machen. Durch ihren Mund werden die Sprüche der Väter und ihre Hoffnungen für die Zukunft unter dem Volke fortgepflanzt, und wach und frisch erhalten. Und diese wollen wir jetzt kennen lernen.

3. Die Uebersieferungen der Väter.

Was unsre Ueberschrift nennt, hat in der evangelischen Kirche nicht eben den besten Klang. Die jüdische Kirche mit ihren „Auffäßen der Ältesten“, und die römische mit ihrer „Tradition“ haben beide es in dieser Beziehung vielfach verderbt.

Dennoch ist ein Unterschied unter den Traditionen. Ein Paulus will, daß seine Gemeinden die Sätzeungen und Uebersieferungen halten, die er ihnen in Beziehung auf christliche Lehre, Gottesdienst und Sitte gegeben (2 Thess. 2, 15; 3, 6. 1 Kor. 11, 2). Es ist ein Unterschied, ob sie der Offenbarung Gottes entquellen oder dem selbstsüchtigen Menschenherzen; ob sie gleich finsternen Wolken vor die Sonne treten und ihren Schein verschatten, oder ob sie als ein heil verkündendes Morgenrot der Königin des Tages vorangehen und prophetisch den vollen Tag verkünden und vorbereiten, wenn auch durch manchen Dunst verbüßert.

Das Letztere gilt wohl von den Traditionen der Karenen. Es sind dieselben wirklich bald hellere, bald dunklere Nachklänge einer Uroffenbarung, bald sonnenklare, bald etwas gebrochene Strahlen biblischer Wahrheit. Und in dieser Hinsicht steht dies Volk beispiellos in der Völkergeschichte da. Durch diese Uebersieferungen hat die vor-

laufende Gnade Gottes die Herzen dieses Volkes auf das Evangelium vorbereitet. Auf sie vorzüglich verweisen uns die Missionare, wenn wir fragen: wie kommt es, daß dies Volk so empfänglich, so willig und geneigt für die Aufnahme der neutestamentlichen Heilsbotschaft war, daß es in so rascher Weise, wie kein zweites in der neueren Zeit, ein christliches Volk geworden? Fragen wir aber: woher haben sie diese Traditionen? Sind sie etwa mit dem Volke der Offenbarung, mit Israel selber, in Verbindung gestanden zur Zeit des Exils? Oder sind sie, was auch schon vermutet worden, gar Nachkommen der aus der Geschichte verschwundenen zehn Stämme? Oder haben sie diese biblischen Wahrheiten durch den Verkehr, etwa mit Thomaschristen, überkommen? Letzteres ist kaum möglich, weil gar keine Anspielung auf die neutestamentliche Geschichte miteinläuft. Die Karenen selbst behaupten, einst Bücher auf Häuten gehabt zu haben, welche gute Sitten lehrten, während die jetzigen Bücher auf Palmblättern nur Wunderlegenden enthielten. In einem alten Bruchstück heißt es: „das Palmbuch, das in Kreisen beschrieben ist,*)... die Alten zogen die Linien in langen Ringen; so wurden große Umwege daraus. Die Buchstaben der Palmblattbücher lehren alte Wunder. Die Seiten der Palmblattbücher erzählen Wunder des Alterthums. Gott schickte uns das Buch auf Häuten, es liegt dem Unterweltsgott zu Füßen. Gott sandte uns das Buch, das weder Vater noch Mutter hat, draus jeder selbst sich belehren konnte. Das Buch der einseitigen Zeichen, der zehn Buchstaben, liegt dem Unterweltsgott zu Füßen; das Buch der einseitigen Zeichen, der vielen Buchstaben, vermochten nicht Alle zu lesen.“ Wir stehen da vor Räthseln, die zu lösen uns noch kein Reisender oder Missionar durch sichere Mittheilungen in den Stand gesetzt hat. Die meisten Karenen glauben jedenfalls, daß die Schrift, welche ihnen die Missionare gebracht haben, ihr verloren gegangenes Buch sei. Und da nicht nur in Khaifungfu eine jüdische Kolonie mit Manuscripten des Pentateuchs auf Pergamenthäuten entdeckt worden ist, sondern auch in Tschingsfu, nahe der chinesisch-tibetischen Grenze, noch vor Christi Geburt unzweifelhaft Juden gewohnt haben, ist es wohl am sichersten, anzunehmen, daß dort die Karenen von der Schriftlehre berührt worden sind. Je und je vernahmen die Missionare diese wunderbaren Gottesklänge aus Karenenmund in poetischer und

*) Anspielend auf die runde Form der barmanischen Buchstaben.

prosaischer Gestalt. Sie ließen sie sich bei der und jener Gelegenheit vortragen, schrieben sie nieder oder ließen sie niederschreiben. Am meisten that hierin Dr. Mason, der Uebersetzer der heiligen Schrift in die Karenensprache, und sein Nationalgehülfe Sa Quala. Um mit der Sprache recht vertraut zu werden, ließ jener in dieser Beziehung Alles sammeln, was zu erreichen war. Dr. Mason schreibt: „Es war mir gleich im Anfang klar, daß, um der Karenensprache Meister zu werden, die vollkommene Vertrautheit mit allen Wörtern und Wendungen, die ich gewöhnlich hörte, nur ein kleiner Fortschritt zu der Kenntniß der Sprache sei, der es bedarf, um eine entsprechende Bibelübersetzung zu Stande zu bringen. Um dieß zu erreichen, trug ich Sa Quala auf, alle Traditionen in Prosa und Poesie, die ihm bekannt seien, niederzuschreiben, und als sein Vorrath erschöpft war, schickte ich ihn zu verschiedenen Andern, die dafür galten, daß sie ganz besonders mit denselben vertraut seien. Auch fand ich, daß die Karenen, obgleich ohne Literatur, doch eine Masse erdichteter Geschichten in ihrem Gedächtnisse hatten, die sie in den langen Regennächten oder in ihren Musestunden einander erzählten und wiederholten. Sa Quala mußte jedes Gedicht und jede Geschichte, die irgendemand wußte, zu Papier bringen. Auf diese Weise schuf er mir und manchen Andern nach mir eine Karenenliteratur von mehreren Bänden.“

Dr. Mason sammelte nun aus diesen alle biblischen Ueberlieferungen und stellte sie in einer kleinen Schrift zusammen unter dem Titel: „Die Sagen der Aeltesten“, mit dem Motto: „Die Befehle des ewigen Gottes kommen wieder zu den Karenen. Lernet sie lesen.“ Diese Schrift nahmen die in den Missionsschulen herangereiften jungen Männer mit in die Berge und Ochangel, versammelten ihre Landsleute und lasen sie ihnen vor. So thaten diese Sagen der Väter in neuer Weise vorbereitenden Johannesdienst, den sie schon bisher gethan. Lernen wir die wichtigsten derselben kennen.

Wie bereits angedeutet, zerfallen sie, was die Form betrifft, in poetische und prosaische, dem Inhalte nach aber in dogmatische (Religionslehren im engeren Sinne), in ethische (religiös-sittliche Lebensvorschriften) und in nationale (Zukunftshoffnungen des Volkes).

1. Glaubenslehren.

Von Gottes Wesen und Werken singen und lehren sie:

Gott ist ewig, ohne Wechsel,
Im Beginn der Welt war er;

Gott ist ewig, ohne Ende,
Im Beginn der Welt war er.
Gott ist wahrlich wechselloß und ewig,
Lebt' in alten Zeiten, bei der Welt Beginne.
Ohne Ende ist das Leben Gottes;
Eine Weltenreihe misst nicht sein Dasein,
Und zwei Weltenreihen messen nicht sein Dasein.
Gott vereinet in sich jegliche Vollkommenheit
Und jede Eigenschaft, des Preises würdig;
Und stirbt nicht in der Weltenreihen Wechsel.

Gott der Eine ist allmächtig,
Und doch haben wir ihm nicht geglaubt;
Dieser Eine ist allmächtig,
Und wir haben nicht geglaubt.

Menschen schuf der Herr vor Alters,
Jedes Ding kennt er vollkommen;
Menschen schuf Gott im Beginne,
Alles kennt er bis heute.

„O meine Kinder und Enkel, die Erde ist der Ort, wohin Gottes Füße treten, und der Himmel ist der Ort, wo er sitzt. Er sieht alle Dinge, und wir sind vor ihm offenbar. — Gott ist nicht ferne. Er ist unter uns. Er hat sich von uns nur getrennt durch eine einfache Verdichtung der weißen Farbe. Kinder, weil die Menschen nicht aufrichtig sind, deswegen sehen sie Gott nicht. — Das Angesicht Gottes, sagt man, glänzt beständig wie der Sonne Strahlen; und der Gottlose wagt nicht stracks zu ihm emporzuschauen. — Im Himmel kann keine Nacht, keine Finsterniß sein; denn die Strahlen Gottes erleuchten ihn immerdar wie die Sonne. — Der einzige Gerechte im Himmel kann nicht auf die schauen, die eine unzüchtige Sprache reden, oder schwören, oder Hurei treiben, oder trinken, oder tödten. Meidet die Gottlosigkeit, denn der eine Gerechte im Himmel kann sie nicht sehen.

„Gott schuf Himmel und Erde. Die Schöpfung Himmels und der Erde war vollendet. — Er schuf die Sonne, er schuf den Mond, er schuf die Sterne. Die Schöpfung von Sonne, Mond und Sternen war vollendet. — Er schuf wieder schaffend einen Mann. Und aus was schuf er den Mann? Er schuf den Mann zuerst von der Erde. Die Schöpfung des Mannes war vollendet. Er schuf ein Weib. Wie schuf er ein Weib? Er nahm eine Rippe heraus von dem Mann und schuf wieder schaffend ein Weib. Die Schöpfung des Weibes

war vollendet. — Er schuf wieder schaffend — Leben. Wie schuf er Leben? Gott der Vater sagte: Was meinen Sohn und meine Tochter betrifft, so liebe ich sie. Ich will ihnen mein großes Leben geben. Er nahm ein kleines Stück seines Lebens, hauchte es in die Nassen dieser zwei Personen, und sie kamen zum Leben, und waren wahrhaft menschliche Wesen. Die Schöpfung des Menschen war vollendet. — Er schuf wieder schaffend Speise und Trank. Er schuf Reis, er schuf Wasser, er schuf Feuer, er schuf Kühe, er schuf Elefanten, er schuf Vögel. Die Schöpfung der Thiere war vollendet."

Von des Menschen Fall.

"Gott der Vater sagte: 'Mein Sohn und meine Tochter, euer Vater will euch einen Garten machen und geben. In dem Garten sind sieben verschiedene Arten von Bäumen, sieben verschiedene Arten von Früchten tragend. Unter den sieben ist ein Baum, von dem ist nicht gut zu essen. Esset nicht von seiner Frucht. Wenn ihr esset, so werdet ihr altern und sterben. Esset nicht. Alles, was ich geschaffen habe, gebe ich euch. Esset und trinket mit Vorsicht. Einmal in sieben Tagen will ich euch besuchen. Alles, was ich euch befohlen habe, haltet und thut es. Vergesst mich nicht. Betet zu mir jeden Morgen und Abend.'

Hernach kam Satan und fragte: 'Warum seid ihr hier?' — 'Unser Vater, Gott, setzte uns hieher,' erwiederten sie. 'Was esst ihr hier?' fragt Satan. 'Unser Vater Gott schuf Speise und Trank für uns; Speise ohn Ende.' Hierauf Satan: 'Zeigt mir eure Nahrung.' Und sie giengen mit ihm, ihm nachfolgend. Und als sie in den Garten kamen, zeigten sie ihm die Früchte, sprechend: 'Diese ist süß, jene sauer, diese ist bitter, jene herb, die da schmackhaft und die dort scharf; aber was diesen Baum betrifft, wissen wir nicht, ob die Frucht sauer ist, oder süß. Gott unser Vater sprach zu uns: Esset nicht von der Frucht dieses Baumes; wenn ihr esset, werdet ihr sterben. Wir essen nicht, und wissen nicht, ob sie sauer ist oder süß.' — 'Nicht so, meine Kinder,' sprach hierauf Satan, 'das Herz Gottes, eures Vaters, ist nicht mit euch. Diese ist die köstlichste und süßeste, köstlicher denn die andern, süßer denn die andern, und nicht blos köstlicher und süßer, sondern wenn ihr sie esset, werdet ihr wunderbare Kräfte besitzen. Ihr werdet fähig sein, in den Himmel zu steigen, und hinabzusteigen in die Erde, und fliegen werdet ihr können. Das

Herz eures Gottes ist nicht mit euch. Dies wünschenswerthe Ding hat er euch nicht gegeben. Mein Herz ist nicht, wie das Herz eures Gottes. Er ist nicht ehrlich. Er ist neidisch. Ich bin ehrlich. Ich bin nicht neidisch. Ich liebe euch und sage euch das Ganze. Euer Vater Gott liebt euch nicht; er sagt euch nicht das Ganze. Wenn ihr mir nicht glaubet, so esst nicht. Versuche nur einmal ein Jedes mit Vorsicht eine einzige Frucht, dann werdet ihr es wissen.' — Hierauf erwiederte der Mann: 'Unser Vater Gott sagte zu uns: Esst nicht von der Frucht dieses Baumes; und wir essen sie nicht.' So sprechend erhob er sich und gieng hinweg. Aber das Weib lauschte dem Satan, meinte, was er sage, sei doch richtig, und blieb. Satan betrog sie vollständig. Und sie frug ihn: 'Werden wir wirklich fliegen können, wenn wir essen?' — 'Meine Tochter,' erwiederte Satan, 'ich überrede euch, weil ich euch liebe.' — Das Weib nahm jetzt eine Frucht und aß. Und Satan sagte lachend: 'Meine Tochter, du hast mir recht gehorcht; geh jetzt und gib die Frucht deinem Manne, und sag ihm: Ich habe die Frucht gegessen, sie ist überaus köstlich. Und wenn er nicht essen will, so versöhre ihn, daß er ißt.' — Das Weib that, wie Satan ihr gesagt hatte, gieng hin und beschwachte ihren Mann, bis sie ihn gewonnen hatte. Und er nahm die Frucht von der Hand seines Weibes und aß. Als er gegessen hatte, gieng sie zu Satan und sagte ihm: 'Mein Mann hat die Frucht gegessen.' Dies hörend lachte Satan über die Maßen, und sprach: 'Nun ihr habt mir gehorcht, sehr gut, mein Sohn und meine Tochter!'

„Den folgenden Tag, nachdem sie gegessen hatten, frühe am Morgen besuchte sie Gott. Aber sie giengen ihm nicht entgegen wie sonst, ihm ihre Loblieder singend. Er näherte sich ihnen und sprach: 'Warum habt ihr gegessen von der Frucht des Baumes, davon ich euch gebot nicht zu essen?' Sie wagten nichts darauf zu sagen, und Gott verfluchte sie. 'Ihr habt nicht gehalten, was ich euch befohlen. Die Frucht, welche nicht gut ist zu essen, verbot ich euch; aber ihr habt nicht gehorcht, ihr habt gegessen. Darum werdet ihr alt werden, werdet krank werden, werdet sterben!'"

Dazu bemerken die Altesten weiter: „O Kinder und Enkel! Um die Menschen zu prüfen, ob sie seinen Geboten würden gehorsam sein oder nicht, schuf Gott im Anfang den Baum des Todes und den Baum des Lebens. Auf jenen deutend sagte er: 'Esst nicht davon!' Denn er wollte sehen, ob der Mensch glaube. Er glaubte

nicht. Er aß von der Frucht des Baumes des Todes, und Gott verbarg den Baum des Lebens. Weil der Baum des Lebens ist verborgen worden, darum sterben die Menschen seitdem. O Kinder und Enkel! Weil wir Gott nicht glaubten, müssen wir arbeiten und schwitzen. Darum werdet nicht böse darüber, wenn ihr arbeiten müßt. Denn es ist die Folge von der Übertretung des Menschen im Anfang. Weil im Anfang der Mensch aß von der Frucht des Baumes des Todes, darum drang das Gift bis zu uns und wir sterben Alle." „Seither," fügen die Rothkarenen bei, „hat Gott uns verlassen und wohnt im siebenten Himmel.“

Die Schöpfung und den Fall besingen sie auch in folgenden Liedern:

Gott erschuf die Welt in den Tagen der Vorzeit;
Ein jegliches Ding ward von ihm pünktlich geordnet.
Gott erschuf die Welt in den Tagen der Vorzeit.
Er hat Macht zu vergrößern, und Macht zu vermindern.
Form und Gestalt gab Gott vor Alters der Welt.

Er ordnete Speise und Trank.

Er bestimmte die Frucht der Versuchung;

Er gab genaue Befehle.

Satan betrog zwei Personen;

Er machte sie essen von der Frucht des Baum's der Versuchung.

Sie gehorchten nicht, glaubten nicht Gotte.

Sie aßen die Frucht vom Baum der Versuchung.

Und als sie aßen die Frucht der Versuchung,

Da fielen der Krankheit, dem Alter, dem Tod sie anheim.

Hätten sie Gotte gehorcht und geglaubet,

Wir wären anheim nicht gefallen der Krankheit;

Hätten sie Gotte gehorcht und geglaubet,

Dann gieng' unser Thun uns glücklich von Statten.

Hätten sie Gotte gehorcht und geglaubet,

So wären wir nicht arm geworden.

Gott befahl dem Menschen vor Alters;

Satan erschien, Zerstörung mitbringend.

Gott befahl dem Menschen vor Alters;

Satan erschien, zum Tode betrügend.

E-u, das Weib, und Tha-nai der Mann —

Sie sahn nicht auß Auge des Drachen, des großen,

Diese zwei Leutlein, das Weib und der Mann.

Der Drache erschaut' sie; sie gefielen ihm nicht.

Der große Drache verführte das Weib und den Mann.

Wie ißt doch gekommen? was sagt man davon?

Dem Drachen, ihm glückte die Täuschung, zum Tode betrügend.

Wie, sagen sie, ist es geschehen?
 Der große Drache nahm eine Frucht, eine gelbe,
 Und gab sie zu essen dem Sohn und der Tochter des Herrn.
 Der Drache, der große, der nahm eine Frucht, eine weiße,
 Und gab sie zu essen den göttlichen Kindern.
 Sie achteten nicht auf Gottes Befehle;
 Sie wurden betrogen, betrogen zum Tode.
 Sie achteten nicht auf Gottes Befehle;
 Sie wurden betrogen, betrogen zur Krankheit.
 Sie traten mit Füßen die göttlichen Worte,
 Und Gott, er wandte von ihnen sich rückwärts.

Versuchung, Versuchung, die Frucht der Versuchung,
 Die Frucht der Versuchung fiel nieder zum Boden.
 Die Frucht der Versuchung war böse und schädlich,
 Die Mutter der Menschen vergiftend zum Tod.
 Die Frucht der Versuchung: Du sollst sie nicht essen!
 Im Anfang vergiftet' sie Vater und Mutter zum Tode.
 Der Baum des Todes, er kommt durch das Weib,
 Der Baum des Lebens, er kommt durch den Mann.

Von den Engeln, vom Satan und den Dämonen.

Die Karenen glauben, daß im Himmel Wesen seien, die nie
 gesündigt haben, und durch die Gott seine Befehle ausrichte.

Machtvoll sind des Himmels Söhne,
 Wohnend bei dem Sitz Gottes;
 Heilig sind des Himmels Söhne,
 Und mit Gott zusammenwohnend;
 Gütig sind des Himmels Söhne,
 Und an Gottes Silbersitz sich lehnend.

Die Wesen, erwählt von Gott zu seiner Zwecke Vollstreckern,
 Haben bis heute den Platz rückwärts vom Sitz unsers Gottes.

Auch Satan, sagen sie, war vor Alters ein solches heiliges
 Wesen, mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet; aber er war Gott
 ungehorsam, und deßhalb ward er aus dem Himmel verstoßen.

Satan war gerecht in alten Zeiten.
 Aber die Gebote Gottes hat er übertreten;
 Satan war in alten Zeiten heilig,
 Aber Gottes Lieb' hat er verlassen,
 Und hinweg hat ihn der Herr getrieben.
 Er verführte Gottes Sohn und Tochter,
 Und hinweg hat ihn der Herr getrieben;
 Denn er täuschte Gottes Sohn und Tochter.

Deshalb wird er, obwohl er verschiedene Namen bei den Karenen hat, am häufigsten Ku-plaw, d. i. Verführer, genannt, aber auch Yaw-kaw, das ist der Nackengetretene, weil sie glauben, zuletzt werde der Mensch ihm auf den Nacken treten und ihn besiegen. „O Kinder und Enkel!“ sagen die Ältesten, „wenn wir den Satan gleich tödten, er würde doch nicht sterben. Aber wenn die Zeit unserer Erlösung kommt, dann wird Gott ihn tödten. Weil diese Zeit noch nicht gekommen ist, darum existiert er noch.“ — Sie halten ihn für fähig, männliche oder weibliche Gestalt anzunehmen. Gewöhnlich aber stellen sie sich ihn als ein Weib vor.

Den Ursprung der Dämonenverehrung erzählen sie folgendermaßen: „Nachdem die ersten Menschen gefallen waren, wurde eines ihrer Kinder krank. Da sprach der Mann und sein Weib zueinander: Wir haben Gottes Gebot nicht gehalten: Esset nicht von der Frucht des Baumes! sondern wir aßen. Was sollen wir thun? Gott hat uns verworfen. Wir wissen nicht, was wir thun sollen. Wir müssen zu Satan gehen und ihn fragen. Sie erhoben sich und giengen zu ihm, und sprachen: O Satan, Gott befahl uns: Esset nicht von jener Frucht. Du sagtest: Esset; und wir gehorchten deinem Wort und aßen. Nun ist unser Kind krank, was willst du sagen? was willst du raten? Satan erwiederte: Eurem Vater Gott habt ihr nicht gehorcht; ihr gehorchet mir. Nun, weil ihr mir gehorcht habt, so gehorchet mir bis ans Ende. Dann ordnete Satan die Hauptopfer und Gaben und Gebräuche an, die bei der Anbetung der Dämonen vorkommen sollten. Vor Allem solle ein Schwein geopfert werden, und falls dieses mangle, irgend ein Vogel. Hierauf schrieb er die Weise vor, wie man aus Vogelsgebeinen wahrsagen könne, und andere Dinge mehr.“

Von der großen Fluth.

Von dieser erzählen sie: „Es donnerte; Stürme folgten. Es regnete drei Tage und drei Nächte, und die Wasser bedeckten alle Berge.“ Und wiederum: „In der Vorzeit, als die Erde mit Wasser überschwemmt ward, gelangten zwei Brüder in ihrer Verlegenheit auf ein Floß. Die Wasser stiegen und stiegen, bis sie an den Himmel reichten. Als sie einen Mangobaum niederhangen sahen, klopfte der jüngere an denselben empor und aß: Aber die Wasser sanken plötzlich und ließen ihn auf dem Baum.“

Von der Völkerzerstreuung.

„O Kinder und Enkel! Die Menschen hatten zuerst Einen Vater und Eine Mutter. Aber weil sie einander nicht liebten, so trennten sie sich. Nach ihrer Trennung kannten sie einander nicht mehr, und ihre Sprache wurde verschieden. Und sie wurden Feinde und bekämpften einander.

Der äl'tre Brüder waren die Karenen,
Sie empfingen alle Worte Gottes;
Sie glaubten all' den Worten Gottes nicht,
Und sie wurden Feinde zu einander.
Weil sie Gottes nicht geglaubet,
Wurde ihre Sprach' zertheilet.
Gott gab ihnen die Gebote;
Aber ach! sie glaubten Ihm nicht,
Und Zertheilung folgte nach.“

Von Tod und Auferstehung.

Die astronomischen Systeme der Völker rings um die Karenen lehren, daß Sonne, Mond und Sterne sich um einen großen Berg im Norden drehen, und zwar in Ebenen, die der Erdoberfläche parallel laufen. Die Karenen aber haben die alte Vorstellung beibehalten, nach welcher die Himmelskörper sich, auf- und untergehend, um die Erde bewegen. Unter der Erde vermuten sie eine andere Welt, wohin die Menschen nach dem Tode gehen. Ihr leuchten die nämlichen Himmelslichter wie der Erde. Nur sind ihre Tage und Nächte die entgegengesetzten von den unsrigen: die Sonne geht dort auf, wenn sie bei uns niedergeht. Aehnlich der alttestamentlichen Vorstellung vom Hades gehen dorthin alle Todten, und befinden sich daselbst in einer Art Mittelzustand, noch reicher an Mühe und Elend als das Leben auf Erden. In Verbindung damit haben die Karenen eine dunkle Vorstellung von einer schließlichen Auferstehung. Eine ihrer alten Prophezeiungen sagt: „O Kinder und Enkel, ihr denkt euch die Erde groß. Aber sie ist nicht so groß als eine Entabohne (im Vergleich nämlich mit dem großen Ganzen der Werke Gottes). Wenn die Zeit kommt, werden der Leute mehr sein, denn der Blätter auf den Bäumen, und die, welche man jetzt nicht sieht, werden dann sichtbar werden. O meine Kinder, da wird kein Versteck sein, nicht für ein einziges Ding auf Erden.“ Von den Bewohnern des Hades oder Todtenreiches glauben sie, daß sie daselbst warten, bis Gott sie wieder auf die Erde bringen werde. Eine andere Überlieferung endlich

geht dahin, daß nach dem Weltbrande Gott kommen und die Menschen wieder zum Leben erwecken werde. Da „werden die Faulen Hunde, die Fleißigen aber Menschen werden“.

2. Lebensvorschriften.

Wir stellen denselben gleichsam als Motto ihre Lehre vom breiten und schmalen Wege voran, die uns aus dem Munde des Herrn so bekannt sind. „O Kinder und Enkel! Die Straße, die zum Himmel führt, ist ein kaum bemerkbarer Pfad; aber die Straße, die zur Hölle geht, ist sehr groß.“

„O Kinder und Enkel, liebet Gott, und nimmer erwähnet seinen Namen so viel; denn durch das Aussprechen seines Namens geht er weiter und weiter von uns. — O Kinder und Enkel, wenn wir unsre Sünden bereuen und hören auf, Nebels zu thun, unsre Leidenschaften zügeln, und zu Gott beten, so wird er uns wieder gnädig sein. Wenn Gott uns nicht gnädig ist, so ist keiner da, der es thun könnte. Der, der uns rettet, ist Gott allein. — Betet ohne Unterlaß zu Gott, bei Tag und bei Nacht. — O Kinder und Enkel, betet Götzen und Priester nicht an. Wenn ihr sie verehret, so erlangt ihr dadurch keinen Vortheil, aber eure Sünden vermehret ihr über die Maßen.“

„O Kinder und Enkel, achtet und ehrt euren Vater und eure Mutter; denn als ihr klein waret, duldeten sie nicht, daß ein Muskito euch steche. Gegen die Eltern sündigen, ist ein abscheulich Verbrechen. Wenn euer Vater oder eure Mutter euch unterweisen oder schlagen, so fürchtet euch. Wenn ihr euch nicht fürchtet, so werden euch die Tiger auch nicht fürchten.“

„O Kinder und Enkel, seid nicht auf Streit und Zank versessen, sondern liebet einander. Gott im Himmel blickt nieder auf uns; und wenn wir einander nicht lieben, so ist es dasselbe, wie wenn wir Gott nicht lieben. O Kinder und Enkel, streitet nicht, sondern liebet einander! — O Kinder und Enkel, Eltern und Kind, Meister und Sklave, Ehemann und Weib, lasset das Kind nicht betrügen seine Eltern, den Sklaven nicht seinen Meister, noch das Weib ihren Mann. — O Kinder und Enkel, habt keine Gemeinschaft mit dem Gottlosen. Die, welche mit Räubern umgehen, werden Räuber. Die, welche mit dem Rechtschaffenen umgehen, werden rechtschaffen; diejenigen, welche mit dem Leidenschaftlichen umgehen, werden leiden-

ſchaftlich. — O Kinder und Enkel, nehmet keinem Menschen das Leben. Wenn ihr tödtet, müßt ihr eure Sünde tragen. In der nächsten Welt werdet ihr zur Vergeltung auch getödtet werden. — O Kinder und Enkel, wir mögen jegliches Ding auf Erden essen, denn Gott ſchuf ſie alle für uns. Aber tödtet oder verderbet keines muthwillig. Denn wenn wir muthwillig tödteten oder verderben, so ſündigen wir. — O Kinder und Enkel, nehmt nicht mit Gewalt das Eigenthum eines Andern. Geht Acht darauf, meine Kinder, wie ſchnell Räuber Sklaven werden. Würdet ihr auch Sklaven ſein, bleibt ehrlich; aber in der Hölle wird kein Anrufen Gottes ſein. — O Kinder und Enkel, ſtehlet nicht die Güter eines Andern; denn ſein Besitzer arbeitet um ſie, bis er ſchwächt. Die Diebe werden es bezahlen müssen. — O Kinder und Enkel, begehet nicht Ehebruch, nicht Hurerei mit dem Kind oder dem Weib eines Andern; denn der Eine Gerechte blickt nieder von oben, und diese Dinge ſind vor ſeinen Augen. Alle, die folches thun, gehen zur Hölle. Wenn du dem Weib eines Andern begegnet, melde ſie und gehe auf der andern Seite der Straße. — Habt ihr ein Weib oder einen Mann, so laßt euch nicht gelüsten eines andern Weibes oder Mannes; denn Gott ſchuf im Anfang nur Zwei: Einen Mann und Ein Weib. — O Kinder und Enkel, ſchwören nicht bei dem Einen Wahrhaftigen, wenn Etwas nicht wahr ist. Schwören nicht, wenn ihr Etwas nicht genau kennet. — Kinder und Enkel, redet keine Unwahrheit. Was ihr nicht kennet, das sagt nicht. Den Lügnern ſoll ihre Zunge herausgeschnitten werden. Führt keine betrügliche Sprache, ſondern redet einzig die Worte der Wahrheit. Der Eine Gerechte im Himmel weiß jegliches Ding, das gesagt wird. O Kinder und Enkel, redet nicht aufs Gerathewohl bei Dingen, die ihr nicht kennet. Gerathewohlsprecher werden ſchnell Sklaven. — O Kinder und Enkel, fluchet nicht, und ſtoßet keine Verwünschungen aus, und bedient euch nicht garstiger Worte. Flüche und Verwünschungen werden auf euch selber zurückfallen.

„O Kinder und Enkel, gebt Speife und Trank dem Armen; und wenn ihr fo thut, werdet ihr selber Barnherzigkeit erlangen. — O Kinder und Enkel, lindert nach eurem Vermögen die Noth aller Menschen; wenn ihr Andern Gutes thut, wird es euch nicht unbelohnt bleiben; denn Andre werden euch thun, wie ihr ihnen gethan. — O Kinder und Enkel, ſeid nicht träge während des jetzigen Zustandes auf Erden, ſondern arbeitet eifriglich, damit ihr keine Sklaven werdet;

und wenn ihr Besuche bekommt, daß ihr ihnen Speise und Trank vorsezzen könnet. — O Kinder und Enkel, seid nicht neidisch auf die Besitzungen Anderer. Obgleich ihrer über die Maßen viel sind, laßt euch derselben nicht gelüsten. Arbeitet selbst, und esst euer eigenes Brod. — O Kinder und Enkel, macht euch des Uebermaßes nicht schuldig im Essen und Trinken. Seid nicht unmäßig, sondern nehmet nur das, was sich ziemt. — O Kinder und Enkel, begehrt nicht die Güter dieser Welt; denn wenn ihr sterbet, könnt ihr die Dinge, die auf Erden sind, nicht mit euch hinwegführen. Wünschet nicht große Leute zu werden und Ansehen zu besitzen. Denn große Leute sindigen maßlos, und wenn sie einsmals sterben, gehn sie zur Hölle. — O Kinder und Enkel, gehorcht den Befehlen der Könige; denn die Könige gehorchten in früheren Zeiten den Befehlen Gottes. Wenn wir ihnen nicht gehorchen, werden sie uns tödten. —

„O Kinder und Enkel, werdet nie zornig. Wenn wir mit Andern zürnen, so ist es gerade, als zürneten wir mit Gott. Der, welcher auf den Großen und Kleinen, den Schlechten und Bösen, die Kinder und Jungen ohne Zorn blickt, und giebt ihnen Speise und Trank, der wird unwandelbar versorgt sein. — O Kinder und Enkel, wenn euch Jemand ins Gesicht speit, speiet ihm nicht wieder ins Angesicht. Er speit nur in die Lust. Wenn euch Jemand ins Gesicht schlägt, schlaget ihm nicht wieder ins Gesicht. Er schlägt nur auf den Boden. Deshalb wenn euch Jemand auf einen Backen schlägt, so gebt ihm den andern auch zum Schlagen hin. — O Kinder und Enkel, obgleich euch Jemand verfolgt mit Hinterlist, Zorn und Rache, obgleich er euch angreift, obgleich er euch stoßt und schlägt, vergeltet ihm nicht Böses. Wenn ihr Böses vergeltet, zieht ihr daraus keinen Vortheil. Darum vergebt ihm von Herzen und sprechet zu ihm ehrbietige Worte. Wenn ihr also thut, wirds euch nicht unbefohnt bleiben. Der Mann, der ohne Zorn in Demuth Alles erträgt, wird unwandelbar bleiben; denn durch solches Thun wird er die Segnungen der preiswürdigen Tugenden ererben. O Kinder und Enkel, wenn euch Jemand beleidigt, so lasset ihn thun, was er wünscht, und traget in Demuth alle Leiden, die er über euch bringt. Verfolgt euch ein Feind, so liebt ihn von Herzen. Gingedenk dessen, daß wir gegen Gott gesündigt haben von Anfang, sollten wir es leiden.“ —

Wer möchte nicht hinzufügen: Wenn die Karenen also reden, wie sollten wir Christen nicht gebuldig leiden, was der Unverstand und

die Bosheit thut, da Christus für uns gestorben ist, als wir noch Feinde waren!

3. Volkshoffnungen.

Auch hier begegnen wir hellen Hoffnungslichern, die über dem Dunkel ihres Volkslebens erglänzen. Und wir müssen zum Voraus sagen, ein Volk, das sich mit solchen Hoffnungen trägt, wird nicht zu Schanden. Hören wir.

„O Kinder und Enkel, vor Alters liebte Gott die Karenennation über alle andern, aber sie übertraten seine Befehle, und in Folge ihrer Uebertretungen leiden wir jetzt so. Weil Gott uns verflucht hat, darum sind wir in unserm jetzigen Elend, und haben keine Bücher. Aber Gott wird sich wieder unser erbarmen, und wird uns wieder lieben über alle andern. Gott wird uns doch wieder retten. Weil wir auf die Sprache Satans horchten, darum leiden wir Solches.“

Wie Gott sie verlassen und hinweggezogen sei, davon reden sie gar Mancherlei, z. B. die Aeltesten sagen: „Als Gott einmal in alter Zeit zurückgekommen, habe er zu den Karenen gesprochen: 'Karenen, führe mich!' Die Karenen aber erwiederten: 'Das Unkraut ist sehr dicht, wir können dich nicht führen.' — 'So sollt ihr denn,' sprach Gott, 'Unkraut ausjäten von Geschlecht zu Geschlecht.' Dann wandte er sich an die Barmanen mit der gleichen Bitte. Diese entgegneten: 'Wir hauen gerade ein Boot aus, wir können dich nicht führen.' So wandte er sich der Reihe nach an Alle, bis daß er kam zu dem weißen Fremden, dem jüngsten Bruder der Karenen, und bat ihn: 'Weißer Fremder, führe mich!' Dieser erwiederte: 'Ich habe kein Schiff, kein Boot, ich kann dich nicht führen, aber ich wünsche dich zu führen.' Da hieß Gott ihn seinen Hut abnehmen, setzte ihn auf die See, und er ward ein großes goldenes Schiff; in diesem nun führten sie Gott hinweg in den Westen. Als sie dort ankamen, segnete sie Gott und sprach: 'Möget ihr fahren in Schiffen und Booten; möget ihr Meere durchkreuzen und Länder erreichen; möget ihr in schöne Kleider euch kleiden und schön sein; möget ihr Regenten haben aus eurer eigenen Mitte; mögt große Städte und Festungen bauen.' Dann gieng Gott hinauf in den Himmel, und die Weißen kehrten zurück. Daher kommt es, daß der Weiße geschickter ist, denn alle anderen Nationen, und in Schiffen fährt bis heute.“

Von diesem Scheiden und dieser Wiederkunft Gottes singen sie:
 Gott, im Begriffe zu kommen, befahl, befahl,
 Gott, im Begriffe zu scheiden, befahl, befahl.
 Er befahl der Sonne zu kommen und um ihn zu weinen,
 Er befahl dem Monde zu kommen und um ihn zu weinen,
 Er befahl den Bögeln zu kommen und um ihn zu weinen,
 Er befahl dem Eichhorn zu kommen und um ihn zu weinen.

Zur bestimmten Stunde wird Gott kommen,
 Und die todtten Bäume werden blühn und sprossen.
 Wenn die Zeit vorhanden, die bestimmte, wird Gott kommen,
 Und die alten Bäume werden wieder blühn und grünen.
 Gott wird kommen und den großen Thau-thi*) bringen,
 Klein' und Große müssen dann anbeten.
 Der große Thau-thi, Gott hat ihn erschaffen.
 Laßt hinauf uns steigen und anbeten vor Ihm!
 Ein großer Berg ist allda an dem Strom;
 Könnt empor ihr steigen und anbeten Gott?
 Ihr nennt euch selber ja die Söhne Gottes:
 Wie manchen Abend seid emporgestiegen ihr, Gott anzubeten?
 Ihr nennt euch selber ja die Kinder Gottes:
 Wie oft denn seid emporgestiegen ihr, Gott anzubeten?

Gott kommt hernieder, kommt hernieder,
 Gott steigt herab, steigt herab;
 Er kommt, blasend die Posaune,
 Er steigt nieder, schmetternd die Posaune.
 Blasend sammelt er die Menschen, gleich Aretablüthen,
 Schmetternd sammelt er die Leute, gleich Aretablüthen.
 Seht, wie sie glänzen die Engel des Himmels,
 Seht, wie sie strahlen die Engel des Himmels!
 Sehet die große Posaune, die Gott bläst!
 Einer der Großen, er schlägt die goldene Harfe.

Dieß das Kommen Gottes in Herrlichkeit. Aber sie wissen auch von einem Kommen Gottes in Niedrigkeit. Davon sagen sie: „O Kinder und Enkel, ehe Gott kommt, wird Satan kommen, die Menschen zu verführen; und um sie zu verführen, wird er erscheinen in prächtigen Kleidern und glänzendem Anzug. Kinder und Enkel, folget ihm nicht! Nach dem Satan wird Einer kommen, der hat kaum Kleider genug, sich zu bedecken. Folgt ihm! Dieser Eine ist Gott. Wenn Gott kommt, wird er die Gestalt des ärmsten Menschen haben,

*) Berg bei Taungu (S. 80), der als der Sitz der zukünftigen Glückseligkeit gedacht wird.

und sich in Lumpen kleiden. Folgt ihm! O Kinder und Enkel, Gott wird uns doch wieder retten. Er hat uns zwei Mal gerettet, und sein jüngster Sohn wird fähig sein, uns noch einmal zu retten."

Aber dieser Rettungszeit wird eine trübselige Zeit vorangehen. „O Kinder und Enkel, ehe Gott kommt, wird Satan erscheinen, und die Ungerechten, und die Ausgelassenen und die Ehebrecher, und die Betrüger und die Streitsüchtigen werden ihm folgen. Und wenn sie alle ihm nachgegangen sind, dann wird Glückseligkeit sein, und Gott wird kommen.“ Und wie sie in grauer Vorzeit ihre Könige müssen gehabt haben, so denken sie sich in der neuen glückseligen Zeit wieder vereint unter ihrem Könige. „O Kinder und Enkel, die Karenen werden noch wohnen in der Stadt des goldenen Palastes. Wenn wir wohl thun, ist das Dasein der andern Könige zu Ende. Der Karenenkönig wird noch erscheinen, und wenn er kommt, da wird Glückseligkeit sein. — Der hohe Berg wird abgetragen werden, und die Ebene wird zur Thalrinne. Das Rothwild wird auf die Berge steigen und die wilde Ziege wird herab in die Ebene kommen.“

Der große Berg, er wird zur Eb'ne werden,
Kinder, seid glücklich und spielt!

Der große Berg, er wird zur Eb'ne werden,
Kinder, seid fröhlich und spielt!

Gute Leute, die Guten
Werden gehn zur Silberstadt, zur Silberstadt,
Gerechte Leute, die Gerechten
Werden gehn zur neuen Stadt, zur neuen Stadt.
Leute, die dem Vater glauben und der Mutter,
Werden sich erfreun des goldenen Palastes.
Wenn der König der Karenen ankommt,
Als dann wird nur Ein Monarch sein;
Wenn der König der Karenen ankommt,
Dann wird weder Reich noch Arm sein;
Wenn der König der Karenen ankommt,
Werden Reich' und Arme nicht mehr sein.
Wenn der König der Karenen ankommt,
Glücklich wird ein jedes Ding sein.
Wenn der König der Karenen ankommt,
Glücklich werden dann die Thiere sein.
Haben die Karenen einen König:
Leu und Leopard wird lassen seine Wildheit.

Wir unterlassen, auf die sprechend ähnlichen Züge in den Propheten aufmerksam zu machen. Sie drängen sich dem bibelkundigen

Leser von selbst auf. Aber daß diese Hoffnungen im Karenenvolke lebendig waren, und an welchen Zeichen sie das Nahen ihrer Erfüllung zu erkennen glaubten, — darauf müssen wir noch hinweisen. „Mitten in ihren [schon oben ausführlich geschilderten] Leiden,“ schreibt Sa Quala, „gedachten sie der Sagen ihrer Ältesten und sie lebten zwischen den Büschen, obgleich der Regen über sie herabgoß, oder die Muskito's und Pferdesliegen sie stachen: 'Wenn Gott uns retten will, so rette er uns eilend. Wir können diese Leiden nicht länger ertragen. Wehe, wo ist Gott?'“ — Ein anderes ihrer Gebete lautet: „O Herr, wir haben Unglück gehabt eine lange Reihe der Geschlechter. Habe Mitleid, habe Erbarmen mit uns, o Herr! Die Könige der Talaing hatten ihre Zeit, die Könige der Barmanen hatten ihre Zeit, die Könige der Siamesen hatten ihre Zeit, Alle hatten ihre Zeit: die Karenennation blieb übrig. Laß kommen unsern König, o Herr! Du, o Herr, den wir verehren, dem wir unsre Loblieder singen, laß uns wohnen in der großen Stadt, der hohen Stadt, dem goldenen Palaste. Gib es uns, habe Mitleiden mit uns, o Herr! O Herr, du Gott, den wir verherrlichen, habe Mitleiden, habe Erbarmen mit uns. Laß uns Könige haben, und laß die Stadt, die große Stadt, die Silberstadt, die neue Stadt, den Palast, die Königsresidenz kommen zu uns Allen, o Herr! Habe Mitleid und gewähr' es uns, o großer Gott!“

Dabei ruhte ihre Hoffnung auf ihrem jüngsten Bruder, wie sie sich auszudrücken pflegten, das ist auf den Weißen. „Die Ältesten sagen: Die Karenen waren ursprünglich sieben Brüder, von denen der weiße Fremde der jüngste war. Die weißen Fremden sind gerecht. Sie thun nichts Unschickliches. Sie handeln in keinem Stück rücksichtslos, wie die Talaing und Barmanen. Sie wenden keinen Zwang an. Sie bleiben bei der Wahrheit. Wenn sie ankommen, werden die Karenen glücklich sein. Sie waren die Führer Gottes vor Alters und Gott segnete sie.“ — Von ihnen sangen sie:

Die Söhne Gottes, die weißen Fremden,
Empfingen die Worte Gottes;
Die weißen Fremden, die Kinder Gottes,
Empfingen Gottes Worte vor Alters.

„Sie waren fähig,“ sagen sie weiter, „in der Gemeinschaft Gottes zu bleiben.“ Durch sie hofften sie auch wieder ihre Bücher zu erhalten. „Kinder und Großkinder, die Karenenbücher werden

noch ankommen. Wenn ihre Bücher ankommen, werden wir eine kleine Glückseligkeit erlangen.“ Ein Prophet sang:

Die große Mutter kommt zur See
Mit fühlendem Wasser, mit Hauptwasser.
Der Lehrer kommt vom Horizont,
Er kommt zu lehren die Kleinen.

Das deuteten sie dann später auf die Missionssfrauen und Missionare. Überhaupt trugen sie von den kommenden Weißen das schönste Bild im Herzen. „Seht, seht, die weißen Fremden“, sagt einer ihrer Propheten, „die weißen Fremden! Sie stehen anmutsvoll, sie sitzen anmutsvoll, sie gehen anmutsvoll, sie essen anmutsvoll, sie trinken anmutsvoll, sie wohnen anmutsvoll, sie schlafen anmutsvoll, sie reden anmutsvoll.“

„Die Söhne Gottes, die weißen Fremden,
Sie kleiden sich in glänzendes Schwarz, in glänzendes Weiß.
Die weißen Fremden, die Kinder Gottes,
Sie kleiden sich in glänzendes Schwarz und glänzendes Roth.“

Wie aber wird das erste Zusammentreffen sein? — „Kinder und Enkel, wenn die weißen Fremden und die Karenen kämpfen, dann wird Glückseligkeit kommen. Wie aber wird dieser Kampf sein? Die weißen Fremden werden in Schiffen kommen und auf die Karenen schießen. Und die Ladungen ihrer Kanonen und Gewehre werden sich verwandeln in saftigen Pisang und süßes Zuckerrohr, und die Karenen werden sie essen. Auf der andern Seite werden die Karenen, mit Hohleisen bewaffnet, hingehen und in ihre Schiffe Höhlungen machen. Da werden die Karenen und die weißen Fremden einander erkennen als Brüder, und der Eine wird sagen: 'O mein jüngerer Bruder!' und der Andere wird sagen: 'O mein älterer Bruder!' und sie werden in Wahrheit Brüder werden, und da wird Friede und Glückseligkeit sein!“ Darum schauten sie voll Sehnsucht nach Westen hin. Denn ihre Väter sagten: „Kinder und Enkel, wenn es zu Lande kommt, so weinet; kommt es zu Wasser, dann lachet! Es wird nicht kommen in unsern Tagen, aber in den eurigen. Kommt es zuerst zu Wasser, dann werdet ihr aufathmen können; kommt's aber zuerst zu Land, dann werdet ihr nicht ein Plätzlein mehr zum Wohnen finden.“ Wann aber wird die gute Zeit kommen? — „Wenn die Karenen zum dritten Mal die Hornschnabelstadt*) gereinigt haben, —

*) Die Stelle von einer alten Stadt, nahe bei Lawoy, welche die Karenen gelegentlich lichten mußten, wenn die Bäume sie zu sehr überwucherten.

dann wird die Glückseligkeit kommen." — „Und," sagt Sa Duala, „als die Beamten der Barmanen uns dieß das letzte Mal hießen, da trösteten wir uns untereinander: 'Jetzt vermuthen wir, daß Glückseligkeit kommt, denn es ist das dritte Mal, daß wir die Hornschnabelstadt lichten.' Und so war es. Ehe wir noch damit zu Ende kamen, hörten wir, die weißen Fremden hätten Rangun eingenommen!" (Mai 1824).

Nach solchen providentiellen Vorgängen und Vorbereitungen der göttlichen Barmherzigkeit, die für jedes Volk seine Heilsstunde schlagen läßt, wundern wir uns nicht mehr, wenn die Karenen die Engländer als rettende Engel begrüßten, wenn Sa Duala auf den englischen Generalgouverneur das Wort eines ihrer alten Propheten anwandte:

Des großen Häuptlings Worte sind wonniger Segen,
Wie der undurchdringliche Schatten der großen Baniane.

Wir wundern uns nicht mehr, wenn die Karenen die Missionare und ihre Friedensbotschaft mit so allgemeiner Willigkeit und Freude aufnahmen. Wir stehen stille und beten Gottes Wunderwege an.



Jamaika einst und jetzt.

Während im vorigen Jahrhundert die Mission in Westindien ihre bedeutendsten Triumphe feierte, seit Spangenberg i. J. 1736 die Erstlinge der Schwarzen auf St. Thomas taufte, — während vor 30 Jahren noch die eben beschlossene Emanzipation der Neger die Blicke aller Christen auf jene Inselwelt zog, wo der Herr die lange Geduldsarbeit endlich unerwartet schnell mit einem vorläufigen Abschluß krönte, hat sich seither das Interesse der Gläubigen viel mehr andern Missionsgebieten zugewendet. Man möchte denken, die Hauptache sei hier geschehen, die Entscheidungsschlacht geschlagen; forthin gelte es, die einzelnen Gebiete noch weiter mit dem Worte des Lebens zu durchdringen und aus Westindien Missionare für Afrika zu gewinnen. Gewiß im Allgemeinen eine richtige Ansicht. Weiter aber fand sich, daß denn doch der errungene Sieg nicht

alle Erwartungen erfüllte; man klagte, die Emanzipation habe die Neger der Arbeit entwöhnt und die kommerzielle Bedeutung Westindiens vernichtet, und der neue Aufschwung der farbigen Bevölkerung lasse noch gar viel zu wünschen übrig. Man hörte nachgerade Interessanteres von Indien und China, von Karenen und Südseeflauern. Auch die Erweckung, welche im Jahr 1860 Jamaika durchzuckte, hat nur kurze Zeit die Aufmerksamkeit auf diese Insel zu lenken vermocht. Nun aber haben verschiedene Missionen Untersuchungsreisen auf ihren westindischen Stationen vollzogen; ihre Berichte kommen nacheinander zum Vorschein. Auch alte Missionare, wie Blyth, Jameson, Waddell ic. haben ihre Erinnerungen veröffentlicht. Es scheint der Mühe werth, über die Fortschritte der westindischen Mission im letzten Menschenalter sich Klarheit zu verschaffen; am Material dazu ist kein Mangel. Wer aber über die jetzigen Zustände urtheilen wollte, ohne die früheren genau zu kennen, möchte leicht sich großer Ungerechtigkeit schuldig machen. Also schildern wir in ungewöngener Form das Einst und Jetzt der Hauptinsel Jamaika.

1. Erster Eindruck.

„Ich war achtzehn Jahre alt,“ erzählt Miss. Waddell, „und befand mich als Lehrling in einem Handelshaus in Dublin, als ich zuerst den inneren Ruf zur Missionsarbeit erhielt. Auf meinen Wunsch hin erlaubten mir meine Eltern aus der Lehre auszutreten, und mein Prinzipal entließ mich bereitwillig mit einem guten Zeugniß. Nun bezog ich als Böbling der schottischen Mission die Universität Edinburgh und wurde daselbst im Jahr 1829 von den Ältesten der uniten Secessionskirche ordinirt und mit einem wackern Bruder nach Jamaika ausgesandt. Im Dezember erreichten wir die schöne Insel, auf der unsre Augen so herrliches sahen, unsre Herzen aber so viel Trauriges erfahren mußten.“

„Die wunderbare Schönheit Jamaika's ist nicht zu beschreiben; seine üppigen Wälder und hohen Wälder, seine reichen Zuckerpflanzungen, seine stolzen Berge mit tiefen Schluchten, seine sprudelnden Flüßchen, die grünen Ufer vom schäumenden, in buntem Farbenspiel schimmernden Ocean bespült; wer könnte sie malen? Wir landeten im lieblichen Hafen von Rio Bueno auf der Nordküste. Die Stadt ist klein und besteht aus wunderlichen Gebäuden, die an dem Fuß der steilen

Hügel gelagert sind, von deren Abhängen überall weiße Häuschen aus den langblätterigen Bananen hervorschimmern. Der Tag war prächtig, aber müde wie wir waren, sehnten wir uns nach der Nacht; diese brachte uns jedoch, der tropischen Hitze halber, wenig Ruhe. Die Bucht war wie zur Feier unserer Ankunft illuminiert, überall die verschiedenfarbigen Lichter unzähliger Schaaren von kleinen Leuchtkäfern. Ringsum ein Summen und Singen von Millionen Insekten, — wir lernten bald, daß eine stille Nacht im Paradies von Jamaika keinen Platz findet. Scheint es doch, als ob die kühle Mondnacht die ganze Welt geflügelter Wesen zu Tanz und Musik aufwecke. Er, der ihnen die zarten Stimmen geschenkt, freut sich wohl ihres Sanges und hört darin lauter Lob und Dank.

„Am nächsten Tag fuhren wir in dem großen Schiffssboot nach Falmouth und erreichten vor Anbruch der Nacht die Wohnung unsres lieben Bruders Blyth. Von seinem Hause aus eröffnete sich eine liebliche Aussicht auf die weite, mit Zuckerrohr und Palmen bewachsene Ebene, im Hintergrund die schwarzen, kegelförmigen Berge mit ihren stattlichen Wälfern, im Vordergrund die neue Kirche, aus Stein gebaut, damals noch ein seltener und um so erfreulicherer Anblick auf Jamaika.

„Am folgenden Sonntag hatten sich 500 Leute, meist Neger-Sklaven, in der Kirche zusammengefunden. Sie machten einen besseren Eindruck auf mich, als ich erwartet hatte. Alle anständig bekleidet, mit aufmerksamen Gesichtern und andächtigem Betragen. Auch eine ziemliche Anzahl freier Menschen von allen Schattirungen, schwarz, braun, gelb und weiß, hatten sich versammelt. Darunter ein neu-angekommener Plantagenbesitzer, der sich sehr erfreut darüber aussprach, daß so viele Neger Bibeln besaßen und sie zu gebrauchen verstanden. Nach der Predigt wurde das heil. Abendmahl ausgetheilt. Das Alles war uns äußerst wichtig; denn zu jener Zeit gab es noch wenige Negergemeinden, und im Allgemeinen herrschte großes Vorurtheil gegen Schulunterricht und Evangelisirung der Sklaven; die Pflanzer befürchteten nämlich, daß sie nimmermehr auf blinden Gehorsam würden rechnen können, wenn ihre Untergebenen gebildete Menschen würden. Wie wird sich entscheiden? Alles war gespannt auf den Ausgang.

„Bald kam Weihnachten; die Neger-Sklaven erhielten da nach altem Herkommen drei Feiertage, die sie möglichst ausbeuteten, um sich einmal recht wohl sein zu lassen. Zugleich bekamen sie ihre

Kleidung fürs neue Jahr, dazu Salzfische, Zucker und Rum, was die Ausgelassenheit des Festes noch steigerte. Die Aufseher der Pflanzungen veranstalteten Sklaventänze, wobei es selten in erträglicher Ordnung abging. Ein Zug von Jünglingen marschierte durch alle Pflanzungen; sie trugen eine seltsame, buntbemalte Figur, welche sie 'Johnny Canoe' nennen, und wurden von einer singenden und trommelnden Menge begleitet. In den Städten zogen zwei Reihen Mädchen, nach ihrer Kleidung die Rothen und Blauen genannt, singend durch die Straßen, ihnen folgte der Pöbel ebenfalls mit Gesang. Sie erhielten viele Gaben, die sie dann des Abends bei Tanz und Spiel verschwendeten. Aus den drei Festtagen wurde dießmal eine Woche, und die Pflanzer hofften den besten Erfolg von diesen Schmausereien. Wenn der Sklave sich ein Jahr lang abgemartert hat, darf er diese Festzeit in Saus und Braus verleben, damit er mit neuer Lust und Kraft an die harte, schlechtbelohnte Arbeit gehe! Gottlob, daß die christlichen Sklaven sich in dieser freien Zeit auf andre Weise stärken könnten." — So schreibt Waddel.

Die ganze ältere Geschichte Jamaika's besteht im Grunde aus einer Auseinanderfolge von Kriegen mit Buschnegern, von Sklaven-empörungen, Orkanen und Erdbeben. Die Maronen oder Buschnegger waren wilde Neger, welche im Jahr 1655, zur Zeit der britischen Eroberung, ihren spanischen Herren entlaufen waren, sich in den Bergschluchten umtrieben und, beständig durch entlaufene Sklaven verstärkt, der Schrecken der Kolonisten wurden. Im Jahr 1738 wurden sie bekriegt und erhielten ihre Freiheit nur unter der Bedingung, daß sie keine entlaufenen Sklaven mehr in ihre Zahl aufnähmen, vielmehr als Polizei dieselben auffsuchen und fangen hälßen. In verschiedenen Theilen der Insel waren ihnen Stadtbezirke eingeräumt. Die in Trelawny rebellirten im Jahr 1795, tödteten durch ihre wohlgezielten Schüsse aus dem Dicicht viele Soldaten, wurden aber doch besiegt und in Verbannung geschickt, einige nach Neu-Schottland, andre nach Sierra Leone. Man sagt, sie stammen größtentheils von den wilden, unbändigen Coromanten, einem Zweig der Asante-Nation ab, welche sich durch ihre Kriegskunst vor andern schwarzen Völkern immer ausgezeichnet haben.

Von frühesten Zeiten her war der Sklavenhandel von den Jamaika-Kolonisten stark betrieben worden. Freilich als Cromwell 1655 die Insel eroberte, zählte man etwa 3000 Einwohner, zur Hälfte

Neger, „beherrscht von eben so vielen Tyrannen“. Von den Ureinwohnern war schon damals keine Spur mehr übrig, außer den zusammengedrückten Schädeln und Menschengebeinen in den Höhlen des Gebirgs, welche andeuten, wie die Indianer dem spanischen Schwert nur entronnen waren, um dem Hunger zur Beute zu werden. Wie und wann die indianische Bevölkerung ausstarb, erzählt kein Geschichtschreiber. Leicht aber lässt sich verfolgen, wie sie durch eine afrikanische ersetzt wurde. Im Jahr 1698, da im Ganzen nur 7000 Weiße auf der Insel wohnten, war die Zahl der Schwarzen auf 40,000 gestiegen, etwa halbsoviel als bisher eingeführt worden waren. Später wurden jährlich bis auf 18,000 Neger des Jahrs gelandet. Bis 1776 waren im Ganzen 600,000 Neger nach Jamaika eingeführt worden, von denen 200,000 sich noch auf der Insel befanden. Im Jahr 1817, als der Sklavenhandel bereits unterdrückt war, zählte man ihrer noch 346,000. Gewiß waren doppelt so viel schon umgekommen. Sogar nachdem die Einfuhr von Sklaven aufgehört hatte, und die Pflanzer ihr eigenstes Interesse darin fanden, ihre Neger sorgfältig zu schonen und möglichst auf ihre Vermehrung bedacht zu sein, starben ihrer jährlich einige Tausende mehr als geboren wurden. Das Jahr 1829 fand noch 322,000 auf Jamaika; fünf Jahre später, da ihre Emanzipation beschlossen wurde, war ihre Zahl auf 302,000 herabgeschmolzen.

Es war ein mörderisches System, auch im besten Falle und noch abgesehen von den schrecklichen Mißhandlungen, die immer aufs Neue Empörungen hervorriefen. Von 1678—1832 zählte man nicht weniger als 27 Aufstände. Diese Sklavenaufstände und die blutige Rache, ja zu wiederholten Malen die himmelschreiende Grausamkeit, mit der sie unterdrückt wurden, charakteristiren recht eigentlich die Sklaveret in Westindien. So wurden 1760 etliche aufrührerische Neger lebendig verbrannt, andre lebendig aufgehängt, mit solcher Sorgfalt, daß sie wie Gefreuzigte an langen Qualen hinsterben mußten. Von einem weiß man, daß er in steigender Pein, ohne einen Tropfen Wasser, beinahe neun Tage lang forslbte.

Mittlerweile nahmen die farbigen Freien auf der Insel an Zahl, Wohlstand und Bildung bedeutend zu und erlangten immer größeren Einfluß. Schon 1830 wurden sie den Weißen in bürgerlicher Gestung völlig gleichgestellt. Damals belief sich deren Zahl auf 50,000.

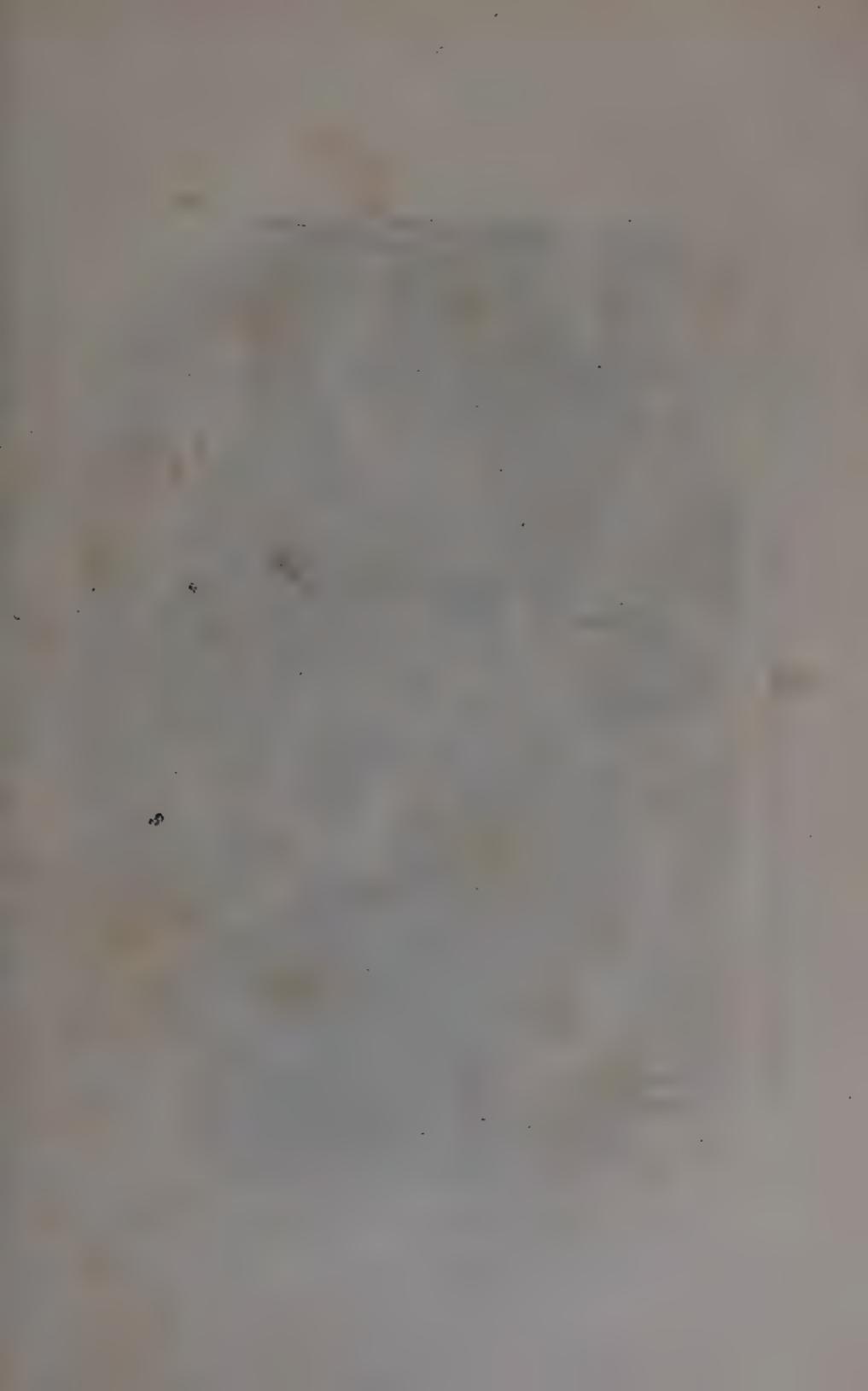
Erdbeben und Orkane haben Jamaika schon oft entsetzlich verheert.

Doch sind die ersten nicht immer gefährlich. Waddel erlebte mehrere, die keinen Schaden anrichteten, wenigstens nicht auf Jamaika, obschon durch eines derselben Port au Prince auf St. Domingo zerstört wurde. Während der ganzen britischen Herrschaft ist das Erdbeben von 1692 das furchtbarste gewesen. Da wurden Berge gespalten und Port Royal, die unsäglich reiche sündige Hauptstadt, wurde mit 3000 ihrer Einwohner von der Erde weggefegt. Auf der Stätte, wo sie einst gestanden war, fuhren Schiffe einher.*). Kaum war sie wieder in einiger Entfernung aufgebaut worden, da sandte Gott Feuer vom Himmel. Der Blitz schlug in ein Pulvermagazin und die Stadt fiel in Schutt und Asche. Als sie etliche Jahre darauf wieder zur Hälfe erstanden war, wurde sie nochmals durch eine Feuersbrunst, welche drei Tage lang wütete, vernichtet. Und Anno 1744 wurde sie abermals durch einen schrecklichen Orkan zertrümmert. Seither hat Port Royal ihr Haupt nimmer erhoben; statt ihr ist jetzt Kingston der Hauptsitz des Handels im britischen Westindien.

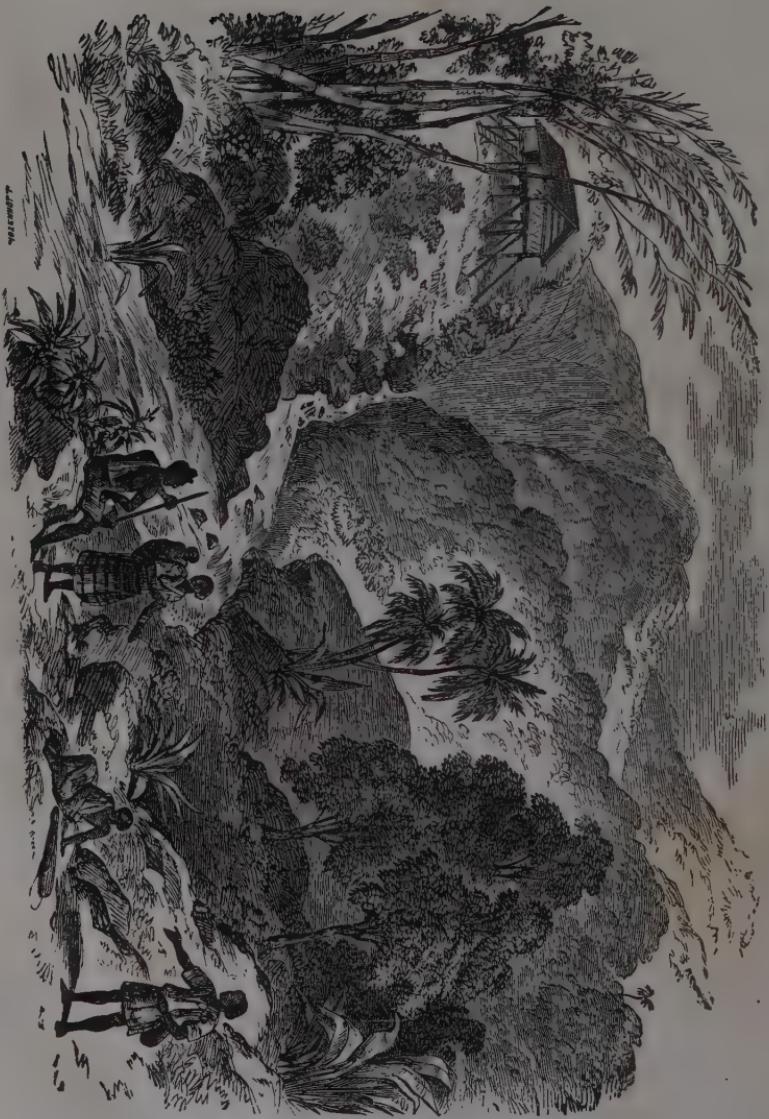
Noch später, 1780, erlebte Jamaika den furchterlichsten Orkan, der von einem Erdbeben begleitet, die Stadt Savanna la Mar und beinahe alle Pflanzungen auf der Westseite der Insel zerstörte. Als die Erschütterung vorüber war, stand man unter den Trümmern der Stadt, über welche das Meer einhergerauscht war, große Schiffe, welche im Hafen vor Anker gelegen waren.

Doch wir brechen hier ab, um in einem späteren Heft die Erzählung wieder aufzunehmen.

*) Auf dem Grabstein eines Hugenotten, L. Galby, findet sich die merkwürdige Erzählung, wie er, um des Glaubens willen flüchtig geworden, sich auf der Insel niederließ, im Erdbeben 1692 in einem Erdspalt versank und, durch einen weiten Stoß ins Meer geschleudert, wieder auftauchte und sich, wenig beschädigt, in ein Boot rettete. Er starb im December 1736, ein allgemein verehrter Achtziger.



Der Taufpfad im Karenenlande, wo Miss. Kordman sterbend war. (S. 118.)



Die Karenen und ihre Evangelisirung.

Dritte Abtheilung.

Ko Tha-Bju, der Apostel der Karenen.

1. Bis zur Taufe.

 **B**wei Jahrhunderte schon hatten Europäer dem Golfe von Martaban entlang ihren Handel getrieben, aber von dem Dasein einer Karenen-Nation war keine Kunde zu ihren Ohren gedrungen. Oft vielleicht hat der christliche Reisende seine Blicke über die felsigen Vorgebirge Barma's schweisen, und auf der Menge weißer Pagoden ruhen lassen, die mitten im ewigen Grün der Tropenzone erglänzen, aber keiner dachte daran, daß jene nebelumzogenen Höhen ihre Schatten auf die Hütten eines Volkes werfen, das mitten unter Götzendienern das Vermächtniß seiner Väter von Geschlecht zu Geschlecht im Allgemeinen treu bewahrt hatte, das Vermächtniß, keine Bilder zu verehren. Ein Carey hat viele Übersetzungen der heiligen Schrift in indische Sprachen vollendet, aber keine war darunter für das Volk, das fehnlich auf das Wort des lebendigen Gottes harrte. Selbst der edle Veteran der Barma-Mission, Dr. Judson, hat länger als ein Jahrzehnt den lebendigen Gott gepredigt, ehe er mit den Karenen bekannt wurde, deren manche fast täglich an seiner Thüre vorbeigingen, vielleicht das Lied im Munde:

Gott ist ewig, sein Leben ist lang,
Gott ist unsterblich, sein Leben ist lang,
Vollkommen ist er in jeder Tugend,
Kalpa auf Kalpa*) besteht er fort.

*) Kalpa ist der unermesslich lange Göttertag der Indier, eine Weltenreihe.
Miss. Mag. VIII.

Daran war nicht nur die Zurückgezogenheit des Volkes schuld, nein, Gottes Stunde hatte für dasselbe noch nicht geschlagen. Erst mußten, wie wir gesehen, die providentiellen Umstände eintreten, auf die sie von ihren Vätern als rettungskündende hingewiesen worden waren. Erst mußte „der weiße Bruder“ mit seinen Kanonen am harten Barmanenjoch schütteln und es wenigstens theilweise vom Nacken der Karenen werfen (im Kriege von 1824—1826), dann erst hieß es für sie: „Mache dich auf, werde Licht.“ Mag man nun auch von diesem Sturmwind und Erdbeben und Feuer, das dem sanften Sausen des Evangeliums vorangiegt, denken, wie man will, nimmermehr kann verkannt werden, daß hier göttlicher Plan ist und göttliche Schickung mitten im Irren der Menschen, und auch da, wo sie selbstsüchtige Plane verfolgen, müssen sie dadurch doch ohne Wissen und Willen die Bahn brechen, daß Gott seine Friedensgedanken an den Völkern verwirklichen kann.

Der Erste der Karenen nun, der jenes sanfte Sausen an sich erfuhr, da die verjährte Eisrinde der Sünde über dem Herzen schmilzt es war eben jener Sklave, der uns am Schluß unsers ersten Abschnittes noch in Sicht trat; es ist Ko Tha-Bju, der Apostel seines Volkes, an dessen Namen sich der Morgen des Heils knüpft, der über demselben aufgegangen. Dr. Judson, der ihn frei gekauft, führt ihn zu Ende des Jahres 1827, indem er von etlichen Hoffnungsreichen Zuhörern spricht, also bei uns in seinem Tagebuch ein: „Der zweite ist Maung Tha-Bju*), seiner Nation nach ein Karen, mit der barmanischen Sprache unvollkommen bekannt und von sehr gewöhnlichen Fähigkeiten. Er ist mehrere Monate um uns gewesen, und wir hoffen, daß sein Geist, obgleich außerordentlich finster und unwissend, doch der Herrlichkeit des Glaubens an Jesum Christum sich aufschließt.“

Gewiß, er war ein Mann von sehr gewöhnlichen Fähigkeiten, aber ebenso gewiß ist, daß er ein glaubensvoller, mit herrlichem Erfolg gekrönter Missionar geworden, ein ausgezeichnetes Werkzeug in der Hand Gottes, seine Nation zum Christenthum hinzuleiten. Vom Tage seiner Laufe an bis zu seinem Tode hörte er nicht auf, Christum zu verkündigen an Orten, wo sein Name kaum genannt

* Maung ist ein barmanischer Höflichkeitstitel für das mittlere, Ko für das vorgerücktere Alter. Bju und Bju sind verschiedene Schreibweisen.

war, von Lawoy bis hinüber nach Siam, von Martaban bis nach Immay, und von Rangun bis nach Arakan. Er war der Erste aus seinem Volke, der auf den Namen Christi getauft wurde, und er durfte Tausende seinen Fußstapsen folgen sehen, unter denen er nicht Wenigen ein Führer zu Christo gewesen. An ihm traf in der That das Wort des Apostels zu: „Ist der Albruch heilig, so ist auch der Leig heilig, und so die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig.“ (Röm. 11, 16.) An ihm mögen wir lernen, was selbst eine geringe Begabung vermag, wenn sie sich rückhaltslos in den Dienst des Herrn stellt. Betrachten wir sein Leben.

Ko Tha-Bju war geboren um das Jahr 1778 in einem Dorfe, genannt Utwau, vier Tagereisen nördlich von Bassein in der Provinz Arakan. Seine fünfzehn ersten Lebensjahre verlebte er bei seinen Eltern. In dieser Zeit war er, wie er später selbst gestand, ein böser, zügelloser Junge. Und als er seine Eltern verließ, wurde er — ein Räuber und Mörder! „Wie manchen seiner Mitmenschen er entweder als Rädelsführer oder als Mitschuldiger umgebracht, konnte er,“ so schreibt einer der Brüder, „nicht mehr genau sagen. Immerhin aber, nach seinem eigenen Geständnisse, mehr als dreißig. Seine Gemüthsart war von Natur eine recht böse. — Nach dem englisch-barmanischen Kriege kam er nach Rangun in Missionar Hough's (Hoff's) Dienste. Hier empfing er die ersten religiösen Eindrücke, und Hough's gedachte er immer mit großer Liebe. Nach Jahren noch hörte man ihn oft in seinen öffentlichen Gebeten zu Lawoy des 'Lehrer Hough' erwähnen.“

Wie von einem in der Ferne bämmernden Zukunftsbilde gezogen, finden wir ihn fortan im Gefolge der Missionare. Als Dr. Judson nach Amherst übersiedelte, gieng er ihm dorthin nach, ebenso etwas später nach Maulmein, ohne jedoch schon in näherer Beziehung zu ihm zu stehen. Am letzteren Orte wurde er vielmehr vorderhand durch eine kleine Geldschuld nach Landessitte der Sklave eines Barmen. Ko Schwā-Bā, ein bekehrter Barmane, bezahlte für ihn die Schuld und nahm ihn in seine Familie als Knecht auf. „Er zeigte sich aber,“ schreibt Frau Wade, „außerordentlich roh und leidenschaftlich. In der That ein sehr unangenehmer Zuwachs für eine christliche Familie. Allein da es die erste nähere Verührung mit einem Karenen war, so wünschten wir herzlich, die Gnade Gottes möchte sich an ihm zu seinem Heile kräftig erweisen. Indes schien

die Wahrheit längere Zeit keinen tieferen Eindruck auf ihn zu machen, obwohl er 'der neuen Religion' einige Aufmerksamkeit schenkte. Ko Schwä-Bä jedoch verlor den Muth, ihn länger in seiner Familie zu behalten, indem, wie er uns sagte, Ko Tha-Bju's moralischer Charakter ihm dieß zur Unmöglichkeit mache. Judson aber, welcher damals mit uns zusammenlebte, wollte dem Ko Schwä-Bä die Schuld des armen Ko Tha-Bju bezahlen, wenn wir eine Beschäftigung für ihn fänden, durch die er sich selbst erhalten könnte und zugleich Gelegenheit hätte, ferner unterrichtet zu werden. So kam er denn in unser Missionsgehöfte. Bald durften wir den Einfluß der göttlichen Wahrheit an seinem äußerem Wesen bemerken. Langsamem Schrittes dämmerte das Licht nieder in seinen finsternen Geist und ließ das Werk des heiligen Geistes an seinem Herzen gewahren. Trotz der jeweiligen Ausbrüche seines heftigen Temperaments, die ihn oft ganz darniederwarf und ihm allen Muth zum Gebete nehmen wollten, sahen wir die Zeichen aufrichtiger Buße und die ersten Regungen des Glaubens an den gefreuzigten Heiland. Er bekannte seine Sünden, suchte im Gebet ernstlich die Vergebung und die Versöhnung mit Gott durch den Erlöser. Sein Glaube wuchs und kräftigte sich, und mit großer Freude bemerkten wir die allmähige Besserung seines Charakters. Es war uns eine wahre Freude, als er uns das Verlangen nach der heiligen Taufe kundthat. Allein unsre kleine Christengemeinde, die nicht dieselbe Gelegenheit hatte wie wir, Zeuge von der großen Veränderung zu sein, die innerlich und äußerlich mit ihm vorgegangen war, wollte es Anfangs nicht glauben, daß er fähig sei, ihr als Glied einverlebt zu werden. — Nachdem er ungefähr ein Jahr bei uns gewesen war, gewann auch sie die Überzeugung, daß er ihr als ein lebendiges Glied angehöre, und die Taufe ward auf den folgenden Sonntag festgesetzt. Da trat ein Zwischenfall ein. Im Laufe jenes Jahres war ein anderer Kären mit seiner Familie und mit noch drei verwaisten Verwandten, nämlich einer jungen Frauensperson und ihren beiden kleinen Brüdern, nach Maulmein gekommen. Weil alle in einer höchst traurigen Lage sich befanden, so sorgten wir für ihr Unterkommen. Die junge Frauensperson nahmen wir in unsre Mädchenschule, die beiden Knaben in Boardman's Knabenschule. Jene machte sich sehr gut und zeigte ein reges Interesse am christlichen Unterricht, so daß Ko Tha-Bju sie kurz vor seiner Taufe zu seiner Gattin erkör. Er selbst hatte mittlerweile eifrigst gelernt, um die barmanische Bibel

lesen zu können. Schon war, wie gesagt, der Sonntag bestimmt, an dem seine Taufe stattfinden sollte, als Boardman sich rasch entschloß, nach dem südlichen Lawoy abzusegeln, das ihm als künftige Arbeitsschätte angewiesen worden war. Er wünschte die beiden Karenenknaben mitzunehmen. Allein ihre Schwester, die junge Frau Ko Tha-Bju's, wollte sich von ihren beiden kleinen Brüdern nicht trennen, und so entschlossen sich Alle, dem Missionar nach Lawoy zu folgen."

Kaum hatte man ihre Ankunft in Lawoy vernommen, als drei Karenen aus den benachbarten Bergen herbeikamen. Und sie waren zur guten Stunde gekommen; denn sie sollten Zeugen der ersten Karenentaufe sein. Am Sonntag nämlich, den 16. Mai 1828, empfing Ko Tha-Bju in früher Morgenstunde die heilige Taufe aus den Händen des würdigen Boardman, der in seinem Tagebuch darüber schreibt: „Mögen wir oft die Freude haben, Zeugen solcher Szenen zu sein. Die drei Karenen drangen in Ko Tha-Bju, er möchte sie in ihre Berge begleiten. Ich ließ ihm die Wahl, zu gehen oder zu bleiben. Er entschloß sich zu Ersterem. Vielleicht hat Gott ein Werk für ihn unter seinen Landsleuten. Er ist sehr eifrig, das, was er weiß, Andern mitzutheilen.“ Und Boardman hat sich nicht getäuscht. Dieser Erstlingsfrucht folgten Tausende nach. Heute zählt die Karenenkirche mehr als 19,000 regelmäßige Kommunikanten; alle ihre Glieder aber, groß und klein, belaufen sich wohl auf Hunderttausend.

Damit sind wir an dem zweiten Abschnitte des Lebens Ko Tha-Bju's angelangt, der seine Missionsthätigkeit umfaßt. Schicken wir uns an, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten.

2. Die Erstlingssaat.

Bei all seinen Ausflügen hatte Ko Tha-Bju fortan einen treuen Begleiter. Es war dies sein Lieblingsbuch, der treffliche Katechismus, den die selige Frau Anna Judson geschrieben hatte. Aus ihm lehrte er seine Landsleute die Hauptwahrheiten des Evangeliums kennen. Das Ziel seiner ersten Missionsreise sollte das sich bis nach Mergui hinabziehende Thal des Tenasserim sein. Die gewaltigen Regengüsse jedoch und die hochangeschwollenen Bäche und Flüsse hinderten ihn diesmal, so weit vorzudringen. Er wandte sich seitwärts zu einer Karenenniederlassung, eine kleine Lagereise von der Stadt. „Es war Pflanzenzeit,“ schreibt später einer der Karenen, welche dort lebten,

„und wir waren zu den Abhängen des Hügels gegangen, um unsern Reis zu säen, als einer von den zu Hause Gebliebenen kam und uns sagte: ‘Es ist ein Mann hier, vom Oberlande gekommen, um uns seinen Stammbaum mitzutheilen. Kommt und höret!’ Wir kamen und fanden Ko Tha-Bju, welcher predigte und den Katechismus erklärte. Alle waren aufmerksam, und Maung Schwā entschloß sich plötzlich, ein Christ zu werden. Er gieng mit ihm zur Stadt, um den weisen Lehrer zu sehen.“ Diese erste Frucht von Ko Tha-Bju’s Arbeit war der Bruder des Dorfhäuptlings; er zeigte einen solchen Eifer, sein Dorf zu bekehren, daß zuletzt nahezu alle seine Bewohner Christen wurden. Um die Zeit, da er getauft wurde, schreibt Boardman von ihm: „Bei der nur geringen Gelegenheit, Unterricht zu erhalten, hat er große Fortschritte in der christlichen Erkenntniß und ihrer praktischen Anwendung gemacht. Seine christliche Erfahrung und geistliche Gesinnung dürften manchen weltlichgesinnten Christen beschämen.“ Nach Ko Tha-Bju’s Rückkunft schreibt derselbe unter Anderm: „Während seiner Abwesenheit ist er mit verschiedenen seiner Landsleute zusammengetroffen. Mehrere hörten ihn mit Aufmerksamkeit. Zwei begleiteten ihn, um bei uns weiteren Unterricht zu empfangen. Sie zeigen sich bereit, das Evangelium anzunehmen und wünschen, daß ich sie nach der Regenzeit besuche.“

Im Juli besuchte Ko Tha-Bju das Karenendorf Thalu und kehrte nach fünf Tagen mit der freudigen Nachricht zurück, daß alle Leute im Dorfe auf seine Worte gehört hätten. In der Zwischenzeit, die er in der Stadt zubrachte, suchte er seine Landsleute auf, die je und je zu verschiedenen Zwecken in die Stadt kamen. Da fand er eines Tages einen interessanten jungen Karenen in der Nische einer Pagode, mit denen Lawoy wie übersät ist; zählt sie doch 50 Klöster mit 200 Priestern des Gaudama. Zwei Tage hatte der Jüngling da mit Fasten verbracht, wie er überhaupt der Buddha-Religion in ihrer ganzen Strenge mit Ernst nachzukommen trachtete, in der Hoffnung, in einem künftigen Dasein einen großen Lohn davonzutragen. Unser eifriger Evangelist suchte ihm die Thorheit des Fastens, wie es die Barmenian üben, klar zu machen, und lud ihn ein, mit ihm ins Missionshaus zu kommen. Da empfing er mit gespannter Aufmerksamkeit den Unterricht in der christlichen Wahrheit. Und als er besser um den Weg des Herrn wußte, nahm er ein christliches Buch und kehrte in seine Waldwilniß zurück. — „Unsere Gebete,“ schreibt

Boardman, „begleiteten ihn. Wir Alle bemerkten etwas besonders Anziehendes und Liebenswürdiges in seiner äusseren Erscheinung. Und ich habe oft gewünscht, ihn bei mir zu haben, weil ich hoffte, er könnte ein Christ und Zeuge des Evangeliums werden. Gestern nun kehrte er zu uns zurück mit drei seiner Verwandten, die ebenfalls Unterricht begehrten. Nachdem er mit mir einige Zeit gesprochen und unserm barmanischen Gottesdienste angewohnt hatte, gieng er in Ko Tha-Bju's Zimmer hinüber, wo ich sie beinahe bis Mitternacht über das Evangelium sprechen hörte. Mit Tagesanbruch hob das Gespräch von Neuem an. Am Nachmittag drückte er mir den Wunsch aus, bei mir bleiben zu dürfen, um noch mehr über den wahren Gott und Heiland zu hören. Auf meine Frage, wie lang er zu diesem Zwecke zu bleiben gedenke, erwiederte er: 'Zehn oder zwölf Jahre, bis ich Alles über Gott und Christum lernen kann. Manche von den Karenen werden auch kommen.' Er ist in der That ein Jüngling von gutem Verstand, schneller Fassungsgabe und liebenswürdigen Sitten. Er sagt, er wünsche nicht länger Bactsteinhausen zu verehren, sondern den ewiglebenden und wahrhaftigen Gott zu kennen und ihm zu dienen."

Unsrem Ko Tha-Bju aber fiel die Größe und Wichtigkeit des Missionswerkes immer schwerer auf die Seele, sowie die Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel. Eines Abends nach der Andacht sagte er zu Boardman: „Ich habe etwas auf dem Herzen, worüber ich deine Entscheidung erwarte. Ich wünsche, daß du nach Amerika schreibest, sie sollen mehr Lehrer aussenden.“

Zu Ende Septembers aber, vor dem Schluß der Regenzeit, ist er selber schon wieder unterwegs, die östlichen Karenen zu besuchen. Er gieng dießmal in das Dorf Tschiktu, wo ein Lehrer oder Prophet eigenthümlicher Art mit seinen Schülern lebte. Zwölf Jahre nämlich vor Boardman's Ankunft in Lawoy hatte ein Muselman in jenes Dorf ein Buch gebracht, von dem er die Leute versicherte, es sei ein heiliges Buch, sie sollten es verehren. Er übergab es dem vorerwähnten Buchu (Lehrer), der, obgleich unbekannt mit seinem Inhalt, es mit der größten Sorgfalt aufbewahrte, in Musselin einwickelte und in einem Körbe verschloß. Dabei lebten er und seine Schüler des Glaubens, es werde ein Lehrer kommen, der ihnen die Geheimnisse des heiligen Buches enthüllen werde. Boardman sollte diese Aufgabe lösen. Eines Tages nämlich kam der Häuptling des Stammes und

der Besitzer des Buches, gefolgt von einem langen Zuge von Karenen, zum Missionar. Der Korb ward geöffnet, die Musselfinhülle abge-
than, und die abgegriffene ehrwürdige Relique Herrn Boardman
ehrfurchtsvollst überreicht. Alle harren gespannt der Entscheidung.
Was war's? Die englische Kirchenliturgie (das Common Prayer-
Book), gedruckt zu Oxford. „Das ist ein gutes Buch,“ sagte der
Missionar, „es lehrt uns, daß nur Ein Gott im Himmel ist, den
wir allein anbeten sollen. Ihr habt dem Buche unwissend Gottesdienst
gethan, das ist nicht gut. Ich will euch den Gott anbeten lehren,
den dieses Buch uns offenbart.“ Auf dem Angesichte der Karenen
malte sich ein freudiges Lächeln, nicht ohne eine Beimischung von
Scham, daß sie sich so sehr geirrt hatten. „Ich las ihnen,“ schreibt
Boardman, „aus dem Psalmbuch einige dem feierlichen Augenblick an-
gemessene Stellen vor, erklärte sie einfach und schloß mit Gebet.
Sie blieben zwei Tage bei uns und zeigten großes Interesse am
Unterricht.“ Der alte Prophet aber sah ein, daß sein Geschäft jetzt
zu Ende sei, legte sein selthames Priesterkleid ab, das er bis dahin
getragen, und den Zauberstab, der so lange das Zeichen seines geist-
lichen Ansehens gewesen war, und — daß wir es jetzt schon sagen
— er wurde in der Folge ein demütiger Jünger des Herrn.

Ihn suchte jetzt Ko Tha-Bju in seinem Dorfe auf. Der Karen
Maung Seffi war ihm Begleiter und Führer über die Berge. Dieser
Letztere schreibt später: „Lehrer Boardman predigte mir das Wort
Gottes; ich verstand es ein wenig, aber nicht ganz. Ko Tha-Bju
lehrte es uns in der Karenensprache, da verstand ich es vollkommen.
Ich gieng mit ihm nach Tschifku, wo die Leute ihm aufmerksam zu-
hörten, und ein Zayat für den 'Lehrer' bauten, welcher bald nachher
sie besuchte, als Maung-Lo und Maung-Kya um die Lause batzen.“
Diese Beiden wurden später tüchtige Gehülfen in der Karenenmission.
Der Letztere schreibt: „Als ich zum ersten Mal hörte, es sei ein
Lehrer mit einem Karenenmann und seinem Weibe von Maulmein
herabgekommen, da frug ich nach des Mannes Namen, und es ward
mir gesagt, er heiße Ko Tha-Bju. Ich frug weiter: 'Weshalb ist
er gekommen?' und es hieß: 'Zu predigen das Wort Gottes, welcher
Himmel und Erde gemacht hat.' — So gieng ich denn nach Lawoy,
um zu hören, und als Ko Tha-Bju mir gepredigt hatte, sagte ich
zu ihm: 'Bruder, es ist wahrhaftig das Wort Gottes! Komm heraus
und predige in Tschifku.' Er fragte Lehrer Boardman um Erlaub-

nis, der sie ihm bereitwillig ertheilte. Er kam, lebte bei dem (vorhin erwähnten) Bulku, besuchte von seinem Hause aus mich und Andere und kehrte zurück. Der Bulku indes hatte damals einen Streit mit seinem Weibe und wollte dem Worte Gottes nicht gehorchen. Als ich dies hörte, gieng ich zu Ko Tha-Bju und sagte zu ihm: 'Bruder, komm und lebe bei mir,' und er kam."

Ko Tha-Bju jedoch brachte den Bulku von seiner Wanderung mit zum Missionar; und vor ihm erklärte er ruhigen Geistes, hinfört von Herzen den ewigen Gott und seinen Sohn Jesum Christum anzubeten. Von seinem zweiten Besuche in Tschiffu im November brachte Ko Tha-Bju bereits zehn Karenen mit, die feierlich erklärten, Christen geworden zu sein. Unter ihnen war der schon erwähnte Hauptling des Dorfes, Maung So. Vom dritten Besuche daselbst war Ko Tha-Bju Anfangs 1829 wieder in der Stadt. Die Kunde von der Ankunft des Missionars war indes in die Berge von Lawoy von Dorf zu Dorf in immer weiteren Kreisen gedrungen, und bereits kamen einzelne Karenen von selbst herbei voll Neugierde, den „weisen Lehrer“ zu sehen und seine wunderbaren Wahrheiten zu hören. So hatten zwei derselben ihn drei Tagereisen lang bei den Karenen selber aufzusuchen wollen, in der Meinung, er wandle in ihren Dörfern, und als sie ihn dort nicht fanden, setzten sie noch einmal drei Tage daran, um ihn in seinem eigenen Hause in der Stadt zu sehen. „Sie scheinen,“ schreibt Boardman, „sehr verlangend nach christlichem Unterricht, und Ko Tha-Bju ist unermüdet in seinen Anstrengungen, ihnen denselben mitzutheilen. Einer von ihnen kam aus der Provinz Mergui, und behauptete, die Karenen in den Provinzen Lawoy, Mergui und Tenasserim hätten alle von uns gehört, und wünschten ernstlich, unsern Unterricht zu empfangen.“

Wenige Tage nachher machte Boardman, von Ko Tha-Bju begleitet, seinen ersten Ausflug zu den Karenen. In allen ihren Dörflein empfingen sie ihn mit Achtung und Freude und begrüßten ihn als einen, der ihnen „einen kostlicheren Weg zeigen“ werde. Boardman predigte in barmanischer Sprache, Ko Tha-Bju döllmetschte. Ruhte der Missionar, so fuhr er fort, seinen Landsleuten einzelne Punkte der göttlichen Wahrheit deutlich zu machen, oft stundenweise. Fröhlichen Herzens kehrte Boardman nach Lawoy zurück, fröhlich über das reife Erntefeld, das er überall hatte schauen dürfen. Bald darauf lesen wir in seinem Tagebuch: „Eine schöne Anzahl Karenen

find jetzt bei uns, und Ko Tha-Bju bringt Tag und Nacht damit zu, ihnen die Worte des ewigen Lebens zu lesen und zu erklären. Es scheint, als ob die Zeit der Gnade für dieses Volk gekommen sei.“ Und in der That, sie war gekommen.

Mit Boardman in die Stadt zurückgekehrt, suchte Ko Tha-Bju dort wieder eifrig seine Landsleute auf, die Geschäfte halber gekommen waren. Da führt er im März des Jahres 1829 einen ehrwürdig-aussehenden alten Karenen bei dem Missionar ein, der sich als den Häuptling seiner Nation in der Provinz Mergui präsentierte und sagte, daß alle Karenen in Mergui und Tenasserim von ihnen gehört hätten. Sein großer Wunsch, sie zu sehen, habe ihn von seiner fernern Heimat hierher gebracht. Nachdem er eine Zeit lang das Evangelium durch die Lehrer vernommen, verabschiedete er sich mit dem Bemerkten, er werde heute Abend wieder kommen. — Im Laufe dieses Tages trat Ko Tha-Bju mit einem neuen Missionsreiseplan vor den Missionar; denn darin war er wahrhaft erfunderisch. „Da sind“, sagte er, „die Distrikte von Pai und Palau, und verschiedene andere Orte nahe an der Mündung des Flusses, wo sich mehrere Karenen-niederlassungen finden, die ich zu besuchen wünsche. Es sind auch nicht wenige Karenen in der Provinz von Mergui. Allen wünsch' ich das Evangelium zu verkündigen. Und seit lange sehne ich mich, die Karenen in Siam zu besuchen, und nach diesem die in Bassein, meinem Geburtslande, nahe bei Rangun. Viele Karenen leben da-selbst.“ Solch ein Plan wäre eines Apostels nicht unwürdig gewesen. Und er hat ihn so ziemlich durchgeführt. Boardman bemerkte dazu: „Es ist verwunderlich, wie hochherzig ein von Natur schwacher Mann wird, wenn der Geist Christi und die Liebe zu den Seelen ihn treibt.“ Abends kam dann der alte Häuptling wieder. Er wünschte, Ko Tha-Bju möchte ihn in seinem Boote bis nach Mergui begleiten, wobei er versprach, mit ihm von einem Karenendorfe zum andern zu gehen, bis er wieder glücklich daheim sei. Ko Tha-Bju war ganz damit einig. Nur wollte er zuvor die Laufe seiner Gattin Ma H A abwarten, die am 20. März 1829 stattfand. Boardman sagt von dieser Frau um jene Zeit: „Sie war früher sehr unwissend und sehr böse. Aber unter der Pflege und dem Unterricht ihres Mannes und meiner Gattin ist sie in den letzten Monaten eine hoffnungsreiche Wahrheitsforscherin geworden, und wir dürfen glauben, daß sie jetzt wirklich bekehrt ist. Die Laufe begehrte sie schon vor drei Monaten.“

Nun gieng's in den Süden. Mergui war das Reiseziel. Maung Sekki begleitete ihn. Sieben Wochen waren sie unterwegs. Überall predigten sie das Wort Gottes, predigten beides den Pwo und Sgau. An einzelnen Orten wurden sie auch nicht gehört. So in Palauf. Und hier wurde Ko Tha-Bju frank. Aber wie sehr er jetzt doppelt seines Begleiters benötigt gewesen wäre, er sandte ihn aus zu predigen. Der Mann aber, bei dem er frank gelegen, ward später (1838) der erste Getaufte im Dorfe, „und“ fügt der Lebensbeschreiber Ko Tha-Bju's, Dr. Mason, hinzu, „er ist jetzt eine Säule der Kirche.“ Jener ebenerwähnte Häuptling aber ward von Mason im Jahr 1837 getauft. Er ist ein geschäftiges Glied der Gemeinde geworden, und seine Familie, beinahe so zahlreich, wie die des Erzvaters Jakob, als er nach Egypten zog, ist durchweg seinem Beispiel gefolgt. — Auch auf dem Heimwege predigten sie überall, wohin ihr Zickzackpfad in der Wildnis sie führte.

Die kommende Regenzeit verbrachte unser Ko Tha-Bju hauptsächlich mit Schulhalten in der Umgegend von Tschifku. Als die trockene Jahreszeit wieder kam, brachte er seine Frau in ebenerwähntes Dorf, und gieng hinüber über die Berge nach Thalu. „Nach seiner Abreise,“ schreibt der bekehrte Maung Kya, „hat seine Frau was sie nur konnte, um uns das Wort Gottes kennen zu lehren.“

Indes war zu Lawoy in der Nacht vom 9. August 1829 ein Aufstand gegen die englische Regierung ausgebrochen, der zwar bald wieder gedämpft ward, jedoch unter Anderm das Missionshaus mit seinem Inhalte in Asche legte und Boardman's nach Maulmein zu gehen nöthigte. Im Oktober indes lehrten sie wieder zurück. Die Leute nahmen sie mit Freuden auf. Ko Tha-Bju war in der Zwischenzeit zwei Mal in der Stadt gewesen, hatte sich aber gerade wieder in den Dschangel begeben, wo er seine Frau und ihre beiden kleinen Brüder frank zurücklassen mußte. Nach einigen Wochen kehrte er zurück. Die Mutter Maung So's, des Häuptlings von Tschifku, (Seite 111) war gestorben. Der bereits getaufte Sohn fürchtete, die noch heidnischen Verwandten möchten die üblichen Begräbnissfeierlichkeiten und Leichneremonien auch beim Grabe seiner Mutter vornehmen. Sie ganz verhindern, was ihm am liebsten gewesen wäre, konnte er nicht, das fühlte er wohl; aber ein christliches Gegengewicht hätte er ihnen gerne gegeben. Wie sollte das geschehen? Er schlug vor, in der Nähe des Grabes ein Predigt-Zayat zu errichten, und Ko

Tha-Bju mit seiner Frau kommen zu lassen, um mit ihm an dieser Stätte des Todes und heidnischer Trauer das Wort des Lebens erschallen zu lassen. Gedacht, gethan. Ko Tha-Bju kam, und während die Leichengebräuche vor sich giengen, horchten auf sein Trostwort mit Maung So auch die andern Christen des Dorfes. Und es war ihnen wohl, mit diesem traurigen Herkommen gebrochen zu haben. Mehrere derselben begleiteten Ko Tha-Bju in die Stadt. Es war Mitte December. Boardman, gerade von einem Predigtbesuche aus einem Karenendorfe zurückkehrend, schreibt darüber: „Kaum hatte ich mich gesetzt, als Ko Tha-Bju und zwei von den Getauften und verschiedene Andere aus Maung So's Dorfe ankamen. Nach einer kurzen Predigt in der Barmanensprache, beteten wir und dankten Gott in beiden Sprachen. Es waren zwölf Karenen anwesend. Zwei derselben waren gekommen, um die Laufe zu bitten. Zwei andere sind Weiber, die seit einem Jahre den Unterricht meiner Frau genossen haben. Drei weitere sind die ersten Männer des Dorfes, unter ihnen unser bis dahin gläubiger Bruder Maung So.“

Einen großen Reiz übte schon lange der Gedanke auf Ko Tha-Bju's unermüdliche Seele aus, das siamesische Scheidegebirge, das ihm im Osten niedewinkte, zu überschreiten, und seine Landsleute in Siam mit dem Worte des Lebens zu besuchen. Da ihn nun kürzlich einige derselben gesehen und dringend eingeladen hatten, so brachte er den Gegenstand vor den Missionar. Der empfahl ihn und die Karenen dem Segen und Schutz Gottes und ließ sie ziehen mit einem barmanisch und englisch geschriebenen warmen Empfehlungsbriebe an das Volk und an die Obrigkeit, die dort Gewalt hatte. Maung Sefki war wieder sein Begleiter. Dieser schreibt: „Als wir Siam erreichten, wollte der erste Beamte nicht gestatten, daß Ko Tha-Bju weiter in's Land hineindringe, unter dem Vorzeichen, der König werde ihn, wenn er in die nächste Stadt gehe, nach Bangkok rufen, weil er ein Aeltester sei. So mußte er wieder zurückkehren, mir jedoch wurde erlaubt, weiter zu gehen, und so predigte ich.“ Missionar Wade war inbes mit seiner Frau für einige Zeit von Maulmein nach Rangun gegangen. Boardman sollte seine Lücke ausfüllen. Da die Gesundheit seiner Gattin, die in ihren Schulen zu Lawoy unermüdlich thätig gewesen, kürzlich mehrere Stöße erlitten hatte, so war der Ruf nach Maulmein nicht unerwünscht. Ko Tha-Bju begleitete sie dahin im April 1830. Nicht lange waren sie dort, als Ko Tha-

Bju auch da seine bisherige Missionsweise zu üben versuchte. Er zog aus in die Dschangal der Karenen, dem Salweenflusse entlang, und Ko Mjat-Kyau, einer jener drei Barmanengehülfen Dr. Judson's, der recht ordentlich karenisch sprach, gieng mit ihm. Vor ihrem zweiten Ausfluge im Juli schreibt Boardman: „Ich gab ihnen eine bedeutende Anzahl Bücher und Traktate zum Vertheilen mit. Einen Monat waren sie auswärts. Erfreut kehrten sie von ihrer Wanderung zurück. Die Karenen, meldeten sie, hätten sie in derselben Weise, wie die zu Lawoy aufgenommen. Viele von ihnen hätten mit der ermutigendsten Aufmerksamkeit auf die Botschaft von der erlösenden Liebe gelauscht. Bücher seien mit Begierde hingenommen worden, beides von denen, die lesen und nicht lesen konnten. Denn diese sagten: 'Wir wollen Andere bitten, daß sie es uns lehren.' Längst vor dem Schlusse ihrer Wanderung war ihr Vorrath zu Ende, und Ko Mjat-Kyau war genöthigt, seine eigenen Bücher wegzugeben. Fünf Karenen kamen mit ihnen in die Stadt. Vier derselben erklärten entschieden, das Evangelium annehmen zu wollen, und batzen um die Taufe. Allein, obgleich ich glaube, daß ich die ganze hiesige Christengemeinde auf meiner Seite hätte, und daß sie zu ihren Gunsten spräche, so will ich doch ihre Taufe verzögern bis auf weitere Beweise ihrer Aufrichtigkeit und Festigkeit.“

Zu Ende November ist unsre Missionsfamilie wieder in ihrem Lawoy. Ko Tha-Bju zieht alsbald in die Karenendorfer, um ihnen ihre Rückkehr zu melden. Am 16. Dezember schreibt Boardman in seinem letzten Tagebuch: „Diesen Nachmittag ist Ko Tha-Bju angekommen mit etwa 40 in seinem Zuge. 'Alle diese,' sagte er, 'sind gekommen, die Taufe zu empfangen.' — Wie erfreulich sind unsre Aussichten! Aber ich bin zu schwach, sie zu beschreiben.“

Von dieser erfreulichen Aussicht schreibt seine Gattin: „Gott entfaltet seine Macht und Gnade unter den armen Karenen in wundervoller Weise. Seit unserer Rückkehr von Maulmein waren verschiedene Häuflein hier, das Evangelium zu hören. Einmal kamen gegen Vierzig und blieben vier Tage, auf das Wort vom Kreuz mit einer Aufmerksamkeit und Würde horchend, die einer christlichen Versammlung in der Heimath würden Ehre gemacht haben. Wir haben Alle gesehen, die vor unserm Besuche in Maulmein getauft worden waren, und so weit wir es in Erfahrung bringen konnten, haben sie sich als würdige Nachfolger Christi betragen. — Dem Beispiele Maung

So's, der auf die Beweise wahrer Frömmigkeit hin getauft wurde, folgte ein anderer, achtungswürdiger Mann, Namens Maung Kya, sowie sein betagter Schwiegervater. Ihr ganzes Betragen erinnerte uns mit Macht an die Tage der Apostel und der ersten Christen. Maung So und Maung Kya nahmen so viele Schriften mit, als wir ihnen zu geben im Stande waren. Sie gingen damit von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, legten das Wort aus, ermahnten die Leute und verbanden mit ihren Ermahnungen brünstige Gebete, und Gott hat ihre Arbeiten gesegnet."

Aber bei Boardman hieß es, die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Er wußte es. Drei seiner Kindlein ruhten schon in barmanischer Erde, bald sollte er sich ihnen beigesellen. Unter solcher Aussicht schrieb er seiner Mutter: „Wenn Du fragst, ob ich es unter diesen Umständen nicht bedaure, nach Barma gekommen zu sein, so antworte ich entschieden: Nein! Nur das bedaure ich, daß ich nicht mehr vom Geiste Christi mitgebracht, aber so Vieles, was die züchtigende Ruhe der göttlichen Barmherzigkeit nöthig machte. Das Evangelium durch Barma auszubreiten, ist tausend Leben werth!“ Miss. Mason war von Amerika aus dem Auszehrenden zu Hülfe gesandt. Er kam Ende Januars 1831 an, um Zeuge seines schönen Todes zu sein. Obwohl schon sehr schwach, wollte er doch noch einmal seine geliebten Karenen in ihrer Waldesheimath besuchen, wohin sie ihn dringend eingeladen. Die Leutlein hatten ihrem geliebten Lehrer am Fuße der Berge ein Jayat errichtet und führten ihn nun dahin, ehe denn er sterbe. Mason begleitete sie. Am dritten Tage erreichten sie die Stelle. Es war am Ufer eines schönen Waldstroms am Fuße einer Bergreihe, und in dieser süßen Einsamkeit waren nahezu hundert Karenen versammelt; mehr als die Hälfte von ihnen warteten auf die Laufe. Kein Wunder, daß der Geist des sterbenden Missionars in ihm lebendig ward, und daß in denen, die ihn liebten, für einen Augenblick die Hoffnung aufleuchtete, er möchte wieder aufleben. Kein Wunder, daß selbst seine Gattin für einen Augenblick ihres bitteren Schmerzes vergaß in der Freude über Sünder, die Buße thaten. Allein der enge Athem mahnte sie bald wieder, daß er rasch dahinsinke. Als man sanft in ihn drang, doch heimzufehren, erwiederte er: „Wie, wenn mein armes unnützes Leben ein wenig verkürzt würde, indem ich hier bleibe, — sollte ich blos deshalb dieses schöne Feld verlassen? Soll ich nicht die Lämmer einsammeln helfen?“

„Die Kapelle oder das Bayat,“ schreibt seine Gattin, „war groß und nach allen Seiten offen, mit Ausnahme eines kleinen Platzes für Hrn. Mason und eines nicht über fünf Fuß breiten und zehn Fuß langen Stübchens für uns. Das Dach war so niedrig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte, überhaupt war das Ganze so dürtig geschützt, daß er des Tages den brennenden Sonnenstrahlen und des Nachts dem kalten Wind und feuchten Nebel ausgesetzt war. Aber sein Geist war getrost und er pflegte oft zu sagen: ‘Wenn ich lebe, um diese Ernte zu schauen, so will ich mit dem glücklichen Simeon ausrufen: Herr, nun läßest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben dein Heil gesehen! Wie manche Prediger haben gewünscht, auf ihrer Kanzel zu sterben, und ich sollte nicht sterben wollen an einer Stelle wie diese, die noch segneter sein mag als eine Kanzel der Heimath? Ich fühle, es würde...’ Hier hielt er inne. Es war augenscheinlich, daß er keine irdischen Wünsche mehr hatte und daß er bereits des süßen Vorschmacks jener Ruhe genoß, in die er so bald eingehen sollte. Am Mittwoch Abend wurden gegen 34 Personen getauft. Boardman wollte Zeuge dieses feierlichen Austritts sein. Er wurde auf seinem Bett ans Ufer hinabgetragen, aber der freudige Anblick war beinahe zu viel für seine erschöpfste Kraft. Neben seinem Sterbelager taufte Mason die Karenen in den Tod Jesu, während die scheidende Sonne ihre friedlichen Strahlen auf diese feierliche Gruppe warf. In die Kapelle zurückgebracht, drückte er den Wunsch aus, beim Abendessen gegenwärtig zu sein, und als ob er seine letzte Kraft zusammenraffe, redete er nachher zu den anwesenden Christen, fünfzig an der Zahl, noch folgende Abschiedsworte: ‘Wenn ich geschieden bin, so denket daran, was ich euch gelehrt habe, und o habt Sorge, daß ihr bis ans Ende beharret; denn wenn ihr sterbet, werden wir zusammenkommen vor dem Angesicht Gottes, um nimmer zu scheiden. Höret auf die Worte der neuen Lehrer, wie ihr es bei den meinigen gethan. Die Lehrerin wird sehr betrübt sein. Trachtet ihr ihre Leisten zu erleichtern und sie durch euer gutes Betragen zu trösten. Ver nachlässigt das Gebet nicht. Der ewige Gott, zu dem ihr betet, ist unveränderlich. Irdische Lehrer erkranken und sterben, Gott nur bleibt ewig derselbe. Liebet den Herrn Jesum von ganzem Herzen, und ihr werdet auf ewig gerettet sein!’ Am nächsten Morgen eilte die Missionsfamilie der Heimath zu. Die Leiden der Reise wurden durch

einen heftigen Sturmwind und Regen vergrößert. . . . Wir deckten unsern Kranken mit Matten, Lüchern und unsern Regenschirmen, aber umsonst. Wir mußten sehen, wie ihn der Sturm traf und sein Lager vom Regen durchnäßt wurde. Als wir wieder beim Hause eines Lawoyer anlangten, versagte man uns den Eintritt, ob ich gleich für meinen franken Gatten mit Thränen darum bat. Mit Mühe erhielten wir einen geschützten Winkel in der Verandah, um den erschöpften niederzulegen. Ich bedurfte etwas Brühe für meinen Geliebten und bat die Bewohner des Hauses um ein Huhn. Sie behaupteten, keins zu haben, während ich mehrere durch die Thüre sah. Das Herz wollte mir brechen. Am andern Morgen trugen ihn die Karenen in ein Boot, dann holten sie auch mich. Ich sah ihn da liegen mit dem Angesicht eines Todten. Er bewegte die Lippen, äußerte aber nichts. Ich rief die Karenen herbei, die ihn so zärtlich liebten. Sie sahen, wie er mit friedlichem Antlitz da lag, bis der letzte Atem entsloß. Herr Mason weinte, die Karenen knieten nieder und beteten unter Thränen. Es war der 11. Februar 1831. Er hatte sein Leben nur auf 30 Jahre gebracht. Schweigend fuhren sie nach Lawoy hinab, wohin die Trauerrunde schon vorausgegangen. Maung Ing, der barmanische Lehrer, brach in Thränen aus, als er die Kommenden sah. Die gläubigen Barmanen mit den Karenen umstanden die ganze Nacht hindurch weinend das Bett ihres Lehrers, der ihnen den Weg zur ewigen Heimath gezeigt. Am andern Morgen wurde er, begleitet von allen anwesenden Europäern, in Lawoy zur Erde bestattet." Auf seinem Grab ist unter Anderem zu lesen: 'Seine Grabschrift findest du in jenen Wäldern. Frage in den Christendorfern des Gebirges: wer lehrte euch die Anbetung der bösen Geister verlassen? wer erhob euch vom Laster zur Tugend und zur Sitte? wer brachte euch die h. Schrift, den Sonntag und das Gebet? Die Antwort wird sein Lob sein: Vom Kreuz zur Krone.' Ko Tha-Bju aber hatte unter Allen am meisten verloren. Er hätte mit Elisa sagen können: 'Mein Vater, mein Vater, Wagen Israel und seine Reiter! — Und sahe ihn nicht mehr.' (2 Kön. 2, 12.)

3. Eine große Ernte.

Mit Boardman's Tode war so zu sagen auch Ko Tha-Bju's Wirksamkeit in diesen südlichen und östlichen Gegenden zu Ende. Der

Boden war gelockert, die Erstlingssaat gethan. Nun war es gut, daß die europäischen Missionare in seine Arbeit kamen, um sie in treue Pflege zu nehmen. Als ein Bahnbrecher und Herold der Gnade hatte er hier seine Landsleute wachgerufen und zum Heil in Christo geladen. Und wer wäre dazu geeigneter gewesen, als eben er? Aber das angefangene gute Werk fortzuführen, die angefaßten Seelen tiefer in der Wahrheit zu gründen und sie auf dem Wege des Heils sicher zu leiten, das war seine Gabe nicht. Und, als hätte er dieß selber gespült, unaufhaltsam trieb es ihn weiter. Was er hier noch zu thun hatte, war, daß er Boardman's Nachfolger, Mason, mit dem angeblümten weiten Erntefelde vertraut zu machen suchte; so begleitete er ihn auf seinen Wanderungen durch die Provinz in die Dschangels der Karenen, theils selber predigend, theils Mason's Predigt dollmetschend. Die beiden Regenzeiten der Jahre 1831 und 1832 hatte er, wie schon einmal, mit Schulhalten verbracht, im ersten Jahre in der Nähe von Tschikku, dem Mittelpunkte der neugegründeten Karenengemeinde, im zweiten zu Thalu, einer christlichen Ansiedelung wesentlich von den Bergen. Und wie er bei Allem, was er in die Hand nahm, mit ganzer Seele war, so war er auch ganz Schulmeister. Als er das erste Mal seine Schule schloß, konnten mehrere seiner Schüler unter Anderm ganze barmanische Traktate wörtlich wiederholen. „Und,“ schreibt Mason von der zweiten, „nach ihrem Schlusse reiste ich aus und taufte eine schöne Zahl seiner Schüler und Andere mit ihnen, die er unter den Einfluß der Wahrheit gebracht hatte.“ Die Gemeinde zu Lawoy zählte jetzt 140 Seelen, die Schulen daselbst 80 Schüler, die auf den Dörfern 170, und auch in den Wäldern hatten die Neubefehrten hie und da begonnen, eine Schule ins Leben zu rufen. In der That ein schöner Anfang.

Bald nach dem Beginne des Jahres 1833 verließ Ko Tha-Bju Lawoy, um nach Maulmein, dem Mittelpunkte der Mission zu gehen. Dort befanden sich damals, außer ihrem würdigen Vorkämpfer Dr. Judson, die Missionare Wade und Bennett. Zu ihrer Verstärkung waren gerade Cutler und Hancock mit ihren Frauen und Miss Cummings aus Amerika angekommen; diese, um den Unterricht der Mädchen zu übernehmen, jene, um Bennett in seinen Druckarbeiten zu unterstützen, zu welchem Zwecke sie zwei Druckerpressen und eine Stereotypen-Gießerei mitgebracht hatten. Raum war hier Ko Tha-Bju angekommen, als er zu seinen Landsleuten hinauseilte

mit seiner frohen Kunde. Bennett schreibt hierüber im Februar: „Es sind verschiedene, ehrwürdige, grauhäuptige Karenen aus der Wildnis hier, denen Ko Tha-Bju die kostlichen Wahrheiten des Evangeliums mitgetheilt hat. Ihre Sanduhr ist demnächst abgelaufen; sie haben ihr Leben in Unwissenheit verbracht und kannten den Einen lebendigen und wahrhaftigen Gott nicht: vielleicht werden sie in der ersten Stunde noch in die herrliche Hürde des Erlösers gebracht. Ein altes ergrautes Mütterchen, eine Verwandte seiner Frau, hat vor dem verfolgungsfüchtigen Geiste ihrer andern Verwandten ihre Zuflucht zu ihm genommen. Sie schienen das alte Weib nur als eine Last zu betrachten, da sie, nahezu 80 Jahre alt, nicht mehr fähig ist, etwas für ihren eigenen Unterhalt zu thun. Die Alte horcht auf die selige Kunde des Heils und scheint voll Verehrung für die Wahrheit zu sein. Und es ist Grund vorhanden, daß sie noch eine der 'Wenigen' werden wird, die Christum freudig bekennen, auf Hoffnung einer glorreichen Auferstehung.“

Indes blieb Ko Tha-Bju nicht lange in Maulmein. „Im Frühling 1833,“ schreibt Bennett, „begleitete er mich nach Rangun. Bis zu dieser Zeit hatten die Karenen im eigentlichen Barma das Evangelium noch nicht gehört, denn kein Lehrer, weder ein eingeborener noch ein fremder, hatte sie bis dahin besucht. Noch wußten sie nicht, daß ihre Sprache in Schrift verfaßt und in derselben bereits ein Traktat gedruckt sei; noch hatten sie nicht vernommen, daß irgend einer ihrer Landsleute die Religion des Heilandes angenommen.“ Nun schlug auch für sie diese schöne Stunde. Der rechte Vate war für sie ins Land gekommen; zwei Tage nach seiner Ankunft nahm Ko Tha-Bju schon seinen Stab in die Hand, Weib und Kind in der Missionssfamilie lassend, um zunächst die Karenendorfer in der Nachbarschaft Rangun's aufzusuchen. Ein belehrter Barmane diente ihm zum Führer. Ueber sieben Dörfer besuchte er und vertheilte 150 Traktate. Anfangs waren die Leute nicht sehr geneigt, auf seine Botschaft zu hören. Als er ihnen aber ruhig anseinander setzte, warum er gekommen, wurden sie aufmerksamer und erklärten, wenn die neue Sache für sie gut sei und keine Läuschung enthalte, so wollten sie ihr nach und nach Glauben schenken. Sie fürchteten sich nämlich sehr vor der barmanischen Regierung, daher die anfängliche Zurückhaltung. Bei Ko Tha-Bju aber folgt jetzt eine Predigtwanderung auf die andere, nach immer größeren Entfernungen, gewöhnlich einen

Monat oder auch mehr ausbleibend, selten allein zurückkehrend, immer den einen oder den andern der Angefaßten mit in die Stadt bringend, gleichsam als Zeichen seines Sieges. Von seinem zweiten Ausfluge, auf dem er 200 Traktate vertheilte, brachte er zu Ende Mai seinen Neffen mit, einen sehr achtungswürdig aussehenden jungen Mann. Da bereits die Regenzeit begonnen hatte, mußte Ko Tha-Bju manchmal durch Ströme waten bis unter die Achseln und, da alle Vertiefungen voll Wassers standen, durch Schlamm und Morast. Allein dessen war er gewohnt. Und hatte er früher zu ganz anderen Zwecken im Dienste des Fürsten dieser Welt Aehnliches gethan, so konnte er jetzt als ein Dienstmann des ewigen Monarchen noch viel mehr durch des Gießbachs reißende Fluthen die selige Kunde der Erlösung seinem Volke bringen, „das nach der Himmelskost schmachtete.“ — „Er gab uns,“ fährt Bennett fort, „einen interessanten Bericht über seine Wanderung und hofft zuversichtlich auf schließlichen Erfolg. Er stieß auf größeren Widerspruch bei denjenigen seiner Landsleute, die Buddhisten waren; bei den andern aber fand er im Allgemeinen ein viel aufmerksameres Ohr, soweit ihnen dies überhaupt die Barmanenfurcht zuläßt. Es finden sich mehrere solcher in der Nähe eines Dorfes, Maubi, dessen Vorsteher sein eigener Bruder ist, der lesen zu lernen wünscht. Ko Tha-Bju gedenkt mit unserer Billigung da-selbst einen Monat zu verbringen, um sie das Karenische lesen zu lehren. Er hofft, wenn nur einmal drei Befahrte dort wären, so würde das Werk sich reisend schnell ausbreiten. Das Werk ist des Herrn und seine Sache wird gedeihen.“

Schon begannen Einzelne, durch Ko Tha-Bju angeregt, in die Stadt zu kommen, um näher nach dem Heil in Christo zu fragen. Einmal kam ein solch suchender Karen mit einem früher bekehrten Barmanen. Er selber verstand das Barmanische ziemlich gut. Aber Welch freudige Ueberraschung war es für ihn, als er plötzlich sich von Ko Tha-Bju in seiner Muttersprache angerebet sieht und in ihrem trauten Laute die herrlichen Wunder der erlösenden Liebe erzählen hört.

Die Regenzeit verbrachte er dann vollends in Maubi. Er war mit 300 Traktaten dahin ausgereist. Und wenn dies kleine geistliche Geschütz irgendwo seine guten Dienste gethan, so hier in der Karenenmission. Gute Traktate gefunden Inhalts — und nur solchen reden wir das Wort — haben in der Verbreitung des Evangeliums eine hohe Bedeutung. Telegraphischen Depeschen gleich gehen sie

durch ein Volk hin, überraschen, erschüttern, treffen die Herzen, wo wir es nicht geahnt, wecken das Nachdenken und regen zu weiterer Nachfrage an. Es sind die geistlichen Signale der Missionare. Und auch in dieser Weise war Ko Tha-Bju ein gesegneter Bote. Einen lebendigen Blick auf die Früchte seiner Arbeit läßt uns Bennett am Schlusse der Regenzeit thun in zwei Briefen an Dr. Judson in Maulmein. Wir lassen sie hier folgen.

„Rangun, den 28. Okt. 1833.

„Theurer Bruder Judson! Wir sind in Verlegenheit und wenden uns an Sie um Hülfe. Denn an mehreren der letzten Tage war unser Haus und das Häuslein Ko Tha-Bju's eigentlich gebrängt voll. Da Ko Tha-Bju wegen der Krankheit seiner Frau nicht so bald wieder ausreisen konnte, als er es im Sinne hatte, drängten sich die Karenen zu uns von Dalla, Leing, Maibi, Kyadan und manchen andern Orten, deren Namen ich nicht gehört, Männer, Frauen und Kinder, alle angelegerlich fragend nach der Religion Jesu. Ein Saukai (Ortsvorsteher) hat mich und die Gemeinde dringend um die Lause gebeten, und mehrere Andere haben sich zu gleichem Zwecke an Ko Thah-a und Ko Tha-Bju gewandt. Sie verlangen dringend nach Schulen und bieten sich an, Predigt-Zayats und Schulhäuser zu bauen, wenn nur Einige kommen und sie lehren wollen. Es finden sich unter ihnen nicht Wenige, die bereits den Tag des Herrn halten, unsre Traktate lesen und sich gegenseitig, so gut sie es immer vermögen, zu unterweisen suchen. Täglich lesen sie die Traktate, kommen in ihren Familien zusammen, singen und beten zu dem Gott, der im Himmel waltet. Nicht nur thun diez die Familienhäupter untereinander, sondern sie lehren auch ihre Kinder. Sie erklären, daß sie den Branntwein aufgegeben haben, und soweit sie es verstehen, sich bemühen, den Forderungen der heiligen Schrift gemäß zu leben.

„Was sollen wir thun? Ko Tha-Bju ist nur Einer unter Tausende. Er kann nicht zu gleicher Zeit das Evangelium predigen und diese Leute 'in ihrer eigenen Sprache' die kostlichen Wahrheiten des göttlichen Wortes lesen lehren. Wir bedürfen Einen, der nach Bassein geht, einen Andern hinauf nach Prome und dem Strom entlang, einen Dritten nach Maibi und seine Nachbarschaft, gegen Alt-Pegu, — Alle diese, um das Evangelium zu predigen. Noch Mehrere aber sind uns als Schulmeister nöthig. Können Sie uns irgend welche Hülfe seinden? Wenn diez, so thun Sie es doch. Christus und seine

Sache erfordern es. Ich hoffe, so Tha-Bju wird bald ausreisen können und Einiges thun, aber er kann nicht Alles allein machen. Sicherlich, es ist hier 'das Rauschen des Regens', und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Enthusiasten gehalten zu werden, würde ich sagen 'das Rauschen eines großen Regens' (1 Kön. 18, 41. 45). D daß wir so frei und leicht unter diese Leute gehen könnten wie auf englischem Gebiet, ich zweifle nicht, Hunderte würden dem Herrn hinzugethan werden.

"So weit ich bis jetzt gesehen, scheinen mir die hiesigen Karenen denen in den Süd-Provinzen geistig überlegen zu sein; und könnten sie gesammelt, civilisirt und christianisirt werden, sie würden eine liebenswürdige Nation sein. Wann wird diese glückliche Zeit kommen? Besfügle sie, o Herr, zu deiner guten Stunde um Jesu willen!"

"Mangun, den 11. November 1833.

"Theurer Bruder Judson! Nur wenige Augenblicke bleiben mir zum Schreiben übrig, da in einigen Minuten das Schiff abgeht. Es genügt zu sagen, daß gestern vier Karenen getauft wurden, die Erstlingsfrucht der reichen Karenenernte, welche diese reisenden Felder unserm Blicke darbieten. Wir bedürfen Hülfe, wir bedürfen Glauben, wir bedürfen Geduld und Ausdauer, wir bedürfen (um es mit Einem Worte zu sagen) denselben Sinn, wie er in unserm theuren Herrn und Heiland Jesus Christus gefunden ward. Beten Sie für uns und für die Karenen, welche zu uns emporsehen nach dem Brode des Lebens, deren Augen glänzen, wenn sie von Jesu und dem Weg zum Himmel hören. Bis jetzt haben uns nur wenige besucht, etwa fünfzig oder sechzig. Aber Alle sagen: 'In wenigen Wochen, wenn wir unsren Reis eingefämmelt haben, werden wir kommen mit unsren Weibern und Kindern; Alle wünschen das Evangelium zu hören. Auch unsre Nachbarn, wenigstens viele von ihnen, wollen kommen.' Und Einige fügten hinzu: 'Wenn wir kommen, werden wir um die Taufe bitten.' Diejenigen, welche gerade hier gewesen (vor wenigen Stunden haben uns zwölf verlassen), haben wir wohl geprüft. Einige von ihnen scheinen wirkliche Jünger Jesu zu sein, Einer oder Zwei aber sind ganze Atheisten. Einer namentlich sagte, er glaube nicht, daß irgend ein Gott sei, auch gebe es weder Himmel noch Hölle.

"Wir haben guten Grund zu glauben, daß das Werk unter den Karenen sich als ächt erweist, wenn Widerstand ein Beweis hiefür ist. Der Teufel ist gewaltig auf und mustert seine Kräfte. Was der

Ausgang dieses Kampfes sein wird, wissen wir nicht. Aber diejenigen, welche gestern getauft wurden, sagten, wenn der Wundschu (barmanischer Gouverneur) einen Befehl ausgehen ließe, man solle ihnen die Köpfe abschneiden, so möge er sie abschneiden; sie glauben an Jesum, und wenn sie getötet würden, so giengen sie dahin, wo Jesus ist, und würden glücklich sein. Ich könnte manche interessante Anekdote von diesen einfachen Söhnen des Ochangel erzählen, wenn mir es nicht an Zeit gebräche. Es genügt zu sagen, daß ein sehr ehrenwerther Mann, ein Saukai, bekannte, früher ein großer Trunkenbold gewesen zu sein, aber in den letzten sechs Monaten, seitdem er zum ersten Mal durch Ko Tha-Bju von Jesu gehört, habe er nicht einen Tropfen mehr getrunken. Er glaube nun, und wolle bald kommen und sich taufen lassen. Er soll ein sehr einflußreicher Mann sein. Alle diese Karenen sprechen mehr oder weniger das Barmanische, und in dieser Sprache nehmen wir auch unsre Prüfungen vor, was weit besser ist, als erst einen Dolmetscher zu Hülfe zu nehmen. Wir haben einigen der jüngern Männer den Vorschlag gemacht, nach Maulmein zu gehen, um dort das Karenische gründlich zu lernen, und dann zurückzufahren und ihre Landsleute zu lehren. In einigen Monaten, hoff' ich, wird dies zur Ausführung kommen. Es würde schon jetzt geschehen, wenn ihr Reis eingesammelt wäre. Was sie aber dort sehen und hören und lernen, das wird für ihre Landsleute mehr Wirkung haben als Jahre unserer Arbeit. Gestern Morgen waren dreißig bei unserm Gottesdienste anwesend; nach demselben wurden die schon genannten vier in ihrem Glauben geprüft und in die Gemeinde aufgenommen. Ko Tha-a (der barmanische Pastor) begleitete sie zum 'Königstelche' und taufte sie daselbst."

Später schreibt derselbe Missionar: „Wir haben den besten Grund zu hoffen, daß das gute Werk des Geistes unter den Karenen Barma's vor sich geht. — Eine große Anzahl kam heute zu uns von Dalla. Ko Tha-Bju's Haus ist gebrängt voll vom Morgen bis in die Nacht und unsre Verandah desgleichen. Ko Tha-Bju fürchtet, sein Haus sei so voll, daß es demnächst zusammenbreche. Den ganzen langen Tag kamen und giengen einzelne Haufen, und er war vom Morgen bis an den Abend mit Predigen in Anspruch genommen. Sie waren aus verschiedenen Theilen des Landes gekommen und viele derselben hatte er nie zuvor gesehen. Die von Bassein und Dalla, im Süden von uns, und westlich von Manbi und von da weiter nach Norden

bitten dringend, Ko Tha-Bju oder einige andere Karenenlehrer möchten doch zu ihnen kommen, um sie lesen zu lehren und ihnen das Evangelium zu predigen. Sie wollen Zayats und Schulhäuser bauen. O wären doch Arbeiter da, um in dieses weiße Feld einzutreten und seine goldenen Früchte zu sammeln!"

Daß Ko Tha-Bju seinen Landsleuten richtige Begriffe von der christlichen Wahrheit beibrachte, das zeigte sich besonders bei den jeweiligen Prüfungen derer, die sich bei den Missionaren zur Taufe meldeten. So schreibt Bennett an einem Sonntage von zweiten, daß sie eine ganz bewunderungswürdige Prüfung bestanden, und fährt fort: „Die eingebornen Brüder schienen ganz verwundert über die Raschheit ihrer Antworten und die richtigen Begriffe von der evangelischen Wahrheit. Sie erklärten unter Anderm auch, daß von dem Tage an, da sie durch Ko Tha-Bju von Jesu hörten, sie angefangen zu glauben und täglich zu dem ewigen Gott zu beten. Einer von ihnen erzählte, daß seine Nachbarsleute ihn wieder verleiten wollten, die Nats (Geister) zu verehren und zu füttern, er aber habe erwidert, er gedenke bis an das Ende seines Lebens Jesum Christum zu verehren. Von den Nachbarn gefragt, ob ihn denn Jesus von der Macht der Nats retten könne, entgegnete er, das wisse er nicht, aber es sei ihm so gesagt worden, und er glaube es. Das wisse er, daß ihn die Nats von Krankheit und Tod nicht retten können, wie sehr er sie auch füttere. Er habe im Sinn, so bald als möglich nach Rangun zu gehen, um noch mehr von Jesus Christus zu erfahren.“

Ein anderes Mal waren zwanzig Karenen von Maubi da, zwölf derselben wurden nach dem Abendgottesdienst zur Taufe geprüft. „Und,“ schreibt Bennett, „wenn wir bedenken, daß es nur wenige Monate sind, seitdem sie zum ersten Mal das Evangelium gehört und, so zu sagen, keine menschliche Beihilfe gehabt haben, so sind wir geneigt zu glauben, daß sie von Oben sind gelehrt worden. — Manche scheinen schon von ganzem Herzen zu glauben. Ihren alten Abergläubten der Nats-Berehrung haben sie gänzlich von sich geworfen, mit dem übermäßigen Trinken rasch abgebrochen, und den Sabbath halten sie, seitdem sie das Evangelium gehört haben.“

Endlich kamen zwei Karenenprediger, Taunah und Panlah, mit zwei Schullehrern von Maulmein zur Verstärkung an. Sie waren hauptsächlich in Maubi und der Umgegend thätig. Als sie nach vier oder fünf Monaten im Februar 1834 wieder zu ihren Fa-

milien zurücklehren wollten, gab es eine eigenthümliche Scene. Ein von Rangun in die Heimath eilender Zug von Karenen traf unterwegs auf einen aus dem Buschlande kommenden, angeführt von Ko Tha-Bju. Als sie ihn sahen, kehrten sie mit ihm und seinem Häuslein nach Rangun zurück. Gerade lichtete das Schiff die Anker, das die genannten Lehrer nach Maulmein bringen sollte, und fuhr den Fluss hinab. Mit vereinter Stimme riefen sie ihnen noch nach, dringend bittend, es möchte doch irgend ein Anderer von Maulmein kommen, um die Bekhrten zu tauften, die gleich vollreifen Lehren in der Wildnis der Ernte harren. Allein ihre Stimme mochte sie nicht mehr erreichen. Sie suchten in ein Boot zu treten, um an Bord des Schiffes zu gelangen. Auch das mißlang. So mußte ihnen denn Bennett versprechen, Rangun nicht zu verlassen, bis ein anderer Lehrer komme. O ihr einfachen Kinder des Waldes, wie beschämmt ihr uns in unserer geistlichen Sattheit!

Nach Bennetts Weggange von Rangun führte Missionar Webb das Werk daselbst fort. Er giebt uns im September und October 1834 weitere Berichte über die reisende Frucht der Arbeit Ko Tha-Bju's. Er schreibt unter Anderm: „Fünf Karenen langten von Maibi an. Sie berichten: Einhundert bis Zweihundert kommen jeden Sonntag an drei oder vier verschiedenen Plätzen zum Gottesdienste zusammen, wo sie sich unter einander ermahnen, beten und ihren einzigen Traktat lesen; denn außer ihm und einer Bibel ist bis jetzt noch nichts in ihrer Sprache gedruckt. Es ist eine interessante Thatsache, daß dieses arme vernachlässigte Völklein, das vor drei Jahren noch keinen Buchstaben in seiner Sprache besaß, nun fähig ist, wenigstens eine nette Anzahl derselben, ihre Gedanken Andern zu schreiben und wieder deren Briefe zu lesen. Ehe die obengenannten fünf Karenen ankamen, hatte ich für sie von den Karenen in Maulmein vierzehn Briefe in ihrer Muttersprache erhalten.“

Ein anderes Mal schreibt er: „Siebenzehn Karenen sind von Maibi angekommen, außerordentlich müde, denn sie haben, um noch vor dem Sabbath hier zu sein, an Einem Tage eine Entfernung zurückgelegt, zu der man gewöhnlich zwei Tage braucht. — Nach dem Gottesdienst in barmanischer Sprache, an dem sie durch Ab singen eines Karenenliedes Theil genommen, begaben sie sich in die Veranda und brachten Gott das Abendopfer ihres Dankes dar. Diese einfachen Karenen, unerschüttert durch die seingesponnenen Systeme der Bar-

manen, hören das Evangelium als eine herzerfreuende Wohlthat. Diese Siebenzehn bekennen selber, daß sie durch Ko Tha-Bju's Predigt zu Gott bekehrt worden seien. Ich fragte sie: Wohnen die meisten Karenen dem Gottesdienste bei? — 'Ja, mit Ausnahme einiger Pharisäer.' — Und nach dem Gottesdienste werdet ihr dann heimgehen und arbeiten, vermuth' ich? — 'Nein, wir bleiben den ganzen Tag beisammen.' — Aber was thut ihr den ganzen Tag? — 'Wir lesen die Schriften, und predigen und beten fünf oder sechs Mal.' — Einer aus ihnen war auf Befehl des Dorfhäuptlings ergriffen und über seine Religion ausgefragt worden. Seine Antwort war: 'Ich glaube an Jesum Christum, und verehre nimmermehr die Mäts oder die Pagoden oder die Bilder, auch trink' ich keine geistigen Getränke mehr. Ich bete den ewigen Gott an.' Er wurde um 65 Rupien gestraft, und ihm besohlen, die Religion 'der Fremden' nicht anzunehmen. — Gut, sagte ich, aber nun werdet ihr Alle, wie ich vermuthe, sehr in Furcht und Sorge sein? — 'Einige sind es, aber nicht die Jünger; vielmehr kommen alle Sonntage ein- oder zweihundert zusammen, um das Gesetz Jesu Christi zu hören.' — Aber vielleicht werden euch die barmianischen Beamten euer Gelb nehmen oder euch mit Peitschen schlagen: warum fürchtet ihr euch nicht? — Er erwiederte einfach mit einer Miene voll Zuversicht: 'Weil der ewige Gott regiert.'

"Gestern," fährt Webb fort, „prüfte ich in Gemeinschaft mit Bruder und Schwester Gutter, mit Ko Schwä-bä und Ko Sanlon (zwei von unsfern erfahrensten Barmianengehülfen), neun Karenen zur Aufnahme in die Gemeinde. Drei wurden abgewiesen, zwei hauptsächlich weil noch zu jung im Christenthum; wir fürchteten, sie hätten nicht gehörig die Kosten überschlagen, obgleich sie uns sehr ansprachen; — und einer, weil wir fürchteten, er könne noch zu wenig sein eigenes Herz. Die Prüfung nahm den ganzen Tag von Morgens neun Uhr bis Abends fünf Uhr in Anspruch, mit Ausnahme einer anderthalbstündigen Pause. Wir waren in den meisten Fällen genöthigt, durch einen Karenendollmetscher zu sprechen. Die andern sechs wurden aufgenommen und mit vier früher Geprüften diesen Morgen von mir getauft. Lassen Sie mich die Scene kurz schildern.

„Es war ein schöner Morgen. Die Sonne goß ihre glänzenden Strahlen auf die vergoldeten Zinnen der Hunderte von Pagoden, als wollte sie die erhobenen Augen ihrer Verehrer einladen, über diese

Zinnen hinweg zu Gott empor zu blicken, der die Sonne und ihren Glanz geschaffen. Unser Weg führte uns durch einen schönen Hain von Mangobäumen, die mit einem unermesslichen Flug des schönen weißen Neisvogels bedeckt waren. Diese Bäume umkränzen eine Reihe von Kyaungs oder Klöster barmanischer Priester, durch welche hin wir zu dem Königsteiche giengen, einem kleinen freundlichen von Bäumen umschatteten See. Hier tauste ich die Zehn. Und nachdem wir unsern Dank und unser Flehen um den göttlichen Segen in barmanischer Sprache emporgeschickt, kehrten die Karenen zu ihrem Oschan-gel und wir zu unsern Wohnungen heim. Es war eine der glänzendsten Scenen meines Lebens, ein Tag, wie ich ihn lange ersehnt habe. Diese umnachteten Heiden zum Lamm Gottes zu leiten, in die Kirche Christi einzuführen, sie in den Brauch eines christlichen-Haus- und Gemeindelebens einzuführen, — das trieb uns fort von Vaterland und Heimath, fort von Eltern, Freunden, von Allem, was unsern Herzen auf Erden das Theuerste ist, von all den Segnungen, die wir zu bringen kamen. Und es ist ein freudiger Tausch. Wir würden unsre Arbeit und Mühe nicht um Kron und Scepter hingeben, es sei denn eine Krone vom Himmel."

Hinsort lesen wir in Webb's Tagebuch ein Mal über das andere: „Zehn Karenen kamen diesen Abend an, sechs derselben batzen um die Taufe. — Zwölf kamen an, sechs derselben mit zwei neulich Aufgenommenen tauste ich diesen Nachmittag. — Ich tauste abermals vier Karenen. — Innerhalb drei Wochen habe ich jetzt 22 getauft und viele andere wünschen getauft zu werden.“

Daz eine solche Bewegung der Geister unter dem Karenenvolke von den barmanischen Regierungsbeamten nicht mit gleichgültigen Augen betrachtet wurde, lässt sich denken. Schon gewahrten wir einige wetterleuchtende Blitze eines heranziehenden Verfolgungsturmes. Im Jahr 1835 brach er wirklich aus, zunächst in Rangun. Das erste Opfer dort war Ko Sanlon, der wackere Barmanengehülf. Er ward eingekerkert, mit Ketten beladen, zu grausamer Arbeit verurtheilt. Bei Lodesstrafe wurde ihm befohlen, seinen neuen Glauben abzuschwören. Er blieb standhaft. Aus dem Gefängniß entlassen, fand er seine gänzliche Habe konfiscirt. Dabei ward ihm strenge untersagt, je wieder seine Missionsarbeit aufzunehmen. Er hielt Glauben bis an sein Ende, das ihn bald aus der streitenden zur triumphirenden Gemeinde führte. Sechs bis acht Karenen, die in Howards,

des Nachfolgers von Webb, Schule giengen, und ebenso viele, die nach Rangun kamen, um sich taufen zu lassen, wurden in den Stock geworfen und dann in ihre Oshangel zurückgeschickt. Allein auch dort waren sie vor der Verfolgung nicht sicher. Die Karenen, deren Dörflein dem sogenannten „Karenenbache“ entlang im Distrikte Maubi sich befanden, wurden schweren Bußen unterworfen, weil sie sich weigerten, die Nats zu verehren oder Gaudama als ihren Gott anzuerkennen. In Maubi selbst wurde Jeder, der Christum bekannte, ergriffen und gebüßt, im Ganzen um 400 Rupien. In der That eine schwere Buße, wenn man bedenkt, daß ein Karenen selten ein Eigenthum im Werthe von fünfzig Thalern hat. Unter solchen Umständen wagten die Karenen sich seltener in die Stadt, aber sie blieben ihrem Bekenntnisse treu. Andere flohen, um der Tyrannie der barmanischen Verfolger zu entgehen. Allein sie trugen mit sich, gleich den ersten Christen (Apfesch. 8, 4; 11, 19—21), den Samen des Lebens und predigten das Evangelium in all den Gegenden, in die sie vor ihren grausamen Drängern geflohen waren.

Aber wo ist über diese Trübsalszeit unser Ko Tha-Bju hingekommen? Die Christen in Maubi, das fürhaltend, die Regierung werde vor Allem auf ihn als ihren Räbelsführer ihr Auge werfen, riehen ihm beim Beginne der Verfolgung, ihr auszuweichen: „denn du bist, als wenn unser Zehntausend wären“ (2 Sam. 18, 3). Und so entfernte er sich vom Herde der Verfolgung. Vier Monate lang wußten die Missionare nichts von ihm. Da gelangt die Nachricht ein, Ko Tha-Bju befindet sich mit einem Theil seiner zerstreuten Heerde in Pegu, unter nahezu 2000 Karenen, die in der Umgegend jener Stadt leben, das Wort vom Kreuze predigend, wo Christi Namen noch nicht bekannt war (Röm. 15, 20. 21). — Als zu Ende des Jahres 1836 die Missionsgeschwister Binton, Abbott und Howard eine Besuchsreise am Irawady hinauf und in den Distrikte von Maubi machten, begegneten sie einer großen Anzahl, die trotz der Verfolgung das Christenthum angenommen hatten und schon lange auf die Laufe warteten. Die Missionare tauften allein auf dieser Reise 173, von denen die meisten die christliche Wahrheit durch die Predigt Ko Tha-Bju's empfangen hatten. Howard schreibt hievon: „Ich will nur kurz bezeugen, daß die Getauften während der Woche, welche wir unter diesen Kindern des Falbes verbrachten, eine so gute Prüfung bestanden, als irgend eine gleich große Zahl in Amerika, bei deren

Prüfung ich Zeuge gewesen. Die Hülfslosigkeit des Menschen als eines Sünders, und der Weg der Rettung allein durch Christum, waren augenscheinlich von Allen wohlverstandene Wahrheiten, und obgleich sie allen Grund hatten, um des Bekennnisses Jesu willen auf weitere Verfolgung sich gefaßt zu halten, so hatten sie doch die Zuversicht und Freude derer, die sagen können: 'Ich weiß, an wen ich glaube.' In dieser Gegend sind allem Anschein nach noch hundert und mehr gläubige Karenen, die auf eine Gelegenheit zur Taufe warten. Der Herr hat dieß Werk, soweit menschliche Mitwirkung in Betracht kommt, fortgeführt durch Karenengehülsen, hauptsächlich durch Ko Tha-Bju."

Noch müssen wir, ehe wir zum Schlusse der Wirksamkeit dieses unermüdlichen Säemanns eilen, einer Episode gedenken, die in diese Verfolgungsgeschichte hereingehört. Missionar Kincaid, den wir von früherher kennen, war um diese Zeit in Ava. Er hatte unter seiner kleinen Gemeinde einen jungen Barmannen von Nang, dessen Schwester Ehrendame bei der Königin war. Als diese hörte, daß ihr Bruder dem Götzendienste entsagt habe, machte sie alle Anstrengungen, um ihn zum Glauben der Väter zurückzubringen. Allein bald gewährend, daß alle ihre Versuche fruchtlos seien, so lange er unter christlichem Einfluß bleibe, suchte sie durch die Königin seine Versezung in die Provinz Bassein auszuwirken. Es geschah. Mit ernster Sorge verließ der junge Mann seine Heimath und die christlichen Brüder, um nach der 200 Stunden entfernten Provinz zu gehen, wo er kaum hoffen konnte, gleichgesinnte Seelen zu finden. Kaum war er indeß als Statthalter der Karenen in Bassein installirt, als die barmanischen Unterbeamten einige Männer aus dem Ochangel vor ihn brachten mit der Anklage, sie verehrten einen fremden Gott. „Welchen Gott?“ war seine erste Frage. „Sie nennen ihn den ewigen Gott,“ war die Erwiderung. — Aber wie groß war das Erstaunen der diensteifigen Beamten, als der neue Statthalter, statt sie zur Strafe abführen zu lassen, befahl, man solle sie in Freiheit setzen. Die Karenenchristen lehrten im Frieden in ihre Heimath zurück. Als sich das Gerücht verbreitete, der neue Statthalter dulde nicht allein die Religion Jesu, sondern er beobachte auch dessen Tag, und halte seine Gebote, da konnte nicht länger mehr ein Zweifel sein, daß er selber ein Christ sei. Die Verfolgungen um der Religion willen hatten jetzt ein Ende, und während seiner zweijährigen Regentschaft in Bassein verbreitete sich das Wort des Herrn und ward mächtig; am Ende dieser Zeit

berichteten die eingebornen Prediger von 2000 Seelen, die sich zum Herrn bekehrt hatten.

4. Ko Tha-Bju's Charakter, Predigtweise und Heimgang.

Während die Verfolgung ihre Opfer forderte und die Distrikte von Rangun und Maubi von Spionen durchzogen wurden, wanderte unser Ko Tha-Bju im alten Königreiche Pegu mit der Botschaft des Heils umher. Wohl mögen manche unserer Leser schon gefragt haben, welcher Art denn seine Predigt gewesen. Dank den Missionaren, die uns hierüber näheren Aufschluß geben. Wir werden dabei zugleich Gelegenheit haben, ein zusammenfassendes Bild von des Mannes Charakter und Wesen zu gewinnen, und die Ursachen, sofern sie in seiner Person gelegen, kennen zu lernen, die den großen wunderbaren Erfolg seines Evangelistendienstes mit bedingt haben. Hören wir.

Einst begleitete Ko Tha-Bju den Missionar Mason auf einem seiner Predigttausflüge in die südlichen Provinzen. Die Kinder des Landes, die Barmanen, hatten gerade eines ihrer Gözenfeste gefeiert. Die Pilgerschaaren waren schon auf ihrem Heimzuge begriffen, nur die Andächtigsten, wenn wir sie so nennen dürfen, verzogen noch bei ihrem Heilighum. „Während ich und mein Barmanengehüste,“ schreibt Mason, „in die Runde umhergiengen, um die benachbarten Dörfllein zu besuchen und Traktate zu vertheilen, hatte ich den alten Mann in einem der Zayats gelassen, damit er sich ausruhe, voraussehend, er werde, wie die Eingebornen gewöhnlich zu thun pflegen, sich zum Schlaf niederlegen. Allein wie erstaunte ich, als ich ihn bei meiner Rückkehr von einer großen Barmanenversammlung umgeben fand, deren Aufmerksamkeit auf seine blühenden Augen wie festgebannt schien, offenbar weniger von Liebe gezogen, als durch eine unbeschreibliche Macht gefesselt. Der erste Satz, den ich hörte, als ich näher kam, war: 'Euer Gott war ein schwarzer Kula (d. i. ein schwarzer Ausländer)!' Die Worte waren mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke des Gesichts gesprochen, daß auch die Ereignisse von zwölf Jahren den Eindruck davon in meiner Erinnerung nicht zu verwischen vermochten. 'Wenn je ein Mensch den Gözendifter hätte,' bemerkte dabei einer der Brüder, 'so ist es Ko Tha-Bju.'

„Am Abend des vierten Tages waren wir zum ersten Mal in

der Nähe der Karenen zu Ka-nyen, und, obgleich sehr müde, bat er doch um Erlaubniß, nach seinen Landsleuten sehen zu dürfen. Gleicherweise, als wir zur nächsten Station, nach Pai, kamen, war es ihm unmöglich, den Sabbath über in dem Barmanendorfe stille zu bleiben. Es trieb ihn den Bach hinauf, den Karenen zu predigen. So war es auf der ganzen Reise. Waren Karenen erreichbar, keine Ermüdung, kein Hinderniß hielt ihn ab, sie aufzusuchen; wenn aber nicht, so griff er die Barmanen und ihren Götzen Dienst meist unbarmherzig an, ganz unbekümmert um das Gelächter und Gespött, womit sie ihn zuweilen 'als einen unwissenden Karenen' überhäussten. Zu Palau, nahe an der südlichen Grenze unserer Reise, hatte man ihn um seiner körperlichen Schwäche willen ein oder zwei Tage gelassen, während ich auswärts Besuche mache. Aber als ich zurückkam, hatte er bei nahe beide Tage in dem Kloster zugebracht im Gespräch mit Priestern und Andern, die sie zu besuchen kamen. Kurz, so Tha-Bju hatte eine Leidenschaft zu predigen, und es war seine herrschende Leidenschaft." Dem Prediger der gekreuzigten Liebe ähnlich, der von sich singen durfte: "Ich hab' nur Eine Passion, und die ist — Er, nur Er!" „Es war bei ihm," schreibt Missionar Vinton, „nicht nur das große Werk des Lebens, sondern das einzige Werk, das jedes andere weit überragte, auf das er auch den geringsten Umstand bezog. Er achtete nicht nur Alles für Verlust und Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu, es war auch seine Speise und sein Trank, diese Erkenntniß Andern mitzutheilen. Deßhalb wünschte er zu leben, und ohne dieses schien ihm das Leben nicht wünschenswerth. Das offenbarte sich, als er einst mit einem der Missionare zu Maulmein in einem Boote ausfuhr und sie in augenscheinliche Lebensgefahr geriethen. Nicht das war sein großer Kummer, daß er nun seine Frau, seine Kinder und Freunde nimmer sehen, oder ein nasses Grab finden sollte; auch schrie er nicht Gott um Erbarmen für seine Seele an, wußte er doch, daß diese gerettet werde, — sein einziger Ruf war: 'Lehrer, wir werden Alle ertrinken, und ich werde nie wieder das Wort Gottes den Karenen predigen!'

„Er schämte sich das Evangelii von Jesu Christo nicht nur nicht, er rühmte sich, daß er sein geringer Vorte an die schuldbeladenen Menschen sein dürfe. Oben hieß es: Wenn je ein Mensch den Götzen Dienst hafte, so Ko Tha-Bju; aber auch wenn je ein Mensch das Evangelium liebte, so war Ko Tha-Bju dieser Mensch. Die

Liebe zum Evangelium war es, welche in ihm jenen unwiderstehlichen Drang anzündete, dessen kostliche Wahrheiten seinen Mitmenschen kund zu thun. Das Wort des Herrn war augenscheinlich ein Feuer in seinen Gebeinen, so daß, wenn immer die Frage ergieng: Wen soll ich senden? Wer will unser Vate sein? er allezeit zu sprechen bereit war: Hier bin ich, sende mich! In diesem geliebten Werke war er unermüdlich thätig und schien darin der Ermüdung kaum fähig zu sein. In jedem andern Geschäfte war er indolent und schwach; predigte er aber Christum, den Gekreuzigten, so war seine Seele ausgerüstet und gefäthlt mit einer mehr als menschlichen Spannkraft.

„Immer fann er auf neue Predigtaussläge, und nie sah man ihn glücklicher, als wenn er Seelen traf, denen er predigen konnte vom Morgen bis an den Abend. In besonders wichtigen Zeiten verzog er, wie Paulus, seine Rede nicht nur bis zur Mitternacht, sondern nicht selten bis zum Tagesanbruch. Zuweilen war er dabei so völlig in seinen Gegenstand verloren, daß er von Allem, was außer ihm vorgieng, nichts sah und nichts hörte. Gewöhnlich begann er damit, daß er etwas aus seinem Buche vorlas und einzelne Bemerkungen einstreute, bis er eine, zwei, bisweilen auch drei oder vier Seiten gelesen hatte. Dann überließ er sich dem Zuge der Betrachtung, wie diese ihm gerade zusloß, die Augen immer noch auf das Buch geheftet, wie wenn er sie wörtlich ablese. Ich habe Leute gekannt, die ihm so stundenweise mit dem gespanntesten Interesse zuhörchten, als wäre es gleich unmöglich, seine Kraft oder seine Geduld zu erschöpfen. Ein ander Mal konnte es ihm aber auch begegnen, daß ihn bald nach dem Beginne seiner Ansprache Jedermann verließ. Allein er fuhr mit einem Eifer fort, als hörten ihm Laufende zu. Schloß er und er gewahrte, daß ihn seine sämmtliche Zuhörerschaft verlassen hatte, so ward er keineswegs entmuthigt, vielmehr begann er mit erneutem Eifer seine Arbeit wieder an den nächsten Besten, mit denen er zusammentraf.“

Da es bei ihm hieß: weiß das Herz voll ist, daß geht der Mund über, so war es ihm überall leicht, ein religiöses Gespräch anzuknüpfen. Ohne allen Umschweif fieng er von dem großen Gegenstand seines Herzens an. Denn ihm schien es ausgemachte Sache, daß keine Zeit und kein Ort je dazu unpassend wäre. Wie wird uns das vor lauter Rücksichtnehmen, durch Angst vor Bildung und Verbildung und Rohheit, so schwer, und wie muß einem Ko Tha-Bju gegenüber

sich so manchem Seelsorger der Seufzer des seligen C. G. Nieger vom Herzen losringen: o was für ein einfältiges Schaf hast du ausgesandt! — „Ich habe,” schreibt Binton, „manchen Ausflug mit ihm gemacht, aber ich erinnere mich nicht, daß er je einen Menschen an sich hätte vorübergehen lassen, ohne einige Worte über die Religion mit ihm gewechselt zu haben. Fand er Anklang, so setzte er sich mit ihm am Wege nieder und sprach weiter mit ihm. Da konnte es geschehen, daß er sich ganz vergaß, und daß seine übrigen Begleiter, weil ihnen die Geduld ausging, ihn verließen. So kamen diese einmal von einem Ausflug zurück mit dem Bemerkens, das Warten sei ihnen zu lang geworden, so Tha-Bju predige draußen auf dem Wege.“ Wie wär’ es, wenn wir ihm ein wenig zuhörten?

Der selige Boardman hat uns ein Bruchstück aus einer seiner Ansprachen aufzuhalten. Er schreibt: „So Tha-Bju hatte die Thorheit und Schädlichkeit des Weltsinns geschildert, und fuhr dann fort: ‘Ein weltlicher Mensch ist nimmer zufrieden mit dem, was er hat. Ich muß mehr Häuser, mehr Land, mehr Büffel, mehr Sklaven, mehr Kleider, mehr Weiber, mehr Kinder und Enkel, mehr Gold und Silber, mehr Frucht und Reis, mehr Boote und Schiffe haben; ich muß ein reicher Mann sein. Das ist seine Sprache. Er denkt an nichts so sehr, als wie er weltliche Güter zusammenhäuse. An Gott und Religion denkt er ganz nicht. Aber gib Acht auf diesen Menschen. Plötzlich geht ihm der Athem aus, und Alles deß, was er besessen und so sehr geschägt, sieht er sich beraubt. Er blickt um sich her, und sieht nichts von seinen früheren Besitzthümern. Erstaunt rast er aus: Wo sind meine Sklaven? wo meine Büffel? Ich kann nicht einen von ihnen finden. Wo sind meine Häuser und Geldkästen? Was ist aus meinem Reis geworden, den ich in der Vorrathskammer aufgespeichert? Wo sind all die schönen Kleider, die mich so viel gekostet? Ich kann nicht eins von ihnen finden. Wer hat sie hinweggenommen? Und wo sind meine Frauen und Kinder? Weh! sie sind alle verloren. Ich kann keines von ihnen finden. Ich bin verlassen und arm in der That. Ich habe nichts! Aber was ist das?’ — Der Prediger beschrieb jetzt die Leiden einer verlorenen Seele. Dann stellte er den Reichen mit seinen Wehklagen dar. ‘O was für ein Thor bin ich gewesen! Gott setzte ich hintan, den einzigen Heiland, und suchte nur weltliche Güter, während ich auf Erden war, und nun bin ich verloren.’ — Während der alte Mann so redete, war

jedes Auge auf ihn gehestet und jedes Ohr lauschte. Bald fuhr er fort: 'Alles in dieser Welt ist Elend. Krankheit und Schmerz, Angst und Furcht, Krieg und Blutvergießen, Alter und Tod umgeben uns auf allen Seiten. Aber hört! Gott spricht von oben her: 'Warum suchet ihr Behagen und Glückseligkeit in diesem elenden Dorfe der Sterblichkeit, in diesem Dickicht von Hecken und Dornen? Sehet auf zu mir, ich will euch erlösen und euch Ruhe geben, an einem Orte, da ihr ewig sollt gesegnet und glücklich sein!'"

Daß Ko Tha-Bju bei allen seinen Ansprachen, die er hielt, den Stern und Kern des Heils nicht vergaß, das sagt uns Miss. Vinton weiter. „Mit allen Hauptwahrheiten des Evangeliums war er vertraut wie mit seinem Alphabet. Bei ihnen zu verweilen, war seine Freude. In der That, sie bildeten das A und O seiner Predigt. Sonst wußte er wirklich wenig Anderes, aber diese Wahrheiten kannte er gründlich. Er hatte ihre erneuernde Kraft an seinem eigenen Herzen erfahren. Er selber war der sprechendste Beweis davon, daß sie, wie er öfters zu sagen pflegte, einen Löwen in ein Lamm zu wandeln vermögen, und deshalb glaubte er in der That und Wahrheit, daß sie Gotteskraft und Gottesweisheit seien. Den Tod Christi, als unsers Stellvertreters, sein versöhnendes Leiden und Wirken brachte er in manchfältiger Weise beinahe in jeder seiner Predigten vor, so daß die durch seinen Dienst Befehrten im Allgemeinen eine vollkommenere Erkenntniß der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben hatten, als ihrer Viele, die ich sogar in Christenländern kennen lernte."

Dennoch wurde er selber nie förmlich als Pastor ordinirt. Die Missionare unterließen dieß, weil ihm, wie sie selber sagen, die hiezu nötige wissenschaftliche Bildung abging, die er sich in seinem vorgerückten Alter nimmer erwerben konnte. Was that's? War er doch vom Herrn der Gemeinde selbst geweiht und legitimirt zu einem besondern Herold der Gnade. „Es wäre in der That sonderbar," schreibt Mason, „wenn wir nicht an eine Alles lenkende Vorsehung glauben wollten, die ohne irgend welche menschliche Plane weder von Seiten Ko Tha-Bju's, noch von Seiten der Missionare aus ihm den ersten Karenenprediger gemacht in den Distriften von Lawoy, Maulmein, Rangun und Arakan. Dabei ißt leicht zu begreifen, daß der größere Theil jener Christengemeinden, zumal ihre jüngeren Glieder, bald mehr wußten als ihr Lehrer. Ko Tha-Bju griff um sich mit dem Arm eines Riesen, aber er war (verhältnismäßig) ein blinder

Cyklope.“ Seine Aufgabe war, den Brachacker umzubrechen und den edeln Samen hineinzustreuen. Das Biegen war seine Sache nicht. Er war ein Sturmläufer, der die Fahne Jesu Christi überall hin auf die Zinnen trug als weithin leuchtendes Zeichen: Hier ist Immanuel's Land! „Schicke man ihn auf einen neuen Posten, da schien Alles gut zu gehen, und jedes Hinderniß wich vor ihm. Blieb er irgendwo länger, da vertauschten seinen Dienst mit dem eines Andern selbst diejenigen gerne, die Gott priesen, daß er ihn zum Werkzeug ihrer Bekhrung gemacht. Dennoch war bei den eingeborenen Christen Niemand höher geachtet als er, und von Niemanden war er höher geschätzt als von den Missionaren, weil er sich dem Werke, für das Gott ihn ausgerüstet, so ganz hingab. Hier entfaltete er Kräfte höherer Art. Und wenn aus dem Erfolg auf die Besäigung für ein großes Werk geschlossen werden darf, so besaß er eine nicht geringe Ausrüstung zum Prediger des Evangeliums. Unter denen, die ihr ganzes Leben diesem heiligen Berufe gewidmet haben, ist seit den Tagen der Apostel bis heute unter Tausend vielleicht kaum einer, durch den so Viele zu Christo geführt worden sind, wie durch den schlichten, ja unwissenden Ko Tha-Bju. Denn außer seinem Lieblingsthema: Christus der Gekreuzigte, war er in den andern Dingen des Lebens fast so unversahen wie ein Kind. So schlug er mir einmal alles Ernstes vor, den Drucker zu veranlassen, daß derselbe wegen seiner schwachen Augen die ganze Bibel in so großen Lettern drucke, wie das Titelblatt der barmauischen Bibel. Ein ander Mal wünschte er, ich möchte doch den englischen Kommissär ersuchen, eine bewaffnete Macht nach Rangun zu senden, um die Stadt und ihre Umgebungen in Besitz zu nehmen, damit er wieder dahin zurückkehren und seinen Freunden und Verwandten das Evangelium predigen könnte.“ Naiver Einfall, und bei ihm doch liebenswürdig!

Dennoch wußte er den Werth der Kenntnisse, die ihm selber abgingen, wohl zu würdigen. Als ihm in Lawoy ein Sohn geboren wurde, und man ihn fragte, wie er ihn wohl heißen werde, erwiederte er: „Nicht 'Goldblume' oder 'Gelbvogel' oder 'Silberlenden', oder irgend ein Name ähnlichen Geschmacks und Styls, sondern Joseph,“ — der erste Christenname, der überhaupt in diesem Lande einem Kinde von eingeborenen Eltern gegeben wurde. „Von der Geburt dieses Knaben an,“ schreibt einer der Brüder in Rangun, „sprach er oft den Wunsch aus, er möchte ihm am Leben erhalten

bleiben, damit er ein Prediger unter den Karenen würde. Es lag ihm sehr an, daß der Knabe frühe lesen lerne, und nicht nur barmanisch und karenisch, sondern, sobald es thunlich, auch englisch, damit er sich mehr Kenntnisse erwerben könne, als ihm, dem Vater, durch die beiden ersten Sprachen möglich gewesen.“ Gewiß spricht das sehr für Ko Tha-Bju, wie er denn überhaupt wohl einsah, daß die Europäer, auch abgesehen vom Christenthum, an allen möglichen Kenntnissen seinem Volke unvergleichlich weit überlegen seien. Waren seine Geistesgaben auch beschränkt, die seltene Gabe besaß er, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu sammeln. Darin lag die menschliche Beschränkung zu seinem hohen Berufe. Keineswegs aber suchen wir darin allein das Geheimniß seiner großen Wirksamkeit. Einer der ältesten und tüchtigsten Gehülfen sagte: „Ko Tha-Bju war ein unwissender und einfältiger Mann, dennoch hat er mehr Gutes gethan, als wir Alle; denn Gott war mit ihm.“ — Ein Minister bat einst seinen König um Enthebung von seiner schweren Amtslast, damit er den Bedürfnissen seiner Familie besser genügen könnte. Der König antwortete ihm: „Du hast meiner Geschäfte gewartet, und ich will der Deinigen warten.“ Und so findet es Jeder, der sich ausschließlich dem Werk des ewigen Königs widmet. Gott wird mit ihm sein und ihm jeglichen Segen für sein Werk angedeihen lassen. Gott war mit Ko Tha-Bju, weil er mit Gott war.

„Würde uns Demand fragen,“ schreibt Vinton, „was hat diesen geringen Mann als Prediger des Evangeliums zum gesegneten Boanerges gemacht (Marc. 3, 17), so würde ich antworten: 'Er war ein Mann des Gebets.' Sein Grundgefühl schien zu sein: 'Wenn du nicht mit mir gehst, so sende mich nicht von dannen hinauf (2 Mos. 33, 15). Von mir selbst bin ich und kann ich nichts, aber in dem Namen des Herrn vermag ich Alles.' Dies Misstrauen in sich selbst zog ihn zum Thron der Gnade und hielt ihn daselbst fest. Wenn er nicht mit der Predigt beschäftigt war, so verbrachte er bei nahe ausschließlich die Zeit mit Beten und Lesen. Beides that er laut, doch mit gedämpfter Stimme. Ganze Tage sah ich ihn so verbringen. Nach der Abendandacht begann er wieder damit und fuhr fort bis neun, zehn und elf Uhr. Dann zog er sich zurück, aber nicht um die ganze Nacht zu schlafen. Ich weiß, daß ihm zu Zeiten keine Nacht verging, ohne zwei bis drei Male gebetet zu haben, sicher aber that er dies, so oft er erwachte. Solche, die ihm

näher standen, behaupteten, daß er manchmal ganze Nächte im Gebet vor Gott zugebracht. Ist es da ein Wunder, daß ihn Gott also geehret hat, daß er ihm Seelen zum Erbe gab, und daß er selber predigte mit Beweisung des Geistes und der Kraft? 'Wer mich ehrt, den will ich wieder ehren. Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth' (1 Sam. 2, 30. Sach. 4, 6). Ein Mann kann die Talente und die Veredeltheit eines Engels haben, aber wenn sie nicht geheiligt sind durch das Gebet, so fehlt ihm die wesentliche Kraft, deren er als Prediger bedarf, wenn sich das Wort des Herrn in seinen Händen als ein Feuer und als ein Hammer erweisen soll. Gott wird das Werk Andern anvertrauen, und wenn sie schwach sind, wird er sie stärken, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme. Das Gebet gibt unsern Gedanken über göttliche Dinge Kraft und Nachdruck. Hier liegt das Geheimniß von Ko Tha-Bju's Predigtwirksamkeit. In allen andern Angelegenheiten des Lebens sprüchwörtlich unwissend und ungelehrig, entfaltete er, sobald er seinen Lieblingsgegenstand berührte, eine Macht des Gedankens und eine Kraft der Beleuchtung, welche Alle staunen machte, die ihn zu hören Gelegenheit hatten."

Daß übrigens eine solche lebhafte Feuerseele auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum vor Allem manch heißen Kampf mit sich selbst noch zu kämpfen hatte, das bedarf für den nicht erst bemerkt zu werden, der einen durch Erfahrung gesäuerten Blick in die Temperaturen und ihre tausendfältigen Schattirungen und in das Werk der Gnade hat. Der Geburtstag des neuen Lebens ist eben nicht der volle Todestag des alten. Vielmehr bleibt hier das Wort Hiller's in seiner Kraft:

Wer ausharrt bis an's Ende,
Wird endlich selig sein.
Doch treffen harte Stände
Noch bis zum Ende ein.
Viel Feinde sind zu dämpfen,
Viel Proben durchzugehn;
Der Glaube muß im Kämpfen
Bis an sein Ende stehn.

Und Ko Tha-Bju kämpfte diesen Kampf gegen sich, den schwersten von allen, ritterlich. Stundenweise rang er im Gebet, wenn je und je die Ausbrüche und Reste seiner alten Heidennatur zum Vorschein kamen. Von Natur hatte er eine Hestigkeit, welche man

fast teuflisch nennen durfte; in leidenschaftlicher Erregung hat er Worte gebraucht, die man bei Andern gar nicht entschuldigen könnte; den Zorn zu bemeistern wurde ihm bis an's Ende überaus schwer. Billigerweise dürfen wir diese ihm noch ankliebenden Gebrechen nicht mit den sittlichen Mängeln derer vergleichen, die von Kindesbeinen an unter christlichem Einflusse gestanden und durch christliche Zucht und Sitte in Schranken gehalten werden. Wie vieles, dessen sich Christen rühmen, ist nur das Erbe langer christlicher Generationen, und in diesem Sinn auch Gnade, ohne daß ihr viel dafür gedankt würde. Unserm Ko Tha-Bju war viel vergeben; denn er hat viel geliebet. Darum hat er aber auch mehr gearbeitet, denn viele Missionare.

Nach dieser Charakterschilderung bleibt uns nur noch übrig, sein Leben zu Ende zu führen. Ko Tha-Bju's Wanderungen in Pegu und seine Versuche, von dort nach Maulmein zu gelangen, würden vielleicht, hätte er sie niederzuschreiben vermocht, nicht weniger interessant zu lesen sein, als die Memoiren so mancher berühmten Leute, die doch nur gar zu oft nicht wenige lustige Nichtigkeiten enthalten. Seine Erlebnisse aus jener Zeit aber sind gleich dem unbretterten Urwald in Schweigen gehüllt. Was schadet's? Es muß auch etwas für die Bücher der Ewigkeit aufgehoben bleiben.

In den Jahren 1837—39 war er in der uns bekannten Weise bald in Maulmein, bald in Rangun thätig. Am längsten weilte er in den Karenendörfern rings um Maubi, die durch ordentliche Wege unter sich in Verbindung standen, was für Ko Tha-Bju um so erwünschter war, als rheumatische Schmerzen und Schwäche der Augen ihm je länger je mehr schwierigere Reisen geradezu unmöglich machten. Im Februar 1840 begleitete er mit seiner Familie den Missionar Abbott von Maulmein nach Sandoway, einer englischen Seestadt in Arakan. Von hier aus war besonders leicht mit den Karenen zu verkehren, die jenseits des Yomadonggebirges sehr zahlreich im eigentlichen Barma leben. In Sandoway angekommen, begann Ko Tha-Bju alsbald seine Missionspredigt in einem benachbarten Karenendorfe. Nach seiner Rückkehr von dort unterrichtete er eine Knabenklasse. Bald brachen die Pocken in der Missionsschule aus. Da seine jüngeren Kinder sie noch nicht gehabt, so zog er sich mit den Seinen in das nahe Dorf zurück. Während seines dortigen Aufenthaltes wurden daselbst vier Personen getauft, mehrere Andere melbeten sich zur Taufe, und eine schöne Anzahl solcher, die aus Ko Tha-Bju's

Munde zuerst das Evangelium gehört hatten, waren bereits Christen geworden und in den Kirchenverband eingetreten.

Hier in seinem ursprünglichen Heimathland inmitten seiner Arbeit sollte der Ruf zur ewigen Heimath ihn treffen, hier in dem Dorfe, das er vor wenigen Monaten betreten, und wo seine Saat in ähnlicher Weise zu sprossen und zu blühen begann, wie die Saaten seiner glücklichen Hand in den fernren Gegenden, die wir mit ihm durchwandert. So kehrte das Ende zum Anfang zurück, und sein großartiger Missionsplan, von dem wir früher geredet, war durchgeführt.

„Seine rheumatischen Schmerzen,“ erzählt uns Missionar Abbott, „wurden immer bedenklicher, so daß er zu manchen Zeiten nicht einmal gehen, ja sich nicht einmal aufrichten konnte. Wenige Wochen, nachdem er mich verlassen hatte, warf sich die Krankheit auf seine Lunge, eine heftige Entzündung kam hinzu, und der Alte schien zu merken, daß er dem Grabe nahe sei. Weil gerade Regenzeit, konnte ich nicht zu ihm gehen. Ich sandte ihm ein Boot; denn er hatte mir sagen lassen, er wünsche zu kommen und in meiner Nähe zu sterben. Er kam, war aber ganz unsfähig zu gehen. Ich erkannte, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe. Er war ganz bereit zu sterben und hatte keine Furcht; ‘wie es Gott gefällt!‘ schien die Grundstimmung seines Geistes zu sein. Er litt außerordentlich trotz der beständigen Aufmerksamkeit des Arztes, den ich gerufen hatte. Zu Zeiten war er sehr reizbar, und seine alte Natur kam zum Vorschein. Er verlangte viel Aufmerksamkeit, und manchmal rief er mir in der Nacht: ‘Lehrer, sei so gut, komme und knete mich,‘*) als ob es Niemand so gut könnte, wie ich. Bis an’s Ende hatte er nicht einen bangen Gedanken über seine Zukunft. ‘Lehrer, Gott wird mich bewahren,’ war seine gewöhnliche Erwiederung auf alle meine Fragen, die ich in dieser Beziehung an ihn richtete. Im Ganzen war er in seinen Schmerzen ergeben, bis sie ihn am 9. September 1840 in’s Grab brachten.“ Sein Gang durch diese Welt war ein Segengang, sein Pfad glänzte, wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag (Sprüch. 4, 18).

Dort, wo die blauen Berge von Arakan und von Pegu so oft das Auge des müden Seemanns erfreuen, nachdem er die Wässerwüste durchschifft, dort schläft Ko Tha-Bju. Kein Erdhügel oder Denkmal

*) Eine in Indien beliebte Manipulation der Glieder.

macht dem Wanderer sein Grab bemerklich. Die ewigen Berge sind sein Grabmal, und die christlichen Dörfer, die ihre Seiten kleiden, seine Grabschrift. Ein schönerer Nachruf aber konnte ihm nicht gewidmet werden, als von Dr. Mason geschah. Als dieser von Lawoy aus einst zu den östlichen Niederlassungen der Karenen kam, wo Ko Tha-Bju, mit Ausnahme eines zweit- bis dreitägigen Besuches von Boardman, allein missionirt hatte, da saßt er seine Eindrücke in folgende Worte zusammen: „Nicht länger ruf' ich, wie schrecklich das Heidenthum! Nein, wie gesegnet die Mission! Ich schreibe nicht mehr aus einem heidnischen Ort. Das Heidenthum ist von dieser Gegend geflohen. Ich esse Reis und Yams und Früchte, von Christenhand gebaut. Ich blicke auf Fluren der Christen hin, und keine andern Wohnungen sehe ich, als von christlichen Familien bewohnte. Ich sitze hier inmitten eines christlichen Dorfes, umgeben von Leuten, die wie Christen leben, wie Christen reden, wie Christen handeln und wie Christen aussehen. Für neugierige Reisende, die sich für irgend einen Wassersfall oder Flussdurchbruch begeistern können, wäre es wohl der Mühe werth, eine Reise um die Erde zu unternehmen, um einen Sonntag in diesem Thale zuzubringen.“

Die Laufe Ko Tha-Bju's im Jahr 1828 war der Anfang der Karenenmission; bei seinem Tode, zwölf Jahre später, waren amtlich 1270 Seelen als Glieder der verschiedenen Karenengemeinden gezählt, die dem Evangelio Jesu Christi würdiglich wandelten. Fürwahr eine schöne Krone auf des Herrn Jesu Tag, an welchem ja nur das einen Werth haben wird, was wir dem gelebt und gethan, der für uns gestorben und auferstanden ist. Und so hätten wir denn abermals einen glänzenden Beleg für das Wort des Apostels: Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist, daß er zu nichts mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme (1 Cor. 1, 26—29).

Missions-Zeitung.

Die Universität in Kalkutta.

Seit dem J. 1856 bestehen in Indien drei Universitäten, und zwar in den drei Hauptstädten Kalkutta, Madras und Bombay. Durch sie sollte europäische Bildung und Wissenschaft den Eingeborenen des Landes zugänglich gemacht und unter Hindu's und Muselmanen ein edler Weltmeister im Ringen nach Wahrheit geweckt werden. Bis jetzt waren freilich diese Universitäten keine Lehranstalten nach Art unserer europäischen Hochschulen, sondern bloße Prüfungsanstalten mit dem Recht, wissenschaftliche Ehren zu vertheilen. Wie bedeutend aber bereits der Einfluss derselben auf die Weckung und Belebung höheren Strebens unter den Eingeborenen geworden ist, das zeigen folgende neueste Thatsachen.

In der ersten Woche des Dezember 1863 fanden die jährlichen Prüfungen wiederum statt. Die Zahl der jugendlichen Bewerber war ungewöhnlich groß. Zum Maturitäts-examen (der ersten Stufe in den Prüfungen) meldeten sich 1307 junge Leute, zum philosophischen Candidateneramen (zweite Stufe) 272. Unter

den ersteren befanden sich 43 Muhammedaner und 75 Christen; unter den letzteren 5 Muhammedaner und 7 Christen; die übrigen waren Hindu's.

Von denen, welche zur Maturitätsprüfung sich einsanden, wurden 59 im Lateinischen, 20 im Sanskrit, 7 im Persischen, 114 im Urdu, 6 im Hindi, 12 im Oriya, die übrigen im Bengali erazminirt; im Candidateneramen wurden 6 im Lateinischen, 7 im Sanskrit, 1 im Persischen, 13 im Urdu, die übrigen im Bengali geprüft.

Zur Prüfung im Doktorexamen (dritte und höchste Stufe) haben sich 5 Jünglinge gemeldet. — Das Resultat der Prüfungen ist uns noch nicht bekannt.

Die Zahl derer, die sich zum Maturitätsramen melben, ist seit 1857 beständig im Wachsen begriffen. Von 244 im Jahr 1857 ist die Zahl nun auf 1307 gestiegen. Zum Candidateneramen stellten sich 1861 nur 163 ein, jetzt 272.

In der Regel stellte sich bisher heraus, daß 40 Prozent die Prüfung glücklich bestanden.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt. Antonio Gazzà, der Evangelist unter
den Italienern im Waadtland.

Nr. 1 u. 2. 1. Die Fahrt auf dem Genfersee. 2. Beginn der Arbeit.
3. Der neue Gehülfen. 4. Kämpfe und Siege.
5. Das Ausruhen. **1864.**

Antonio Gazzà,
der Evangelist unter den Italienern im Waadtland.*)

1. Die Fahrt auf dem Genfersee.

Es war am ersten September 1858, daß ein Dampfboot, von Genf kommend, für einige Augenblicke bei dem Landungsplatz des reizend gelegenen waadtländischen Städtchens Vevey anhielt. Etliche Passagiere traten an's Land, andere stiegen ein; Gepäck ward ein- und ausgeladen, und für einige Minuten schien Alles in Unordnung sich aufzulösen. Allmählig entwirrte sich das Gedränge, die Ruhe kehrte wieder, das Landungsbrett wurde zurückgezogen, und die Räder des stattlichen Fahrzeugs setzten sich auf's Neue in Bewegung, um die Fahrt nach dem öbern und herrlichsten Theile des Sees zu vollenden. Es war ein unvergleichlich schöner, sonnenheller Septembertag. Das mit Menschen gefüllte Dampfboot glitt, eine schäumende Straße hinter sich zurücklassend, wie ein Schwan

*) Um für die vorliegenden Mittheilungen den nöthigen Raum zu gewinnen, haben wir zwei Bogen gefüllt und lassen somit zwei Nummern des Bibelblatts auf einmal folgen, weshalb im Juni kein neues Blatt ausgegeben wird.

durch die ruhige himmelblane Fluth. Rechts zog die langgestreckte Linie der ernsten Savoyergebirge mit ihren zackigen, zersägten und ausgewaschenen Kämmen, eine wunderbare, jäh zum See abfallende Wand bildend und an ihrem Fuße nur wenige Dörlein beherbergend, am Auge vorüber; linker Hand aber stieg das paradiesische Gemälde des schweizerischen Ufers wie ein Zauber-garten empor. Zuwohrerst am sanft ansteigenden Ufergelände hin breitete sich, soweit der Blick das Gestade zu verfolgen vermochte, der üppige Schmuck der Weinberge aus. Zwischen sie hineingesetzt lagen, gleich reinlichen, still und sanft gelagerten Schasheerden, die freundlichen Dörfer La Tour und Buvier; dann bog hinter dem Landvorsprung, auf dem die stattlichen Häuser von Clarens sich ausbreiten, die weite glänzende Bucht von Verner und Montreux sich ein, wo zahlreiche Landhäuser, Paläste und Hütten mit unvergleichlichem Reiz mitten aus Nebgeländen, Kastanienwäldchen und Nussbaumgruppen auf den blauen See herniederschauen. Aber während das Auge an dem wunderbaren Zauber dieses sanft ansteigenden Ufers sich nicht satt zu sehen vermag, wird doch der Blick unwillkürlich höher und höher hinaufgezogen zu den Bergdörfschen, die auf den Terrassen des Gebirgs wie ausruhende Wanderer gelagert sind, — weiter hinauf zu den dunkeln Waldgürteln, die da und dort von saftigen Matten unterbrochen sind, — immer höher und kühner empor, über die weichen Rücken und runden Kuppen der Vorberge, bis empor zu den vielgestaltigen Kämmen, Zähnen, Satteln und Rücken, auf denen der blaue Himmel zu ruhen scheint. Und nochmals bog das Schiff um die letzte vorspringende Landzunge, gerade unterhalb der unvergleichlich gelegenen Kirche von Montreux, und siehe, die oberste Bucht des Genfersees mit ihrer unbeschreiblichen Pracht, Majestät und Anmuth liegt vor uns. Noch immer und überall freundliche Dörfer in fast ununterbrochener Linie, gelagert am Fuß der erhabenen Gebirge, sich sonnend am Raud des lachenden Sees. Hier das stille Veytaux mit seinem stattlichen Hotel des Alpes; weiterhin das eruste, trostige, vielthurmige Schloß Chillon, die einstige Lust- und Trutzburg der Savoyer-Herzoge, leck in den See hineingebaut; dann das großartige Hotel Byron, der Lieblingsstöck der Engländer. Am obersten Ende des herrlichen Sees aber, da wo die lange Linie der Pappeln schon aus weiter Ferne dem Auge begegnet, dehnt sich das alte, betriebsame Villeneuve aus, das die lange Reihe der am Ufer gelagerten Dörfer schließt. Und endlich im

Hintergrunde all dieser Herrlichkeit ragt, wie ein Riese, der zwischen den mächtigen Mauern der Schweizer- und Savoyer-Alpen festen Fuß gesetzt und den Eingang zum langgestreckten Thale des Wallis zu hüten übernommen hat, der Dent du Midi mit seiner beschleunigten Zackentrone empor und schließt das wunderbare Gemälde harmonisch ab.

Unter den Passagieren, die wir in Vevey das Dampfboot bestiegen sahen, befand sich eine ansehnliche ausländische Dame, nicht mehr jung, von etwas starken, fast männlichen Zügen, lebhaft in ihren Manieren, sicher und selbstständig in ihrer ganzen Haltung. Ihre Persönlichkeit schien wenig Gewinnendes zu haben; aber sobald sie den Mund aufthat und in ein Gespräch eingieng, so trat der in ihrem Innern verborgene Reichtum von herzgewinnender Liebe so klar und leuchtend auf ihr Angesicht, daß jedes Herz ihr sich aufzuhun mußte. Miss Burton — das war ihr Name — war in Canada (britisch Nordamerika) geboren. Ihre Eltern, von englischer Abstammung, wurden ihr frühe durch den Tod entrissen und hinterließen ihrem (wie es scheint) einzigen Kinde nur ein geringes Vermögen. Die junge Waise kam in das Haus und unter die Pflege katholischer Anverwandten, deren stetes Bemühen darauf gieng, in das Herz ihres Pfleglings die Grundsätze der römischen Kirche zu pflanzen und sie auf diesem Wege für den katholischen Glauben zu gewinnen. Aber in der Seele der jungen energischen Tochter hatte der Geist Gottes schon seit längerer Zeit eine brennende Liebe geweckt für die evangelische Wahrheit, vor Allem für das Wort Gottes, aus dem sie täglich die Kraft zum Widerstand gegen die Verführungskünste ihrer Verwandten und der katholischen Priester zu schöpfen pflegte. So lange sie minderjährig war, mußte sie, nach Außen wenigstens, dem Willen ihres Vormundes sich fügen und vieles sich gefallen lassen, was ihrem innersten Wesen zuwider war. „Aber wartet nur,“ konnte sie mit einem Gefühl geistiger Überlegenheit zu ihrer Umgebung sagen, „wartet nur, bis ich volljährig bin! Alsdann bin ich frei; dann habt ihr mir nichts mehr zu sagen, und ich werde mein Leben einrichten können, wie ich will!“ Unter diesen Kämpfen wuchs ihre Kraft wie ihre Entschiedenheit für den evangelischen Glauben, und als die längst ersehnte Zeit ihrer Volljährigkeit eintrat, führte sie aus, was sie vorausgesagt. Sie schied dankbar für alle erfahrene Wohlthat, aber doch fröhlichen Muthes, aus dem Hause, wo sie so viel gestritten und

gelämpft, verließ dann ihr Vaterland Canada und begab sich nach dem protestantischen England, wo sie mehrere nahe Verwandte noch hatte. Vielleicht war um jene Zeit ihre christliche Erkenntniß, besonders aber ihr geistliches Leben, noch jung und unreif; allein bei ihrem energischen Charakter, der nichts halb thun, nichts halb sein konnte, und unter dem Einfluß des reich bewegten und thatkräftigen christlichen Lebens in England, reiste sie schnell zu einer gediegenen Christin heran. Besonders aber scheinen es zwei kleine Schriftchen gewesen zu sein, die (1855) unter Gottes Segen einen großen und entscheidenden Einfluß auf ihr Leben ausüben sollten. Das eine hatte den Titel: *Wie liefest du?* Dieser Traktat (von Wyle) wurde für sie das Mittel, daß sie von nun an das Wort Gottes erst recht in einer wahrhaft fruchtbaren, wirksamen und seligmachenden Weise zu lesen anfieng. Das andere Schriftchen aber mit dem Titel: *Seid eifrig!* weckte und stärkte in ihrem Geiste den Trieb, nun auch an Andern zu thun, was der Herr an ihr selbst gethan hatte. „Jene beiden Traktate,“ so schreibt sie selbst, „die mir in London im Jahr 1855 in die Hände kamen, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich Gott nie genug dafür danken kann, daß Er sie mir in die Hände fallen ließ. Sie stachelten mich auf, immer nur auf Eines mein Auge und meine Thätigkeit zu richten, dieß Eine aber auch mit ausdauernder Beharrlichkeit zu verfolgen. Je mehr ich seitdem für den Herrn arbeite, desto glücklicher fühle ich mich, ja desto mehr fühle ich eine Glückseligkeit, die da festgegründet und wesenhaft ist, unabhängig von dieser armen Welt, deren Gestalt und Wesen ja doch so schnell vergeht.“ — Von jener Zeit fieng Miss Burton an, sich für das Heil derer, mit denen sie Gott auf irgend eine Weise in Verührung führte, lebendig zu interessiren, Traktate und andere christliche Schriften bei jeder Gelegenheit auszutheilen und sich in Werken christlicher Liebe eifrig zu üben.

Es war im Jahr 1857, daß das Bedürfniß nach körperlicher Erholung sie nach der Schweiz, und zwar an die Ufer des Genfersees führte. Sie wählte das reizende sonnenreiche Claren s zu ihrem Aufenthalt und brachte dort — größtentheils in stiller Ruhe — ein Jahr zu, ohne jedoch irgend eine Gelegenheit zum Wohlthun unbemüht vorüberzulassen. Dennoch fühlte sie den Mangel einer bestimmten und festgeordneten Thätigkeit tief und schmerzlich. Dieses unbehagliche Gefühl mochte der Grund sein, warum sie im Spätjahr 1858 daran

dachte, Clarens zu verlassen. Schon hatte sie dazu allerlei Vorbereitungen getroffen, und am 1. September war sie nach Vevey gegangen, um dort für ihre nahe Abreise noch das Nöthige zu bestellen. Auf dem Dampfboot gedachte sie, wie oben erzählt, nach Hause zurückzukehren. Allein zu ihrer unangenehmen Überraschung erfuhr sie, als sie schon das Schiff bestiegen, daß dasselbe bei Clarens nicht anhalte, und daß sie somit bis zum Landungsplatz bei Montreux mitzugehen genehtigt sei. Anfangs etwas verdrießlich, beruhigte sie sich bald durch den Gedanken, daß ja in dem Leben eines Christen sich nichts Zufälliges ereignen könne; und bald sollte sie erfahren, was für Gedanken des Friedens der Herr bei diesem scheinbaren Umweg im Sinn habe.

„Während wir so dahin fuhren,“ schreibt sie selbst, „fiel mir eine zahlreiche Gruppe von Männern auf, die an Bord des Schiffes sich befanden, und denen ich es auf den ersten Blick ansah, daß sie keine Schweizer seien. Da ich schon in England und seitdem auch in der Schweiz gewohnt war, an Leute der arbeitenden Klasse, wo ich Gelegenheit fand, Traktate auszutheilen, gieng ich zu diesen Männern und fragte, aus welchem Lande sie kämen. ‘Aus Piemont,’ erwiederten sie sehr höflich und fügten hinzu, ‘sie seien während der letzten Monate beim Bau der schweizerischen Eisenbahnen beschäftigt gewesen, dachten aber jetzt daran, nach Italien zurückzukehren.’ Es entspann sich nun ein weiteres Gespräch, bei dem ich erfuhr, daß eine große Anzahl Italiener noch immer in der Schweiz sich befände, die als Maurer und Eisenbahnarbeiter ihr Brod zu suchen gekommen seien. Auf meine weitere Frage, ob sie lesen könnten, fand ich, daß dieselbe bei dem grösseren Theil von ihnen der Fall sei, und sprach nun mein großes Bedauern gegen sie aus, daß ich nur französische und keine italienische Traktate bei mir hätte. ‘Das thut nichts,’ riefen sie, ‘geben Sie uns nur französische; wir können sie schon verstehen und wollen gerne dafür zahlen.’ Darauf erklärte ich ihnen, daß ich die Traktate nur herzuschenken, nicht zu verkaufen gewohnt sei. Nach einem Hin- und Herreden waren sie bereit, die Schriftchen ohne Bezahlung anzunehmen, und so schied ich von ihnen mit dem festen Entschluß, mir sobald als möglich auch italienische Traktate zu verschaffen.

„Endlich am Landungsplatz von Montreux angekommen, verließ ich das Dampfboot, voll dankbarer Freude über den ermutigenden

Empfang, der mir von Seiten dieser Italiener zu Theil geworden war. Kaum aber hatte ich das Land betreten, als eine sehr anständig gekleidete Bauernfrau, die auf dem gleichen Schiffe hieher gekommen war, mit den Worten zu mir herantrat: 'Sie sind eine Engländerin?' — 'Ich rede Englisch,' erwiederte ich, 'aber ich komme aus einem Lande, das viele tausend Stunden von England entfernt ist.' — 'Nun,' erwiederte die Frau, 'das macht nichts zur Sache; ich sehe, Sie scheuen sich nicht, mit den Leuten auch auf einem Dampfschiff zu reden,' — und damit fasste sie mich beim Arm und forderte mich in der ergreifendsten Sprache, die ich je gehört, — bei der Liebe Jesu, bei Seinem Versöhnopfer, bei Seinem heiligen Leiden, bei Seinem allgenugsamen Verdienst — auf, ich möchte doch Alles thun, was in meinen Kräften stehe, um aus diesen armen Italienern etliche Seelen vom ewigen Verderben zu erretten. 'Fangen Sie sogleich, fangen Sie heute damit an,' rief sie. 'Laufende von ihnen,' fuhr sie fort, 'leben gegenwärtig in diesem Kanton, aber wenige denken an das Heil ihrer Seele. Ich weiß nur von einer einzigen Dame, die es sich angelegen sein lässt, etwas für das Wohl dieser Leute zu thun. O Fräulein, ich bitte Sie, fangen Sie heute noch an, und kümmern Sie sich nicht um den Zorn und Widerstand der Priester, wenn Sie auch etliche von den Bibeln verbrennen, — das Wort Gottes muß und wird den Sieg behalten!'

„Durch diese Mahnung an mein Gewissen ward ich so ergriffen, daß ich bereitwillig versprach, noch diesen Nachmittag einen Anfang zu machen. Zugleich gab ich den Plan, Clarens zu verlassen, sogleich auf. Eine Zeitlang gieng die gute Bauernfrau noch neben mir her, bis sie mit nochmaliger dringender Bitte, daß ich unverweilt das Liebeswerk beginnen möchte, mir die Hand zum Abschied gab und mich verließ. Seitdem sind zwei Jahre verflossen, aber nie habe ich wieder etwas von ihr gesehen oder gehört; auch alle Nachforschungen nach ihr blieben erfolglos.*.) In meinem ganzen Leben aber ist mir niemals Jemand begegnet, dem es ein so wahrer und heiliger Ernst war mit der Sorge um die Rettung der Seelen, und ich bin der festen Zuversicht, daß Gott es war, der mir diese Frau zugesandt, wie das auch der Erfolg gezeigt hat.“

*.) Wer den nationalen Charakter der Waadtländer kennt, wird sich der Vermuthung nicht entzlagen können, daß diese edle Frau nicht eine Eingeborene des Landes war.

2. Beginn der Arbeit.

Kaum war Miss Burton, das Herz voll der empfangenen Eindrücke, in ihre Pension (Kosthaus) in Clarens zurückgekehrt, so durfte sie auch schon weitere Ermuthigungen erfahren. Sie erzählte, was ihr auf dem Wege begegnet war, einer englischen Dame, und diese war so ergriffen, daß sie sogleich zehn Franken auf den Tisch legte „als ersten Beitrag für die neue Missionsarbeit.“ Sie selbst fügt hinzu: „Seit jenem ersten Beitrag hat der Herr das Herz einer theuren Freundin in England, wie auch andere Freunde in Holland und Irland so geleucht und zur thätigen Hülfe geneigt gemacht, daß mir gelegentlich immer wieder unerwartete Gaben zuflossen.“ — Wie dann auch im Waadtland selbst, so wie in dem benachbarten Genf die christliche Liebe auf allerlei Weise zur Handreichung in dem nun beginnenden Werke bereit war, wird sich bald zeigen.

Indem wir aber nun die edle Amerikanerin ihre Thätigkeit beginnen sehen, ist es Zeit, die Lage der italienischen Arbeiter, auf die es vor Allem abgesehen war, in diesen Gegenden kennen zu lernen. Mit jedem Frühjahr nemlich sieht man zahlreiche Schaaren arbeitsfähiger Männer aus den benachbarten Thälern und Ebenen Italiens über die Berge herüber ins Waadtland ziehen, um hier ihr Brod zu verdienen. Sie sind die Maurer des Landes, und fast giebt es keine Stützmauer in den Weinbergen, kein Fundament einer Senihütte, das nicht durch italienische Arbeiter ausgeführt worden wäre. Mit den Schwalben pflegen auch sie sich einzustellen, und in den Monaten Februar und März kann man fast jeden Tag etliche ankommen sehen, ihre wenige Habseligkeit, sammt Kelle und Hammer, in einem rothen Plastuch mit sich trageud. Die Lehrlinge und Handlanger erkennt man an dem schwereren Werkzeug, einer Art Schaufel, die sie auf der Schulter tragen, und mit der sie den Mörtel anzumachen pflegen. Als aber ums Jahr 1857 der Bau jener Eisenbahnlinie begonnen ward, welche von Genf an den paradiesischen Ufern des Sees entlang, über Lausanne bis nach dem reizenden Thalgrund von Ber und bis St. Maurice, diesem Thore von Wallis, führen sollte, da waren es wieder vorzugsweise Italiener aus Savoyen, Piemont und der Lombardei, welche hier Beschäftigung suchten und fanden. Wie gewöhnlich, wurde diese ganze langgestreckte Bahlinie an verschiedenen Punkten zugleich — sektionenweise — begonnen.

Jede Sektion — und so auch diejenige von Clarens, Verner und Montreux — hatte ihren Bauführer, unter dessen Leitung die Arbeiten und Arbeiter standen; sie hatte zugleich ihre sogenannten Baracken oder hölzernen Wohnhütten für je 20—30 Arbeiter, jede mit zwei großen Abtheilungen, von denen die eine zu den Mahlzeiten und zum Aufenthalt in den Freistunden, die andere zum Schlafen diente. Die Arbeitsstunden aber, wie die Ruhezeiten, waren durch feste Ordnungen geregelt.

Diese zahlreiche Arbeiterbevölkerung also, die Italiener besonders, sollten das Missionssfeld werden, auf welchem Miss Burton die Saat des Lebens auszustreuen sich berufen fühlte. Nicht daß sie die erste oder gar die einzige gewesen wäre, die dieser Seelein sich angenommen hätte; waren doch die christlichen Freunde in Genf und Lausanne schon einige Zeit her an verschiedenen Punkten der Bahnlinie eifrig für das Wohl jener Arbeiter thätig gewesen, aber für die Umgegend von Clarens und Montreux war es unsrer edlen Freundin aus Canada vorbehalten, unter Gottes Segen das Meiste zu thun.

„Gleich am nemlichen Abend,“ erzählt sie weiter, „ließ ich mir von Bevey eine Anzahl italienische Neue Testamente und 150 Traktate in derselben Sprache kommen. In dem Augenblick aber, wo diese Schriften bei mir eintrafen, begann ich das Werk, freilich — ich gestehe es — mit zitterndem Herzen.“

Sie fieng damit an, daß sie die italienischen Maurer auf ihren Arbeitsplätzen aussuchte und zugleich jeden Tag auf der am See sich hinziehenden Landstraße umhergieng, um einzelnen Gruppen von Italienern zu begegnen. „Sie sind,“ schreibt Miss Burton, „schon durch ihre Kleidung, die meist aus bräunlichgelbem, grobem Baumwollsammet besteht, leicht von den Franzosen und Schweizern zu unterscheiden. Scharlachrothe baumwollene Halsbinden sind bei ihnen sehr beliebt und werden viel getragen. An Sonntagen sah ich sie wohl auch elegantere, mit Spizien besetzte Lücher tragen. Ihre Jacken hängen in der Regel sehr anmutig über die eine Schulter herab, was bei ihnen eher Sitte zu sein scheint, als dieselben wie andere Menschenkinder anzuziehen. Selten habe ich einen Italiener ohne seinen kolossalen Regenschirm gesehen, unter welchem fast eine ganze Familie sich zu bergen vermöchte. Im Allgemeinen sah ich in ihnen, namentlich in den Piemontesen, ein sehr mäßiges, gutherziges und freundliches Volk. Die Hauptklage, die ich gegen sie führen

hörte, war, daß sie gerne ihre Schulden beim Bäcker und im Kosthaus unbezahlt ließen. Da ihnen der Lohn nur alle drei Wochen und zwar (zum großen fittlichen Schaden) am Sonntag ausgezahlt wurde, so ließen ihre Schulden oft ungebührlich an, und am Montag nach dem Zahltag konnte man darauf zählen, daß etliche plötzlich verschwunden seien. Sie sind ein sehr redseliges Völklein, dem die Jungs kaum je stille steht; dabei habe ich selten von Händeln gehört. Viele von ihnen singen sehr schön und oft konnte man Abends schon aus der Ferne ihre wohlklingenden Stimmen und weichen Melodien vernehmen. Ich selbst wurde von ihnen jederzeit freundlich, dankbar und mit höflichem Anstand empfangen, und nie habe ich mich über ein unschönes Begegnen zu beklagen gehabt. Nur die Savoyarden, die sich in dieser Hinsicht wesentlich von den Piemontesen unterscheiden, waren unzugänglicher. Sie wollen mich kaum anhören, und wenn je einer einen Traktat annahm, so mußte ich meistens sehen, wie sie ihn in Stücke zerrissen und sogar unter ihre Füße stampften."

So begann das Werk aufs allereinfachste mit Austheilen von Traktaten und Neuen Testamenten. „Ich war ganz überrascht,“ schreibt Miss Burton, „über die Begierde, mit der sie (die Piemontesen und Lombarden) nach dem Besitz der Heiligen Schrift verlangten. ‘Die heilige Bibel,’ konnten sie rufen, ‘die heilige Bibel — gebt mir, o Signora, die heilige Bibel!’ Ja, ich habe gefunden, der beste und unfehlbare Schlüssel, um sich das Herz eines Italiener zu öffnen, ist: ihm die heilige Schrift anzubieten.“ — Und bald waren diese Leute nicht mehr damit zufrieden, daß man sie auffuhrte; sie selbst siengen an, ihre Wohlthäterin in ihrer Pension zu Clarend zu besuchen. Ja nach einigen Monaten wuchs ihre Zahl so sehr, daß an Sonntagen, wie auch an Regentagen, die Pension förmlich von ihnen belagert war. Da mußte auf Abhülfe gedacht werden. Zweierlei schien der passendste Plan zu sein: die Einrichtung einer förmlichen Bibelstunde für diese Italiener, und der Versuch einer Abendschule. Verwessen wir bei der letzteren zuerst. „Mit Anfang September 1859,“ so schreibt Miss Burton, „machte ich den Versuch mit einer Abendschule, wo die Italiener im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. [Es war zu diesem Zweck in der Pension selbst ein großes Zimmer gemietet worden.] Ich führte dieselbe fast bis in den Juni, wo sie wegen der länger werdenden Tage [die Arbeit an der Eisenbahn dauerte immer bis Sonnenuntergang] ge-

schlossen werden mußte. Während dieser Zeit hatte ich fünfzig Schüler. Etliche kamen, um Französisch zu lernen. Viele kannten beim Eintritt nicht einen Buchstaben. Die Italiener lernen sehr leicht und schnell, und können meist schon nach sechs Wochen ordentlich lesen, wenn sie anders nicht sehr beschränkt sind; aber nach sechswöchentlichem Schulbesuch machen sie gern lange Ferien. Wir lasen die heilige Schrift, sprachen darüber und schlossen mit einem kurzen Gebet. Viele kamen nur zur Schule, um in den Besitz der heiligen Schrift zu gelangen." — Diese Abendschulen wurden auch in den folgenden Wintern mit großer Geduld und Hingabe fortgesetzt, obgleich es manchmal nicht ohne schmerzliche Scenen abging. "In diesem Winter (1861 auf 62)," schreibt Miss Burton, "waren alle meine Schüler aus der Provinz Varese in der Lombardei, und gehörten zum Theil zu den ungeberdigsten, die ich je hatte. Nachdem sie vier Monate lang regelmäßig die Schule besucht, feierten etliche von ihnen den Abschied von derselben damit, daß sie im Garten der Pension und auf der unmittelbar davor vorbeiführenden Straße die empfangenen Testamente in Stücke zerrissen. Daran knüpften sich furchtbare Händel, so daß die Polizei einschreiten und zwei von den ärgsten Schreiern in den Thurm setzen mußte. Während sie dort saßen, bat mich der Gesangenvorarbeiter, ein frommer Mann, für dieselben um N. Testamente, die sie nun auch gerne lasen. Ja, der jüngste und leidenschaftlichste unter ihnen sagte bei seiner Verweisung aus dem Kanton allen seinen Kameraden frei heraus, daß ihm nichts mehr habe glücken wollen seit jenem unglücklichen Tage, da er Gottes heiliges Wort gelästert und zerrissen habe, — eine That, die er bitterlich bereue."

Während aber so mittelst der Schule auf die italienischen Arbeiter eingewirkt wurde, war auch längst der andere Plan — die Einrichtung einer Bibelstunde — zur Ausführung gekommen. Schon im Winter 1858 legte Miss Burton eines Tages den versammelten Italienern die Frage vor, ob sie zu kommen geneigt wären, wenn ihnen in einer besonderen Versammlung die Bibel ausgelegt würde. Da rief Alles: Ja, mit Freuden. Und sofort wurden dazu Anstalten gemacht. Der theure Prediger der freien Kirche von Montreux, welcher von Anfang an das lebhafteste Interesse an diesem Liebeswerk genommen, war mit den Altesten seiner Kirche gerne bereit, für diesen Zweck seine Kapelle einzuräumen, — jene freundliche Kapelle, die gerade über der Arbeiterbaracke von Montreux gelegen, eine der herr-

lichsten Fernsichten beherrscht, und in deren heiterem, schmucklosem Innern schon Laufende das Wort des Lebens zu unvergänglichem Segen vernahmen. Aber die Hauptache war doch die Auffindung eines Evangelisten, der der italienischen Sprache mächtig wäre und zugleich eine feurige Liebe zu den Seelen mit Weisheit und Sanftmuth verbände. Miss Burton wandte sich zu dem Ende an das Italienische Comité nach Genf. Dieses versprach sogleich, auf jeden Sonntag einen tüchtigen Gehülfen zu senden. „Fünf Monate hindurch,“ schreibt Miss Burton, „kam nun Sonntag für Sonntag aus Genf ein junger, sehr begabter Mann, einst katholischer Priester, in diese Gegenden und hielt zunächst in dem Dörschen Cully Gottesdienste für die Italiener, und zwar in einem Zimmer, für das sie selbst bereitwillig die Miethe bezahlten. Auch an andern Punkten hielt er Versammlungen, meist unter freiem Himmel, und oft standen mehr als hundert Italiener begierig lauschend um den Evangelisten her. Durch ihn wurden auch viele Traktate und heilige Schriften verbreitet.“

Leider mußte dieser treffliche junge Mann nach einigen Monaten seine Besuche aufgeben, und obwohl die christlichen Freunde in Genf andere Arbeiter zur Aushülfe sandten, so war doch dieser häufige Wechsel und die stete Unterbrechung ein fühlbarer Nebelstand. Da lenkte der Herr die Aufmerksamkeit unsrer Freundin Burton auf einen jungen Italiener, der mehr als irgend ein Anderer vom Geiste Gottes selbst für dieses Werk erzogen und ausgerüstet war, und der auch Hunderten zum Segen werden sollte.

3. Der neue Gehülfe.

„Es war im Frühling des Jahres 1860,“ so schreibt Miss Burton, „daß eine ganz außerordentliche Menge Italiener an dem Bau der Eisenbahn zwischen Lausanne und Villeneuve beschäftigt war. Dies mußte in mir den lebhaften Wunsch erwecken, einen Evangelisten zu gewinnen, der nicht blos gelegentlich höher käme, sondern hier wohnen und ausschließlich sich dieser großen Aufgabe widmen würde. Ich wandte mich mit meinen Nachforschungen nach allen Seiten, hielt vor Allem mit Beten und Flehen zu Gott an, daß Er mir einen Mann nach Seinem Herzen zusenden möchte, und bewegte

die Sache Tag und Nacht in meinem Herzen. Alles schien vergebens. Da kam eines Tages (es war Ende August) ein mir wohlbekannter und ernstgesinnter Italiener, Namens Bartolomeo, auf mein Zimmer und sagte: 'Ich glaube, ich habe endlich einen Mann gefunden, der für Sie paßt. In der Baracke zu Montreux, da lebt ein Piemontese, Namens Antonio Gazzza, — ein junger Mann, der mich sehr interessirt. Ich habe ihn seit einem Monat und länger beobachtet, und jedesmal, so oft ich die Baracke besuchte, traf ich ihn damit beschäftigt, den andern Italienern, wo und wie er nur konnte, Gütes zu thun. Jeweilen giebt er ihnen Abends Unterricht im Lesen und Schreiben; auch scheint er die heilige Schrift nicht nur zu kennen, sondern von Herzen zu lieben. Nehmen Sie meinen Rath an und stellen Sie ihn sofort als ihren Gehülfen an; es ist ein Mann, der Ihre Erwartungen nicht täuschen wird, — zählen Sie darauf!' — Nicht wenig über diese Mittheilung erfreut, bat ich Bartolomeo, den jungen Mann bald möglichst zu mir nach Clarens zu bringen, damit ich ihn kennen lerne.

„Am darauffolgenden Sonntag (2. Sept.), als ich eben am Nachmittag unter dem Schatten der Bäume saß, erschien Bartolomeo mit seinem neuen Freunde, und ich darf wohl sagen, schon vom ersten Augenblick an, da ich Gazzza sah, gewann er mein ganzes Vertrauen. Sein klarer heller Verstand, der in jedem seiner Worte sich kundthät, seine aufrichtige Demuth und — so weit ich es damals beurtheilen konnte — seine überraschende Vertrautheit mit der Bibel, ließen mir keinen Zweifel, daß er der rechte Mann für mich sein möchte. Ich sprach gegen ihn meine Bedürfnisse und Wünsche aus und legte ihm ohne Weiteres die Frage vor, ob er bereit wäre, am nächsten Sonntag die italienischen Arbeiter zu besuchen und ihnen aus der heiligen Schrift vorzulesen. Seine Antwort war: er werde es mit Freuden versuchen und hoffe, Gott werde diesen Versuch mit seinem Segen begleiten. Wirklich begab er sich am darauffolgenden Sonntag, wie verabredet, nach St. Saphorin, und begann sein Werk. Wie werde ich den Abend jenes Sonntags vergessen, wie er, den langen Weg zu Fuß zurücklegend (um mir Kosten zu ersparen), sehr müde und doch voll seliger Freude, daß Alles wohl gelungen und daß seine Landsleute ihn mit so viel Liebe aufgenommen, bei mir vorsprach und mir voll Dank gegen den Herrn alle seine Erlebnisse erzählte. Wenige Tage nachher besuchte ihn einer meiner Freunde in der

Baracke und kam von dort, nach einer langen Unterredung mit ihm, ganz entzückt zu mir, mit der Erklärung, daß er selten einem Menschen begegnet sei, der ihm so das Herz gewonnen, wie Gazza, und daß er die feste Überzeugung habe, es passe keiner für meine Zwecke wie er. Dies Alles brachte mich zu dem Entschluß, den lieben jungen Mann förmlich anzustellen. Ich lud ihn ein, nach Clares überzusiedeln und sich ausschließlich dem Evangelisationswerk unter den Italienern zu widmen. Sofort mietete ich für ihn eine passende Wohnung in meiner Nähe, und sobald er sich darin ordentlich eingerichtet, begann er (20. Sept. 1860) das regelmäßige Tagewerk, das er zwei Jahre hindurch fast ohne Unterbrechung und mit so großer Treue getrieben hat."*)

Aber wie war Antonio, der als Katholik geboren und mitten in dem erzkatholischen Piemont aufgewachsen war, zu diesem Maß von Schriftkenntniß und zu dieser Liebe zum Herrn gekommen? Miss Burton theilt uns einige lehrreiche Züge aus seiner merkwürdigen Lebensführung mit. „Vor acht Jahren etwa“, schreibt sie, „lieh ihm einer seiner Oheime, der ein Priester war, eine Bibel, die er mit großer Begierde las. Gott aber segnete dieses Lesen Schritt für Schritt so sehr an seiner Seele, daß er nicht mehr in der römischen Kirche zu bleiben vermochte. Er hörte auf, die Messe zu besuchen, die abergläubischen Gebräuche mitzumachen, die Heiligen anzurufen ic., und fieng an, ein Leben des Gebets und des Glaubens in Christo Jesu zu führen. Niemals während der acht Jahre, die er noch in Italien verlebte, sah er einen Protestant, noch hat er auch jemals von seinen eigenen Landsleuten welche kennen gelernt, die zum Lesen des Wortes Gottes zusammengekommen wären. Die Aufgabe, die er täglich sich stellte, bestand darin, Andern Gutes zu thun und sie zu veranlassen, selbst auch in der Schrift zu forschen. Dies erbitterte aber die Priester so sehr gegen ihn, daß sie Alles, was in ihrer Macht stand, thaten, um ihn zu verdächtigen und die Leute von ihm abwendig zu machen; ja sie verboten ihnen, etwas in seinem Kramladen, den er hielt, zu kaufen. Endlich brachten sie es dahin, daß er seine Heimath verlassen mußte. Antonio wandte sich nach der

*) Wir bemerken hier, daß Antonio keinen eigentlichen Gehalt, sondern nur die nöthigen Mittel zu seinem Lebensunterhalt empfing. Er hätte bei seinen Gaben wohl zu günstigen Verhältnissen sich emporarbeiten können, aber er zog es vor, im Dienste des Herrn arm zu bleiben.

Schweiz, weil er hier leichter durchzukommen und sein Brod auf irgend welche Weise zu verdienen hoffte. Aber kaum hatte er etwa vierzehn Tage in Genf, wo er Beschäftigung suchte, zugebracht, als die äußerste Notth bei ihm einkehrte; denn zu seinem nicht geringen Schrecken sah er sich eines Morgens durch einen seiner eigenen Landsleute, dem er vertrauen zu dürfen glaubte, aller seiner Habe — Geld, Kleider und was er besaß — beraubt. Den entflohenen Freveler aber einzuholen, war ja unmöglich. So von Allem entblößt, verließ er die Stadt und kam, geleitet durch eine ganze Kette wunderbarer Durchhülzen seines himmlischen Vaters, nach Montreux, wo er ganz unerwartet einen alten Bekannten fand, der ihn freundlich aufnahm, ihm Kost und Herberge in der Arbeiter-Baracke anbot und zugleich bei dem Bauführer der dortigen Eisenbahnsektion eine Art Buchhalterstelle verschaffte. Aber hier sollte er noch Besseres, als bloß äußerliches Durchkommen finden. Gleich am ersten Sonntag nach seiner Ankunft wohnte er in der nahe gelegenen Kapelle der freien Kirche dem evangelischen Gottesdienst bei, und mit welcher Begierde trank er aus dem Becher lebendigen Wassers, der ihm hier durch den theuern Prediger geboten ward, den erquickenden Labetrunk in sich hinein! Von da an fehlte er nie, wo es ihm nur immer möglich war, unter den Zuhörern und trat auch bald öffentlich zu der protestantischen Kirche über...“

So schildert Miss Burton die eigenthümlichen Führungen, durch welche Antonio Gizza nach Montreux geleitet und zu dem Liebeswerk, das der Herr für ihn auserlesen hatte, erzogen ward. Er warf sich auch vom ersten Tage an, nachdem er mit Miss Burton in Verbindung getreten war, mit seiner ganzen brennenden Liebe in die neue Aufgabe. Zunächst übernahm er für die Winterabende die Schule, welche Miss Burton begonnen hatte, und zwar zweimal in der Woche in Montreux, zweimal in Clarens, zweimal in Vevey. Den Tag über durchwanderte er mit unermüdlichem Eifer die Bahnhlinien und Baracken, las seinen Landsleuten aus dem Worte Gottes vor und heilste Traktate und Neue Testamente aus. Die Sonntage aber waren für ihn wahre Festtage; denn da versammelte er zu bestimmten Stunden — und zwar am gleichen Tage meist an zwei oder drei verschiedenen, stundenweit von einander entlegenen Orten — die Italiener um sich, las mit ihnen das Wort Gottes, betete mit ihnen und legte in feurigen Ansprachen das Gelesene den Leuten ans Herz.

Als Italiener wußte er mit unnachahmlicher Kunst seine italienischen Landsleute, — als einstiger Katholik seine katholischen Hörer zu fesseln, festzubannen, zu überwinden. Die Gleichgültigen besiegte seine Liebe, die Spötter seine Sanftmuth, die Trozigen seine Geduld, die Feinde sein heiliger Ernst. Dabei stärkte er sich selbst immer wieder zu seiner schweren Arbeit durch den Umgang mit seinen älteren erfahrenen Freunden. Miss Burton liebte ihn wie ein eigen Kind, und er liebte und ehrte sie wie eine Mutter. Blieb Antonio an einem Abend etwas länger aus, so fand seine mütterliche Freundin keine Ruhe mehr im Zimmer; sie gieng hinaus in den Garten, auf die Straße, um nach ihm auszuschauen, und oft, wenn der längst Erwartete endlich kam, ließen ihr die Thränen über die Wangen. Dann ward — oft noch in später Abendstunde — die Bibel gelesen, das vollbrachte Tagewerk durchgesprochen, alles Einzelne in gemeinschaftlichem Gebet dem Herrn vorgetragen und das Herz zu neuer Treue gestärkt. Köstliche Stunden verlebte Antonio auch bei dem Pastor der freien Kirche, der gleichfalls in Claresen seinen Sitz hat. Dieser hatte ihn eingeladen, wöchentlich einmal in früher Morgenstunde zu ihm zu kommen und mit ihm das Wort Gottes zu lesen. Wie sammelte Antonio da nicht nur für sich selbst und sein eigen Herz das Manna vom Himmel, sondern füllte hier zugleich auch seinen Körner mit den heiligen Pfeilen, mit denen er für die Woche den Streit des Herrn zu führen vermochte. Bald dehnten sich seine Wanderungen selbst in entferntere Gegenden aus, um an den andern im Bau begriffenen Eisenbahnstrecken seine Landsleute aufzusuchen. So brachte er anderthalb Jahre wöchentlich drei oder vier Tage auf der Ordonbahn zu, die von Lausanne nach Freiburg führt, und hatte dann sein Quartier bei dem wackern und frommen Präfekten von Ordon, der mit seiner Gattin ihn wie ein Kind liebte, und wo Antonio seinerseits stets neue Stärkung für Leib und Seele fand. Ebenso brachte er viele Monate lang jeden Sonntag Abend in St. Saphorin zu, wo er den Italienern Versammlungen hielt, und blieb dann die Nacht bei dem lieben Pastor der dortigen freien Kirche. Hören wir, was letzterer über Antonio schreibt (18. Januar 1864):

„Antonio Gagga kam in der Regel Sonntag Abends bei mir an, ziemlich spät und oft sehr ermüdet, so daß ich mich scheute, ihn noch lange reden zu machen. Er nahm vor dem Bettgehen nur eine kleine Erfrischung, und am andern Morgen eilte er gleich nach dem Früh-

stück wieder an seine Arbeit. Es war unverkennbar, daß sein Herz ganz in der Sache lebte, für die er zu arbeiten von dem Herrn berufen war, und sein Wandel, wie seine Worte waren mit stets eine wahre Erbauung. Man kann wohl sagen, daß bei ihm eine durchsichtige Lauterkeit, eine kindliche Einfalt und eine seltene Bescheidenheit verbunden war mit einem großen Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil und die Rettung der Seelen; zugleich aber lebte in ihm eine brennende Liebe für sein theures Italien, und es war seine größte Wonne, wenn er mir irgend eine Thatache erzählen konnte, welche die Hoffnung erweckte, daß das Reich Gottes dort Fortschritte mache, oder wenn er mit uns von seinen Hoffnungen für die politische und religiöse Wiedergeburt seines Vaterlands zu reden Gelegenheit fand. Zuweilen las er mir auch mit augenscheinlicher Freude aus Briefen vor, die er von früheren, nun aber in ihre Heimath zurückgekehrten Eisenbahnarbeitern erhielt, und aus denen hervorgieng, wie diese Leute den Samen des Glaubens mit sich genommen, wie diese Keime sich durch das fortgesetzte Lesen des Wortes Gottes weiter entwickelt, und wie sich dadurch Viele getrieben fühlten, ihre Familien und Dorfgenossen mit mehr oder weniger Erfolg gleichfalls zum Evangelium einzuladen . . ."

Wir können den Arbeiten Antonio's nicht im Einzelnen folgen; es sei uns aber gestattet, im folgenden Abschnitt zwei oder drei Szenen hervorzuheben, in denen sich der Charakter seiner Thätigkeit besonders ausprägt.

4. Kämpfe und Siege.

In sehr lebendiger Weise schildert eine Freundin von Miss Burton einen Austritt, der — wie es scheint — in das zweite Jahr von Antonio's Thätigkeit fällt, und der uns die Schwierigkeiten seiner Aufgabe, wie die ungewöhnliche Kraft seines Wortes und seiner Gebete ins Licht stellt.

„Eines Sonntags,“ so schreibt jene Dame, „lud mich meine Freundin, Miss Burton, ein, mit ihr die Baracke der italienischen Arbeiter unterhalb Montreux zu besuchen und dem dortigen Gottesdienste beizuwohnen, welchen ihr Evangelist Antonio Gazza zu halten versprochen habe. Ich war gerne dazu bereit. Es war ein schöner

sonniger Herbsttag. 'Lassen Sie uns nur vorausgehen,' fügte meine Freundin hinzu, 'der Evangelist wird wohl bald nachkommen.'

„Auf dem Wege begegneten wir zu wiederholten Malen einzelnen lustigen und ziemlich ausgelassenen Gruppen italienischer Arbeiter. Ach, es war gerade der Sonntag, wo die Leute ihren Lohn in Empfang zu nehmen pflegen. Miss Burton redete die verschiedenen Parteien an und lud sie ein, ihr zu folgen und am Gottesdienst teilzunehmen, und theilte jedem, der es annehmen wollte, einen Traktat aus. 'Ich fürchte,' sagte sie zu mir, 'wir werden heute wenig Leute zusammenbringen; denn sie scheinen nicht gut ausgelegt zum Hören des Wortes Gottes.'

„Endlich erreichten wir die Baracke, die sich an eine Mauer anlehnt und von einem schönen Nussbaum überschattet ist. Lauter Gesang und verworrender Lärm tönte uns aus derselben entgegen, und überall sah man Leute umherstehen, die augenscheinlich vom Wein erhitzt waren. Gleichwohl öffnete meine mutige Begleiterin die Thüre und trat hinein; ich folgte ihr. Bei unserm Anblick steigerte sich das Schreien und Lärm nur noch mehr. Etwa zwanzig junge Leute saßen um die lange Tafel, tranken, stießen mit den Gläsern an, schlügen mit den Fäusten auf den Tisch und schreien: 'Nichts da! Heute wollen wir keine Predigt; 's ist heute Zahltag! Wein her! heute wollen wir trinken!' — Die Wirthin, welche für Kost und Getränke zu sorgen hatte, machte große Augen und wußte nicht was thun. Miss Burton warf mir einen Blick zu, als wollte sie fragen, was da zu machen sei; da sie mich aber ganz ruhig und furchtlos sah, wandte sie sich zu den Trinkern und sagte: 'Ihr wißt, daß ich diesen Saal für anderthalb Stunden auf heute gemietet habe. Jetzt ist die Stunde da, steht auf und entfernt euch. Man trage diese Gläser und Flaschen hinweg; ich bin hier in meinem Eigenthum!' — Bei diesen Worten kam auch mir der Muth. 'Ja,' sagte ich, 'wir sind hier in unserm Recht; wir werden hier bleiben' und damit setzte ich mich, so ruhig als es mir möglich war, in eine Ecke, die eben frei und am wenigsten schmutzig war. Mittlerweile hatte meine Freundin einige Flaschen genommen und sie der Wirthin gegeben mit dem Befehl, auch die übrigen wegzuschaffen und die Tische zu reinigen. Das Schreien, Lärm und spöttische Lachen dauerte inzwischen fort. Einer der Arbeiter läßt im Rücken meiner Begleiterin alle ihre Bewegungen nach und rief auf italienisch: 'Passt auf! heute

bin ich euer Prediger!' Ein Anderer hieß seinen Nachbar auf, recht zu schreien und zu lärmten. Meine Freundin aber fuhr mit der größten Ruhe und ohne sich im Geringsten stören zu lassen, fort, die Wegschaffung der Sachen anzuordnen. Dann nahm auch sie etwas seitwärts von den Tischen Platz. Diejenigen, die vom Trinken nicht lassen wollten, waren inzwischen mit ihren halbleeren Flaschen und Gläsern in den anstoßenden, sonst zum Schläfern bestimmten Saal gegangen. Wir aber warteten auf unsern lieben Evangelisten, der unglücklicher Weise dießmal länger als sonst ausblieb.

„Einige nüchterne und anständige Arbeiter waren indeß angekommen, um dem Gottesdienst beizuhören. Einer derselben, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, sagte zu mir: 'Diese wüsten Trinkgelage am Zahltag hab' ich ganz aufgegeben, weil ich jedesmal davon krank wurde. Jetzt trinke ich jeden Tag nur einen Schoppen, das gibt mir Kraft, und ich befindet mich auch wohl dabei.' Er ward bei diesen Worten unterbrochen durch die Trinker, die aus dem anstoßenden Saal auss Neue in den unsrigen einbrangen. An ihrer Spitze war einer, der zu meiner ruhig dastehenden Freundin herantrat, hundert komische Verbeugungen vor ihr machte, sie seines allerunterthänigsten Respekts versicherte und endlich mit einem süßthuenden Tone sie fragte, ob sie ihm nicht eine Bibel verkaufen wollte. — 'Ich habe keine bei mir,' erwiederte sie ganz gelassen. — 'Aber ich muß absolut eine haben,' fuhr der Spötter fort. — 'In jedem Fall,' antwortete Miss Burton, 'verkaufe ich keine am Sonntag.' — 'Ah,' rief der halb betrunkene Bursche, 'wo kann ich mir denn eine verschaffen?' Meine Freundin zog ein Kärtchen heraus, schrieb mit Bleistift die Adresse eines Buchhändlers in Vevey darauf und gab es ihm mit den Worten: 'Dort könnt Ihr eine haben.' — 'Ah vortrefflich,' rief der Bursche, rieb sich bald die Augen, bald wischte er das Kärtchen ab, als suchte er mit äußerster Schwierigkeit das Geschriebene zu lesen, und brachte dadurch seine Genossen zu einem dröhnen, schallenden Gelächter.

„In diesem Augenblick trat zu unserer großen Freude unser wackerer Evangelist, Antonio Gazzza, herein, gefolgt von halb betrunkenen Schreiern, die unter wildem Lärm riefen, man wolle heute keine Predigt. Da erhob sich Miss Burton und sprach mit fester Stimme: 'Stille! Hört, was ich sage. Alles, was ich euch versprechen kann, ist, daß wir es kurz machen wollen; im Uebrigen, wer

nicht beiwohnen will, der kann gehen.' Dann wandte sie sich zu Antonio und bemerkte ihm leise: 'Haltet ein kurzes Gebet und leset dann das Gleichniß von dem verlorenen Sohn. Das wird unter diesen Umständen für heute genug sein.'

„Das Gebet wurde nicht ohne Bewegung gehalten, ist aber wohl von diesen übelgestimmten Menschen kaum gehört worden. Dann setzte sich Antonio, öffnete die Bibel und las mit großem Ausdruck das herrliche Gleichniß von dem verlorenen Sohn. Nach und nach trat wie durch einen Zauber immer tiefere Stille ein; die meisten dieser halb betrunkenen Männer nahmen ihre Hüte ab, und setzten sich bald einer neben dem andern still auf den Bänken um Antonio her. Die Thüre des anstoßenden Saals, wo man noch immer trank, füllte sich mit erhitzen und gerötheten Gesichtern, deren Ausdruck aber allmählig sich änderte und sehr ernst ward. Antonio nahm bald die Macht wahr, welche das Wort Gottes über diese beweglichen Naturen ausübte, und stieg, nachdem er das Gleichniß zu Ende gelesen, eine kurze Erklärung und Anwendung zu geben an, wobei er ihnen zu Gemüth führte, daß sie Alle eben auch solche verlorene Söhne seien, die die Gaben ihres himmlischen Vaters schmählich und in strafbarem Undank mißbrauchen, zu ihrem eigenen zeitlichen und ewigen Schaden. — In diesem Augenblick hätte man eine Fliege über den Tisch laufen hören, so tief war die Stille. Ich wechselte einen Blick mit meiner Freundin, und unsere Augen feuchteten sich mit Thränen des Dankes gegen Gott, der auf solche Weise diese Herzen umzuwandeln verstand. Eine Stunde war auf diese Weise still und friedlich verflossen, und noch immer hörten die Anwesenden mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Endlich sagte Antonio: 'Ich will euch nicht länger ermüden; wir wollen nur noch ein kurzes Gebet sprechen und dann aus einander gehen.' — 'Nein, nein,' riefen mehrere Stimmen; 'redet weiter zu uns, wir werden keinen Lärm mehr machen.' — Der Evangelist nahm noch einmal das Wort und fügte noch einige wenige Bemerkungen hinzu; dann legte er in einem brünnstigen Gebet alle diese Seelen dem Herrn ans Herz und flehte um ihre Rettung.

„Nach beendigter Andacht traten vier Arbeiter, die weit her gekommen waren, zu Miss Burton und baten um eine Bibel, die sie, wie sie sagten, täglich mit einander lesen wollten. Sie forderte sie auf, mit ihr in ihr Haus nach Clarends zu kommen, wo sie ihnen eine Bibel zu geben bereit sei. Andere baten aufs dringendste um Trak-

tate. Wir aber kehrten mit einem dank- und freudersüllsten Herzen nach Hause zurück und priesen den Herrn über die augenscheinlichen Wunder seiner Liebe, die wir heute erfahren durften."

So erzählt die Freundin aus eigener lebendiger Anschauung. Hören wir einen andern Zug aus Antonio's gesegnetem Wirken.

Es war wohl um eben jene Zeit, daß Antonio allwöchentlich für einige Tage die Dronbahn, die im Bau begriffen war, durchwanderte, einzelne Gruppen italienischer Arbeiter zum Reiche Gottes einlud, die Baracken besuchte und jeden Abend irgendwo Versammlungen hielt. Eines Tags fand er in einer dieser Baracken eine Anzahl Arbeiter beisammen. Der größere Theil derselben bestand wie gewöhnlich aus Italienern, die andern waren Franzosen und Belgier. Nun ladet er die ersten, seine Landsleute, freundlich ein, sich in der einen Ecke des Saals um ihn zu sammeln, damit er ihnen etwas aus dem Worte Gottes vorlese, während ja die französischen Arbeiter ungestört auf der andern Seite des Saales verweilen könnten. Dieß geschieht denn auch, und nach seiner Gewohnheit beginnt Antonio in Mitten seiner Zuhörer mit einem kurzen Gebet, liest dann einen Abschnitt der Bibel und fängt darauf an, das Gelesene mit beweglichen und ernsten Worten auszulegen. Er hatte aber noch nicht lange gesprochen, so hörte er von dem andern Ende des Saals, wo die Franzosen gruppiert waren, eine deflamirende Stimme, die ihn nachahmen zu wollen schien. Es kam ihm kein anderer Gedanke, als daß irgend ein Spötter seine Predigt nachäffe und ins Lächerliche zu ziehen versuche. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er bei einer kleinen Pause wahrnimmt, daß dort drüben ein Franzose, welcher italienisch verstand, seinen eigenen Landsleuten Wort für Wort Antonio's Ansprache ins Französische übertrug, und zwar in ganz ernsthafter und anständiger Weise. Mit dankbarer Rührung richtete Antonio von nun an seine Worte so ein, daß er nach jedem Satz ein wenig inne hielt, um seinem französischen Doppelsänger Zeit zum Uebersezgen zu lassen, und so gieng es bis zum Schluß fort, daß in einem und demselben Saal die gleichen Gottesgedanken zu gleicher Zeit in französischer und italienischer Zunge zweien ganz verschiedenen Gruppen gepredigt wurden. Antonio hat diese rührende Scene als eine der schönsten und überraschendsten Erfahrungen einem Freunde erzählt.

Begleiten wir ihn aber noch in eine Gegend, die von seinem

bisherigen Arbeitsfelde weit abgelegen war, wo aber ein reicher Wirkungskreis sich vor ihm aufzuthun schien.

Es war im Mai 1861, daß das wohlhändige und betriebsame Städtchen Glarus von entsetzlicher Feuersbrunst heimgesucht und in Asche und Trümmer gelegt ward. Mit seltener Opferwilligkeit erhob sich das ganze Schweizervolk, um den schwer geprüften Brüdern großartige Hülfe zu bringen. Schon nach wenigen Wochen waren unzählige Hände beschäftigt, den rauchenden Schutt wegzuräumen, die hängenden Mauern niederzureißen, provisorische Wohnungen herzustellen und den Aufbau eines neuen schöneren Glarus vorzubereiten. Die reichlich fließenden Gaben der Miteidgenossen hatten die Mittel geboten, um die Masse der von allen Seiten herbeiströmenden Arbeiter, welche hier langdauernde Beschäftigung hofften, sofort in Thätigkeit zu setzen.

Unter diesen fremden Arbeitern befanden sich ganze Schaaren von italienisch redenden Tessinern, und eigentlichen Italienern aus der Lombardie, aus Piemont und andern Gegenden jenseits der Alpen. Nichts aber war betrübender als die Wahrnehmung, wie über den rauchenden Trümmern der von Gott so schwer heimgesuchten Stadt und an derselben Stätte, wo die helfende Liebe aller Schweizer so großartig sich offenbarte, die Flammen wütenden Hasses und wilder Leidenschaft sich zu entzünden begannen. Zwischen den Tessinern und den Lombarden, die hier zur schweren Arbeit sich zusammengefunden, entspann sich fast von Anfang an allerlei Hader und Streit, Eifersucht und Mißgunst, und so sehr steigerte sich diese feindselige Spannung, daß noch im Mai eine förmliche blutige Schlacht zwischen beiden Theilen geliefert wurde. Die Kunde von diesem traurigen Vorfall drang auch zu den Ohren unsrer edlen Freundin Miss Burton, und so großes Vertrauen setzte sie in ihren Antonio Gazza, daß sie sogleich entschlossen war, ihn nach Glarus zu senden, ob wohl die erhabten Gemüther diesen Mann des Friedens aufnehmen und dem besänftigenden Wort des ewigen Friedesfürsten ihr Ohr leihen würden. Antonio nahm im Vertrauen auf Gott die schwierige Sendung an und begab sich ohne Verzug auf den Weg. Er fand auf der Brandstätte mehrere hundert italienisch redende Arbeiter beisammen, nahm aber auch bald wahr, wie große Schwierigkeiten ihm die auf beiden Seiten noch heftig glühende Leidenschaft und Bitterkeit in den Weg stellen würde. Denn immer wieder kam es zu einzelnen Ausbrüchen

des Hasses, wobei jedesmal von beiden Seiten sofort die Messer und Stilete aus den Taschen führten. Und dennoch gelang es unsrem Freunde, schon am ersten Abend nach seiner Ankunft, und so auch alle folgenden Abende während seines zehntägigen Aufenthalts, Versammlungen zu halten, bei denen ganze Massen italienischer Arbeiter erschienen und mit Andacht und Ehrerbietung — vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben — der reinen Bekündigung des Evangeliums lauschten. Aber auch hier mischte sich die zwischen den Tessinern und Italienern herrschende Animosität auf beunruhigende Weise mit ein. Während die letzteren mit lebhafter Begierde und angenscheinlicher Liebe sich allabendlich um ihren Landsmann Antonio schaarten und sein Wort mit Verlangen aufnahmen, waren die Tessiner entschlossen, die Zusammenkünste zu stören und alle, die daran theilnahmen, zu misshandeln und zurückzuschrecken. Mehrmals drangen sie tobend und schreien in den Saal, unterbrachen den Redner und stießen wütende Drohungen aus. Antonio war genötigt, auf Abhülfe zu denken. Der Saal, in welchem man sich versammelte, war für die Stunden der Zusammenkunft förmlich gemietet; somit konnte Antonio sein Hausrrecht hier geltend machen. Um nun die Ruhesörer abzuhalten, theilte er an diejenigen, die gerne das Wort Gottes hören wollten, Einlaßkarten aus; wer keine hatte, war ausgeschlossen. Aber dadurch schienen die Tessiner nur noch mehr gereizt und erbittert zu werden; sie waren zum Neuersten entschlossen. Der Abend kam. Der Saal hatte sich ungestört mit wohlgesinnten Arbeitern gefüllt, und der einfache Gottesdienst hatte begonnen. Da wirbs vor den Thüren lebendig. Rauhe, lärmende und drohende Stimmen lassen sich hören, und derbe Fäuste klopfen an die verschlossene Thüre. Es sind etwa ein Dutzend Tessiner, die da Einlaß begehrn. Als der Lärm ärger ward, tritt Antonio ruhig und gelassen unter die geöffnete Thüre, verweist den Schreiern mit hohem Ernst ihr rohes Benehmen, beruft sich auf sein Recht, hier ungestört mit etlichen Freunden das Wort Gottes lesen zu dürfen, und fordert sie schließlich auf, entweder in aller Ruhe in den Saal einzutreten und stille zuzuhören, oder den Platz zu verlassen. Aber schon drängten sich drei oder vier halb betrunkene Bursche neben ihm durch in den Saal, unter ihnen ein Mensch, dessen troziges Aussehen auch den Furchtlosesten beunruhigen mußte. Antonio schließt die Thüre, nachdem er die übrigen Draußenstehenden nochmals zur Ruhe ermahnt, heißt die Eingedrungenen Platz nehmen und stellt

sich wieder hinter sein Tischchen, um mit der Betrachtung des vor-gelesenen Bibelabschnitts fortzufahren. Aber jener Eine, statt sich auf einer Bank niederzulassen, stellte sich hart neben unsren Evangelisten, die rechte Hand in der Tasche, und mit dem blickenden Auge denselben unverwandt fixirend. In diesen beängstigenden Augenblicken fühlte sich Antonio wie von heiliger Engelhut umgeben, blieb völlig frei von aller Furcht und Besangenheit, und die Worte, die er reden sollte,lossen ihm wie aus unmittelbarer Eingebung zu. Bald zeichnete er mit glühenden Worten die Sünde in ihren mancherlei furchtbaren Gestalten, sowie in ihren zeitslichen und ewigen Folgen, bald malte er mit hinreißender Gewalt die wunderbare Liebe Gottes in Christo, die auch den ärgsten Sünder noch retten will und zu retten vermag, bald schilderte er mit Thränen im Auge die Seligkeit derer, die im Blute Jesu durch den Glauben Vergebung, Friede und ewiges Leben gefunden. Der Mann mit dem finstern Blick und mit der Hand in der Tasche blieb wie festgebannt und rührte sich nicht. Zuletzt sprach Antonio ein Gebet, worin er zu allervorberst für den Segen dieser Stunde dem Herrn dankte, dann aber um die Bekehrung aller dieser Seelen so innig, so dringend, so zuverlässig bat, daß fast kein Auge trocken blieb. Jener Mann hatte mittlerweile seine Hand aus der Tasche gezogen und verließ, ohne ein Wort zu sagen, mit den Andern den Saal. Aber es ward bald ruchbar, daß dieser furchtbare Mensch nichts Geringeres im Sinne gehabt, als dem Leben Antonio's dießmal mit einem Dolchstoß ein Ende zu machen. Selbst die Polizei erfuhr davon und machte unsren trefflichen Evangelisten auf die Gefahr aufmerksam, in der sein Leben beständig stehe. Zu seinem Schutz stellten sich an den folgenden Abenden unaufgesordert zwei Gendarmen vor der Thüre des Versammlungssaales auf; aber als hiedurch die Erbitterung der Tessiner aufs Neue geweckt ward, mußte er endlich dem Rath der Wohlgesinnten nachgeben und nach zehn arbeitsvollen und inhaltsreichen Tagen Glarus verlassen, um an den Ufern des Genfersees seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Einer Scene ganz anderer Art müssen wir noch gedenken. Antonio war nicht blos unablässig bemüht, seine armen und unwissenden Landsleute durch die Predigt des Evangeliums aus der Verstrickung der Sünde zu erretten, sondern seine erfinderische Liebe wußte auch Mittel zu finden, um ihnen die edeln und heiligen Freuden, die der Christ allein kennt, zugänglich und schmackhaft zu machen. So ver-

stand er es, den heiligen Christabend von 1861 in ein unvergessliches Fest für Viele zu verwandeln. Er lud etwa vierzig Arbeiter, sämtlich aus Piemont, ein, mit ihm den Abend in einer Baracke zuzubringen, die er zu diesem Zweck christäglich mit Lichtern und Laubwerk geschmückt hatte. Als alle versammelt waren, las er die Weihnachtsgeschichte, sprach darüber und pries Gott mit tiefbewegter Seele für die Sendung seines lieben Sohnes. Dann setzten sie sich nieder zu einem einfachen fröhlichen Abendbrot. Erst um zehn Uhr gieng man, nachdem Antonio nochmals gebetet, aus einander. Alle aber bezeugten, daß sie nie einen schöneren, glücklicheren Abend verlebt hätten.

5. Das Ausruhen.

In den heißesten Monaten des Jahres 1862, wo die Strahlen der Sonne von den Bergwänden ebenso wie von dem Spiegel des Sees glühend zurückprallen und wo fast eine tropische Hitze über den Niederungen liegt, begab sich Miss Burton nach dem kühleren Dorfe Chateau d'Or, das nördlich vom Genfersee in einem reizenden Hochalpenthale gelegen ist und alljährlich viele Fremde, die in der reineren Bergluft Erholung suchen, beherbergt. Dorthin lud sie auch für mehrere Wochen ihren Antonio Gazzia ein, der, von schwerer und anstrengender Arbeit erschöpft, des Ausruhens nach Leib und Seele bedurfte. Lassen wir die Freunde dort oben für einige Augenblicke zurück und sehen uns nach den Erfolgen und Früchten um, die ihre Arbeit bis dahin getragen.

In den Mittheilungen, aus denen wir schöpfen, wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß es bei einem Werke, wie das vorliegende ist, der Natur der Sache nach fast unmöglich sei, augenblickliche und sichtbare Erfolge aufzuweisen. Es sei eine Aussaat auf Hoffnung, wobei der ausgestreute Same vielfach entweder zertreten oder erstickt werde, oder aber in irgend einer abgelegenen Hütte von Oberitalien, wohin die heimkehrenden Arbeiter den Samen mit sich genommen, in großer Verborgenheit und kaum von Menschen beachtet, aufgehe und Früchte der Gerechtigkeit trage. Und in der That, wer den eigenthümlichen Charakter eines solchen Evangelisationswerks erwägt, wird augenblickliche oder in die Augen fallende Erfolge kaum zu erwarten wagen. Es ist ein sehr wahres Wort, was eine christ-

liche Freundin einst zu Miss Burton sprach: „Der Herr gestattet uns in Gnaden, von unsrer Arbeit gerade so viel Erfolg zu sehen, als unumgänglich nöthig ist, unsren Muth aufrecht zu halten. Er läßt uns aber nicht allzuviel davon schauen, damit wir nicht etwa eitel werden und uns überheben: das wäre unser Verderben. Wie oft geschiehts, daß Einer säet und ein Anderer schneidet, auf daß zuletzt beide miteinander sich freuen und Garben einsammeln zum ewigen Leben.“ — In diesem Sinne nun wollen wir versuchen, einigen hoffnungsvollen Spuren nachzugehen, die uns in den vorliegenden Berichten hin und wieder begegnen.

Vor Allem hören wir nicht ohne Verwunderung, daß durch Miss Burton selbst und ihren Evangelisten im Lauf der ersten zwei Jahre (Sept. 1858 bis Sept. 1860) nicht weniger als 2000 italienische heilige Schriften und über 4000 Traktate an italienische Arbeiter, sobann 500 französische Bibeln und Neue Testamente samt 2485 Traktaten derselben Sprache an Franzosen und Belgier vertheilt wurden. Von da bis Sept. 1863 wurden abermals 1549 italienische und 350 französische heilige Schriften, und 6590 italienische und 300 französische Traktate vertheilt, und zwar theils um ermäßigten Preis verkauft, theils unentgeltlich verschenkt. Nimmt man dazu, daß — wenigstens unter den Italienern — das Wort Gottes größtentheils nicht blos dankbar, sondern mit wahrer Begierde und großer Ehrerbietung angenommen ward, so fallen jene Zahlen noch stärker ins Gewicht, und wir können uns von vornehmerein der Hoffnung nicht entzögeln, daß wenigstens „Erlisches auf ein gut Land“ gefallen sei. Grinnern wir uns überdies, daß Miss Burton selbst, namentlich aber Antonio Gazzà und andere Freunde, täglich mit Einzelnen über den Heilsweg sprachen, täglich Versammlungen in den Baracken hielten und sonst hin und her ganzen Gruppen das Wort des Lebens vorlasen und ans Herz legten, so können wir dem Gedanken, es möchte all diese Arbeit ganz vergeblich und fruchtlos gewesen sein, keinen Raum geben, auch wenn unsren eigenen Augen nicht verstattet wäre, eine Frucht zu sehen.

Doch ohne sichtbare Zeichen göttlichen Segens hat der Herr die treuen Arbeiter in der That nicht gelassen. Ists doch schon ein hoffnungreiches Wahrnehmen, wenn Miss Burton gleich im Anfang ihrer Thätigkeit schreibt: „Eines Tags kam einer der italienischen Arbeiter zu mir und sagte, er sei so entzückt und hingenommen von

dem Evangelium Johannis, daß er fast die ganze Nacht aufgeblieben sei und darin gelesen habe." — Ein ander Mal schreibt sie: „Eine Mission unter römischen Katholiken ist eine delicate und schwierige Aufgabe, indem man die zähen, tiefgewurzelten Vorurtheile eines ganzen Lebens gegen sich hat. Die Furcht vor den Priestern schreckt hunderte vor uns und unsren Büchern zurück, und andererseits läßt der finsternste Aberglaube und eine tiefe Reverenz vor der Kirche bei vielen unter den Italienern keinen Gedanken aufkommen, als könnten sie von den Protestant en etwas Gutes lernen. Wohnte nicht das merkwürdige Verlangen nach dem Besitz der heiligen Schrift in ihnen, so wären sie uns ganz unzugänglich. Aber diese ihre Liebe zum Worte Gottes bahnt uns den Weg. Dutzende von ihnen kann man auf dem Felde, in ihren Baracken, am Wege, kurz allenthalben eifrigst in der heiligen Schrift lesen sehen. Ein christlicher Freund, der im Winter 1859 aus Italien zurückkehrte, traf auf den Landsträßen hunderte heimkehrender italienischer Arbeiter, die unterm Gehen die offenen Bücher in der Hand hatten und wandernd lasen. 'Ich konnte nicht begreifen,' sagte er zu mir, 'was das bedeuten soll.' Es waren Italiener, die von uns die heilige Schrift erhalten hatten."

Einer dieser Italiener kam durch das Lesen des göttlichen Wortes und durch Antonio's Predigten zur seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi, trat zur evangelischen Kirche über und schloß an die freie Kirche in Montreux sich an. „Auf seine Bitte," schreibt Miss Burton, „sandte ich auch an seine Frau in Orta (Italien) ein Neues Testament. Einige Zeit nachher hatte ich die Freude, von ihr einen Brief zu erhalten, worin sie schreibt: sie habe durch das Lesen des heiligen Buches Friede für ihr Herz, Trost für ihr Gemüth und ewiges Heil für ihre Seele gefunden; denn in dem Buche habe sie das wunderbare Wort gelesen: Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn dahingab, auf daß Alle die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Eine Tochter dieser Frau, ein hoffnungsvolles Mädchen, soll zu einer christlichen Lehrerin für Italien gebildet werden. Auch mehrere andere Glieder der gleichen Familie geben erfreuliche Hoffnung."

Miss Burton führt noch eine Reihe anderer Fälle an, wo das Lesen der heiligen Schrift sich als eine Kraft Gottes zur Seligkeit erwies. Manche Italiener trennen sich fast Tag und Nacht nicht von ihren Bibeln, und etliche machten sich zur Aufgabe, ihren Lands-

leuten daraus vorzulesen. Eines Tags kam einer der eifrigsten Bibelleser, den Miss Burton zu sich bestellt hatte, etwas später als verabredet war, zu ihr und erwiederte auf die Frage nach der Ursache: „Etliche Italiener kamen zu mir, und da saßen wir uns zusammen und lasen im Worte Gottes, abwechselnd jeder einen Vers. O Signora, das war ein herrlicher Anblick.“ — „Vor einiger Zeit begegnete ich einem jungen Italiener und bot ihm ein Neues Testament an. ‘Oh,’ rief er beim Anblick des Buchs, ‘das kenne ich ganz gut. Im Kanton Freiburg sah ich voriges Jahr einen Mann, der ein solches Buch in Montreux empfangen hatte; es kam fast nie aus seiner Hand, und kaum nahm er sich Zeit zum Essen. Mit großem Vergnügen nehme ich das heilige Buch an.’ — Ein anderer Italiener erwiederte auf meine Frage, was er von der heiligen Schrift halte, mit großem Nachdruck: ‘Signora, ich habe das Neue Testament von Anfang bis zu Ende durchgelesen und finde darin Alles was zum Leben nöthig ist.’ Nie werde ich den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er diese denkwürdigen Worte sprach.“ — Dass auch unter den Lessinern da und dort der Same des Lebens Wurzeln schlug, dafür finden sich mehrere unverkennbare Zeugnisse. „Im Sommer 1859,“ schreibt Miss Burton, „erhielt ein junger Lessiner, Namens Carlo, eine Bibel von uns, die er mit dem höchsten Interesse las und große Hoffnungen dadurch in uns erweckte. Sein ernstes Wesen in unseren Sonntagsversammlungen, und namentlich wenn er selbst betete, machte einen wohlthuenden Eindruck. Nach einigen Monaten aber kam ein Italiener nach Clarens, der ein entschiedener Ungläubiger war und bald mit Spott, bald mit allerlei feingesponnenen Einreden die Andern von der Wahrheit abzuziehen bewußt war. Es gelang ihm, auch auf Carlo Einfluß zu gewinnen, so daß dieser anfleng, unsre Sonntagsversammlungen zu verlassen und mir auszuweichen, wo er nur konnte. Es blieb mir am Ende nichts anders übrig, als nur für ihn zu beten, da es doch nichts geholfen hätte, mit ihm in seiner gegenwärtigen Stimmung zu reden. — Drei Jahre vergingen, als ich eines Tages auf einem schönen abgelegenen Fußweg plötzlich auf zwei Italiener stieß, welche neben der Straße Mörtel anmachten. Einer derselben war Carlo; der andere war mir fremd, schien aber ein ordentlicher anständiger Mensch zu sein. Ich blieb stehen und fragte Carlo, ob ich ihm wohl einen Traktat anbieten dürfe. Ja wohl, rief er sogleich und fügte hinzu, daß er nie aufgehört habe, unsre

Traktate zu lesen und sich daran zu erbauen. Er war augenscheinlich hoch erfreut, daß ich ihn angeredet hatte; noch mehr aber schien er gerührt, als ich denselben Tag noch einmal — in der Stunde, wo die Arbeiter zu ruhen pflegen — ihn auffuhrte, um ihm ein italienisches Büchlein zu bringen, dessen Inhalt für ihn mir besonders passend schien. Ich fand beide jungen Leute im Schatten einer Mauer sitzend, ihre Jacken über den Kopf zum Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne gelegt, und beide ins Lesen der Traktate vertieft, die ich ihnen am Vormittag gegeben. Nach einigen Bemerkungen über das Büchlein, das ich für Carlo mitgebracht, fragte ich ihn, wie es denn mit dem Neuen Testamente stehe, das er einst von mir erhalten; sofort zog er dasselbe aus seiner Tasche und versicherte mich, daß dieses theure Buch während der letzten drei Jahre sein unzertrennlicher Gefährte gewesen, und daß er nie darin zu lesen aufgehört habe. Auch wußte er mir auf meine Fragen eine sehr klare und befriedigende Rechenschaft von seinem Glauben zu geben. Ich lud ihn beim Abschied auf nächsten Sonntag zum italienischen Gottesdienst ein, und stehe — nach einer Abwesenheit von drei Jahren erschien der liebe junge Lessiner zum ersten Mal wieder auf seinem Platz in der Kapelle, um von nun an nie wieder zu fehlen. Auch äußerte er gegen mehrere seiner Genossen, lieber würde er Alles, selbst sein Leben lassen, als vom Worte Gottes sich trennen. Der Herr aber erhalte ihn treu bis ans Ende."

Mit welcher Liebe besonders Antonio Gazza von den meisten italienischen Arbeitern aufgenommen wurde, davon könnten wir eine Reihe von Beispielen anführen. Eines Samstags (es war im Frühjahr) hatte er den ganzen Vormittag bei den Leuten auf der Dronbahn zugebracht und schickte sich nun an, zu Fuß nach Clarens zurückzukehren, wo ihn um zwei Uhr das Mittagessen erwartete. Unterwegs aber begegnet ihm eine Gruppe Italiener, die eben aus ihrer fernien Heimat kommand auf der Dronlinie Arbeit suchten. Sogleich erkannten sie unsern Antonio, hielten ihn an, baten ihn, ein Kapitel mit ihnen zu lesen und zu beten, und könnten sich kaum von ihm trennen. Kaum war unser Freund ein Stück Wegs weiter gegangen, als ihm eine zweite ähnliche Gruppe begegnete, die gleichfalls ein Kapitel und ein Gebet zu hören begehrte. Ja, noch zwei weitere Male ward er auf diesem einen Gang von einzelnen Partheien wiederkehrender Italiener angehalten, welche jedesmal ihn aus früherer Zeit erkannten

und das Wort Gottes von ihm zu hören verlangten, so daß Antonio statt um zwei Uhr, erst Abends um neun Uhr in Clarens eintraf, müde zwar und hungrig, aber voll feliger Freude über das, was er auf diesem Wege erfahren.

Daz jeden Sonntag Abend zwischen 25 und 50 wahrheitssuchende Italiener der von Gazza gehaltenen Bibelstunde in der Kapelle bewohnten, haben wir schon erwähnt. Aber auch bei den gewöhnlichen französischen Gottesdiensten am Sonntag Vormittag, von dem Pastor der freien Kirche gehalten, erschienen immer viele von ihnen, obwohl sie meist nur wenig französisch verstanden. An einem schönen Aprilsonntag aber (1862), sah man von Aigle her eine Gruppe von fünfzehn anständig gekleideten und ernsten Italienern, unsern Antonio an der Spitze, nach der Kapelle von Montreux wandern, um nicht nur dem Gottesdienst beizuwohnen, sondern sich auch die Feier des protestantischen Abendmahls wenigstens anzusehen. Es war ein rührender, herzergreifender Anblick, wie diese gebräunten, edlen Angesichter in tiefster Andacht und mit unverwandter Aufmerksamkeit der heiligen Feier zusahen und von nichts mächtiger ergriffen wurden, als von der wunderbaren Weise und Stille, welche den ganzen Vorgang begleitete. Nach Beendigung der Feier aber versammelte Antonio diese lieben Männer in der geräumigen Vorhalle der Kapelle und sprach zu ihnen in ihrer Muttersprache über das, was sie soeben mit angesehen, worauf ein holländischer Geistlicher, ein warmer Freund des Reiches Gottes, das Wort ergriff und ihnen die Nothwendigkeit der Buße und des Glaubens, ja die Nothwendigkeit der Entscheidung für Jesum und Sein Wort aufs lebendigste ans Herz legte. Es war für viele unter ihnen ein gesegneter Tag.

Doch es ist Zeit, daß wir unsre beiden Freunde, Miss Burton und Antonio Gazza, von dem stillen Alpenthale von Chateau d'Or, dem Orte ihres Ausruhens, wieder nach den Ufern des Genfersees begleiten, wo die alte liebe und gesegnete Arbeit wieder beginnen sollte. Antonio besonders, so sehr er der Erholung bedurft hatte, war doch bald genug des mühsigen Ruhens müde geworden und sehnte sich dem Tag entgegen, wo er in seinem seligen Beruf wieder sich abmühen durfte. Und doch, — die ersehnte Wanderung von den Bergen hinab ins Thal sollte für ihn ein Gang zum ewigen Ausruhen, ein Gang zum Grabe werden!

Um die Mitte August 1862 brachen die Freunde auf, reisten

in Begleitung einiger andern Gefährten durch das prächtige Simmenthal hinab nach dem grünen Thunersee, lenkten dann um den Fuß der herrlichen Pyramide des Riesen herum ins Thal von Kandersteg und überstiegen den großartigen Paß der Gemmi. Nachdem sie die schwundelnden Steige, die zuletzt zum Bade Leuk hinabführen, glücklich passirt, stießen sie unten im Thal auf eine große Zahl von Italienern, die bei der sogenannten „Italienischen Bahn“ Beschäftigung suchten, und unter denen sofort die Liebesarbeit wieder begann. Ja, auf dem ganzen übrigen Weg über Sitten das Walliserthal herab bis Clarens wurden wieder und wieder italienische Bibeln und Traktate ausgetheilt, Ansprachen gehalten und Seelen zum Reiche Gottes eingeladen. Inzwischen war die Hauptbahnhauptstrecke, die von Genf bis in die Thäler des Wallis führt, schon am 10. April dieses Jahres eröffnet worden, und die Massen italienischer Arbeiter waren aus der Nähe verschwunden. Dagegen wurde noch emsig an der Oronbahn gearbeitet, welche jedoch gleichfalls in kurzer Zeit beendigt und dem allgemeinen Verkehr übergeben werden sollte. Dorthin also richtete Antonio, nach seiner Rückkehr nach Clarens, noch zweimal seine Wanderungen. Sonnabend den 30. August kehrte er von dort in seine Wohnung zurück. Noch am gleichen Abend hielt er mit seiner mütterlichen Freundin die gewöhnliche Gebetsstunde, in welcher beide Gottes Segen auf ihre Arbeit herabflehten und um die Ausgießung des heiligen Geistes über Italien beteten. Am Sonntag sprach Antonio zweimal (Morgens und Abends) zu großen Schaaren seiner Landsleute, die sich in der Pension versammelt hatten, — „und zwar in so ernster, eindringlicher Weise,“ schreibt Miss Burton, „daß ich es nie vergessen werde. Namlich redete er in der Abendversammlung so ergreifend über den Tod, daß es mir auffiel, und daß ich ihn nachher fragte, warum er nicht lieber vom Kommen des Herrn gesprochen. Seine Antwort war: 'Ich halte es für gut, mit den Leuten jeweilen vom Tode zu reden und sie mit heiligem Ernst an ihr Ende zu mahnen.' Wie wenig dachten wir daran, daß wir ihn zum letzten Mal gehört, zum letzten Mal in dieser Welt mit ihm gemeinschaftlich uns versammelt hätten. — Am Montag ging er nach Vevey, um Bücher für die neu zu errichtende Schule zu kaufen. Am Dienstag früh aber brachte er vor dem Frühstück noch eine gesegnete Stunde mit dem theuern Pastor zu, um wie gewöhnlich das Wort Gottes zu studiren und dann aus dem empfangenen Schatz Altes und Neues an Andere

mitzutheilen. Nach dem Frühstück eilte er zu Miss Burton, um sich für den Gang nach Dron zu verabschieden; aber sie riehth ihm entschieden davon ab, du am folgenden Tag (3. Sept.) die ganze Linie eröffnet werden sollte; er möge lieber andere Punkte in der Nähe besuchen. „Als ich ihm gegenüber saß,“ schreibt Miss Burton, „fiel es mir sehr eindrücklich auf, wie das Malzeichen der Sünde, das wir Alle mehr oder weniger an uns tragen, gleichsam von seinem Angesicht verschwunden war; es lag so ein eigenthümlicher Ausdruck der Verklärung auf demselben, wie es mir nie zuvor aufgefallen war, obschon sein Gesichtsausdruck immer etwas Angenehmes und Wohlthuendes hatte. Nach kurzer Besprechung über Geschäftssachen stand ich auf und verließ das Zimmer; zwei Stunden darauf war er in der Ewigkeit.“

Ein ihm nahe befreundeter Knabe hatte ihn gebeten, mit ihm im See zu baden. In Antonio wohnte von jeher eine entschiedene, unüberwindliche Scheu vor dem Wasser, er benützte auch den See höchst selten zu einer Fahrt, noch seltener zum Baden. Aber die Liebe zu dem Knaben ließ ihn das innere Widerstreben überwinden. Er stieg in das verhängnißvolle Bad. Die weiteren Vorgänge sind nicht mehr auszumittele. Wahrscheinlich glitt er an einer abhängigen Stelle im Wasser aus, verlor den Boden unter den Füßen und sank augenblicklich, um nur als Leiche wieder aufzutauchen. Die Trauerpost klang wie ein Mährlein denen, die sie vernahmen. Es war ein dunkler, geheimnißvoller Weg. Aber der Weg Gottes ist allezeit heilig, recht und gut. Antonio war eine reise Ahre — reif für die himmlischen Scheunen.

Aller Gläub'gen Sammelplatz
Ist da, wo ihr Herz und Schatz,
Wo ihr Heiland Jesus Christ,
Und ihr Leben hier schon ist.

Eins geht da, das andre dort
In die ew'ge Heimath fort,
Ungefragt, ob die und der
Uns nicht hier noch nützlich wär'.

Doch der Herr kann nichts verfehn;
Und wenn es nun doch geschehn,
Hat man nichts dabei zu thun,
Als zu schweigen und zu ruhn.

Auch das Werk Antonio's war vollbracht. Zwei Jahre hatte er treu und im Segen an den Arbeitern der beiden Eisenbahnlinien gewirkt; diese Linien waren vollendet, die Arbeiter zerstreuten sich, und nun rief der Herr seinen treuen Knecht zur ewigen Ruhe. Auch Miss Burton, die tief trauernde Freundin, fühlte, daß ihr Werk in dieser Umgegend nahezu vollendet sei. Sie reiste bald darauf nach Italien, wo der Herr ihr neue und bedeutende Wirkungskreise eröffnete. Unsfern Antonio aber trugen weinende Söhne seines eigenen geliebten Vaterlandes zum Grabe.

Wenn dich aber, mein Freund, dein Weg etwa an die herrlichen Ufer des Genfersees führt, dann vergiß nicht, den unvergleichlich gelegenen Gottesacker von Clarens zu besuchen. Der Ausblick in die umliegende Pracht und Herrlichkeit der Natur wird dein Auge mit Entzücken füttigen; aber die Stätte, darauf dein Fuß steht, ist mit tausend Thränen benetzt. Die zahlreichen Denksteine und Grabmäler, auf denen du fast in allen Sprachen Europa's Namen der Heimgegangenen liefest, — edle Namen früh Vollendeter, — sie reden eine ernste Sprache mit dir von Tod und Ewigkeit, von irdischem Leid und heiligen Hoffnungen. Aber an dem einfachen Stein gehe nicht vorüber, auf dem dir der theure Name Antonio Gazzetta entgegenschimmert. Unter dem Namen hat die Liebe der Freunde des Entschlafenen einige Sprüche eingraben lassen. „Ich wandte mich, und sah, wie es unter der Sonne zugehet, daß zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein.“ Pred. 9, 11. Und darunter: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben: denn sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Offb. 14, 13.

Der Herr aber hilfe uns, daß auch wir, ein jeglicher in dem, darinnen er berufen ist, treu erfunden werden bis ans Ende, auf daß unser Erbtheil sei mit denen, die jenes große Wort einst vernehmen: „Gi du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über Vieles setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Redactor: Dr. A. Oertag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 Kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Gesangs - Gegeg am Oberlauf des Curnkudu in Süd - Indien.

AND HASTON



Die Fortschritte der indischen Mission in den letzten zwölf Jahren.

1. Einleitende Bemerkungen.

Man hat schon lange und von verschiedenen Seiten her behauptet, die Mission bringe vielleicht wohl eine leibliche Verbesserung der Zustände unter rohen Völkern zuweg, auf alte Kulturstaaten aber mache sie keinen Eindruck. Bald hieß es, das vielgespaltene Christenthum unserer Tage sei zu schwach, solchen Einheitskolosse wie dem Brahmanismus oder Buddhismus zu Leibe zu gehen; bald glaubte man, ohne es immer zu bekennen, jene pantheistischen Religionen hätten vielleicht ebensoviel oder noch mehr Wahrheit, als die Offenbarung Gottes in Israel, und eben darum eine Widerstandskraft, welche eher vermöge, den beschränkten Geist der Missionare zu verwirren und zu bekehren, als von ihm Eindrücke zu empfangen. Besonders war es Indien, worauf die Missionsfeinde mit unverhohelter Schadenfreude deuteten, als auf das Land, an welchem die Mission mit ihren Prätentionen zu Schanden werden müsse. Wo sind nun, konnte man fragen, die stolzen Hoffnungen, mit denen die Mission sich dort trug? Was ist aus der Hallischen Mission in anderthalb Jahrhunderten geworden? Einige zerstreute Gemeinden, die allgemach wieder im Kastengeist verknöcherten! Was aus der 20jährigen Arbeit der Brüdergemeinde? Sie hat ohne Frucht das Feld räumen müssen! Was aus der riesenhaften Uebersetzungsfabrik, mit welcher die Sirampurer sich abmühten? Ihre Bibeln modern in Magazinen, oder sind, ungeschickt ausgeheilt, den Krämern der Märkte zu Wickelpapier versallen! Welche Frucht haben die Schulen der Schotten und ihrer Nachseiter getragen? Nun, viele Jünglinge haben tüchtig Englisch gelernt, und gute Anstellungen bei der Regierung davongetragen! In diesem Tone konnte man fortfahren, und

ohne partielle Erfolge zu läugnen, am Ende doch behaupten, Indien sei noch, was es vor hundert Jahren gewesen, eine Welt voll Anziehungskraft für den stammverwandten Europäer, leicht zu erobern mit den Waffen des Fleisches, aber unbedingt für die Kämpfen des Evangeliums; eine Versorgungsanstalt für die Civil- und Militär-Offiziere des glücklichen Englands, wie für eine gute Anzahl europäischer und amerikanischer Missionare. Das wertvollste Ergebnis des Zusammenstoßes für den Fortschritt des Geistes sei der Fund der Sanscritsprache, und die dadurch ermöglichte Beleuchtung der Ursprünge unserer indogermanischen Welt. Ob Indien selbst auch Nutzen davonziehe, bleibe für jetzt fraglich. Die Zauberformel, welche den Riesenleib aus seinem tausendjährigen Schlafe wecken könne, der Schlüssel zu seinem Herzen sei jedenfalls noch nicht gefunden.

Wir wollen nicht läugnen, daß an alle dem etwas Wahres ist. Von ungeheuren Erfolgen voreilig rühmen zu wollen, wäre Thoreheit. Diese rühmen sich selbst bald genug. Wenn einmal der Sieg errungen ist, dreht sich die Stimmung ohne alles Zuthun. Vorerst aber scheint es am Platze, zuzugeben, daß die Mission noch immer im Kampfe liegt, nicht etwa mit einem energischen Feinde, der alle Kräfte anstrengt, sondern mit einer tiefgewurzelten Apathie, welche leicht auch den mühevoll ringenden Angreifer selbst ansteckt. Es gibt viele Missionare, welche die Hoffnung auf baldige durchschlagende Erfolge allmählig sinken lassen und sich darauf beschränken, im engen Kreise ihrer Thätigkeit geduldig fortzuarbeiten, als am Tage geringer Dinge. Auch die Freunde, welche sie hinaussandten und unterstützen, sind nachgerade von hochfliegenden Erwartungen zurückgekommen; sie sind zufrieden, auf Hoffnung auszusäen und harren im Glauben des Früh- und Spatregens. Sie zu ermutigen, stellen wir die Zeichen des Fortschritts zusammen, der in den letzten zwölf Jahren errungen worden ist. Als Anleitung dazu dient uns vor Allem die eingehende Statistik der indischen Mission, welche Missionar Mullens aus handschriftlichen Mittheilungen fast aller Stationen mit großem Fleise zusammengestellt hat.*). Uebrigens enthält auch sie noch manche Lücken, die möglichst ausgefüllt werden müßten.

Der aufmerksame Beobachter wird sicherlich finden, daß der Fort-

*) A brief review of ten years Missionary labour in India between 1851 und 1861. By J. Mullens, DD. London 1863.

schritt in Indien, ja in den meisten Kolonialländern und Missionsgebieten, ein ungleich augenfälligerer ist, als z. B. der Fortschritt Deutschlands. Denken wir uns einen Missionar, der nach längerer Abwesenheit ins Vaterland zurückkehrt; er möchte sich vergewissern, daß in der Heimath der christliche Geist nicht abgenommen, vielmehr neue Siege erfochten hat, und sieht sich sehrlichst nach den Zeichen seiner Wirksamkeit um. Was findet er aber? Wohl ist da und dort ein Zuwachs evangelischen Lebens zu verspüren, aber die Punkte sind sehr vereinzelt. Er freut sich über einige Zweige der innern Mission, welche noch immer im Gehen blühen und Früchte tragen, er findet alte und neue Missionsgesellschaften, welche in ihren Kreisen sich bedeutender Unterstützung erfreuen. Sind die alten Leiter und Träger der christlichen Bewegung zu ihrer Ruhe eingegangen, der Nachwuchs bleibt nicht aus. Wo aber wären die Beweise dafür zu suchen, daß das Evangelium eine Macht wird in der öffentlichen Meinung, in den Ständekammern, in den regierenden einflußreichen Kreisen, in den Sälen der Wissenschaft? Tritt da nicht der fortschreitende Absfall von Christo mindestens eben so deutlich zu Tage, als die Wirkung des Geistes Christi? Sucht er sich über die Resultate der letzten 10 oder 15 Jahre zu orientiren, die Gewährsänner mögen sein wer sie wollen, er bleibt am Ende in der Ungewißheit, ob nicht ebensoviel verloren als gewonnen worden ist.

Da ist es denn doch, so muß er sich sagen, ein Anderes mit dem Fortschritt in Indien. Verwirrende Erscheinungen, betrübte Stockungen, ja wirkliche Rückfälle bleiben nicht aus. Aber daß es im Ganzen besser geworden ist, daß das Christenthum dort vorwärts schreitet und eine Macht wird, das ist ihm so klar wie der Tag. Bedürfte es eines augenfälligen Beweises, so hätte er denselben an der Ernennung des jetzigen Generalgouverneurs für Indien. Wer die Verhältnisse kennt, wird sich sagen müssen: Sir John Lawrence Vicekönig von Indien im Jahr 1864? Das hätte man freilich vor zehn Jahren sich kaum träumen lassen!

Allerdings ist diese Thatsache ziemlich nichts sagend für die, welche die Geschichte der indischen Mission nicht näher kennen. Und die meisten deutschen Geschichtswerke sind nicht dazu angehängt, diesem Mangel irgend abzuhelfen. Von Kriegen, Aufständen und Annexi-

rungen wissen sie viel zu erzählen; der eigentliche Faden des stillen mächtigen Fortschritts aber im Gebiete des Geistes entschlüpft ihren Händen. Es ist lehrreich, dies an einem Beispiel zu zeigen.

Wie wenig sich unsre Geschichtschreiber anstrengen, der Mission die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, mag aus den Missgriffen erschellen, welche ein geachteter Schriftsteller, der die Wiederbelebung des religiösen Stunes ernstlich wünscht und den Zeichen einer solchen gerne nachgeht, sich zu Schulden kommen lässt, wo er nur immer auf das Gebiet der Missionen überschweift. Wie wunderbar nimmt sich z. B. die Neuzeit Indiens in Menzel's Weltgeschichte aus! Nie wurden, wenn man ihn hört, unschuldige Völker von einem Eroberer mit größerer Arglist und Unbarmherzigkeit behandelt, selbst nicht von den alten Römern, als die Hindu's von den Engländern! Und zwar von 10,000 Engländern, denn so hoch berechnet er die indobritische Armee nach ihrem europäischen Bestandtheil, (während er in seinem früheren Werke noch 30,000 annimmt, da doch die britische Truppenmacht nie unter 45,000 Mann betrug und jetzt nach Verminderung der Sipahiregimenter auf 72,000, nicht aber „110,000 und mehr“ gebracht ist.) Die Undenkbarkeit, daß ein solches Häuslein die „freien und stolzen Inder“ tyrannisiiren konnte, fällt ihm nicht von weitem ein. Englische Offiziere müssen in ihrem Uebermuth die Religion der Eingebornen verhöhnt haben: „sie pflegten (behauptet er) Stücke Rindfleisch unter die Hindu's, und Schweinesfleisch unter die Muhammadaner zu werfen.“ Er meint, alle Verschwörungen der Sipahis von „englischer Brutalität“ herleiten zu müssen, und läßt die Briten „die Treulosigkeit und Immoralität der Hindufürsten immer wo möglich noch überbieten“; ja er behauptet: „sie entstiftlichten und verwilderten das Land, und wurden ihm in jeder Beziehung zum Fluche.“ Von der übertriebenen Rücksicht, mit welcher der Hinduismus und Islam in Indien geschont, ja lange Zeit unter Beeinträchtigung des Christenthums von oben herab gehegt wurden, hat er kaum eine Ahnung; wo er sie aber zugeben muß, erklärt er sie aus politischer Arglist: „man sah es gerne, wenn beide Parteien sich bekämpften.“ Als ob die Compagnie das hätte zulassen können! Der Verfasser verkennt ganz die Macht, welche diese alten Religionen auf die Handvoll irdisch-gesinnter Eroberer ausübten, die falsche Gewissenhaftigkeit, mit der diese sich hüteten, jenen anders als mit Ehrerbietung zu begegnen. Das sollte dann freilich auch politisch klug sein, und wurde als

Grundstein der indischen Verwaltung den jüngeren Staatsmännern bei jeder Gelegenheit von den älteren eingeschärf. Davor aber, daß die englische Regierung zuerst wieder Frieden und Wohlstand in das zerrüttete Land der Erde brachte, ist bei Menzel nirgends die Rede; während doch alle niedern Kästen in Indien diese Wohlthat anerkennen, und nur die beseitigten Herrscherfamilien, die fanatischen Muselmanen, die despötzischen Baronen und alleinreinen Brahmanen über ihre Nivellirung mit bisherigen Sklaven murren. Wenn nun Menzel den Engländern „einen ewigen Vorwurf“ daraus macht, daß sie „die unterworfenen Völker nicht zum Christenthum bekehrt haben, und so weit hinter den Spaniern zurückblieben“, so ist darin Wahres und Falsches wunderlich gemischt. Wahr ist, daß von der evangelischen Minorität in England seit 1793 jede weitere Begünstigung der Mission durch heiße Kämpfe errungen werden mußte; falsch ist die Einbildung, daß diese Evangelischen nichts erreicht haben, während doch auf der ganzen Erde kein Missionsfeld zu nennen ist, das für Protestanten wie Katholiken in solcher Ausdehnung geöffnet und für die Predigt des Evangeliums vorbereitet worden wäre wie Indien. Daß aber auch die Katholiken sich hier einer andern als der spanischen Bekehrungsmethode bedienen müssen, wird von den Besten unter ihnen selbst nicht gerade bedauert.

Der Geschichtschreiber weiß nun von der indischen Mission nichts anzuführen, als höchstens drei Punkte. Es scheint der Mühe werth, diese näher ins Auge zu fassen. Einmal hören wir, daß unter Havelock's Führung in der Rebellion von 1857 „sich eine religiöse Begeisterung der rohen Soldaten bemächtigt“ habe. Dies ist sehr ungeschickt erzählt; denn Havelock betete wohl mit seinen Soldaten in dem Barmanenkrieg 1824—1826, nicht aber als General in dem letzten Feldzug. Die Wahrheit ist, daß seit den zwanziger Jahren die Mission auf Civil- und Militärpersönern in Indien immer größeren Einfluß gewann, bis sie eine Position nach der andern eroberte; und daß in dem großen Sipahi-Aufstande deutlicher als je erkannt wurde, nicht das Zuviel von Christenthum, sondern seine Vernachlässigung gefährde das britische Reich in Indien. In keinem Heere auf der Erde werden derzeit so viele wahrhaft fromme Offiziere zu finden sein, als in dem angloindischen. Von allen diesen Fortschritten, von Abschaffung der Wittwenverbrennungen, der Tempelbeaufsichtigung, Pilgertare und heidnischer Eide, von dem was für die Ausdehnung des

Schulunterrichts, für die Sicherung der Gebrechte von Belehrten u. s. w. geschah, weiß unser Geschichtschreiber Nichts zu sagen. Nur das Verbot der Menschenopfer erwähnt er bei Gelegenheit eines Aufstandes, versezt es aber vom Lande der Khunds nach Bengalen! —

Zweitens wird uns der Missionar vorgeführt, wie er „mit seiner Lady auf Elephanten reitend mit großem Troß und Gefolge daherkam, und die Indier in ihm nur einen Lord und keinen demütigen Apostel Jesu Christi zu sehen vermochten, und sich daher lieber von einem barfüßigen Franziskaner bekehren ließen“. In Wahrheit aber haben weitauß die meisten Missionare in Indien nie einen Elephanten bestiegen; wozu auch? Damit ist nicht gelehnt, daß in den Wäldern und Sümpfen der Karenen der Elephant auch der Mission schon tüchtige Dienste geleistet hat. Den größten Pomp in Indien haben übrigens seiner Zeit jesuitische Missionare entwickelt; zweifelsohne in der besten Absicht. Nachgerade fragt sich der Missionsfreund, wo denn wohl jener barfüßige Franziskaner zu suchen wäre. Wir wissen von Kapucinern, Karmelitern, Theatinern u. s. w., besonders aber von Jesuiten in den indischen Diözesen; diese arbeiten fleißig, wenn sie auch im Ochsenwagen oder zu Pferde reisen wie die protestantischen Missionare. Nur von „Franziskanern“ in Indien will aus der neueren Zeit Nichts verlauten. —

Drittens führt der Geschichtschreiber in einer gelegentlichen Anmerkung einen einzigen Erfolg der Mission an, nämlich „Sudrachristen in Travankor, deren Weiber um der Neuerung in der Kleidung willen 1858 eine Verfolgung von den Heiden erleiden mußten“. Diese Aufführung verdanken wir wohl nur einem charakteristischen Mißgriff des Forschers, der nämlich meint, diese Sudraveiber seien „von katholischen Missionären“ bekehrt worden. Es begegnet ihm hier dasselbe, wie bei seiner Erwähnung von der Christenverfolgung in Madagaskar. Beide Male glaubt er, Früchte katholischer Missionsarbeit vor sich zu sehen, und begrüßt sie natürlich ohne weitere Prüfung mit Freuden. In Wirklichkeit aber waren die Verfolgten in Travankor, wie auf Madagaskar, Protestanten und zwar bekehrt durch Londoner Kongregationalisten, eine Gesellschaft, von deren Existenz und Wirken der Verfasser freilich ununterrichtet scheint. Sonst wäre ihm der arge Schnitzer nicht begegnet, in seinem neuesten Werk zu behaupten, die 2000 Madagassen, welche von ihrer Königin hingerichtet wurden, seien „von Franzosen zum Katholizismus bekehrte“ Christen gewesen; noch weniger

die schwere Verläumung, der greise „Ellis habe sich gegen den König Radama II mit den Howa's verschworen, ihn und seine Anhänger am 12. Mai 1863 umbringen und seine Wittwe auf den Thron erheben lassen“. Wie wenig der Verfasser die Londoner Mission und den vielbewährten Ellis kennt, ergiebt sich zur Genüge aus dieser gierig aufgehaschten französischen Zeitungslüge, deren Verewigung einer Weltgeschichte wahrlich zu keiner Zierde gereicht. Eben diese Londoner sind es auch, welche das Christenthum auf Tahiti eingeführt haben, und nicht „die anglikanische Staatskirche“, welche der Geschichtschreiber in seiner verworrenen Geschichte der Südseeinseln*), allen Thatfachen zum Hohn, „durch Ströme von Blut die Bekhrung der Gesellschaftsinseln erzwingen“ lässt.

Alle diese und unzählige andere Mißgriffe haben ihren tiefsten Grund in einer eigenthümlichen Mißstimmung, welche diesen Geschichtschreiber abhält, sich mit den Phasen des christlichen Lebens in England eingehender bekannt zu machen. In seinen „letzten 120 Jahren“ berichtet er weder von der bedeutlichen Ebbe desselben, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorherrschte und natürlicherweise sich nach Indien und in die Kolonien verbreitete, noch weiß er um den merkwürdigen Aufschwung, welcher, durch die methodistische Bewegung hervorgerufen, in der Stiftung der großen Missions- und Bibelgesellschaften gegen das Ende des Jahrhunderts kulminierte. So kann es ihm begegnen, daß er den wahrhaft gläubigen Wilberforce „im maurerischen und Rousseauschen System der Humanität“ wirken lässt, ohne zu ahnen, daß eben dieser Mann es war, der im Parlament und in der höhern Gesellschaft, durch Wort und Schrift, jenes neuerwachte Geistesleben einzuführen sich bestrebte, wie ihm vor Allen die Ehre gebührt, der Mission im britischen Indien Dulbung, der englischen Kirche daselbst staatliche Anerkennung und Konsolidirung ausgewirkt zu haben.

Aus diesen Ausführungen mag der evangelische Leser entnehmen, wessen er sich zu versehen hat, wenn er sich über die Fortschritte der Mission bei Geschichtschreibern der Neuzeit Raths erholen will. Findet

*) Menzel schließt, was er von den Gesellschaftsinseln erzählt, mit dem Satze: „Ludwig Philipp hätte Otaheiti gern behalten, aber England litt es nicht“; während doch die Franzosen in mehrjährigem Krieg Tahiti erobert haben und noch besetzt halten. Auf den Sandwichinseln lässt er „englische Missionäre walten“; bekanntlich waren es amerikanische.

er solche Entstellungen des Thatbestands auch bei denen, welche in christlichem Geiste schreiben wollen, so lobt er sich am Ende Baur's Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, in welcher der Mission mit keinem Worte gedacht ist.

Doch der Leser fragt: was bedeutet denn wohl die Ernennung Sir John Lawrence's zum Vicekönig von Indien? Sie bedeutet, daß die englische Regierung sich nicht mehr fürchtet, die Verwaltung Indiens anerkannt christlichen Männern anzuvertrauen, Männern, die nicht nur für sich Christo nachzufolgen bemüht sind, wie mehrere der früheren Gouverneure, sondern die es offen ausgesprochen haben, daß ihre amtliche Wirksamkeit im Dienste Christi stehen müsse. John Lawrence (geb. 1811 in Irland) gieng im Jahr 1829 nach Indien als einfacher „Schreiber“, d. h. Kommis der Handelsgesellschaft (so nannte man die Civilbeamten der alten Compagnie). Er arbeitete sich zum Kollektor und Oberbeamten eines Kreises empor, und wurde nach dem ersten Sikh-Kriege 1847 Kommissär der neugewonnenen Sikh-Provinz. Als solcher hatte er bald die Verwaltung eines der schwierigsten Länder mit ungemeiner Schnelligkeit und Weisheit in Ordnung gebracht, und wurde daher nach der Eroberung des Panjab 1849, in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, Sir Henry Lawrence, an die Spitze von dessen Regierung gestellt. Wie er diese lebtgewonnene Provinz durch ein neues thatkräftiges Verwaltungssystem in wenigen Jahren zu einem der glücklichsten und anhänglichsten Länder des indobrittischen Reiches umschuf, wurde erst völlig erkannt, als die Empörung der Sipahis (im Mai 1857) dasselbe in seinen Grundfesten erschütterte. Von dem Augenblick an, da die Telegraphendrähte rissen, war er Alleinherr des nordwestlichen Gebiets und wurde der Retter des ganzen Reichs. Nicht nur wußte er die zahlreichen Sipahiregimenter mittelst einer schwachen Anzahl europäischer Truppen zu entwaffnen und in seinem Gebiet die vielfachbedrohte Ruhe aufrecht zu erhalten; er wagte es auch, die kaum erst besiegten Sikhs zum Kampfe gegen die Meuterer aufzubieten, und schickte rasch ein Heer ums andere gegen Delhi. Im September wurde die Stadt genommen und damit dem Aufruhr der Lebensnerv abgeschnitten. Während noch ganz Indien und England ihn als den eigentlichen Retter feierten, und seiner Weisheit und Energie das gebührende Lob

streute, erschreckte die *Times* (Oct. 1858) alle Staatsmänner durch Veröffentlichung eines amtlichen Aufsatzes über „die christliche Pflicht Englands in der Regierung Indiens“. Noch fragte man sich überall ängstlich: Hat nicht vielleicht die Mission den Aufstand hervorgerufen? Ist man nicht mit englischer Erziehung zu schnell vorgeschritten? Dürfte nicht ein vorsichtiger Rückschritt die aufgeregten Geister am ehesten beschwichtigen? Da wagte der Oberkommissär des Pandschab es öffentlich auszusprechen, nur Gottes Gnade habe man zu danken, daß die Empörung bewältigt worden sei; es sei einfache Pflicht der Dankbarkeit, hinfert Ihm die Ehre zu geben, und sich nicht mehr damit zu begnügen, das Christenthum zu dulden; vielmehr habe die Regierung, ohne den Gewissen irgend welcher Unterthanen zu nahe zu treten, christliche Ziele ins Auge zu fassen, sie offen zu bekennen und für ihre Erreichung in christlichem Geiste zu wirken. Lawrence hat die Grundzüge einer solchen Verwaltung bis ins Einzelne aufgestellt, und namentlich verlangt, daß in den Bibliotheken und unter den Schulbüchern aller Regierungsschulen die Bibel ihre Stelle finden müsse, und wo es nicht an Lehrern mangle, die dazu taugen, noch an Schülern, die sich willig zeigen, solle auch der biblische Unterricht in Schulstunden eingeführt werden. Den Schluß seines Aufsatzes rücken wir hier ein: „Sir John Lawrence hat, wie so manche andere, durch die schauerlichen Ereignisse von 1857 sich bewogen gefunden, ernstlich nachzudenken, welches die Fehler und Unterlassungssünden der Briten als einer christlichen Nation in Indien wohl sein mögen. Er ist zu dem Schluß gelangt, daß in der Behandlung aller solcher Fragen und Punkte, wie die obgenannten sind, nur Eines ins Auge gefaßt werden müsse, nämlich sich zu vergewissern, worin unsere christliche Pflicht bestehe. Ist das ermittelt, so weit es unser schwaches Licht und irrendes Gewissen erlaubt, so ist er entschieden dafür, dieser Pflicht nachzukommen, was es auch koste, unbeirrt durch irgend welche Nebenrücksicht. Machen wir das zu unserer Aufgabe, so dürfte sie mit Gottes Segen uns nicht allzu schwer fallen. Sir John Lawrence ist der vollen Überzeugung, daß alle wirklich christlichen Maßregeln sich in Indien durchführen lassen, nicht bloß ohne die britische Oberherrschaft zu gefährden, sondern im Gegentheil, mit jeder Aussicht auf ihre Befestigung.“ — Das war ein Schlag für alle vorsichtigen Staatsmänner, voran für den wohlmeinenden Generalgouverneur Lord Canning! Wenn früher schon oft Aehnliches verlangt worden war in

christlichen Zeitschriften, in den Versammlungen der Exeterhalle, auch im Parlament, — man konnte doch leicht beweisen, daß seien Träume wilber Schwärmer, liebenswürdiger Leute gewiß, aber völlig unbekannt mit den eigenthümlichen Bedürfnissen Indiens und den Bedingungen der dortigen englischen Herrschaft. Hatte nicht die höchste Autorität in indischer Staatsweisheit erklärt: Jeder weitere Missionar in Indien mache ein weiteres europäisches Regiment nöthig? Und hatte nicht sogar noch der milde Canning allen Offizieren streng verboten, an Missionsfesten thätigen Antheil zu nehmen, oder sich mit den Sipahis in religiöse Unterredungen einzulassen? Nun aber kam diese Stimme von dem Einen Machthaber, der aus der Feuerhitze von 1857 bewährt hervorgegangen war, von dem nüchternsten Praktikus, erfahren wie wenige in allen Verwaltungszweigen, dem eigentlichen Drakel der Beamtenwelt! Es war unbegreiflich. — Wie der früh gealterte Mann (1859) nach seiner übermenschlichen Anstrengung Erholung im Vaterlande suchte, haben ihm 8000 einflußreiche Männer Englands für dieses offene Bekenntniß in einer Glückwunschedresse herzlich gedankt. Darunter waren 23 Bischöfe und Erzbischöfe, 28 Lords, 71 Parlamentsglieder, an 200 Bürgermeister von Städten ic. Er durfte erfahren, daß ein gutes Wort, für Christi Sache gesprochen, in England noch eine gute Statt findet. Auch die Machthaber haben in diesen vier Jahren Zeit gehabt, den Mann persönlich kennen zu lernen; und kaum hatte der sterbende Lord Elgin um einen Nachfolger gebeten, so ernannte nicht nur die einmütige Stimme Englands, sondern auch die Königin durch ihre Rathgeber Sir John Lawrence zum Generalgouverneur Indiens (Dec. 1863). Nach einer langen Reihe von Generälen und Staatsmännern, welchen dieses Amt in Folge ihrer Verbindung mit englischen Ministerien übertragen wurde, ist er der erste Angloindier, dem allein seine Verdienste um die ferne Kolonie diesen Ehrenposten verschafft haben. Ob wegen seines Christenthums, ob trotz desselben, darüber mögen die Ansichten sich theilen. Immerhin aber sieht der Christ mit Dank und Freude in dieser Erhebung des Mannes den Abschluß eines 70jährigen Kampfes. So lange ist es nun, daß über die eine Frage: ob das Christenthum für Indien gefährlich oder nöthig sei, im Rath der britischen Staatsmänner debattirt wird; und nach allen Wendungen und theilweisen Beantwortungen ist es endlich anerkannt und furchtlos ausgesprochen: das Christenthum ist, was Indien vor Allem nöthig hat.

Es ist nun wohl möglich, daß viele hochgespannte Erwartungen nicht erfüllt werden. Sir John ist ein Mensch und kann bald sterben, auch ist ein indischer Vicekönig nur gar nicht allmächtig. Jedenfalls dürfte seine Wirksamkeit in Kalkutta beschränkter sein, als die des Oberkommisärs im Pandschab war; dort hatte er eine Anzahl gleichgesinnter Beamten um sich gesammelt und herangebildet, jetzt muß er mit den Ministern, die er vorfindet, zurecht zu kommen suchen. Aber um den Erfolg handelt es sich hier nicht. Nur das darf und soll ausgesprochen werden, daß das Christenthum in Indien vorwärts schreitet und eine Macht wird, was auch für den Fernerstehenden aus dieser Wendung der angloindischen Politik klar erhellst. Für den, der die Dinge in der Nähe beobachtet, stünde die Thatsache fest, auch wenn sie sich nicht in einem so greisbaren Resultat verkörpert hätte.

2. Das ostindische Reich 1852—1862.

Werden wir einen Blick auf die Entwicklung des ostindischen Reichs in den letzten zehn Jahren, so stoßen wir sowohl in Betreff der Ausdehnung seiner Gränzen, der Blüthe seines Handels, der Vermehrung seiner Bedürfnisse nach Innen und Außen, und dem Wachsthum seines Wohlstandes, als auch in wesentlichen Verbesserungen in allen Zweigen seiner Verwaltung auf sehr erfreuliche Erscheinungen.

Begann das Jahr 1852 noch inmitten des harmanischen Kriegs, so brachte schon der April den Fall Ranguns, dem im August die Einnahme von Prome und bald hernach die Einverleibung der ganzen Provinz Pegu folgte, in Folge deren sich die englische Herrschaft an der harmanischen Küste nun in einer ununterbrochenen Linie von Tschittagang bis nach Mergui hinab erstreckte. Die Bewohner der neuen Provinz aber, namentlich die seit hundert Jahren (genauer seit 1757) unterdrückten und zertretenen Stämme der Talaing, Khyenen und Karenen, fanden an dem Oberkommisär Oberst Phayre einen Freund, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, ihre alten Wunden zu heilen und sie unter dem Schutze englischer Gesetze zu einem freien Volke heranzubilden.

Im folgenden Jahre erhielt die Ostindische Compagnie von dem Nizām einige Bezirke der fruchtbaren Provinz Berār als Bezahlung für eine alte Schuld; die nicht minder werthvolle Provinz Nāppur

fiel ihr zu, weil die einheimische Herrscherfamilie ausgestorben war, und zwei Jahre später führte die hinlänglich erwiesene Untüchtigkeit des Königs von Audh, sein eigenes Land zu regieren, auch noch die Einverleibung dieser Provinz herbei.

Durch diese Gebietsweiterungen, zu denen wir die damals noch neue Eroberung des Pandschab und den Rückfall der Fürstenthümer Dschhansi und Satāra hinzufügen dürfen, wurden in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren die indischen Staatseinkünfte jährlich um vier Millionen Pfd. Sterling, und die Zahl seiner Unterthanen um mehr als 22 Millionen, also um ein Drittel der ganzen Bevölkerung Russlands vermehrt. Freilich auch ein bedeutender Zuwachs der Regierungssorgen und der damit verknüpften Verantwortlichkeit!

An dieser nahm das englische Volk lebhaftesten Anteil. Verschiedene im Parlament vorgebrachte Fragen hatten wichtige Veränderungen in der indischen Verwaltung, ja in manchen Beziehungen einen völligen Umschwung der Dinge zur Folge.

Der ungeheure Spielraum, welcher sich nun der Thaikraft und Einsicht tüchtiger Civil- und Militärbeamten erschloß, verbunden mit den bedeutenden Summen, die ihnen aus dem Staatschaz zur Verfügung gestellt wurden, führten namentlich der Provinz Bengalens eine ungleich größere Zahl ausgezeichneter Männer zu, als der Schlendrian früherer Jahre. Unter dem leuchtenden Vorbilde Lord Dalhousie's kam ein neuer Geist, der sich bald von Peshawer bis Mergui fühlbar mache, in die Regierungskreise. Eine der ersten Forderungen, die hinsicht an alle Beamten gestellt wurden, war eine genaue Bekanntschaft mit der Sprache des Volks, das sie zu regieren hatten, und soweit diese und eine gründliche Kenntniß der Gesetze einen Maßstab hiefür abgeben können, wurden mit der größten Verantwortlichkeit in der Rechtspflege nur noch solche betraut, die die größte Fähigung dazu besaßen.

Gegen alle gesellschaftlichen Schäden, wie den Mörder-Bund der Thags im Pandschab, das organisierte Räuberwesen in verschiedenen Theilen Indiens, die Sklaverei in Travancor, die da und dort in Hindu-Staaten noch vorkommenden Wittwenverbrennungen und die Kinderopfer der Khunds wurde der früher begonnene Kampf standhaft und wenigstens theilweise erfolgreich fortgesetzt. Keine Anstrengungen dieser Art sind wohl bemerkenswerther, als die der Offiziere im Pandschab, welche 1853 auf einer großen Versammlung in Amritsar die

Häupter der Radschputen zu dem Versprechen vermochten, künftig das Leben ihrer Mädchen zu schonen und lieber die kostspieligen Hochzeitsfeierlichkeiten, die ein Hauptgrund der schauerlichen Sitte des Kindermords waren, zu beschränken.

Bald wurden auch großartige Maßregeln getroffen, um alle Theile des Reichs nicht nur einander, sondern auch der Heimath näher zu rücken. Am Anfang des Decenniums (1852/62) waren Eisenbahnen in Indien noch völlig unbekannt; jetzt ist eine Strecke von mehr als 2000 Stunden mit einem Kostenaufwand von 55,000,000 Pfd. Sterl. vollendet. Die erste Bahn wurde 1853 in Bombay eröffnet, ihr folgte schnell eine weitere bei Kalkutta; die zuerst vollendete Linie aber war die Südwestbahn von Madras. Ist erst die große Linie von Bombay nach Kalkutta durch die seither verschlossenen Länder Central-Indiens vollendet, was man innerhalb zweier Jahre zu erreichen hofft, so wird dadurch die Hauptstadt Indiens England um fünf Tage näher gerückt als zuvor. Und Welch' nie geahnter Zusammenhang muß das ungeheure Reich selbst erlangen, wenn alle Hauptbahnen dem Verkehr übergeben, und durch Zweigbahnen oder andere Straßen mit seinen weit ausgedehnten Provinzen verbunden sind! — Namentlich in der Präfidentschaft Bengalen sind die Eingeborenen leidenschaftliche Bewunderer der Eisenbahnen und benützen sie, wo sie nur können, zu ihren Reisen. Sogar die Kaste fügt sich fast lautlos dem neuen System.

Noch vor den Eisenbahnen traten Telegraphenlinien an allen großen Handelsstraßen ins Leben. Im Laufe von zwei Jahren wurden auf einer Strecke von 1800 Stunden mit einem Kostenaufwand von 200,000 Pfd. Sterl. Drähte gelegt, die über 70 breite Flüsse und bald durch felsige Gebirgsgegenden, bald über weite Sand- und Lehmslächen, bald durch sumpfige Dicke, der Behausung reißender Thiere und tödtlicher Fieber, geführt werden mußten. Jetzt sind alle großen Städte und alle Provinzen des Reichs von der Südspitze Ceylons bis Peshawer und von Peshawer bis Rangun durch Telegraphen verbunden.

Gleichzeitig suchte man auch das Postwesen den Bedürfnissen des Landes und den Anforderungen der Zeit anzupassen. Mit einer Porto-Ermäßigung, um welche Deutschland Indien beneiden dürfte, gieng die Vermehrung der Verkehrsmittel Hand in Hand; und die verbesserte Einrichtung der Dampfboote sowohl als die gesammelten

Erfahrungen beschleunigten die Ueberfahrt so, daß die Reise von Marseille nach Bombay in zwanzig Tagen gemacht wird. Besuche in der Heimath sind dadurch ungemein erleichtert, und manche Personen reisen für Handelszwecke fast alljährlich nach Indien und zurück. Wenn dies nicht allgemeiner geschieht, so ist daran nur die hohe Fahrtaxe schuld. Seit der theilweisen Eröffnung der Eisenbahn von Bombay brauchen Briefe von England nach Kalkutta nur noch 28 Tage, und ist erst die Verbindung beider indischen Hauptstädte völlig hergestellt, so kann leicht der kühnste Traum der Enthusiasten früherer Jahre in Erfüllung gehen, daß Briefe in 21 Tagen von London nach Kalkutta kommen.

Erst in den letzten Jahren stieg man auch ernstlich an, etwas für die Verbesserung der gewöhnlichen Straßen in Indien zu thun, weil die vermehrte Nachfrage nach Baumwolle und die Anlegung der Eisenbahnen ihren Werth fühlbar mache. Die großen Handelsstraßen in Bengalen, dem Nordwesten und dem Pandschab, jene Hauptadern des indischen Verkehrs, die mit der auf ihnen hin- und herwogenden geschäftigen Menge dem europäischen Reisenden das anschaulichste Bild orientalischen Lebens gewähren, wurden unterhalten und erweitert. Während auf dem Ganges die Zahl der Dampfsboote bedeutend vermehrt wurde, zeigten sich solche erstmals auf dem Indus, dem Godawari und andern Strömen. Der außereordentliche Nutzen des mit seinen Verzweigungen nun 400 Stunden langen Ganges-Kanals und die Kanalisierung des Kawéri-Deltas, hoben die Anlegung weiterer Kanäle in den Wüsten des Pandschab und in den Deltas der Kri-schna, Godawari und Palar in Madras und des Mahänadi in Orissa zur Folge gehabt.

Gewiß lohnende Unternehmungen! Denn wenn bei der letzten Hungersnoth in Bengalen die freilich durch die Trockenheit auch vermindernten Fluten des Ganges-Kanals dazu dienten, viele Qualen zu lindern und viele Leben zu retten, so läßt auf der andern Seite der ungeheure Aufschwung des Handels in den letzten zehn Jahren einen Blick thun in die erstaunlichen Hülfssquellen Indiens, die alle in irgend einem andern Lande verborgten zu ersezten vermögen. Während des Krimmkrieges verdrängte der indische Hanf den russischen auf verschiedenen Märkten, und der amerikanische Krieg eröffnet der Baumwoll-Ausfuhr Indiens, die sich schon 1861 auf 3,295,000 Centner belief, für die Zukunft ein unermessliches Feld. Nur schade, daß sie

bis jetzt noch unter der den Hindu's seit Menschengedenken eigenen Unredlichkeit leidet. *)

Die Blüthe des Handels, die Anlegung der Eisenbahnen, der Unternehmungsgeist der Engländer, der den Anbau der Baumwolle, des Kaffees und Thees auf jede Weise zu fördern sucht — all das hat zusammengewirkt, eine Menge englischen Geldes unter die Ein-geborenen zu bringen und den Werth der Landesprodukte sowohl, als den des Grundes und Bodens und der Arbeit um das Doppelte zu steigern. Wäre der Gewinn überall gerecht und gleichmäßig vertheilt, so würde der ländlichen Bevölkerung für ihre harte Arbeit ein viel größerer Theil davon zufallen, als sie bis jetzt erhielt; doch hat sich auch so schon ihre Lage verbessert, und noch mehr ist von der Zukunft vieles zu hoffen.

Das Leben der in Indien wohnenden Engländer ist dagegen aus eben diesen Gründen bedeutend theurer geworden. Nicht nur die Preise der Hausmieten in den Hauptstädten, sondern auch die For-derungen der eingeborenen Diener und Arbeiter aller Art sind in einem Grade gestiegen, daß der Aufenthalt in Indien bei weitem nicht so gewinnbringend ist, wie in früheren Jahren, und daß auch die Mis-sionen bedeutend theurer werden. Rechnet man dazu die erschlaffende Hitze des Klimas und die Schwierigkeiten des Verkehrs mit den Ein-geborenen, so ist der Wunsch begreiflich, von dem sogar Christen nicht frei sind, dem Lande und den Leuten so schnell als möglich wieder den Rücken zu kehren.

Die Kolonisirung vieler Berggegenden, der Aufschwung des Han-dels, die Theilung früher vereinter Verwaltungszweige (wie der Po-lizei von der Magistratur), die Einrichtung neuer (wie des Erziehungs-wesens) hat natürlich die Zahl europäischer Einwanderer außerordent-lich vermehrt. Zu den wichtigsten Veränderungen gehört, was im J. 1854 für die Reorganisirung des Volksunterrichts geschah, nachdem früher nur die Hauptstädte mit einzelnen Anstalten, Kollegien, medi-

*) Besonders hat Bombay durch den Baumwollenhandel einen fabelhaften Aufschwung genommen. Dort gab neulich ein Parfi für die Errichtung eines Universitätsgebäudes 120,000 fl.; ein anderer für ein Collegium in seiner Vater-stadt eben so viel, und gar noch 20,000 fl., um einen Kirchenturm zu vollenden, da die englischen Christen mit ihren Geldbeiträgen zögerten. Ein Zeichen, daß mit dem Zufuß des Gelbes auch die Lust zu patriotischem und philanthropischem Gebrauch desselben einigermaßen Schritt hält.

zinischen Schulen u. dgl. bedacht gewesen waren. Doch davon wird später in Verbindung mit den Missionschulen die Rede sein.

Noch ist das große Ereigniß unseres Decenniums, der furchtbare Militär-Aufstand, mit blutigem Griffel zu frisch in die Erinnerung Aller eingegraben, als daß es nöthig wäre, viel darüber zu sagen. Das aber dürfen wir mit Dank gegen Gott erkennen, daß jene Krise, die den englischen Einfluß in Indien zu zerstören drohte, vielmehr eine Quelle neuer Segnungen für das Land geworden ist. Die eingeborne bengalische Armee, jenes verhätschelte und verwöhnte Kind, dessen Thaten man in den Himmel erhob, dessen Schlappen man sorgfältig verschwieg, dessen geliebte Kaste man eifersüchtig beschützte, dem man jeden Wunsch gewährte, und das kein General-Gouverneur und kein Feldherr unter eine gesunde und heilsame Zucht zu stellen wagte, sah argwöhnisch in jeder Versicherung der Regierung, daß ihre Privilegien geachtet werden sollen, nur einen neuen Beweis, daß man sie heimlich ihrer Kaste berauben wolle, und aus Veranlassung der mit Fett getränkten Patronen brach der Aufstand in hellen Flammen aus. Die Schilderung der Verheerungen und Schreckensscenen in seinem Gefolge, sowie der Leiden, der wunderbaren Erettungen, der Ausdauer und der Hingabe englischer Männer und Frauen, und der Heldenthaten der Soldaten und ihrer Führer gehört der späteren Geschichtschreibung an. Die nächste Folge der Wiederherstellung der Ordnung war, daß die ostindische Compagnie von dem Ehrenposten abtrat, den sie seither inne gehabt, und daß mit der Zustimmung des Parlaments und der Billigung des ganzen Volks die Königin selbst am 1. Nov. 1858 die Regierung Indiens übernahm. In ihrer Proklamation versprach sie mit großer Milde allen leichter verschuldeten Rebellen volle Vergebung im Falle ihrer freiwilligen Unterwerfung; und war ihr Bekenntniß zum Christenthum und „zu den Tröstungen der Religion“ darin etwas unklar und schwach, so war die Versicherung ihres ernsten Wunsches, allen ihren Unterthanen, welches Standes, Stammes und Glaubens sie auch sein mögen, dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, desto entschiedener ausgesprochen. Darauf folgte eine Maßregel um die andere, geeignet die Ausschließlichkeit der regierenden Klassen zu durchbrechen, und ebenso wohl die Liebe der Hindu's als das Vertrauen und die Mitwirkung der Europäer zu gewinnen. Den vielen, einst dem Könige von Delhi unterworfenen Naboscha's, die jetzt unter die Landesoberhöheit der Königin traten, wur-

den ihre seitherigen Besitzungen bestätigt, das Recht, Erben zu ernennen, zuerkannt, und Solchen, welche während des Aufstandes treu zu den Engländern gehalten hatten, bedeutende Belohnungen ertheilt. Vielen reichen Gutsbesitzern in Audeh wurden Stellen in der Verwaltung übertragen, und ein Ritterorden „der Stern Indiens“ gegründet, der verschiedenen eingeborenen Fürsten verliehen ward und sie zu ordentlichen Mitgliedern des gesetzgebenden Raths machte.

Durch die bedeutenden Kosten, welche die Unterdrückung des Aufstands verursachte, waren natürlich die indischen Finanzen in groÙe Unordnung gerathen. Betrug doch der Militär-Etat des Jahres 1859 allein 24,000,000 Pfd. Sterling! Sobald aber Lord Canning die nöthige Zeit dazu finden konnte, war er mutig bestrebt, die schwere Aufgabe zu lösen und wieder Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen. Durch die Verdoppelung einiger alter und Einführung neuer Steuern bereitete er dem neuen Finanzminister Wilson den Weg; dieser legte die Noth der Regierung vor aller Welt offen dar und suchte durch die Einkommenssteuer und andere Auslagen das Staatseinkommen so zu erhöhen, daß es die Auslagen decke. Unter seinem Nachfolger, Laing, wurden diese Bemühungen zu dem erwünschten Ziele geführt. Ja noch mehr. Durch die Verminderung des ungeheuren eingeborenen Heeres auf 120,000 und des englischen auf 72,000 Mann wurden solche Ersparnisse erzielt, daß die Steuern wieder ermäßigt werden konnten, und daß dessenungeachtet im Mai 1862 anstatt eines Defizits eine Mehreinnahme von 150,000 Pfd. Sterl. vorhanden war. Das neueste Budget von Sir Charles Trevelyan zeigt noch günstigere Resultate, und hiemit ist der Credit der Regierung wieder völlig hergestellt.

Während so von menschlicher Seite Alles geschah, um die englische Herrschaft zu einem Segen für Indien zu machen, gesielte es Gott, gerade die Provinzen, die erst kürzlich der Hauptchauplatz des Krieges gewesen, durch eine furchtbare Hungersnoth heimzusuchen. Als am Anfang des Jahres 1861 die gewöhnlichen Regen ausblieben und nur wenig Schnee auf dem Himalaja fiel, verkündeten bald die versiegenden Brunnen, die vertrockneten Flüsse und die dürren ausgebrannten Ebenen das Nahen einer schrecklichen Plage, von der 13,000,000 Einwohner betroffen wurden. Sechsthalb Millionen Menschen litten den äußersten Mangel, eine halbe Million starb Hungers. Der Hungersnoth folgten Seuchen, den Seuchen Ueber-

schwemmungen. Unter diesen göttlichen Strafgerichten über das von so viel unschuldigem Blut getränkten Land legten die englischen Christen ein herrliches Zeugniß vergebender Liebe ab, das nicht verfehlte, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der Eingebornen zu machen. Die Regierung erließ ihnen 400,000 Pfld. Sterl. Steuern, und gab ein Geschenk von 250,000, dem die Anglo-Briten 45,000 und die Christen in der Heimath 120,000 Pfld. Sterl. beisfügten. Es wurden täglich 140,000 Menschen mehrere Monate lang ernährt, den entblößten Diätrüthen Vorräthe an Lebensmitteln zugeführt, bis die Strafen ganz unbrauchbar geworden und die Waisenhäuser mit hungrigen Kindern gefüllt waren.

Billig gedenken wir am Schluß dieser kurzen Skizze der Geschichte Indiens in den letzten zehn Jahren auch der Männer, die sie theilsweise zu leiten hatten und nun von dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit abgerufen wurden. Außer den Helden Nicolson, Havelock und Henry Lawrence, die während des Kriegs durch ihre Wunden oder durch Krankheit hinweggerafft wurden, dürfen wohl auch die Namen Lord Dalhousie's, Lord Cannings, Lord Elphinstones, Jakob Wilsons und vieler Andern mit dankbarer Anerkennung genannt werden. Vergessen wir dabei aber nicht, daß, wenn in dem unaufhaltsamen Lauf der Zeit jeder Schritt durch den Verlust irgend eines theuren Lebens bezeichnet ist, sie alle nur Werkzeuge in der Hand dessen sind, der ewig Derselbe bleibt und Seine Liebesabsichten siegreich über die Völker hinausführen wird. Läuschen wir uns auch nicht darüber, daß gute Gesetze und eine weise Verwaltung allein die Millionen englischer Unterthanen in Indien nicht wahrhaft zu beglücken vermögen; das Evangelium nur kann ihre tausendjährigen Schäden gründlich heilen. Kleine Uebel mögen durch oberflächliche Heilmittel beseitigt werden, der Unwissenheit mag durch eine allgemeinere Volksbildung abgeholfen, einigen schlechten Gewohnheiten durch Verbote gesteuert, Wohlstand durch Industrie und Damps gefördert werden — die Wurzel der tiefsten Schäden eines kranken Volkslebens aber kann nur angegriffen werden durch göttliche Macht und göttliche Wahrheit. Jene Kraft allein, die da neue Herzen schafft, kann auch ein Volk erneuen. Und hienit gehen wir über zu dem, was während der letzten zwölf Jahre in Betreff der Verkündigung des Evangeliums in Indien geschehen ist.

3. Neue Missionsgebiete.

Beim Beginn des Decenniums 1852/53 wurde das *Panjab* erstmals der Mission erschlossen. Unter der Regierung einheimischer Fürsten und namentlich unter den Wirren der der Einverleibung ins indische Reich unmittelbar vorangegangenen Jahre, war die Niederlassung von Missionaren dort unmöglich gewesen. Nur von den amerikanischen Presbyterianern in *Lodiana* aus war durch ihre seit einer Reihe von Jahren unausgesetzt thätige Presse indirekt etwas geschehen, um heilige Schriften unter die Sikhs zu bringen. Sobald unter englischem Scepter die Ordnung wieder hergestellt war, wurden mit der vollen Zustimmung der Behörden Missionsstationen in *Lahor* und *Dschalandhar*, zu denen einige Jahre später die in *Amritsar*, *Pescha-wer*, *Sialkot*, *Rawal Pindi*, *Kangra* und *Multan* hinzukamen, gegründet: lauter Städte ersten Rangs und Mittelpunkte der öffentlichen Meinung. — Fast gleichzeitig wurde auch die große Provinz *Nägpur* zugänglich, und sofort dehnte die freie schottische Kirche ihre Mission über die Hauptplätze aus. Damit ist freilich noch wenig geschehen für die vier Millionen *Berars*. Einige Theile des lange vernachlässigten und vergessenen Landes der *Radschputen* sind zwar in den letzten Jahren eifrig in Angriff genommen worden (seit 1860 von den uniten Presbyterianern); andere große Distrikte aber, gleich *Dschhansi*, erst kurz dem Evangelium erschlossen, sind noch immer unbefestigt. Besser wurde das Königreich *Audh* bedacht. Dort waren am Schluss unseres Decenniums in den Hauptstädten schon vier Stationen gegründet, und zwei weitere sind im Werden. — Auch die neue Provinz *Satara* wurde von einem amerikanischen Missionar besetzt. — So gieng mit der Ausdehnung der englischen Herrschaft die Vermehrung der Missionsstationen Hand in Hand.

Keine der neuen Provinzen aber wurde reichlicher mit dem Evangelium bedient als *Pegu*. Bis zu ihrer Einverleibung waren die amerikanischen Missionare in *Barma* auf den engen Raum von *Le-nasserim* und *Arakan* beschränkt gewesen. In den dichten Wäldern an den Bergabhängen dieser Provinzen waren die ersten Karenen-Kirchen entstanden. Dahin flohen die verfolgten Christen, von dort aus machten die Missionare versthohlene Besuche bei den Häuslein der Gläubigen in *Bassein* und in der Nähe von *Rangun*. Gleich hinter den Groberern her aber drangen die Missionare nach *Pegu* vor, und

innerhalb zweier oder dreier Jahre waren die Niederlassungen in Schwägyen und Taungu am Sitang, und in Prome, Henzada, Rangun und Bassin am Irawaddy gegründet. Auch die Kaiserstadt Awa mit dem neugegründeten Mandalai hat wenigstens einen Nationalgehülfen bekommen, dessen Lage inmitten der stolzen Barmanen jedoch nicht gefahrlos ist. Ein großes Missionsnetz umschließt also nun alle Theile des indischen Reichs vom Himalaya bis zum Meere, und wenn die Länder einiger einheimischer Fürsten wie der Nadscha's von Kaschmir, Gwalior und Indur, in deren innere Angelegenheiten sich die englische Regierung nicht mischt, bis jetzt noch von diesem Segen ausgeschlossen sind, so ist mit Sicherheit zu hoffen, daß christliche Erkenntniß bald auch zu ihnen durchdringen wird, wenn nur erst die Nachbarländer, mit denen sie in vielfachem Verkehr stehen, mehr und mehr davon erfüllt werden.

4. Deputationen und Generalkonferenzen.

Ehe wir die verschiedenen, erst innerhalb der letzten 12 Jahre in Angriff genommenen Missionsgebiete nun näher betrachten, haben wir noch einer Erscheinung zu erwähnen, die in diesem Zeitraum neu in der Geschichte dasteht, nämlich der von verschiedenen Gesellschaften nach Indien abgeordneten Deputationen, um die dortigen Missionen selbst in Augenschein zu nehmen. Es waren dies die Abgesandten der Amerik. Bapt. Miss. Ges., des Amer. Boards, der Engl. Bapt. Mission, der Kirchl. Gesellschaft, der Leipziger und der Basler. Unter diesen sechs Deputationen war eine mehr nur ein freundschaftlicher Besuch; zwei beschränkten sich ausschließlich auf das Gebiet ihrer eigenen Gesellschaft, die drei übrigen machten nicht nur einige Lebensfragen ihrer eigenen Missionen zum Gegenstand ihres ernsten Studiums, sondern suchten sich auch mit denen anderer Gesellschaften möglichst genau bekannt zu machen. Dies geschah freilich auf sehr verschiedene Weise und in sehr verschiedenem Geiste. Ein größerer Mißgriff als die Gesandtschaft der Herren Grainger und Peck nach Barma (1854) kann kaum gedacht werden. So voll von ihren amerikanischen Begriffen, daß sie gar kein Auge hatten für die besonderen Bedürfnisse der barmanischen Mission, welcher der Herr auf wunderbare Weise ein so großes Feld erschlossen, entwarfen diese Brüder Pläne und Bestimmungen, die das blühende Werk fast zu zerstören drohten.

Die englische Sprache sollte so gänzlich von den Missionsschulen ausgeschlossen bleiben, daß nicht nur den Söhnen reicher Barmanen in einer Stadt wie Rangun keine Gelegenheit zum Erlernen derselben geboten wurde, sondern auch die Nationalgehülfen bei ihrem Studium ganz auf die kleine Literatur in der Landessprache beschränkt bleiben sollten. Und dies wurde mit einer Hartnäckigkeit gefordert und durchgesetzt, an der der Widerspruch der Missionare, die zwar die Erfahrung, aber nicht die Autorität auf ihrer Seite hatten, fruchtlos abprallte. Bald zeigten sich die traurigen Folgen dieses Verfahrens. Mehrere Missionare traten aus der Gesellschaft aus, und die Zurückbleibenden, in ihren Ansichten geheilt, standen jetzt auch nicht mehr unter einander, sondern nur noch mit der Kommittee in engerer Verbindung. Alle diese Meinungsverschiedenheiten, nach Neu-England berichtet, brachten auch dort eine Spaltung hervor, welche einige Zeit die Thätigkeit der Missionsgesellschaft völlig lähmte und beinahe ihre Auflösung herbeigeführt hätte. Durch bedeutende Veränderungen in der Kommittee wurde der Bruch langsam geheilt; fast alle ausgetretenen Missionare wurden wieder aufgenommen, und wir dürfen hoffen, daß das brüderliche Einvernehmen Bestand haben wird.

Ganz anders als die Deputation der Amerik. Bapt. Ges. gieng Dr. Andersson vom Amerik. Board, und Herr Underhill, der Sekretär der Engl. Bapt. Ges., zu Werke. Ihr Bestreben, sich mit Allem, was für das Reich Gottes unternommen wurde, bekannt zu machen, ihre freudige Anerkennung jeder ernsten Bemühung für die Ausbreitung des Evangeliums, ihre warme Theilnahme für jede Missionsarbeit und ihr anspruchsloses Benehmen machten sie überall zu willkommenen Gästen, während sie durch den Schatz ihrer Erfahrungen vielen Brüdern erwünschte Rathgeber wurden. Auf allen Stationen ihrer Gesellschaften beriehen sie sich mit den Missionaren, prüften aufs Genaueste ihren Arbeitsplan, schlugen da und dort kleine Veränderungen vor und suchten das ganze Werk den Forderungen der Zeit anzupassen. Vieles, was sie in Anregung brachten, hat sich in der Folge als eine wesentliche Verbesserung bewährt, und die Brüder zu neuem Ernst und neuem Eifer angespornt. Nur auf einem Punkte, in Arkot, führten ihre Anordnungen zu einem Riß, der jedoch bald geheilt wurde, indem die amerikanisch-holländische Kirche die Leitung der dortigen Mission übernahm und damit zum erstenmal ins überseitsche Missionsgebiet eintrat.

Im Allgemeinen aber wurden sämmtliche Deputationen nicht gerade freudig von den Missionaren begrüßt. Es herrschte unter ihnen das sehr natürliche Gefühl, daß lange Jahre des Kampfes mit heidnischem Aberglauben und heidnischen Lastern besser als die gewissenhaftesten Studien in den friedlichen Räumen eines Missionshauses zu einem richtigen Urtheil über die Art und Weise befähigen, wie dieser Kampf geführt werden soll. Dann war auch die Ansicht verbreitet, wenn die Committee Veränderungen auf dem Missionssfeld wünsche, so sollte sie wenigstens die Zeit ihrer Einführung dem Ermessen der Missionare überlassen; und endlich waren Alle nicht nur über das unkluige Benehmen der barmanischen Deputation, sondern auch über die schiefen Darstellungen entrüstet, welche ein Mitglied derselben von dem Geist und der Arbeit der nicht mit ihm übereinstimmenden Missionare von Madras und Kalkutta gab.

Sind aber nicht doch vielleicht selbst Missionare zuweilen zu empfindlich über eine wohlwollende Kritik ihrer Arbeit von Seiten Solcher, die außerhalb derselben stehen? Es geschieht in der That doch selten, daß ihnen von Hause Befehle zugeschickt werden, die sie ohne Weiteres auszuführen hätten, ohne das Recht, ihre Bedenken dagegen auszusprechen. Und können die Sekretäre der Missionsgesellschaften durch ihre persönliche Bekanntschaft mit dem Charakter, den Gaben, den Hülfssquellen ihrer Missionare und durch jahrelange Korrespondenz mit vielen Arbeitern auf den verschiedenen Missionsgebieten, auch wenn ihnen in manchen Punkten eine genauere Kenntniß der örtlichen Verhältnisse fehlt, nicht einen umfassenderen Blick über das ganze Werk gewinnen, als dies einzelnen Missionaren möglich ist? Wie manche der letzteren, die treu und im Segen auf irgend einem entlegenen Posten arbeiten, wissen gar wenig von dem, was nur fünfzig Stunden von ihuen vorgeht! Und sollten nicht Solchen die Wünke Deiner willkommen sein, die vermöge ihrer Lage die Erfahrungen vieler sammeln können?

In einigen Punkten liehen Hr. Underhill und Dr. Anderson nur der Überzeugung vieler englischen und amerikanischen Missionsfreunde Worte, wenn sie die Fragen aufwarfen: „Warum haben die Glieder der indischen Kirchen bis jetzt so wenig für deren Bedürfnisse beigesteuert? Warum haben die Missionare noch so wenige Gemeinden unter die Pflege eingeborner Lehrer gestellt und deren überhaupt noch so wenige zum Dienst am Evangelium ordiniert? Warum sind

die Hindu-Christen noch so unmündig? Können sie nicht zu mehr Selbstständigkeit angespornt werden?" Die lebhafte Besprechung dieser Fragen brachte viele Brüder, die bisher ruhig im gewohnten Geleise fortgemacht hatten, zu ernstem Nachdenken darüber, ob nicht auch etwas Neues gethan werden könnte, und richtete ihr Augenmerk entschiedener auf die Heranbildung eingeborner Prediger und Missionare. Gewiß ein großer Gewinn!

In den engeren Konferenzen der amerikanischen Brüder, die durch die oben besprochene Deputation zusammenberufen wurden, entstand der Gedanke einer General-Konferenz aller in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften. Waren in jenen kleineren, traulichen Versammlungen auch Fragen von allgemeinem Interesse mehr in ihrer speciellen Anwendung auf lokale Verhältnisse erwogen worden, und hatten sich hier schon verschiedene Ansichten geltend gemacht, so erschien es um so wünschenswerther, sie im Verein mit Männern von verschiedenen Arbeitsfeldern zu prüfen und über den Werth und die Ausführbarkeit mancher Einrichtungen zu einem gemeinsamen Resultate zu gelangen. Vier solcher General-Konferenzen sind seither gehalten und so reichlich gesegnet worden, daß keiner der Anwesenden sie so leicht vergessen wird. Eine innige persönliche Freundschaft und das Band brüderlicher Liebe hatte zwar schon längst viele Missionare verschiedener Gesellschaften umschlungen, aber hier traten die Gesellschaften als solche einander näher, und zu den schon bestehenden persönlichen Bekanntschaften kamen gewinnbringende neue hinzu. Es war etwas Großes, zu sehen, wie an die verschiedensten Formen des kirchlichen Lebens gewöhlte Männer bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden und bei der Gründung neuer Gemeinden durch dieselben Erfahrungen in den Hauptzwecken so ganz auf dieselben Einrichtungen hingeführt wurden, während die mannigfache Art, wie sie dabei den Bedürfnissen der Stadt und des Landes, der Gelehrten und Ungelehrten, der Reichen und Armen, ja auch der Priester und heiligen Bettler Rechnung zu tragen suchten, ein weiteres Zeugniß davon gab, daß die vom Herrn in Seinen Weinberg berufenen Arbeiter von Ihm auch weise gemacht wurden, Seelen zu gewinnen. Der Streit über den Werth oder Unwerth verschiedener Maßregeln ist jetzt verstummt; denn es ist zur Genüge erwiesen, daß was für Einen Platz nicht taugt, am andern bringendes Bedürfniß sein kann, und daß es die Aufgabe jedes Ein-

zelnen bleiben muß, genau zu prüfen, durch welche Mittel er auf seinem Posten das Werk des Herrn am besten fördern kann.

5. Wirkungen des Schreckensjahres 1857.

Wie für den politischen, so ist auch für den religiösen Zustand Indiens viel Segen aus den Schrecken des Militär-Aufstandes erwachsen. Zunächst zwar trafen die Mission schwere Schläge. Neun ordinirte Missionare, drei Gehülfen, sechs Frauen, drei Kinder und fünfzehn eingeborne Christen fielen den Wüthenden zum Opfer. Das auf zwanzig Stationen zerstörte Eigenthum an Kirchen, Schulen, Druckereien und Missionsgebäuden hatte einen Werth von 70,000 Pf. Sterling. Nachdem die Ordnung wieder hergestellt war, wurde jedoch der größte Theil dieser materiellen Verluste durch Steuern gedeckt, die den betreffenden Städten auferlegt wurden. Und dann bewährten sich in der Stunde der Versuchung die eingeborenen Christen auf eine Weise, die selbst denen Bewunderung abnöthigte, welche sie vorher gleichgültig und mißtrauisch betrachtet hatten. Von den 2000, die um ihres Glaubens willen Verfolgung zu leiden hatten, verläugneten nur sechs und auch diese lehrten später reuig zurück. In vielen scheinbar schwachen Leuten flammte der Glaube und die Liebe zum Evangelium mächtig auf und wirkte in ihnen eine nie geahnte Ausdauer und Thatkraft. In Waisenhäusern erzogen und auch nachher noch von den Missionaren versorgt, gegängelt und mit passender Arbeit versehen, hatte die Mehrzahl der Hindu-Christen bis dahin etwas von der anspruchsvollen Sorglosigkeit verwöhnter Kinder an sich gehabt. Während des Ausruhrs mußten sie lernen, sich selbst um ihr Leben zu wehren, wenn sie nicht von den stürmischen Fluten verschlungen werden wollten, und im Kampf erstarckt, giengen sie nicht nur frisch und gesund, sondern als Männer aus demselben hervor. Als die verwüsteten Missionsstationen wieder aufgebaut wurden, brauchten sich die Missionare nicht mehr um das äußere Fortkommen ihrer Gemeinden zu kümmern, die jetzt auf eigenen Füßen zu stehen vermochten, und das Verhältniß beider war dadurch nur schöner geworden. Um meisten haben verhältnismäßig die bekehrten Kols in Rantchi gelitten. Sie wurden systematisch gequält und ihre Hinrichtung war bereits beschlossen, als die englischen Truppen zurückkehrten und sie von ihren Peinigern befreiten.

Bald werden die letzten Spuren des Aufstandes verschwunden sein. Ueberall sind Schulen, Wohnhäuser und Kirchen wieder aus dem Schutt erstanden. Steinerne Häuser sind an die Stelle strohgedeckter Bangalo's getreten, und die christlichen Niederlassungen gewähren einen freundlicheren Anblick als zuvor. In Kanpur bezeichnet ein steinernes, von weichen Rasen und schönen Blumenbeeten umgebenes Denkmal die Schreckenstätte, wo Verrath und Grausamkeit so namenlose Leiden verursachten. Gerade von dorther dringt aber auch der macedonische Hülferuf: „Kommt herüber und helft uns!“

Hatten schon vor dem Aufstand die General-Konferenzen in Bengal und Madras den englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften die Bitte um mehr Arbeiter für das große Erntefeld dringend ans Herz gelegt, so überzeugte dieser furchtbare Ausbruch heidnischer Greuel alle denkenden Männer von der Nothwendigkeit, dem verirrten Volke das Evangelium zu bringen, als das einzige Mittel, ihm menschlichere, edlere Gefühle einzuflößen. Vielfach wurde diese Ueberzeugung in Wort und Schrift laut, und der Erfolg davon war, daß die älteren Gesellschaften vermehrte Anstrengungen machten, und nicht weniger als fünf neue das Arbeitsfeld betraten. Verweilen wir zuerst einige Augenblicke bei den letzteren.

Die amerikanischen Methodisten hatten schon am Schlus des Jahres 1856 ihre wichtige Mission in Indien damit begonnen, daß sie Dr. Butler, einen ihrer begabten und thätigen Prediger, nach Kalkutta sandten. Von allen Missionaren herzlich bewillkommen und gleich auf einige noch unbesetzte Gegenden aufmerksam gemacht, entschied er sich nach reißlicher Ueberlegung für Audh und Rohilkand. Kein Missionar hatte sich noch in diesen volkreichen Provinzen niedergelassen; somit stand ihm für die Mission, die er gründen sollte, ein schönes, weites Feld offen. Kaum hatte er seinen Wohnsitz in Bareilly aufgeschlagen, als die Meuterei ausbrach und ihn um seine ganze Habe brachte. Er selbst und seine Familie wurden dabei gnädig bewahrt. Unterdessen waren zwei seiner jüngeren Mitarbeiter in Kalkutta angekommen, denen bald so viele neue folgten, daß nach drei oder vier Jahren sich ihre Zahl schon auf neunzehn belief. Dem Plane der Gesellschaft nach sollen künftig immer 25 Brüder in diesen beiden Provinzen stationirt sein. Schon haben sie in neun blühenden Städten Niederlassungen gegründet, einige Kirchlein erbaut und zwei große Waisenschulen eröffnet, die sich mit Knaben und

Mädchen aus den von der Hungersnoth heimgesuchten Gegenden füllten. Diese Kinder sollen theilweise zu Lehrern und Lehrerinnen herangebildet werden.

Die Gesundheits-Station Maini-Thal in den Kämäonbergen ist nicht nur zu einem Erholungsort für die Missionare und vielleicht zum Sitz von Erziehungsanstalten für ihre Kinder, sondern auch zu einem Vorposten bestimmt, um auf die eingeborne Bevölkerung zu wirken. Die Zahl ihrer Getauften in beiden Provinzen beläuft sich schon auf 300. Alle die, welche so lange die Vernachlässigung dieser schönen Provinzen beklagten, müssen dieser mit so viel Eifer in Angriff genommenen Mission von Herzen Segen und Gedeihen wünschen.

Im äußersten Norden Indiens, recht im Herzen des Himalaya, wurde in der Nähe von Simla vor etlichen Jahren die Tibet-anische Mission der Brüdergemeinde begonnen. Eigentlich war es dabei auf die Tatarei abgesehen, und die Brüder wollten auf jenem Posten nur eine passende Gelegenheit abwarten, um weiter vorzudringen. Einige Jahre früher hatte es die Brüdergemeinde vergeblich von Russland und Persien aus versucht, die Tatarei zu erreichen, und jetzt wurden ihre Sendboten Pagell und Heyde auf der Grenze des eigentlichen Tibet von den chinesischen Beamten wiederholt zurückgewiesen. Nun ließen sie sich (1856) in dem großen Lahul-Thal in Khylang bei Spiti nieder, wo ein dritter Bruder, Jäschke, mit dem speciellen Auftrag, die h. Schrift für die sie umgebenden Buddhisten ins Tibetanische zu übersetzen, zu ihnen stieß (1857). Mit Hülfe eines Lama begannen sie nun sowohl den Volksdialekt als auch die höhere Schriftsprache zu lernen, die sie beide zu ihrem Werke brauchten. In den folgenden drei Jahren wurden mehrere kleine Schriften, unter andern Barth's biblische Geschichten, eine Evangelienharmonie, die Apostelgeschichte, ein erstes Lesebuch und ein Kalender mit einigen Bemerkungen über die Weltgeschichte, „die den Tibetanern so fremd ist als die Geographie,“ übersetzt oder verfaßt, und von Br. Heyde eigenhändig auf einer von Simla hergeschafften lithographischen Presse gedruckt. Zugleich stieg Br. Pagell an, dem Volke zu predigen oder vielmehr mit den abergläubischen, unwissenden Bewohnern der armeligen Dörfllein sich zu unterhalten, so oft es ihm gelang, einige verselben auf den flachen Dächern ihrer Häuser zu versammeln. Das Volk, dessen ganze Religion in der Beobachtung einiger Ceremonien, dem Räuchern von Wachholderbeeren, dem Murmeln ihrer Gebete

und dem Unterhalt ihrer Priester besteht, will in großer Selbstzufriedenheit wenig von der neuen Religion hören, die ihm verkündigt wird. Zudem sind die verschiedenen Mundarten, die es spricht, ein großes Hinderniß, sich ihm verständlich zu machen. Die Lama's lesen im Allgemeinen fließend, schreiben aber fehlerhaft und verstehen wenig. Die Zahl derer, welche die Lehre des Buddhismus genau kennen, ist nur klein. Bis jetzt ist es den lieben Brüdern in ihrem dünn besiedelten Alspenthale kaum gelungen, Schulen zu gründen. In einer kleinen Mädchenschule, die sie zusammenbrachten, darf wohl Stricken gelehrt werden, gegen das Lesen aber erklärt sich auss Bestimmteste die öffentliche Meinung. Dennoch sind sie jetzt daran, ihren ersten Bekehrten für die Laufe vorzubereiten.

Die uniten Presbyterianer Schottlands hatten sich, obgleich sie blühende Missionen in Jamaika und in Alt-Calabar (Unter-Guinea) besitzen, bis in die letzte Zeit noch nicht am Missionswerk in Indien betheiligt. Der Aufstand scheuchte sie aus ihrer Ruhe auf, und auf den Antrag einiger ihrer einflußreichsten Mitglieder stiegen sie 1858 an, Erkundigungen nach einem passenden Arbeitsfelde einzuziehen. Statt eines einzigen wurden sieben oder acht bezeichnet, und zwar meistens von Männern, die genau mit den Verhältnissen bekannt waren. Ihre Wahl fiel endlich auf den englischen Distrikt Adschmir im Lande der Radschputen, und sowohl der Zustand seiner 400,000 Bewohner als der Erfolg der Mission zeigen, daß sie nicht besser hätte getroffen werden können. Ein trauriger Anfang, der aber in der Geschichte des Reiches Gottes nicht zu den Seltenheiten gehört, war es, daß einer der ausgesandten Missionare starb, als er kaum erst sein Arbeitsfeld betreten hatte. Bald kamen jedoch fünf andere nach, unter ihnen auch ein Arzt, und ließen sich in Adschmir, Beawr und Nasirabad, lauter Städten von großer Wichtigkeit nieder. Sie erlernten die Sprache, eröffneten Schulen und begannen zu predigen. Wie überall, stellte sich auch hier in kurzer Zeit der Widerspruch des Christenthums und der Kastenvorurtheile heraus. Als der erste Knabe der hier wie in Agra und im Pandschab sehr verbreiteten Kaste der „Kehrer“ in die Schule aufgenommen wurde, traten die Brahmanen aus, weil sie sich durch ihn entehrt glaubten. Einen um so fröhlicheren Eingang fand das Evangelium, ganz nahe bei den schon genannten Stationen, unter dem einst unterdrückten Stämme der Mairs, der so lange ein Gegenstand der Fürsorge des Oberst Diron war. Wie

oft ist doch seit den Tagen des Menschensohnes, der „den Armen das Evangelium predigte,“ von das Volk gerne hörte, Seine Wahrheit von den Weisen und Edeln verachtet worden, während sie die Herzen der Armen und Glenden erquickte, den Verstand der Unwissenden erleuchtete und die von der Welt Geringgeachteten zu neuen Menschen, zu Kindern Gottes mache! Bereits haben sie ihre Erstlinge gesammelt, darunter auch einen wackern Brahmanen.

Zugleich mit der schottischen trat auch die unirte Presbyterische Kirche Amerikas in das indische Arbeitsfeld ein. Sie besetzte bis jetzt nur eine einzige Station, Sialkote im Pandschab. Die vier Missionare, die sich dort niederließen, begannen ihre Arbeit in gewohnter Weise mit Heidenpredigt und Gründung einer Schule, die bald von hundert Knaben besucht wurde. Der freie Geist brüderlicher Liebe und Gemeinschaft, der unter den Christen in Indien waltet, erfasste bald einen jener Brüder (Hill) so, daß er den streng abgeschlossenen Ansichten seiner Gesellschaft gegenüber die Frage anregte, ob nicht unter den besonderen Verhältnissen Indiens einige Abänderungen von ihrer heimischen Art wünschenswerth wären? Ihm lag viel an der Abendmahlsgemeinschaft mit lebendigen Christen jeder Benennung. Dieser Aeußerung wegen wurde er von seinen drei Mitarbeitern suspendirt, und als die Missionskommittee ihr Verfahren mißbilligte und seine Wiederaufnahme befahl, so unbrüderlich behandelte und fortwährend verklagt, daß er sich nach dreijährigem Kampfe gezwungen sah, auszutreten. Man sieht, die konfessionelle Engherzigkeit sucht sich auch nach Indien zu verpflanzen.

Die holländische reformirte Kirche in Amerika hatte 25 Jahre lang keine eigenen Missionare ausgesandt, sondern ihre Beiträge und einige ihrer Glieder dem Amerik. Board in Boston zur Verfügung gestellt. Diese letzteren hatten ihre Arbeitsfelder in Borneo, Amoy und Süd-Indien. Dahin war denn auch der ganze Missionseifer der reformirten Kirche gerichtet. Im Jahre 1857 nun lösten beide Theile in Liebe und Friede ihre bisherige Verbindung auf, und die Missionare einiger Stationen wurden auf ihre eigene Bitte mit dem ganzen Missionseigenthum der besonderen Verwaltung ihrer Kirche übergeben, die jetzt erstmals unter den in Indien vertretenen zählte. Bei dieser Trennung giengen auch die Söhne des verewigten Dr. Scudder, die 1853 die Station Arcot gegründet hatten, zu der holl. ref. M. G. über. Das kleine Kirchlein von 13 Personen war schnell gewachsen,

neue Gemeinden wurden gesammelt, neue Missionare langten an, so daß nun sieben Söhne des seligen Dr. Scudder, worunter vier studirte Aerzte, auf sieben Stationen arbeiten. Mit Ausnahme von Kunnur, einer Gesundheitsstation auf den Nilagiris, liegen sämmtliche Stationen um Arcot her so nahe beisammen, daß sie ein kompaktes Ganze bilden. Sie haben sechs Kirchen, sechs Katechisten, 800 eingeborne Christen und ein Seminar, in welchem zwanzig Jünglinge zum Dienst am Evangelium herangebildet werden. Unter ihren zehn Missionaren ist einer ein Indier.

Unter den älteren Gesellschaften, welche ihre Anstrengungen in den letzten zehn Jahren verdoppelten, steht die engl. kirchl. M. G. oben an. Im Jahr 1852 hatte sie 80 europäische und 15 eingeborne ordinierte Missionare in Indien. Der Segen, den der Herr auf ihre Arbeit legte, bewog sie, seither 90 weitere ordinierte Missionare und zehn Laienbrüder hinauszuschicken, während auch die Zahl der eingebornten ordinierten Missionare auf 30 anwuchs. Und dennoch standen am Schluß des Jahrs 1861 nur 116 europäische Arbeiter im Werk, so groß war der Verlust der Gesellschaft durch Todesfälle und Krankheit gewesen. Auch seit dem Schluß unseres Decenniums haben mehrere tüchtige Missionare, namentlich im Pandschab, ihr Tagewerk beendet oder wenigstens zeitweise in die Heimath zurückkehren müssen. Die neu gegründeten und stark besetzten Stationen, welche Städte wie Lucknow, Amritsar, Multan und Peschawar umfassen, haben indeß das Missionswerk in Indien bedeutend gefördert; auch einige ältere Stationen wurden gleichzeitig verstärkt.

Still und anspruchslos ihren Weg fortgehend, erweiterte unterdessen auch die Basler Gesellschaft ihren Wirkungskreis. Sie verstärkte ihre Hauptstation, Mangalore, in seltenem Maße, vermehrte zugleich ihre Missionen in Känara, und gründete neue Niederlassungen in Palghät und Kurg. Die Zahl ihrer Arbeiter betrug 1852 siebenundzwanzig, am Schluß unseres Decenniums siebenundfünfzig, worunter fünfundvierzig ordinierte Missionare.

Auch die Wesleyaner vermehrten in dieser Zeit sowohl ihre englischen als ihre eingeborenen Missionare beträchtlich, die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums vornämlich die letzteren. Verschiedene andere Gesellschaften konnten dagegen kaum die zahlreichen, in den Reihen der älteren Missionare entstandenen Lücken ergänzen. So die Londoner Gesellschaft, von deren Arbeitern 12 starben und 17, mit-

unter nach dreißigjährigem treuen Dienst, in die Heimath zurückkehrten, während nur 23 neue nachrückten. Ihre Erfahrungen, zusammengehalten mit denen der kirchlichen und der Basler Gesellschaft, zeigen deutlich, daß im Laufe der letzten 12 Jahre nahezu die Hälfte der älteren Missionare, die 1852 noch am Leben waren, entweder zur Ruhe ihres Herrn eingehen durften oder gebrochener Gesundheit wegen ihr Arbeitsfeld verlassen mußten. Daraus geht hervor, daß wenn die Zahl der im Felde stehenden Arbeiter nicht vermehrt, sondern nur erhalten werden soll, jährlich fünf Prozent derselben nachgesandt werden müssen.

6. Augenfällige Erfolge.

Wenden wir von dem äußeren Stand der indischen Missionen unsern Blick auf ihr inneres Wachsthum, so ist da wenig in die Augen fallendes geschehen. Keine großartigen Erweckungen haben Strömen gleich Städte und Dörfer überflutet und in Laufenden die Frage geweckt: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?“ Kein plötzlicher Anlauf hat die Vollwerke indischer Kaste und indischen Göhndienstes durchbrochen und die Knechte des Aberglaubens zum Suchen und Finden evangelischen Lichts und evangelischer Freiheit geführt. Nein, auch hier „kommt das Reich Gottes nicht mit äußern Geberden“. Es geht gar nüchtern zu in der indischen Mission. Ein hartes Feld ist mit viel Schweiß und Anstrengung zu bebauen, aber solche Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn. Die Erkenntniß im ganzen Lande wächst, die Gemeinden mehren sich und werben tiefer gegründet. Der Fortschritt ist nicht überall gleich. In den Städten, welche die öffentliche Meinung beherrschen, sind mehr Hindernisse zu überwinden, als auf dem Lande. Dort drohen denen, welche die Religion ihrer Väter, die ja auch die ihrer Nachbarn ist, verlassen, von vielen Seiten Gefahren; Hindu-Nähe trifft sicher und schnell schon die Wahrheit Suchenden, wie viel mehr ihre Bekänner! So findet denn auch das Evangelium unter der einfachen, ländlichen Bevölkerung mehr Eingang, als unter den reichen und gebildeten Trägern des Hinduismus. Am bereitwilligsten wird es von den Bergstämmen und den nicht mehr ganz zu den Hindu's zu rechnenden Bewohnern einiger Gränzprovinzen aufgenommen. Ihnen wenden wir zum Schluß unsere Aufmerksamkeit zu.

Keine hundert Stunden von Kalkutta am Westrande der großen bengalischen Ebene und südlich von der benachbarten Provinz Behar erhebt sich das Tafelland Tschota Nagpur. Ostwärts schaut es über eine lange Reihe von Granitfelsen hinab in die weiten, reich bewässerten Reisfelder Bankorahs und Midnapurs; im Westen aber liegt zwischen seinen undurchdringlichen sumpfigen Waldungen das herrliche Thal des oberen Sonnafusses versteckt. Das Plateau selbst ist keineswegs eben. Seine ganze Oberfläche ist von sanft ansteigenden, wellenförmigen Sandhügeln durchzogen, an deren Fuß sich größere oder kleinere Sumpfe ausdehnen, während an seinem Rande etwas höhere, reich bewaldete Berge fühl in die Luft streben, gleichsam die Wächter seiner Gränzen. Unter den indischen Baumarten, die sämmtlich in diesen Waldungen vertreten sind, und bis zu deren höchsten Wipfeln sich die herrlichsten Schlingpflanzen hinauffranzen, zeichnen sich besonders die Mangobäume aus, die sich bald in langen Reihen an den Fährten, den einzigen Wegen in dieser Gegend, hinziehen, bald mit ihren gewaltigen Stämmen und weit ausgebreteten Zweigen schattige Haine bilden, bald sich einsam auf weiten lichten Stellen erheben und der Landschaft das milde, friedliche Gepräge eines englischen Parks geben. In den Gärten gebeigt neben der Orange und Citrone Kaffee und Schaddok; auch Thee wurde schon gepflanzt und Oel ist im Ueberfluss vorhanden, während die sumpfigen Strecken mit Reisfeldern bedeckt sind.

Ungemein interessant sind die Zugänge zu Tschota Nagpur. Im Osten führt ein steiler Pfad aus den Ebenen von Patschet und Ramgarh zu seinen Höhen hinauf; im Norden gelangt der Wanderer zuerst auf eine mehrere Meilen breite Terrasse, auf der die gesunde Militär-Station Hasaribagh liegt. Südlich von dieser ersten Stufe erheben sich noch sieben andere hinter einander. Sieben Flüsse und sieben Berggrücken sind zu überschreiten, bis der Reisende endlich in das Waldbedicklicht eintritt, das bei Nacht von Tigern und Bären wimmelt. Auf seinen Zweigen wiegen sich Vögel vom buntesten Gefieder, und muntere Affen klettern von Ast zu Ast. Nach mehrstündigem unausgesetztem Steigen ist die wellenförmige Hochebene mit ihren schönen Obstbäumen und weiten Kornfeldern erreicht. Bei 2000 Fuß über der Meeressfläche gelegen, hat sie natürlich ein gemäßigteres Klima als Bengalen. Die trockenen Sommermonate abgerechnet, ist es angenehm und kühl, und in der kalten Jahreszeit schwingt sich unter dem

wolkenlosen, lichtblauen Himmel früh Morgens die Lerche fröhlich schwirrend in die Lüft.

Die Bewohner gehören nicht den Hindustämmen an, welche die nahen Tiefebenen bevölkern und auch in die größern Niederlassungen heraufgezogen sind. Sie scheinen ein Gemisch aus verschiedenen einander verwandten Stämmen der Ureinwohner zu sein, zu denen auch die Santals auf den Abhängen der Hügel des östlichen Behars zu rechnen sind. Von den Urmwohnern Kols (Schweine) genannt, betrachten sie selbst sich nicht als ein zusammengehöriges Volk, sondern als drei geschiedene Stämme: Die Uraos, die Mundaris und die Larkas. Davon sind die einen dravidischen Ursprungs, die andern gehören zu Resten einer vielleicht noch früheren Urbevölkerung, der Munda-Sprachfamilie. Gutmüthige, fröhliche, der Musik, dem Tanz und Trunk leidenschaftlich ergebene Leute, sind sie gar langsam, etwas aus Büchern zu lernen, dabei aber rührig und nicht ohne natürlichen Verstand. Alle nähren sich vom Ackerbau. Manche bewohnen ziemlich ausgedehnte Gehöfte, deren geräumige Hütten, mit ihren festen Lehmmauern, ihren schön gearbeiteten Reiskörben und ihrem stattlichen Vieh wirklichen Wohlstand verrathen; aber ungleich mehrere leben als Tagelöhner in der bittersten Armut. Die schwere Hand ihrer reichen Unterdrücker, die auf ihnen lastet, hat, weit mehr als irgend eine angeborene Neigung zum Herumschweifen, dazu beigetragen, auch die Kols, so gut wie die Madras Kuli's, zur Auswanderung bis Mauritius und Demerara zu vermögen.

Der Brahmanismus mit seinen Gözenfesten hat zwar ziemlich viel Eingang unter ihnen gefunden, ihre ursprüngliche Religion aber ist ein einfacher Teufelsdienst, ähnlich dem der Malabaren und der Schanars am Cap Comorin. Obgleich sie auch die Sonne anbeten und eine Gottheit unter dem Namen Banga verehren, sind es doch die bösen Geister, denen sie alle Landplagen zuschreiben und die sie um Hülfe anrufen. Tempel haben sie keine; nur in den größten Dörfern findet man einige Altäre, und zum Opfer müssen meist zerbrochene Scherben und alte Besen dienen. Daß die Kols sittlich sehr niedrig stehen, braucht nach all' dem kaum gesagt zu werden. Vor ihrer Verheirathung leben sie ungemein zügellos; das Ehegelübde wird aber in der Regel gehalten. Der allgemeine Glaube an Hexerei führt manchmal sogar zum Mord.

Die Mission unter diesem Volke wurde im Jahre 1845 begon-

nen. Damals hatte Goßner, von dem Wunsche beseelt, auf einer der noch unbefesteten Inseln Asiens eine neue Mission zu gründen, einige Brüder nach Kalkutta gesandet, wo sie erst genauere Erkundigungen einziehen sollten, um einen festen Plan zu entwerfen. Einst, als sie von der Wohnung des sel. Dr. Häberlin aus ihren Morgen-spaziergang machten, sahen ihnen einige dunkelfarbige Eingeborne von äußerst verkommenem Aussehen ins Auge, die an den Abzugskanälen der Stadt arbeiteten. Nach Hause zurückgekehrt, hörten sie, daß dies Kols aus West-Bengalen seien. Mit freudigem Erstaunen vernahm Frau Häberlin die theilnehmenden Fragen der Brüder; ihr Herz hatte schon lange für dieses arme Volk geschlagen, dessen Verfunkheit ihr durch die Berichte des seligen Dr. Rödt bekannt war, und so vertrat sie nun auf's wärmste seine Sache. Die Brüder freuten sich des Arbeitszelbes, das sich vor ihnen aufthat, und ließen sich, da die Jahreszeit schon vorgerückt war, zunächst in Bankura nieder, wo der sel. Dr. Cheek sie aufs liebvolleste aufnahm und väterlich für sie sorgte. Am Anfang des folgenden Jahres brachen sie, durch zwei neue Brüder verstärkt, nach Rantschi auf und begannen die Gründung ihrer Station. Sie erhielten von dem dortigen Rabscha einiges Land und machten sich nun eifrig ans Werk, mit eigener Hand ihre kleinen Wohnhäuser zu erbauen. Doch bald mußten sie die Unvorsichtigkeit, mit der sie sich den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt hatten, theuer bezahlen. In wenigen Jahren waren vier von ihnen gestorben, und eines ihrer ersten Besitzthümer war ein Be- gräbnisplatz für ihre Todten. Indessen erlernten die Uebrigen die Sprache und eröffneten eine kleine Schule. Vier Jahre lang aber dursteten sie keine Frucht ihrer Arbeit sehn. Schon dachten sie in ihrer Niedergeschlagenheit daran, diesen Posten aufzugeben und sich lieber zu den eigentlichen Hindu's in den nahen Thalebenen zu wenden, als sie im Jahre 1850 die Erstlinge taufen durften. Nun sahen sie, wie das Missionswerk so gut wie der Landbau seine Zeit haben muß. Das Evangelium wurde allmählig bekannter; viele fragten begehrig nach dem neuen Weg; die schon Angefaßten wurden tiefer ge- gründet; die Saat ging auf und wuchs, ohne daß die Brüder recht wußten, wie ihnen geschah. Betrug die Zahl der Getauften am Schluß des Jahres 1850 elf Erwachsene, so kamen 1851 27, 1852 38, 1854 65, 1856 96 neue Gemeindeglieder hinzu. Beim Ausbruch des Aufstandes zählte das eingeborne, in mehr als 60 Dörfern

zerstreute Christenhäuslein 800 Seelen, worunter freilich nur 420 erwachsene Kommunikanten sich befanden, da die Kinder in obiger Zahl mit unbegriffen sind.

Geräuschlos und ohne auffallende Erscheinungen fand dieses erfreuliche Wachsthum statt; es war der Segen des Herrn, der auf der ausdauernden Arbeit ruhte, die mit betendem Herzen gethan ward. In mancher Beziehung standen der Ausbreitung des Evangeliums unter den Kols weniger Hindernisse im Wege als im übrigen Indien. Ziemlich frei von den Familienrücksichten, die den Hindu's den Uebertritt zum Christenthum so schwer machen, konnten sie sich offen dazu befreien und es ihren Nachbarn anpreisen, sobald sie an ihren Herzen etwas von seiner beseligenden Kraft erfahren hatten. Allmälig erwachte aber auch hier der Grimm der Feinde. Wiederholt regten die Zemindare (Landbesitzer) das Volk gegen die Neubekhrten auf; falsche Anklagen wurden gegen sie bei den Gerichtshöfen eingereicht, ihre Häuser von bewaffneten Banden geplündert, ihre Reisvorräthe, ihr Geld, ja sogar die Dächer ihrer Wohnungen und der Schmuck ihrer Frauen fortgenommen. Unter diesen Trübsalen gerade wuchs indeß ihr Glaube, und der Herr schenkte ihnen Gnade, den Staub ihrer Güter mit Freuden zu erbulden.

Da brach der Militär-Aufstand, der alle Bande bürgerlicher Ordnung löste, auch in dieser Provinz aus. Die englischen Civil- und Militärbeamten suchten ihr Leben durch die Flucht zu retten, und nach wenigen Stunden standen alle Bangalo's in Flammen. Die Missionsgebäude, deren Ziegeldächer nicht so schnell Feuer siengen, wurden ausgeplündert, die Orgel in der Kirche zertrümmert, das Fort beschossen. An seinen festen Mauern prallten jedoch die Kugeln ab, ohne Schaden anzurichten. Schwerer hatten die eingebornen Christen zu leiden. All ihrer Habe beraubt, wurden sie aus ihren Häusern vertrieben, und am Ende setzte man noch Preise auf ihre Köpfe. Sie flohen ins Dickicht und hofften von dort in das Ließland zu entkommen. Die Pässe waren jedoch von den Aufständischen besetzt, und diese hatten es auf nichts Geringeres abgesehen, als alle Christen in der Provinz auszurotten. Viele durften auf ihrer Flucht eine ganz unerwartete Freundlichkeit von Fremden erfahren; und bald stellten die englischen Soldaten von Hasaribagh die Ordnung wieder her und nahmen die Rebellen gefangen, deren Hauptansührer sie in Kantschi aufhängten.

Nun kehrten die Missionare zurück und suchten ihre Gemeinden wieder zu sammeln. Ein neues Leben schien in denselben zu erwachen, und staunend sahen ihre Feinde, wie das zerstreute und verachtete Christenhäuslein wuchs. Am Schluß unseres Decenniums zählte es schon 1900 Glieder, und 600 Andere fragten ernstlich nach Wahrheit. In den folgenden anderthalb Jahren wurden noch so Viele hinzugehau, daß im April 1863 die Zahl der Getauften sich auf 3400 belief, die von sieben Missionaren und acht Katechisten bedient wurden.

Mehr als die deutschen Brüder selbst haben die Neubekehrten für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihrem Volke gethan. Durch ihren Dienst ist sein Schall in alle Dörfer der Provinz gedrungen. Überall, wo Christen in der Nähe sind, fangen die Eingebornen an, sich ihres Teufelsdienstes zu schämen, und nie wollten sie einem Missionar gestatten, denselben zu sehen. „Wer sagte dir denn von Jesus Christus?“ fragte einer der Letzteren eine Frau, die nach Rantschi gekommen war. „Wer?“ erwiederte diese, „diese Lehre ist ja über das ganze Land verbreitet.“

Doch geben wir uns hierüber keiner Täuschung hin. Es ist wahr, Viele haben eine dunkle Ahnung von der Verkehrtheit des Götzendienstes und ihres ganzen Lebens. Vielen klingt das Evangelium lieblich, und es ist ein Fragen und Suchen in ihnen erwacht, das zu einer Entscheidung führen muß. Aber wenn die Entscheidungsstunde schlägt, wird es da nicht auch in hundert Fällen wie von dem Volk, das von dem Brode gegessen hatte und satt geworden war, heißen: „Von dem an giengen seiner Jünger viele hinter sich und wandelten hinsort nicht mehr mit Ihm?“ Lüchtige Arbeiter aus dem Volk selbst sind bis jetzt eine Seltenheit.

Grund zur Freude und zum Dank ist deswegen dennoch genug vorhanden; schon ein Blick auf das Ernt- und Dankfest, mit dem die Brüder am ersten Montag des Jahres ein Missionsfest verbinden, fordert dazu auf. Lieblich war es im vergessenen Jahre zu sehen, wie die ganze aus nah und fern zusammengeströmte Menge sich mit fröhlichen Gesichtern in der Nähe des Missionshauses aufstellte, um sich im Zug in die Kirche zu begeben und dort ihre Gaben niederzulegen. Voran zogen singend die Schulkinder mit ihren Lehrern. Ihnen folgte eine Anzahl Frauen mit großen Körben auf dem Kopf, dann die Männer, einige ihre Kleinen an der Hand, andere ziemlich

schwere Lasten tragend. In der Kirche waren schon etliche Erstlingsgarben aufgestellt. Keines betrat sie mit leerer Hand; auch die Kinder legten ein Geldstücklein in die Opferbüchse. Die Hauptgaben aber bestanden in Reis, der auf dem Boden aufgeschüttet wurde. Der arme Tagelöhner brachte in irgend einem kleinen Gefäß wenigstens eine Hand voll, der Reichere ein größeres Quantum bis zu einem halben Centner. Während so die Opferbüchsen von Gaben sich füllten und die Reishäufen immer höher und höher wurden, sangen die Kinder auf der Gallerie mit überraschender Klarheit und Präzision ein Lied, das ein eingeborner Lehrer auf der Orgel begleitete. Nach Beendigung des Umzugs begann der Gottesdienst. Wem wäre beim Anblick dieser Versammlung und ihren Liebesgaben nicht der alttestamentliche Tempel eingefallen mit allen Verheißungen für diejenigen, die ihn bauten und unterhielten? Aus wessen Herzen wäre nicht der Seufzer zum Herrn emporgestiegen: Er möge auch auf dieses Volk Seine Segensströme herabfließen lassen! An einem der folgenden Sonntage wurden vor der versammelten Gemeinde 47 Personen getauft, worunter 32 Erwachsene. Der Arbeit fängt fast an zu viel zu werden für die lieben Brüder. Kaum können sie ihre jungen Gemeinden gehörig bedienen. Bis jetzt war Rantschi ihre einzige Station, und die zerstreuten Christen mußten oft fünf bis zehn Stunden weit herkommen, um an den Sonntagsgottesdiensten teilzunehmen. So kann es natürlich nicht bleiben. Es wurde daher beschlossen, fünf neue Stationen zu errichten, von denen eine bereits ins Leben getreten ist. Obgleich in der Missionsschule 91 Kinder ganz erzogen und 120 wenigstens unterrichtet werden, ist damit für die größere Zahl der Kinder noch nicht gesorgt. Die Missionare wünschen aber, die Eltern möchten selbst das Bedürfnis nach Schulen fühlen und dann auch dazu beisteuern. Je mehr sich die lieben Brüder aller vorhandenen Mängel bewußt sind, desto tiefer fühlen sie gewiß selbst auch, wie viel Weisheit und Gnade sie bedürfen, um den Neubekehrten zum rechten christlichen Wachsthum zu verhelfen und die rechten Anstalten zu ihrer Pflege zu treffen.

Von den Kolls wenden wir uns zu der Schanar-Mission am äußersten Süden Indiens. Diese Palmbauern der Ebene haben nicht nur in ihrem Teufelsdienst, sondern auch in ihren Charakteranlagen und ihrer Bildungsstufe viele Aehnlichkeiten mit jenen Berg-

bewohnern. Ein armes, unterdrücktes Volk, das keinen Begriff von Gott hat, und nur die am Himmel, in der Luft und auf der Erde wirkenden Kräfte fürchtet, leben sie in tiefer Unwissenheit dahin, keine anderen Genüsse kennend, als die wilden, von lautem Trommelschlag begleiteten Tänze ihrer Teufelspriester und die damit verknüpften rohen Feste. Ihre Hauptnahrung ist Palmzucker, den zu gewinnen die harte, tägliche Arbeit der Männer ist. Zweimal des Tages müssen die Palmyrabäume erstiegen werden, worauf die Weiber den süßen Saft einkochen. Mußte es diesem geplagten Stamm nicht eine süße Botschaft sein, von einem Vater im Himmel und von Brüdern auf Erden zu hören? Das Evangelium, das sie von der Furcht befreite, deren Knechte sie bisher waren, fand auch wirklich (besonders durch Rhenius 1820—38) unter den Schanars noch schnelleren Eingang als unter den Kols; um so schwerer aber ist es, sie aus ihrer Erschaffung allmählig aufzurütteln und zu selbständigen Gemeinden heranzubilden. Drei Missionsgesellschaften theilen sich in dieses Arbeitsfeld, das gewöhnlich als das Gebiet der Tinneweli- und Südtrawankor-Mission bezeichnet wird. Vom gleichen Geiste beseelt, wirken sie nach dem gleichen Plan in herzlicher Eintracht zusammen. Seit zwanzig Jahren haben sie mit großer Aufmerksamkeit den Unterricht und die Organisation der Gemeinden ins Auge gefaßt, und viele nüchterne und erfahrene Männer haben ihre ganze Kraft und Liebe diesem Werke zugewandt. Der Segen des Herrn, den sie zu ihrer Arbeit erslehten, ist nicht ausgeblieben, und so zeigen uns die letzten zehn Jahre auch hier einen merklichen Fortschritt. Nicht nur hat die Zahl der Christen bedeutend zugenommen, sondern es ist unter ihnen auch ein inneres Wachsthum spürbar. Dazu wirkt gewiß der Umstand mit, daß allmählig an die Stelle der Nationalgehülfen aus einer früheren Generation, jüngere in den Anstalten der Mission herangebildete Schullehrer und Katechisten treten, über deren größere Bevähigung zu dem ihnen anvertrauten Amt kein Zweifel sein kann. Ein erfreuliches Zeichen von dem Stand der Gemeinden ist es, daß sie es als ihre Pflicht zu fühlen beginnen, sich selbst zu erhalten. Noch vermögen sie es zwar nicht ganz und bedürfen in dieser Beziehung dann und wann der Erinnerung und Ermunterung; doch wachsen ihre Beiträge Jahr für Jahr, und verschiedene Sorgen, wie die Erbauung und Erhaltung der Kirchen, haben sie der Mission völlig abgenommen. Auch ihr Eifer, für die Verkündigung des Evan-

geliums unter den Heiden etwas zu thun, wächst. Und zwar sind es nicht nur Geldbeiträge, die sie geben; schon manche ihrer Katechisten sind als Reiseprediger nach Nord-Linneweli und Ceylon in die Kaffeegärten gegangen, einer sogar nach Mauritius. Gewiß hat zu diesem erfreulichen Fortschritt auch die Erweckung mitgewirkt, die 1860 in einem Theil von Linneweli zunächst unter den noch tiefer stehenden Paller (Reisbauern) stattfand. Es kamen zwar dabei solche Ausschwüxe vor, daß die Missionare sich eher bemühten, die Aufregung zu dämpfen, als sie zu nähren; jedenfalls bewies sie aber, daß die stumphen, trügen Eingebornen so mächtig von der Religion ergriffen und erschüttert werden können als irgend ein Europäer; und wenn auch Manches, was damals wie Leben schien, sich hernach als falsch erwies, haben Andere seither ihren Lauf in der Furcht und Liebe Gottes fortgesetzt, und es wird im Allgemeinen mehr und ernstlicher um das Kommen Seines Reichs gebetet und für dasselbe gewirkt.

Der Londoner Gesellschaft wurde ihr Anteil an diesen Segnungen nicht ohne ein gutes Maß Trübsal zu Theil. Erstlich ergieng in Folge der Einführung anständiger Kleidung bei den Schanweibern über die ganze Gemeinde eine grausame Verfolgung von Seiten der stolzen Sudra's, welche dort den Adel bilden. Viele Bethäuser wurden niedergebrannt und die Christen entsetzlich mißhandelt. Erst 1860 wirkte die Madrasregierung, nach Absetzung des altersschwachen Residenten, bei dem Radscha die Änderung des Landesgesetzes aus, das sie spät genug „als schamlos und barbarisch“ zu bezeichnen wagte. Dann aber raffte die Cholera 1500 Christen und viele Tausend Heiden weg, und gleich nachher wurden in einer unerhörten Dürre die jungen Reisepflanzen von Myriaden von Raupen abgefressen, was eine schwere Theurung herbeiführte. Auch diese Gerichte aber trugen dazu bei, daß Christen und Heiden der Predigt des Evangeliums ein aufmerksameres Ohr schenkten und in drei Jahren nahe an 6000 Personen in die Kirche aufgenommen wurden. Man zählte (1862) 22,688 Christen in Südbrawankor und 50,358 in Linneweli.

Ein in der Mission unserer Tage einzig dastehendes Ereigniß ist ein in der jungen Linneweli-Kirche ausgebrochenes Schisma. Gleichgültigkeit, Ungehorsam, Abnahme des inneren Lebens, mit Einem Wort, ein ungebrochenes Herz hat in Indien so gut wie anderswo schon Pfleglinge der Mission wieder derselben entfremdet, ja sogar in ihre bittern Feinde verwandelt. Mancher unzufriedene Katechist hat

bei seinem Austritt schon schwache oder todte Gemeindeglieder nach sich gezogen und dadurch den Missionaren Troz bieten wollen; aber solche Versüche wurden in der Regel schon durch Mangel an Mitteln schnell geheilst, und hatten nirgends denselben Erfolg, wie in Tinnewelt, wo eine eigene Gemeinde sich völlig von der Mutterkirche ablöste. Die Spaltung fieng in einem großen Christendorfe mit einem Streit zwischen dem damaligen Missionar in Nazareth und einem Theil seiner Gemeinde an. Kaum waren die Führer der Bewegung hervorgetreten, so appellirten sie an den Kastengeist der Schanars, und suchten durch ganz Tinnewelt Anhänger zu gewinnen. Bald waren etwa 2000 Eingeborne der Umgegend um sie geschaart, aber weiter wollte ihr Einfluss nicht reichen. Die ganze Erscheinung wird demnach vermutlich einen lokalen Charakter behalten und mit dem Tode der Führer enden. Unterdessen nennen sich die Schismatiker in ihren Dokumenten „die christliche Kirche Indiens“, untereinander jedoch und unter ihren Nachbarn die „Nātār“, oder die nationale Partei. In ihrem Eifer für die Kaste und für ihre Nationalität verwerfen sie Alles, was ihnen einen europäischen Nebengeschmack zu haben scheint, so die Kindertaufe und die Ordination der Prediger. Bei einer Feier, welche ihnen das heilige Abendmahl ersetzen soll, gebrauchen sie ungehörnten Traubensaft anstatt des Weins, und anstatt des Sonntags feiern sie den Samstag. Einem Schifflein gleich, das ohne Karte und Kompaß von Wind und Wellen umhergetrieben wird, scheinen sie selbst nicht zu wissen, wohin sie steuern. Der Herr aber hat bereits wenigstens Ein Gutes aus diesem Uebel kommen lassen. Bisher ist immer versichert worden, die indischen Gemeinden könnten ohne europäische Missionare und Unterstützungen nicht bestehen. Die Schismatiker jedoch haben den Beweis des Gegentheils geliefert; denn seit fünf Jahren besteht ihr Verband so völlig getrennt von allen europäischen Elementen, als ob deren keine mehr in der Nähe wären. Es hat sich unter ihnen ein wirklicher Gemeingeist entwickelt, und bis jetzt wurde kein Rückfall in's Heidenthum bekannt.

Daß aber überhaupt eine solche Spaltung eintrat, während die indische Kirche ihrer Selbständigkeit entgegenreist, wen könnte das wundern? Bildeten sich nicht schlimmere Rotten innerhalb der ersten christlichen Kirche, und ist uns nicht ausdrücklich vorher gesagt worden, solche müssen sein, auf daß die Bewährten offenbar werden?

Dürfen wir uns daher nicht vielmehr freuen, daß im Allgemeinen

die jungen Kirchen unserer Tage so einfach und gesund in ihrem Glauben sind, und so wenige ihrer nationalen Irrthümer aus dem Heidenthum mit herüber genommen haben? Das ist unstreitig der große Segen der weiten Verbreitung des Wortes Gottes, den unsere Missionen vor denen früherer Zeiten voraushaben. Ueberall ist es die erste Sorge der Sendboten des Evangeliums, die heilige Schrift in die Landessprache zu übersetzen, und möglichst bald wenigstens einzelne Theile derselben gleich Leuchtkugeln unter das Volk zu senden. Immer und immer wieder werden Kinder und Erwachsene auf sie als auf die einzelne Nichtigkeit des christlichen Glaubens und Lebens hingewiesen, und die Einen in Schulen, die Andern in Bibelklassen ermuntert, sich mit ihrer Geschichte, ihrer Lehre, ihren Drohungen und Verheißungen recht vertraut zu machen. Für Solche, die nicht lesen können, ist das ein mächtiger Sporn, es zu lernen, um selbst in der Schrift forschen zu können. Und wenn der Kastengeist der Boden ist, aus dem die Schismatiker in Linneweli ihre Hauptnahrung sogen, so ist das für alle Missionare eine neue Mahnung, das theure Gotteswort, dieses herrliche, nun in 150 Sprachen übersetzte Erbe der christlichen Kirche, nicht nur als die einzige Quelle der geoffenbarten Wahrheit, sondern auch als die mächtigste Waffe gegen tief eingewurzelte, fortwuchernde Irrthümer immer eifriger zu benützen und zu verbreiten.

Seit längerer Zeit nahm in der Linneweli-Mission die Sorge für die bereits gesammelten Gemeinden die Kraft der Missionare so in Anspruch, daß die Heidenpredigt darunter litt. Dies bewog Missionar Nagland im Jahr 1854 als Neiseprediger die Märkte, die Gözenfeste und 1200 heidnische Dörfer Nord-Linneweli's regelmäßig zu besuchen. Treulich unterstützt von Brüdern, die sich mehr der Seelsorge in ihren Gemeinden zu widmen hatten, gewannen sie auch tüchtige Gehüßen aus den Eingebornen, unter denen dadurch, daß Einige aus ihrer Zahl mit hinauszogen, neue Liebe, neuer Eifer, ein neuer Trieb zur Fürbitte für das Werk erwachte.

Nahe verwandt mit der Mission unter den Schanars ist die unter den Bergstämmen und Reissklaven des Königreichs Travancor. Nirgends in ganz Indien findet man so verschiedenartige, den niedern Kasten angehörige Ureinwohner des Landes beisammen. Seit vielen Menschenaltern von den stolzen Brahmanen und Sudra's vertreten und ausgesegnen, haben manche von ihnen nicht einmal eine Woh-

nung, und wagen es nicht, sich bei Tage auf der Straße zu zeigen. Ihre Unwissenheit ist nicht minder groß als ihr äusseres Elend. Unter einem dieser Stämme, den Arejar, die sich in den dichten Waldungen der Ghats aufhalten, fand vor etwa zwölf Jahren Missionar Baker, der den District von Pallam bereiste, eine offene Thüre. Er kam wieder und wieder in ihre Dörfer, errichtete Kirchen und Schulen, taufte Mehrere, und verließ endlich seinen weiten Sprengel im Tiefland, um sich ganz dieser neuen Heerde zu widmen. Ungeachtet einiges Widerstands von Seiten der Regierung hatte dieß Werk einen so gesegneten Fortgang, daß in den Dörflein in der Nähe von Mundakajam sich jetzt nicht weniger als 1000 Eingeborne zum Christenthum bekennen. Auch unter der Sklavenbevölkerung Trawankor's hat eine tiefs gehende Bewegung zu Gunsten des Christenthums begonnen, die sich besonders durch die Zähigkeit der Befahrten auszeichnet, deren Zahl bereits 1000 übersteigt.

Hiemit verlassen wir den Süden Indiens, um das dritte Gebiet zu betreten, auf dem der Herr in unserem Decennium etwas Neues gewirkt hat, nämlich den Haupthauplatz des Militär-Aufstandes. Als die Missionen in Agra und Matra, Mirat und Delhi wieder eröffnet wurden, war sogleich fühlbar, daß das Volk in diesen zwei Jahren des Kampfes viel gelernt hatte. Die Religion seiner Väter hatte die Probe nicht bestanden, und es war ein Suchen und Fragen nach dem Glauben der Sieger erwacht. Ohne Zweifel wirkte bei Vielen die Furcht, bei Andern die Hoffnung mit, sich dadurch der englischen Regierung zu empfehlen. Welches aber auch die Beweggründe der Mehrzahl sein mochten, die Missionare fanden wenigstens überall willige Hörer. In Agra und Delhi namentlich hörten der Verkündigung des Evangeliums Massen zu, die vorher nie darnach gefragt, und sowohl Theile der heiligen Schrift als andere christliche Bücher wurden in Menge verkauft. In dem Dorfe Malyana bei Mirat verursachten ebnige während des Aufstands von einem Christen zurückgelassene Schriften eine Bewegung, die bald auch zwei andere Nachbardörfer ergriff, und in Folge deren an diesen drei Orten Seelen für den Herrn gewonnen wurden. Überall thun sich der Mission neue Thüren auf; auch im Norden von Mirat sollen Viele willig sein, das Evangelium anzunehmen, wenn es ihnen nur durch gute Nationalgehilfen verkündigt würde.

Merkwürdig war es, in demselben Delhi und seinen Vorstädten, wo einst Missionar Thompson während seiner 31jährigen Arbeit so taube Ohren für das Evangelium fand, jetzt den Baptisten-Missionar Smith jeden Morgen und Abend eine aufmerksame Menge um sich versammeln zu sehen, die nicht müde wurde, ihn wieder und wieder zu hören. Innerhalb vier Jahren wurden daselbst 300 Personen getauft; in Agra in den ersten drei Jahren desselben Zeitraums 56. Bald jedoch stellte es sich heraus, daß in Delhi bei der Annahme des Evangeliums viele unlautern Beweggründe mitgewirkt hatten. Als die Hungersnoth hereiubrach, giengen Viele auch Sonntags ihren werktäglichen Beschäftigungen nach, Andere fielen ganz in ihr altes heidnisches Wesen zurück, sobald sie sich überzeugt hatten, daß sie durch ihren Uebertritt zum Christenthum keine weltlichen Vortheile erreicht hatten, und nach zwei Jahren treuer Unterweisung und Ermahnung mußte Missionar Smith's Nachfolger die Hälften der Getauften wieder aus der Gemeinde ausschließen.

Durch die Unlauterkeit einiger eingeborenen Christen ließen sich die Delhi-Missionare zu Schritten hinreissen, die für einige Zeit das brüderliche Einvernehmen zweier reich gesegneter Gesellschaften störten. Einige in der Pflege der kirchlichen Missionsgesellschaft stehenden Einwohner des Dorfes Malyana giengen, unzufrieden mit dem dortigen Missionar und ihrer äußern Lage, nach Delhi, um sich da nochmals taufen zu lassen. Die Baptisten-Brüder hielten sie für ausrichtig, und begnügten sich nicht damit, ihre Bitte zu gewähren, sondern kamen bald nachher selbst nach dem ganz außer ihrem Sprengel gelegenen Dorfe, um dort zwölf weitere Personen zu taufen, nur wenige Schritte von der Missionskapelle des Dörfleins eine zweite zu erbauen, und unglücklicher Weise gerade einem Missionar, der früher mit der kirchlichen Gesellschaft in Verbindung gestanden war, diesen Posten zu übertragen. Alle Missionare Nordindiens, auch manche der Baptisten-Brüder nicht ausgenommen, waren durch diesen Vorfall schmerlich berührt, da es bisher unter ihnen als heilige Regel gegolten hatte, nicht in ein fremdes Arbeitsfeld überzugreifen. Die Committee der Baptisten-Gesellschaft, mit dem Stand der Dinge bekannt gemacht, theilte dieses Gefühl, und gab Malyana auf, wodurch die frühere Eintracht zwischen beiden Gesellschaften wieder hergestellt ist.

In großem Segen wirkten die Baptisten auch in den letzten zehn Jahren im östlichen Bengalen fort, wenn gleich von ihrer Arbeit

dort jetzt weniger gesprochen wird, als bei dem Beginn derselben, wo unter der einfachen, ländlichen Bevölkerung jener sumpfigen Niederrungen ein so ernstes Fragen nach Wahrheit erwachte, daß bald Viele der christlichen Kirche einverlebt wurden. Indessen haben die Gemeinden nicht nur nach Außen zugenommen, so daß Barisal (oder Backergandisch) von allen baptistischen Missionen Indiens die größte Zahl Eingeborner (3300 Seelen) umfaßt; unter treuer Pflege sind sie auch in der Gnade gewachsen. Zwar mußten auch hier manche Gemeindeglieder wieder ausgeschlossen werden; gerade die strenge Kirchenzucht aber, die ja die Wieber-Aufnahme der Neuen nicht ausschließt, hat sich als ein treffliches Mittel bewährt, eine gesunde öffentliche Meinung zu bilden und das christliche Leben in den Gemeinden zu kräftigen. Von den 400 Gliedern derselben, die innerhalb elf Jahren in die Ewigkeit giengen, haben Viele sterbend mit großer Freudigkeit bekannt, daß Jesus allein ihr Heil und ihr Sehnen sei. Wie die Neubefahrten in Tschota Nagpur, hatten auch diese Bewohner des Tieflandes allerlei Verfolgungen zu erdulben. Ihre Gutsbesitzer sahen es natürlich nicht gern, daß 50 Dörfer ihre hundertjährigen Fesseln sprengten und die ungerechten Abgaben verweigerten, zu denen der Götzendienst Veranlassung gegeben hatte. Einschüchterungsversuche aller Art wurden gemacht: Schläge, Gefängnis, Geldbußen waren nichts Seltenes, da die fälschlich Angeklagten bei den niederen Gerichten nicht immer Schutz fanden. Der obere Gerichtshof nahm sich ihrer jedoch an, und zu ihrer großen Erleichterung haben sie jetzt auch einen Distriktsrichter, der sein Amt mit unerschütterlicher Gerechtigkeit verwaltet. Nur Eines ist in dieser blühenden Mission noch schlecht bestellt: der Jugend-Unterricht. Die Kräfte der Missionare sowohl als ihre Geldmittel reichten dazu bis jetzt nicht aus; doch ist zu hoffen, daß ihnen künftig reichlichere Unterstützung von der Heimat zusießen wird.

Bedeutende Wirkungen auf die Masse der Bevölkerung brachte das Evangelium auch in Kadapa, einem Telugu-Distrikt, hervor. Dort machte sich im Jahr 1852 mehr Ernst in der Christengemeinde der Stadt fühlbar. Zu gleicher Zeit kamen aus dem 15 Stunden entfernten Dorfe Paibala, in dem schon vielfach das Wort Gottes gepredigt und verbreitet worden war, Bitten um Lehrer und Schulen. Als Zeichen ihrer Aufrichtigkeit warfen die Leute ihre Götzen weg und richteten ihren Tempel zu einem Schulhaus ein. Am Ende des

Jahrs wurden 50 Personen getauft. Eine ungewöhnliche Bewegung war über die ganze Gegend verbreitet. Wo sich nur Missionare und Katechisten zeigten, waren sie schnell von einem Haufen Hindu's, vielfach der intelligenten Klasse der Handwerker angehört, umringt, die sie ihres Neberdrusses an dem Götzendienst versicherten. Kastenstolz hielt indeß die meisten nicht nur vom Nebertritt zum Christenthum, sondern auch von einem gründlicheren Forschen nach Wahrheit zurück. Doch bekehrten sich auch Viele. Haus- und Dorfgöben wurden den Missionaren abgeliefert und mehrere Tempel in Schulen und Kapellen verwandelt. Im nächsten Jahre wurden 274, und in den zwei folgenden 260 Personen getauft. Noch drei Jahre, in denen 800 weitere Christen hinzugethan wurden, dauerte das Suchen und Fragen in größerem Maße fort; dann nahm das Werk wieder einen langsameren, ruhigen Verlauf. Über den innern Stand der Neubekehrten liegen keine genaueren Berichte vor; doch zählen dort die Londoner 1486, die Ausbreitungsgesellschaft 1805 Befehrte.

Unter den amerikanischen Missionen zeichnen sich zwei als besonders gesegnete aus. Einmal die im tamilischen Distrikt Mādurā (mit 6447 Seelen), welche an den Heimsuchungen des benachbarten Tinneweli Theil nimmt, wie denn auch die Erweckung des Jahrs 1860 sich dorthin erstreckte. Sodann aber die Mahratta-Mission in den Dörfern um Ahmednagar, welche allen übrigen Missionen der Bombay-Präfidenzhaft weit voranrückt. Der Getauften sind zwar nur 955 Seelen; sie wohnen aber in 109 Dörfern zerstreut, deren Bevölkerung vom Evangelium weithin durchsäuert ist. Während aber die Mehrzahl einer niedrigen Kaste, den Mahars angehört, ist das Interesse, das diese am Christenthum nahmen, plötzlich gesunken, seitdem (1862) eine Anzahl Mangs, von noch niedrigerer Abkunft, in die Gemeinde aufgenommen wurde. Zwar die Christen haben sich dabei im Ganzen gut gehalten, aber ihre früheren Kastengenossen sind durch die Aussicht auf Abendmahlsgemeinschaft mit Mangs leider bedeutend abgekühlzt worden.

Viel war in den letzten Jahren auch von einer religiösen Bewegung in einem der Sikhs-Regimenter die Rede. Es hieß, im ganzen Regiment sei ein Suchen nach Wahrheit erwacht, es stehe in lebhafter Verbindung mit Missionaren, viele seien getauft worden, die Regierung aber suche weitere Nebertritte zu verhindern. Der jetzt ermittelte genaue Hergang der Sache ist folgender: Das während

der Meuterei angeworbene Regiment der Muzabi-Sikhs war kaum in den Genuss der veränderten Stellung und des Wohlstands eingetreten, den es seiner Tapferkeit und Treue verdankte, als es auch die religiösen Bande zu durchbrechen wünschte, die es an die niedersten Kasten der Sikhs und Hindu's ketteten. Einige, welche in Delhi mit christlichen Büchern bekannt und an verschiedenen Orten von der Predigt der Missionare erreicht wurden, traten zum Christenthum über. Das ganze Regiment war geneigt ihnen zu folgen, als die Regierung sich darein legte und den Offizieren die Theilnahme am Unterricht der Sipahis, sei's auch durch bloßes Gespräch, verbot. Andere wurden daher und werden noch immer Muhammedaner. Sind die Ersteren die ergebensten Freunde der Engländer, so ist zu fürchten, daß die Letzteren sich bei der ersten Gelegenheit als ihre Feinde zeigen werden. Noch ist nicht abzusehen, ob die Muzabi's als Ganzes sich dem Islam oder dem Evangelium zuwenden werden; bis jetzt giebt es unter ihnen mehr Muhammedaner als Christen. Die sittlichen Anforderungen des Christenthums, der völlige Mangel aller zeitlichen Vortheile bei seinem Bekanntniß und allerdings auch die entmuthigende Erfahrung, daß die englische Regierung die Bekehrung ihrer Soldaten so ungern sah, haben schon manche zurückgeschreckt, während der Uebertritt zum Islam nicht nur mehr fleischliche Freiheit, sondern in manchen Fällen äußerst lockende Belohnungen von Seiten der Muhammedaner verspricht.

Die 1860 in Khairabad unter den Muzabi's gegründete Mission zählt siebenzig Christen, worunter einundzwanzig Sipahi's. Ungefähr 110 Knaben und 23 Mädchen genießen täglichen Unterricht und eine durchaus christliche Erziehung. Die Knaben besuchen den Gottesdienst, dem auch die meisten heidnischen Offiziere und viele Eltern beiwohnen. Sie wissen die Schulen für ihre Kinder so wohl zu schätzen, daß sie 1861 dafür 330 Rupies beisteuerten. Obgleich die Muzabi's ein unwissendes und in reiseren Jahren schwer lernendes Volk sind, fassen die Kinder schnell und gut und fühlen sich nirgends glücklicher als in der Schule. Einst kamen unter ihrem Standum so viele Verbrechen vor, daß noch jetzt diejenigen, welche nicht in die Armee eingereiht sind, unter polizeilicher Aufsicht stehen. Ihre Kraft, Uner schrockenheit und Ausdauer zeichnen sie im Bösen wie im Guten aus. Sie bedürfen einer ganz besondern Behandlung, können aber unter Gottes Segen eine sehr nützliche Klasse der Bevölkerung werden,

der es mit ihrer Religion Ernst ist. Jedenfalls verdient die Kharabab-Mission, als die einzige ausschließlich den Bedürfnissen der Sipahi's gewidmete, eine ganz besondere Theilnahme.

Mit Recht zählen wir neben den Kols von Eschota Nagpur, den Mahars im Dekkan, den Schanars von Timneweli, der ländlichen Bevölkerung von Barisal und Kadapa, und den Muzabi's im Pandschab, auch die Karenen Barma's in der Reihe der einfachen Naturkinder auf, die verhältnismäßig frei von den strengen Kastengesetzen, durch welche die Vornehmen, die Reichen, die Gebildeten beherrscht werden, wenig auf's Spiel zu setzen hatten, wenn sie sich unter das sanfte Joch des Evangeliums beugten, das ihnen in so vielen Beziehungen eine ersehnte Botschaft sein mußte. Da aber dieses Missionsgebiet, das in der neuesten Zeit eine so allgemeine Theilnahme erregt, in diesen Hesten ausführlicher besprochen wird, so haben wir hier nicht länger dabei zu verweilen. Die Zahl der Karenen-Christen beläuft sich auf 59,366 Seelen in 352 Gemeinden.

Werfen wir dagegen noch einen kurzen Blick auf die mittleren und höheren Kästen Indiens. Auch unter ihnen beginnt sich's zu regen. Das Mittel, auf sie einzuwirken, sind vorzugsweise die Schulen, in denen ihre Söhne für den Dienst der englischen Regierung herangebildet werden. Es sind Rücksichten äusseren Gewinns, die den Besuch dieser Schulen veranlassen. Einige Missionsgesellschaften aber, voran die der freien schottischen Kirche, haben viel Kraft, Zeit und Geld auf ihre Gründung und Erhaltung verwendet, um in ihnen Samenkörner des ewigen Lebens auszustreuen. Und daß jetzt, nach jahrelanger treuer Arbeit die Saat zu keimen beginnt, beweist das erwachende Misstrauen, die Angst, der Widerstand, der sich da und dort geltend macht, und der doch nicht hindern kann, daß wieder und wieder einzelne Schüler dieser Anstalten frei hervortreten mit ihrem Bekenntniß zum Christenthum, obgleich sich dagegen der ganze Stolz der angesehenen Familien des Landes, der ganze Eifer der hartnäckigen Vertreter des Hinduismus empört. Nachgerade kommt es auch in Kalkutta vor, daß angesehene ältere Männer, in Folge der früher erhaltenen englischen Bildung, zum Christenthum übergetreten, ohne erst Unterricht bei Missionaren nachzusuchen. In Folge solcher Erscheinungen hat die eingeborne Tagespresse den geringschätzigen

Ton, in welchem sie früher das Christenthum besprach, sehr entschieden ausgegeben und hält seinen endlichen Sieg für nicht unmöglich. Von großer Bedeutung ist auch der Umstand, daß, während die Muhammedaner bis zur Zeit des Aufstands sich das Evangelium möglichst vom Leibe hielten und es, wenn es in Pfander's Werken mit seinen Forderungen an sie herantrat, mit irgend welchen Waffen, seien's auch vom Unglauben entlehnte, bekämpften, nun ein gelehrter Muselman, der Richter Sajid Ahmed in Ghazipur, mit einem Kommentar über die h. Christ hervortritt, der von redlicher Wahrheitsliebe und fleißigem Studium christlich theologischer Werke, so weit solche ihm zugänglich waren, ehrenvolles Zeugniß ablegt. Gewiß — auch an den herrschenden Klassen ist die Mission nicht spurlos vorübergegangen.

So hat es sich in unserem Decennium endlich auch ereignet, daß zwei eingeborene indische Fürsten ihrer väterlichen Religion entfagten und ihr Los an das der Christen knüpfsten. Der erste der selben, der Maha Radsha Dhalip Sing, kam bei der Einverleibung des Panjab unter die Vormundschaft der englischen Regierung, und wurde der umsichtigen Leitung Dr. Login's übergeben. In seinem Wohnsitz Fategarh mit eingeborenen Christen bekannt geworden, wohnte er Sonntags dem Gottesdienste der Engländer bei, und las fleißig in der Bibel. Endlich wünschte er getauft zu werden, und Lord Dalhousie, der sich persönlich von seiner Aufrichtigkeit überzeugt hatte, gab seine Zustimmung zur Erfüllung dieses Wunsches. Seither hat sich der Radsha immer als warmer Missionsfreund bewiesen, und noch jetzt unterhält er mehrere Schulen in der Nähe seiner einstigen Residenz. Zu bedauern ist aber, daß er selbst sein Leben in der hohen Gesellschaft Englands verbringt, statt es dem Wohle seiner Heimath zu widmen, wo sein Einfluß und Beispiel von so großem Segen sein könnte. Ebenso ist die Taufe der Erbin des letzten Kurz-Fürsten für Indien von minderer Bedeutung, da auch sie in England eine Heimath (bei ihrem Gatten) gefunden hat.

Der zweite der christlichen Hindu-Fürsten ist der Radsha von Kapurthala, einer der mächtigeren Sikh-Häuptlinge, der während des Aufstands der englischen Regierung wichtige Dienste leistete. Seine Truppen unter das Kommando Sir John Lawrence's stellend, zeichnete er sich selbst vor Delhi und in Audh durch persönliche Tapferkeit rühmlich aus, und wurde nach Beendigung des Kriegs mit Ehrentiteln und Gebietsvergrößerungen durch konfiscirte Ländereien reich

belohnt. Nach dem Tode seiner Frau heirathete er die Tochter eines englischen Verwalters seiner Domänen, und bald darauf lud er die amerikanischen Missionare in der Nachbarschaft an seinen Wohnort ein. Zwei derselben folgten diesem Rufe und gründeten fogleich eine Mission. Der Radscha selbst übernahm die Einrichtung der Schulen und einer Apotheke; eine Kirche ist im Bau begriffen. Die Söhne des Radscha's sind die Schüler der Missionare, er selbst und sein Bruder ihre Zuhörer und Freunde, obgleich sie, durch Familienbande gehalten, noch nicht förmlich zum Christenthum übergetreten sind. Im ganzen Lande wird der Sonntag heilig gehalten, und bei einem kürzlichen Besuch in Kalkutta wohnte der Radscha dem Gottesdienst der freien schottischen Kirche und einer Sitzung der Bibelgesellschaft bei. In noch neuerer Zeit nahm er warmen Antheil an den Versammlungen der Missionskonferenz im Pandshab und lud alle Mitglieder derselben zu einem Mahle ein. Seine edle Freimüthigkeit und sein ernster Wunsch dem Herrn zu dienen, geben ihm ein Recht an die liebende Fürbitte aller indischen Missionsfreunde, damit er nicht nur selbst bestigt, sondern auch ein brennendes und scheinendes Licht in seinem finstern Lande werde.

Wir haben auf den vorhergehenden Seiten versucht, diejenigen Missionsgebiete, in welchen in den letzten zehn Jahren das Werk des Herrn die sichtbarsten Fortschritte machte, in der Kürze zu schildern. Bei weitem der größte Theil der Missionsarbeit in Indien mußte in einem so flüchtigen Umriss mit Stillschweigen übergegangen werden, weil es unmöglich ist, die stille, ruhige Wirksamkeit von mehr als 500 Männern, und ihre Erfolge — die wachsende Erkenntniß, die sich tiefer gründenden Ueberzeugungen, die inneren Kämpfe und die reisenden Einschlässe — mit wenigen Zügen darzustellen.

Das Werk hat aber seinen ununterbrochenen Fortgang. In der glühenden Sommerhitze, in der dumpfen Schwüle der Regenzeit, wie unter dem strahlenden Himmel der kühleren Monate übt es seinen gesegneten Einfluß auf Jung und Alt. Während einige Missionare sich besonders der Pflege der schon gesammelten Gemeinden widmen, betrachten Andere die Heidenpredigt als ihre erste Aufgabe. Einige leiten Dorfsschulen in der Landessprache, Andere unterrichten Jünglinge aus den höheren Kästen in den englischen höheren Schulen der Hauptstädte. Eine kleinere Zahl hat sich in sprachliche Studien ver-

tieft und ist mit Absfassung von Wörterbüchern, Grammatiken, Uebersetzungen der heiligen Schrift, Absfassung von Schulbüchern und Herausgabe christlicher Schriften in der Landessprache beschäftigt. Die neu Angekommenen erlernen die Sprache, die Aelteren überwachen die Arbeit der Nationalgehilfen und eingebornen Schullehrer; Alle haben sich mehr oder weniger mit neuen Bauten und mit der Verathung der Kranken zu befassen. Leute, welche selbst in Indien gelebt haben, können sich leicht vergegenwärtigen, wie hier ein Missionar, seinen Plan und Maafstab in der Hand, damit beschäftigt ist, den Grund einer Kirche zu legen, dort einer etwa der theologischen Klasse unter seinen Schülern Vorlesungen über die alt-indischen Gebräuche hält, während wieder andere sich bei dem Entwurf der Statuten für eine Universität betheiligen, und ein besonders einflusfreicher Mann dem General-Gouverneur die Gründe für ein Gesetz betreffs der Wiederverheirathung der Wittwen darlegt. „Hier empfängt Dr. Caldwell in seiner Kirche die Berichte seiner Schular-Katechisten und Bibelleser, die er hernach in der heiligen Schrift unterweist und in ihren Verlegenheiten berath; da durchschiff Missionar Page in seinem schnellen Kahn die Arme und Buchten des Ganges-Delta, um die Gemeinden Varisal's zu besuchen; dort, unter den Pagoden Kemmendein's und an den Ufern seines waldumgränzten Sees feuert Dr. Binney seine Karenen-Schüler zu selbstverläugnendem Eifer an. Hier, im Missionsgarten von Kaunauur, spricht ein deutscher Missionar mit zwei englischen Offizieren über die Nothwendigkeit der persönlichen Erfahrung des Heils in Christo; dort in Gategarh krönt Missionar Walsh das Werk mehrerer Monate, indem er dem hübschen Kirchthurm seine goldene Spize aufsetzt; dort vermehrt Missionar Thomas den Strom christlicher Schriften, der sich seit dreißig Jahren aus der Missionspresse der Baptisten über Indien ergoß, durch eine neue Ausgabe des Bengali-Testaments. Wir sehen Missionar Wenger langsam in der schwersten aller indischen Uebersetzungen, der Sanskrit-Bibel, fortschreiten, Missionar Drew alte Tamilklassiker in's Englische übertragen; dann folgen wir Missionar Mörike in die Hütten der Badaga's auf den Nilagiris und Dr. Mason in die Dschangel von Taungu, wo er auf einem Baumstamme sitzend seinen jungen Schülern die heilige Schrift erklärt. Hier treffen wir Missionar Smith in einem gelehrten Streit mit den stolzen Brahmanen von Benares und Missionar Lacey verhöhnt von den schamlosen Priestern Dschagannaths; dort Mis-

isionar Tuting im Bazar von Peshawer unter den Schlägen eines Fanatikers, und Missionar Sargent mit den Seinen in den Straßen von Pemcottah von einem wütenden Pöbelhaufen umtobt. Hier vollendet Dr. Glasgow die Durchsicht seiner Guzerati-Bibel; dort Dr. Winslow sein Tamil-Lexikon, die Arbeit von dreißig Jahren; hier endlich, in dem kleinen Bangalo legt Missionar Ragland, umringt von vielen Seelen, die er dem Herrn gewonnen, sein Haupt zum Sterben nieder. — Und wer ist jene Dame, die in ihrem freundlichen Zimmer, durch dessen offene Fenster der süße Rosenduft bringt, unter einer Schaar anständig gekleideter Frauen sitzt? Es ist Frau Mault von Nagereoil, die nach Indien kam, noch ehe die Meisten von uns das Licht der Welt erblickt hatten, und die durch Spitzeklöppeln den Frauen und Mädchen, die sie in ihren Schulen unterrichtete, ihren Lebensunterhalt verschafft. Und wer ist jene andere Dame, die in ihrer Verandah Calomel und Chinin auswägt für die langen Reihen von Männern und Frauen, die vor der Thüre warten? Es ist Frau Linde, die, nach Beendigung ihrer Morgenschule, ihrem Mann einige Stunden die Hülfsbedürftigen, die sich an ihn wenden, mit Arzneimitteln versorgen hilft.

„Da ist nirgends ein Monopol der Begabung, des Eifers, der Nützlichkeit und des Erfolgs zu sehen. Keine einzelne Nation, Kirche oder Gesellschaft kann den Vorrang in der Arbeit und dem sie begleitenden Segen beanspruchen. Englische Kirchenmänner und Congregationalisten unterhalten die Schanar-Mission; amerikanische Baptisten haben die Karen gewonnen; deutsche Brüder führen die Kols in's Haus Gottes herein; die schottischen Missionare sind die Ersten im Unterrichtswesen; die Märtyrer unseres Decenniums waren amerikanische Presbyterianer; die Palme der Selbstverlängigung gebührt den in den Eisseldern des Himalaya begrabenen Herrnhuter-Brüdern und dem Einsiedler in der Weltstadt Bombay, dem immer frischen Amerikaner Bowen. Alle arbeiten im Dienste des Einen Herrn, der sie berufen hat, auf ein und dasselbe Ziel hin; Alle reichen einander in brüderlicher Liebe die Hand, und ziehen um dieselbe göttliche Hülse. Und so dürfen wir im Blick auf die Grundlage, auf der die Mission ruht, sowohl als auf die Macht, die sie zu üben beginnt, sie als ein herrliches Werk begrüßen, durch das auch für Indien sich die Verheißung zu erfüllen beginnt, daß das Wort Gottes 'ein Hammer ist, der Felsen zerschmeißt'.“

Stand der Missionen in Indien, Ceylon und Barma im Jahr 1862.

Präfidentschaften.	Stationen.	Außenstationen.	Missionare fremde eingezogene.	Katechisten.	Gemeinden.	Eingebr. Christen.	Beiträge d. Eingebr.
Bengalen	74	112	113	17	189	140	20,774
Nordwesten	65	47	119	11	118	73	5,301
Bombay	26	41	40	10	53	37	2,231
Madras	146	1575	210	60	903	716	110,237
Ceylon	60	150	37	42	102	224	15,273
Barma	15	382	22	46	411	352	59,366
Zusammen	386	2307	541	186	1776	1552	213,182
							218,092

Präfidentschaften.	Tagesschüler (Knaben).	Schüler (Knaben).	Kostschüler (Knaben).	Engl. Schül. (Knaben).	Schüler (Knaben).	Tagesschüler (Mädchen).	Kostschüler (Mädchen).
Bengalen	129	4,820	23	695	29	7,119	40
Nordwesten	104	4,398	14	564	49	5,978	44
Bombay	51	2,107	3	112	8	1,787	26
Madras	1069	25,061	53	1185	74	6,836	151
Ceylon	209	8,226	8	164	23	1,657	110
Barma	249	3,778	7	438	8	586	2
Zusammen	1811	48,390	108	3158	193	23,963	373
							16,862
							117
							4201

Im Jahr 1852 zählte Indien (ohne Ceylon und Barma) 112,491 Christen.

Missions-Beitung.

Die Fidschi- (Viti) Inseln und die britische Regierung. — Gestern wurde in den Zeitungen, wie in den Missionsschriften des Gerüchts erwähnt, daß die oben genannten Inseln sich freiwillig unterworfen hätten, und daß diese das Anerbieten angenommen habe. Die Sache aber, so wünschenswerth sie in mancher Hinsicht erscheinen möchte, stellt sich anders heraus. Folgendes ist der authentische Verlauf der Verhandlungen: —

Vor einigen Jahren wurde Herr Pritchard, Sohn eines Missionars, zum englischen Consul auf den Fidschi-Inseln ernannt. Bald darauf aber (1859) kam er nach England und überbrachte der Regierung ein Dokument, worin die angesehensten Häuptlinge der Inseln förmlich und feierlich die Königin Victoria um die Übernahme der Souveränität über die ganze Fidschi-Gruppe ersuchten. Die Vortheile, welche daraus für England erwachsen würden, waren dabei im gän-

stigsten Lichte dargestellt; namentlich wurde aufmerksam gemacht auf die Fülle von Baumwolle, welche diese Inseln zu liefern im Stande wären, sowie auf den Umstand, daß diese Gruppe eine äußerst passende Schiffsstation halbwegs zwischen Panama und Australien zu bilden geeignet sei. — Natürlich gieng die britische Regierung, so wünschenswerth auch diese Erwerbung erscheinen möchte, sehr vorsichtig dabei zu Werke. Ein besonderer Abgeordneter, Colonel Smythe, ward sofort an Ort und Stelle gesandt, um die Lage der Dinge zu untersuchen. Aber noch ehe derselbe auf den Inseln eintraf, ließen von allen Seiten lebhafte Protestationen gegen die Sache ein. Ein amerikanischer Kaufmann z. B., der in Neu-Südwales residirt, erklärte, daß er der souveräne Besitzer einer der Fidschi-Inseln sei und sein gutes Recht nicht an England abzutreten gedenke. Die amerikanische Regierung zu Washington selbst bemerkte dem britischen Minister, daß große Strecken auf jenen Inseln Eigentum amerikanischer Bürger seien und somit unter dem Protektorat der Union stünden. Schon diese Proteste waren geeignet, die britische Regierung gegen die ganze Sache zu stimmen. Aber auch Colonel Smythe fand die Dinge an Ort und Stelle anders, als man voraussetzte. Bei den zahlreich besuchten Versammlungen der Häftlinge, welche er zur Besprechung der vorliegenden Frage zusammenrief, stellte es sich heraus, daß sie zwar dem Plan ziemlich günstig waren; allein nirgends war nachzuweisen, daß die Häftlinge das Recht und die Vollmacht besäßen, die Souveränität der Inseln an

eine fremde Macht zu übertragen. Ja, es zeigte sich bald, daß der ganze Plan von dem Ehrgeiz eines einzigen Häftlings ausging, der nichts Geringeres zu hoffen schien, als mit Hilfe Englands die übrigen Häftlinge unter seine eigene Gewalt zu bringen. Auch die Aussicht auf eine ergiebige Baumwoll-Cultur schwand bei näherer Untersuchung. So konnte Colonel Smythe bei seiner Rückkehr nach England nur dahin sich aussprechen, daß einerseits die großen Kosten, welche für die britische Regierung mit einer so fernen Besitzung nothwendig verbunden sein müßten, in keinem Verhältniß stünden mit den Vortheilen, welche die Inseln brachten, und daß andererseits die territorialen Schwierigkeiten, welche der Übernahme der Souveränität über diese Gruppe im Wege stünden, nur eine entschiedene Ablehnung von Seiten der englischen Krone ratsam erscheinen ließen.

Letzteres ist auch wirklich geschehen, und die Fidschi-Inseln sind nach wie vor unabhängiges Besitzthum der einheimischen Bevölkerung.

Die Gruppe besteht aus etwa 200 Inseln, von denen aber kaum die Hälfte bewohnt ist. Unter den 200,000 Einwohnern, von denen die Hälfte allein auf den zwei großen Hauptinseln lebt, arbeiten seit 1835 die Methodisten, welche jetzt etwa 60,000 Christen (fast ein Drittheil der Bevölkerung) unter ihrer Pflege haben. Bis auf den heutigen Tag herrscht unter dem heidnischen Theil der Insulaner die grausige Sitte der Menschenfresserei. Wir hoffen aber, daß durch Gottes Gnade bald alles Heidenthum dort überwunden sein wird.



Berichtigung. Während der Abwesenheit des Herausgebers ist aus Verschenk dem Titelbild im letzten (März) Heft eine irrtümliche Unterschrift gegeben worden. Sie soll heißen: **Ko Tha-Bu's Geburtort im Karenen-Lande.**

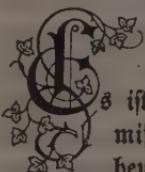


Fluß-Cauppläß im Karrenen-Lande, nahe an der Stelle, wo Miss. Boardman starb.
(S. Bezeichnung p. 196.)

Die Karenen und ihre Evangelisirung.

Vierte Abtheilung.

Die tiefere Begründung und weitere Entfaltung des Werks.



1. Die Übersetzung der Bibel.

*E*s ist ein merkwürdiger Zug in der Entwicklung der Karenenmission, daß sie von ihrem ersten Anfang an bis auf den heutigen Tag vorzüglich durch die Eingebornen selbst ist fortgeführt worden. „Wo gibt es eine Mission, die gleich zum Einstande einen solchen Prediger aus den Eingebornen aufzuweisen hätte, wie Ko Tha-Bju? In der That, ein Dutzend solcher Männer würde unter dem Segen Gottes eine ganze Nation erneuern. Ueberdies — und das fällt bei der missionirenden Heimathgemeinde nicht wenig in's Gewicht — bedarf es zum Unterhalte eingeborner Prediger nur des zehnten Theils von dem, was europäischen Missionaren gereicht werden muß. Um jedoch die Nationalgehülfen tüchtiger und brauchbarer zu machen, bedürfen sie gründlicher Erziehung und fortgehender Bildung.“ So schreibt Dr. Mason. Damit, denken wir, ist beides anerkannt, einmal das Außerordentliche in der Erscheinung Ko Tha-Bju's, der als ein seltesnes Gestirn über seinem Volke aufleuchtete, für's Andere aber, daß wir für gewöhnlich nicht auf solche Glanzgestirne zählen dürfen, die vom Aufgange bis zum Niedergange leuchten, sondern an die ordentlichen Wege gewiesen sind, zumal an die ordentlichen Wege redlichen Fleiñes und ernsten Ringens um das Heil verlorener Menschenseelen. Bleibt auch der Karenenmission das Eigenthümliche, daß in ihr, der wunderbaren Vorbereitung dieses

Volkes gemäß, außerordentlich viel durch die Karenen selbst geschah und noch geschieht, so sagt doch der erfahrene Mason: „Um die Nationalgehülfen brauchbarer zu machen, bedürfen sie der Erziehung und Bildung.“ Zu dem Ende suchte er vor Allem die nöthigen Bildungsmittel zu beschaffen. Neben den schon bestehenden Elementarschulen für Knaben und Mädchen gründete er eine theologische Schule, die später von Lawoy nach Maulmein, dem Mittelpunkte der Mission in diesen Ländern, verlegt wurde. Er begann sie, um begabte junge Männer, die sich aus den Karenen freudig herzufanden, zu Lehrern ihres Volkes zu bilden. Und auch darin erweist sich die evangelische Mission als eine ächte Tochter der Reformation. Wie diese neben der in erster Linie stehenden Predigt des wieder entdeckten Evangeliums in Schule und Presse ihre mächtigsten Verbündete erkannte; wie sie, mit diesen Mächten im Bunde, die Geister und Gewissen in Wissenschaft und Leben von tödlicher Autoritätsknechtschaft löste, ihnen den frischen Morgenhauch evangelischer Freiheit zuführte und sich darin als die wahre Mutter menschenwürdiger Bildung erwies: so hat die evangelische Mission, in die Fußstapfen ihrer Mutter tretend, überall, wo sie immer hinkam und das heilbringende Panier des Kreuzes unter den Völkern aufwarf, alle jene geistigen Hebel in Bewegung gesetzt. Auch unsre amerikanischen Brüder, mit denen wir in der Auffassung der evangelischen Heilslehre und deren Anwendung auf das christliche Leben nicht immer einig gehen, haben sich darin als ächte Söhne der evangelischen Kirche erprobt. Schon im Jahr 1833 — um auch davon etwas anzuführen — lieferte die Missionspresse zu Maulmein 5,272,000 Druckseiten, und im Jahr 1861 an größeren und kleineren Schriften, die Schulbücher mitgerechnet, 57,500 Exemplare = 8,132,000 Druckseiten, von denen zu Maulmein 16,075, zu Rangun 14,548, zu Prome 23,671, zu Taungu 9,645, zu Henthada 9,269, zu Bassein 6,597, zu Lawoy 221 und zu Schwägyin 136 Exemplare nach allen Richtungen hin verbreitet wurden. Welche Arbeit setzt nur das voraus! Dabei war hier die Mission mit ihren Schriften in einer besonders günstigen Lage. Missionar Mason fragte einmal einen erfahrenen Missionar in Indien, wie viel wohl von ihren verbreiteten Schriften gelesen werden? „Von tausend Seiten eine, vermuth' ich,“ war seine Antwort. Ein Anderer sagte: „Eine von zehn.“ — „Wie ganz anders,“ fährt Mason fort, „ist es bei den Karenen. Alle unsre Leser sind in Schulen unterrichtet worden, denen entweder die

Missionare selbst oder ihre Gehülsen vorstanden; und die Zahl der Schüler sowie ihre Fähigkeiten kennen wir, so daß wir nicht genöthigt sind ein einziges Buch wegzugeben, ohne die Gewißheit zu haben, daß es sowohl gelesen als verstanden werde." Rechnet man dazu die Lesebegierde der Karenen, so begreifen wir die Wirkung der Presse unter ihnen.

Die beiden ersten Schriftchen, die, soviel wir wissen, in der Karenensprache gedruckt wurden, waren ein ABC-Buch und ein Traktat, gleichsam die Elemente und Ansänge alles irdischen und himmlischen Wissens. Ein großes Ereigniß in der Bildungsgeschichte eines Volkes. Welcher Vorarbeiten bedurfte es doch, um nur bis zu diesem uns kleinen und naheliegend scheinenden Ziele zu gelangen, zumal wenn, wie hier, noch nicht einmal die Grundlaute in ein entsprechendes Alphabet fixirt sind. Und welcher Riesenschritt ist von da bis zur verständlichen Übertragung der Heiligen Schrift in die Sprache eines Volkes! Und doch wie die neuere deutsche Kultur von der deutschen Lutherbibel batirt, so batirt überall die wahre, weil gotteskräftige Kultur eines Volkes von der volksmäßigen Übersetzung des Wortes Gottes in seine Sprache und von der Befähigung zum rechten Gebrauche desselben. Diese folgenreichen Missionsarbeiten, die schon um ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung willen eine größere Würdigung verdienten, werden bei vielen Missionsfreunden und auch Missionsfeinden allzusehr übersehen, weil sie mehr unter stillem Dache als auf dem lauten Markte des Tages ausgewirkt werden. Sehren wir daher von der weiten fröhlichen Ausschau, die wir im Märzhefte auf das hoffnungsreiche Missionsfeld unter den Karenen gethan, zu den stilleren Arbeiten zurück, von denen die Studierstuben und die Schulen der Missionare zu sagen wissen.

Was in dieser Beziehung der unermüdliche Judson für die Barmanen geleistet, das thaten Wade und Mason in Verbindung mit Andern für die Karenen. Der erstere führt uns zu dieser Arbeit, indem er uns zugleich mit den Ansängen der Karenenmission vertraut macht, wie sie von Maulmein aus ins Werk gesetzt ward. Er schreibt: „Meine Eindrücke in dieser Beziehung [daß nämlich die Karenen das Evangelium weit fröhiger aufnahmen als die Barmanen], waren so stark, daß ich auf den Rath Dr. Judson's und in Gemeinschaft mit ihm und zweien oder dreien bekehrten Barmanen einen Besuch in dem Karenendorfe Dongyahān machte, etwa acht Stunden nördlich von Maulmein. Bei unserer Ankunft hatten Alle,

Männer, Weiber und Kinder, ihre Wohnungen verlassen und sich in dem Dschangel versteckt. Wir setzten uns in den Schatten ihrer Hütten, bis nach einiger Zeit etliche der Männer sich zu zeigen wagten und nach der Ursache unsers Kommens fragten. So Myat-kyau sagte ihnen, die einzige Absicht, warum wir zu ihnen gekommen, sei, mit ihnen von dem wahrhaftigen Gott und von dem Wege des Heils zu reden. 'Oh, ist das eure Absicht?' erwiederten sie, 'wir glaubten, ihr wäret Regierungsbeamte und fürchteten uns. Aber wenn ihr Religiouslehrer seid, so kommt nur, uns von Gott zu erzählen, wir sind glücklich, wir wollen hören. Habt ihr Gottes Buch gebracht? Unsre Väter sagen, die Karenen hatten einst Gottes Buch auf Häute geschrieben, aber sie ließen es sorglos zu Grunde gehen, und seitdem sind wir zur Strafe ohne Bücher und ohne geschriebene Sprache. Aber unsre Propheten sagen, die weißen Fremden haben das Buch, und werden es uns in zukünftiger Zeit wieder herstellen. Siehe, die weißen Fremden sind gekommen, wie unsre Propheten geweissagt. Habt ihr Gottes Buch gebracht?' — Ich erwiederte, indem ich ihnen die Bibel zeigte: Ja, wir haben das Buch Gottes gebracht, aber es ist in der Sprache 'der Fremden' geschrieben, obwohl einzelne Theile derselben in die Sprache der Barmanen übersetzt sind. Könnt ihr barmanisch lesen? — 'Nein, wir können nicht; du mußt es uns übersetzen, wie du für die Barmanen gethan.' — Mittlerweile hatten die Dorfbewohner im Allgemeinen den Grund unsers Kommens erfahren und sich aus ihren Schlupfwinkeln hervorgewagt, so daß wir eine große Versammlung von Männern, Frauen und Kindern um uns hatten. Einige genau meine fremdartige Kleidung untersuchend, Andere erstaunt über das Weiß meines Gesichts, aber mehr noch gespannt zu hören, was ich über das Buch Gottes zu sagen hätte, das sie so lange aus der Hand der weißen Fremden erwartet. Auf ihre letzte Bitte, die Uebersetzung betreffend, erwiederte ich: Ich kam von dem Lande der Fremden, um die Barmanen die wahre Religion zu lehren. Ich habe ihre Sprache erlernt, aber das Karenische verstehe ich nicht. Ich muß zu euch durch einen Dolmetscher reden, aber ich will denen, die mich sandten, schreiben, daß sie einen Lehrer für die Karenen senden, welcher ihre Sprache studirt und sie in Schrift verfaßt und Gottes Wort für euch übersetzt, wenn ihr und eure Kinder es nämlich lesen lernen wollt, sonst wären Arbeit und Kosten verloren. Wollen die Karenen dies thun? — 'Ja, wir wollen, und

wollen Gott verehren, wenn man uns seine Gebote lehrt. Unsre Väter haben uns gesagt, wenn die weißen Fremden uns das verlorene Buch brachten und uns die wahre Religion lehrten, so müßten wir hören und gehorchen, dann werde Wohlgergen zu uns zurückkehren; wenn wir aber nicht hören und gehorchen, so werden wirrettungslos zu Grunde gehen. Lang haben wir gelitten und um Erlösung gesleht, und nun, da der weiße Fremde gekommen ist mit dem verlorenen Worte Gottes, gemäß den Sagen der Väter, so wissen wir, daß, wenn wir nicht hören und gehorchen, auch die Drohung in Erfüllung gehen wird. Ja, wir wollen hören und gehorchen. Aber wie lange wird es gehen, bis der Lehrer kommt, unsre Sprache lernt, sie in Schrift verfaßt und das Buch Gottes für uns überetzt? — Ich denke, etwa zehn Jahre. — 'O wehe! dann wird es nicht mehr in meinen Tagen geschehen,' rief ein Mann, der nahezu seine siebenzig Jahre hinter sich hatte. 'Aber du mußt nicht auf einen neuen Lehrer warten, du mußt selbst gleich den Anfang machen.' — Viele Andere schlossen sich an seine Bitte an. Allein ich konnte nicht gleich sagen, ich will es thun, denn der Gedanke, Karenenmissionar zu werden, war mir bis dahin noch nicht in Sinn gekommen; hatte ich doch unter den Barmanen vollauf zu thun, und im Laufe des Jahres waren dreißig derselben getauft und zur Barmanengemeinde in Maulmein hinzugehnan worden.

„Der Karenenhäuptling, der das Wort geführt hatte, lud uns zu sich in sein Haus, wo wir vierzehn Tage blieben, alle unterweisend, die sich aus der Gegend umher bei uns einsanden. Wir wurden gleich mit großer Herzlichkeit und Achtung behandelt. Der Häuptling zwar hielt noch vorsichtig an sich, bis er mehr vom Christenthum wußte; seine Frau jedoch gewann mit einem Male eine volle Überzeugung von der Wahrheit, die sie hörte, und sandt die Eine gute Perle. Dieses Dorf ward in den folgenden Jahren durch die Arbeit Anderer eine der interessantesten Stationen der Karenenmission.“

Neberspringen wir zwanzig Jahre und thun abermals einen Blick in dieß Dorf. Da macht Wade wieder einen Besuch in demselben. Und wie trifft er's? Außer einigen Nationalgehülfen hatte Miss Eleonore Macomber aus Amerika daselbst bis zum Jahr 1840 in großer Glaubenstreue gearbeitet, besonders auch in ihrer Schule; sie, die ihren nur 39jährigen Pilgerlauf damit schloß, daß sie den Ihrigen von ihrem Sterbebette aus sagen ließ: „Ich bereue nicht,

hieher gekommen zu sein, auch nicht, daß ich allein kam.“ Im Hause des schon genannten Häuptlings wohnend, hatte sie noch manchmal Zeuge seiner Trunkenheit sein müssen. Allein endlich brach die Macht der Leidenschaft vor der Liebe Christi, die an ihm nicht müde ward. Wade fand ihn und seine Frau noch beide am Leben. Beide waren mit Fehn ihrer Kinder Christen geworden, nur eines blieb noch heidnisch. Beide waren noch eine schöne Anzahl Jahre 'Vater und Mutter in Israel' gewesen. Sie sprachen mit besonders inniger Liebe von Leo Mhat-Schau's erstem Besuche bei ihnen. Das Dorf selbst aber umschloß jetzt eine blühende Christengemeinde von 86 Gliedern. Hieher zog sich Judson oft mit stillen Übersetzungs-Arbeiten zurück.

Doch kehren wir zu Wade's erstem Besuche zurück. Er erzählt uns weiter: „Ehe ich die Karenen verließ, machte ich einige Versuche, die Karenenlaute durch barmanische Schrift darzustellen. Allein ich fand es ganz unausführbar. Und obgleich ich, wieder heimgekommen, weiter keinen Gedanken hegte, die Karenensprache in Schrift zu verfassen, so hatte ich doch hiezu einen Antrieb erhalten, der mich von einem Schritt zum andern führte, bis ich, nach oft monatelanger Unterbrechung, mit Hülfe zweier Karenen, die barmanisch verstanden, die Karenenlaute analysirt, klassificirt und in ein System gebracht hatte, das alle in der Karenensprache vorkommenden Silben umfaßte. Dieses Werk, — es mag Andern sonderbar erscheinen wie mir selbst — es ward vollbracht, ehe ich einen Satz auf karenisch reden konnte. Gott gab die Fähigung dazu und ihm sei der Preis. So weit es nöthig war, machte ich einzelne Buchstaben der Barmanenschrift zu Zeichen für neue Laute. Die Wahl dieser Schrift, zu der wir auch aus dem Grunde schon genöthigt waren, weil sich damals keine andere in unserer Druckerei vorsand, ersparte uns viele Kosten und den Verzug des Druckes. Die Unzulänglichkeit des barmanischen Alphabets jedoch mag aus dem einzigen Umstände erkannt werden, daß das Barmanische nur zehn, das Karenische allein vierundfünfzig Vokale hat. Einige neue Typen indessen haben die Schwierigkeit; und da die Karenen ohnehin mit großer Leichtigkeit, selbst ohne Unterricht, schreiben lernen, so wird Niemand unsre Wahl bedauern. Mein Geist lebte unwillkürlich ganz in der Verfolgung dieses interessanten Ziels, beides im Wachen und im Schlafen, und da ich schon länger an Leberkrankheit litt, so schwand meine Gesundheit, so daß ich genöthigt war, für eine Zeitlang in mein Vaterland heimzukehren, doch

nicht bevor ich manche Ausflüge in die Karenendörfer gemacht, nicht wenige Besuche von Karenen erhalten und das erfreuliche Resultat von 14 Getauften gesehen hatte, von denen zwei oder drei die Hoffnung erwecken, daß sie vereinst Prediger des Evangeliums unter ihren Landsleuten werden.

„Eine Bibel und der Katechismus der seligen Frau Judson waren gedruckt, und eine Karenenschule in Maulmein eröffnet, welche Judson überwachte, der selbst auch die Karenendörfer besuchte und nach der 'kleinen Heerde' sah, so oft es seine zahlreichen Arbeiten erlaubten, so daß das gute Werk vorwärts gieng. Die Kunde von Büchern in der Karenensprache verbreitete sich blitzschnell durch die Dörfer, und brachte viele Besucher in die Schule, wo sie zum ersten Mal von einem Hellande hörten.“ So weit Missionar Wade.

Als dieser im Jahr 1833 nach Amerika zurückkehrte, nahm Mason das unterbrochene Werk auf. Wie er, um einen Sprachschatz zu gewinnen, alle Sagen und Geschichten der Karenen durch die Hand Sa Quala's niederschreiben ließ, haben wir früher gehört. Tüchtige Hülfe leistete ihm dieser neben Ko Lapau in der Uebersetzung der heiligen Schrift, zunächst des Neuen Testaments. Mason schreibt darüber: „Mit ihm begann ich das Studium der Karenensprache, mit ihm die Uebersetzung des Neuen Testaments, und er fuhr mit mir fort bis zur Vollendung des Werks. Außerdem, daß er für mich abschrieb, berieb ich ihn beständig über Wörter, ihren Sinn, ihre Konstruktion, wie in kultivirten Sprachen ein Student seine Grammatiken und Wörterbücher. — Es giebt manche doppelsinnige Stellen in der Bibel, zumal im Alten Testament, und es ist Pflicht des Uebersetzers, sie, wenn dies immer möglich, in dieser eigenthümlichen Vieldeutigkeit wiederzugeben, wozu es aber eine weit größere Gewandtheit und Kenntniß einer Sprache bedarf, als bei den bestimmt umschriebenen Stellen. Und Quala, nachdem sich ihm die verschiedenen Seiten einer Schriftstelle dargestellt, übte oft seinen philologischen Spürsinn, um ein Wort oder eine Form des Ausdrucks aufzufinden, die allgemein genug wären, um all die besonderen Bedeutungen zu umfassen, die in dem Ausdrucke liegen könnten. — Während ich so Kenntnisse von ihm sammelte, war ich zugleich darauf bedacht, ihm meinerseits Kenntnisse mitzutheilen.“

Das Werk gelang. Im Jahr 1843 war das Neue Testament und im Jahr 1851 die ganze Heilige Schrift in der Karenensprache

vollendet. Auch erschien seit 1842 eine Monatschrift „der Morgenstern“, in die Sa Quala manchen Beitrag lieferte. Kurz vor Vollendung des schönen Bibelwerkes war der Fahnenträger der barmanischen Mission, Judson, zu seines Herrn Ruhe eingegangen, nachdem ihm auch seine zweite Gattin, die verwitwete Boardman, vorausgeilett und ihre Grabesstatt auf St. Helena gesunden. Seine dritte Gattin, die durch ihre literarischen Talente ausgezeichnete Miss Chubbuck, sah ihm in sein nasses Grab nach. Er starb auf einer Seereise, die ihm die Aerzte zu seiner Erholung angerathen hatten, den 12. April 1850, und seine irdische Hülle ward unter dem 13. Grad nördlicher Breite und unter dem 39. östlicher Länge in die Fluthen des Oceans versenkt bis auf den Tag, da auch das Meer seine Todten wiedergiebt (Offb. 20, 13). Am herst, die englisch-barmanische Militäristadt, wo die Wasser des Salwen sich rauschend mit dem Meere mischen, St. Helena, das weltgeschichtlich erinnerungstreiche Giland, und der indische Ocean, in dem sonst noch mancher edle Todte ruht, — das sind die ernsten Todtenmale dieser drei im Leben wie im Werke des Herrn lieblich vereinten Jüngerselen, die eine unvergängliche Saat für die ewige Frendenernte ausgesäet haben. Welch ein Großes hatte doch der Herr für zwei Nationen Hinterindiens in diesen nahezu vierzig Jahren gethan, die von Judson's Landung in Rangun bis zu seinem Tode verslossen! Ihm sei Preis und Anbetung dafür gebracht auch über den Gräbern seiner Zeugen, die ihr Leben nicht geliebet haben bis in den Tod.

2 Das theologische Seminar und seine Frucht.

Rehren wir zu dem Werke der Lebenden zurück. Das in Schrift verfaßte Wort, zumal das Wort des Lebens, die Heilige Schrift, ist ein kostlicher Volksschätz. Und der war jetzt dem Karenenvolke gegeben. Um jedoch seinen vollen Segen über einem Volke entfalten zu können, muß er gehoben und flüssig gemacht werden, mit andern Worten, das Volk muß für seine Werthschätzung und Verwerthung erzogen werden, und dies geschieht vorzüglich durch die Schulen, diese Vorhallen des Lebens, von der einfachsten Elementarschule an bis hinauf zur höheren wissenschaftlichen Bildungsanstalt. Das hat die Mission von Anfang an wohl erkannt. Darum sind Schulen auch immer in ihrem Gefolge. Welche Wichtigkeit sie für die Evangelis-

ſtrung der Karenen hatten, haben wir bereits angebeutet. Auch soll unvergessen sein, was in dieser Beziehung die Missionsfrauen geleistet haben. Es dürfte ihnen später noch ein besonderes Gedächtnismal aufgerichtet werden. Denn während man schon oft genug das Wort hört: „Die Missionare richten in der Heidenwelt wenig aus, um nicht zu sagen, nichts,“ so ist es noch mehr — und zwar auf mehr als Einer Seite in der christlichen Heimath selbst — eine gemeinübliche Rede geworden: „Die Missionsfrauen seien der Mission eher zur Hinderung als zur Förderung.“ Wir überlassen das Urtheil dem Herrn. Auf dem Felde aber, das uns hier beschäftigt, müssen wir dieser schädlichen Ansicht mit Entschiedenheit entgegentreten. Hier darf mancher Missionsfrau das geschichtlich begründete Zeugniß gegeben werden: „Sie hat gethan, was sie konnte.“ Wir erinnern hier nur an die Jungfrauen Macomber und Cummings, an die erste und zweite Frau Judson's, an Mason's erste Gattin, und seiner zweiten werden wir noch begegnen, sowie seiner Tochter Sarah. Die Mission kann der weiblichen Hülfe nicht entbehren.

Dießmal soll uns nur die Anſtalt beschäftigen, die dem Karenenvolke aus seiner eigenen Mitte Lehrer und Bildner für Kirche und Schule erzogen hat. Es ist dieß das theologische Seminar. Als Muster dienten den Missionaren bei der Gründung derselben die theologischen Seminare ihrer Heimath, Neuenglands, denen sie zum Theil selber ihre theologische Bildung verdankten. Anfangs klein, entwickelte es sich im Laufe der Zeit zu einer Art von „Hochschule“ für das Volk der Karenen. Wie örtlichem Wechsel, so war es auch manchen inneren Wandelungen und Schwankungen unterworfen. Die bedeutendste war wohl die, welche durch einen Beschluß der heimathlichen Committee, der die englische Sprache aus dem Unterricht verbannte, herbeigeführt wurde. Darüber kam es zu unangenehmen Spannungen und Hemmnissen des Werks, bis im Verlauf der Zeit eine Mittelstraße gesunden wurde. Mit wenigen Schülern begann Dr. Mason in Lawoy damit, später führte Dr. Wade das Seminar in Maulmein, der eigentlichen Missionsstadt, fort, das im Jahr 1858 vier Studienklassen und 45 Böblinge zählte. Neben Andern ward er dabei hauptsächlich von Missionar Hibbard und zwei herangebildeten Karenengehülfen Papu und Schaschu unterstützt. Wade schreibt im genannten Jahre: „Alle Studenten gewährten uns die vollste Befriedigung sowohl was ihr Betragen, als ihren Studienleiß betrifft. Nicht ein Vergehen ist zu

unserer Kenntniß gekommen.“ Und seine Gattin, die ihm auch hierin eine wackere Gehülfin war, bemerkt: „Die Schule hat fortwährend bis auf die Gegenwart an Interesse gewonnen. Eine schöne Zahl junger Männer hat ihren Studienkursus vollendet und ist in das zur Ernte weiße Feld gegangen, während neue Klassen an ihre offnen Plätze rücken. Das Predigtalent dieser jungen Karenen, ihre brennende Begierde nach Bibelkenntniß, und ihr Wunsch, in das Predigtamt einzutreten, obgleich ihnen außer dem Unterhalte, den ihnen die Karenengemeinden geben können, keine weltlichen Aussichten winken, — das Alles erscheint uns ebenso merkwürdig, wie die Bekehrung so vieler ihrer Landsleute.“ Und Hibbard sagt von dem Segen dieser Anstalt: „Eine solche Schule, die eine gewisse Stufe von Wissenschaftlichkeit einnimmt oder doch wenigstens annähernd anstrebt, scheint mir von sehr großer Wichtigkeit sowohl für die feste Gründung der Karenengemeinden, als auch für die weitere Verbreitung des Evangeliums unter denen, die bis dahin noch Heiden sind. Nicht als ob von dieser oder irgend einer andern Anstalt erwartet werden dürfte oder könnte, daß sie alle Prediger erziehe; aber sie kann dieß doch an einer großen Anzahl thun, welche Säulen werden können auf den verschiedenen Missionsposten, Lichter und Leiter und Förderer der weniger begünstigten, und dieß zumal dann, wenn sie mit diesem wissenschaftlichen Lebensgebiet im Zusammenhang bleiben. In dieser Beziehung hat die Schule bis dahin außerordentlich wichtige Dienste gethan. Die abgehenden Kandidaten des Seminars lassen es weder an Schriftkenntniß, noch an Frömmigkeit, noch an segensreicher Wirksamkeit fehlen. Wir wissen, daß manche derselben, — und wir haben Grund zu glauben die größere Mehrzahl, — jetzt thätige Evangelisten und Pastoren sind. Daß Alle sich als solche erweisen, können wir nicht erwarten; aber ich bin überzeugt, daß das Verhältniß sich ebenso günstig herausstellt, als in unsern besten theologischen Schulen der Heimath.“ Wir begreifen, wenn Dr. Wade bei der Trennung von dieser Anstalt schreibt: „Ich habe den Abschied von meinen geliebten Böglingen tief empfunden, aber dennoch denke ich recht gethan zu haben, mir für dieß freudenvolle Werk ihrer Erziehung einen Nachfolger zu erbitten.“ Wade wollte sich nämlich jetzt ausschließlich seinen Arbeiten für die Presse widmen, insbesondere die nötige Mühe finden zur Vollendung seiner karenischen Grammatik, die seine Mitarbeiter als ein Werk von seltener Trefflichkeit bezeichnen. Einer derselben

bemerkt darüber: „Es ist ein eigenthümlich Buch. Es ist keine Übersetzung irgend einer andern Grammatik, ist nicht gearbeitet nach dem Vorbild des Lateinischen oder Englischen. Es ist in der That eine Karenen-Grammatik. Im Laufe der Jahre wird sie vielleicht unvollkommen gefunden, immer aber wird sie ein Denkmal bleiben von Dr. Wade's Tüchtigkeit für diesen besonderen Arbeitszweig. Das Karenische zur Schriftsprache zu erheben, war eine sehr schwierige Aufgabe. Damit giengen die ersten Jahre von seiner Missionslaufbahn hin, und nun findet diese in seiner Karenen-Grammatik einen würdigen Schluß.“

An seine Stelle berief seine Kommittee Hrn. Dr. Binney, bisherigen Pastor in Savannah, der sein Amt im Mai 1859 antrat. Im folgenden Jahre wurde die Schule mit 60 Studenten nach Kemmendine, einer Vorstadt Rangun's verlegt, wo sie sich heute noch befindet. Binney spricht sich über sein Ziel, das er im Auge hat, also aus: „Sie, die Zöglinge, müssen vor Allem selbstständig denken, selbstständig auslegen lernen, wenn sie selbstständige Diener Christi werden sollen. Vlos einfach unserer Erklärungen sich erinnern, und hinausgehen und sie wiedergeben, soweit sie dieß vermögen — das hieße sie erziehen, um sie schließlich vor Katholiken und andern Irrenden mit Schanden bestehen, und das leichte Spielzeug heuchlerischer und arglistiger Menschen aus ihnen werden zu lassen. Daher geht mein Bemühen dahin, sie anzuleiten, daß sie die Bibel um ihrer selbst willen durchforschen und sich Rechenschaft geben können, warum sie diese oder jene Auslegung wählen. Und sie haben auf diesem Wege bessere Fortschritte gemacht, als ich erwartete. Im Ganzen bin ich ermutigt, obwohl sie noch nicht so weit sind, wie meine Schüler in Maulmein.“ Seine Kommittee aber stellt ihm und seinen Mitarbeitern bei ihrem 48. Jahresfeste (1862) das schöne Zeugniß aus: „Unter der unermüdlichen Arbeit des Dr. Binney und anderer in diesem Werke thätiger Missionare ist eine Schaar eingeborner Prediger und Lehrer herangezogen worden, die mit der Waffenrüstung Gottes umgürtet zu sein scheint, und bereit ist, nicht nur die bereits bekehrten Gemeinden zu höherer Tüchtigkeit und größerem Segenseinflusse emporzuführen, sondern das Evangelium auch zu ihren umnachteten Landsleuten in die Länder zu tragen, wohin Christi Name bis dahin noch nicht gedrungen.“

Das Studienjahr theilt sich in zwei Semester, der trockenen und

nassen Jahreszeit Hinterindiens entsprechend, zwischen beiden kürzere oder längere Ferien, die von den Vorgerückteren, ähnlich wie in den Missionschulen der Heimath, zu Predigtausflügen in die Walbedecktheit benutzt werden. Je und je finden sich auch die bereits als Pastoren und Lehrer angestellten Jöglinge in dieser ihrer Mutteranstalt zu einem Wiederholungskurse ein. Darin liegt ein weitgreifender Segen. Was aber die Anstalt in besonderen Flor zu bringen geeignet war, das ist die erfreuliche Erscheinung, die auf dem Missionsgebiete selten vorkommt, daß überall, wo die Missionare begabte Jünglinge und Männer vorgerückteren Alters trafen, diese mit großer Freudigkeit und überraschendem Wissensdurst sich willig fanden, sich zu Lehrern und Predigern für ihr Volk bilden zu lassen, so daß auch in diesem Stücke Ko Tha-Bju eine vorbildliche Erscheinung war.

Und begleiten wir sie hinaus in's Leben, auf das Feld ihrer praktischen Thätigkeit, so nehmen wir zu unserer Freude wahr, wie dieser edle Wissensdurst sie nicht verläßt. Dr. Mason giebt ein anschaulich Bild hievon. Er schreibt: „Kein Zug in unserm Werke unter den Karenen scheint mir so vielversprechend, wie die brennende Begierde, mit welcher die jungen Prediger Belehrung über biblische Gegenstände suchen. Während der drei oder vier letzten mit unsren Versammlungen verbrachten Wochen waren, wenn immer ich mich zum Essen niedersetzte, stets bald Mehrere, bald Wenigere rings um mich her, welche Ausklärung über schwierige Bibelstellen von mir verlangten. Machte ich des Abends einen Ausslug in den Wald, so folgte mir auf jedem Schritt ein langer Wanderzug von Fragenden. Bisweilen setzte ich mich, um ein wenig zu ruhen, auf einen tausend Fuß tiefe Ebenen überragenden Granitfelsen; alsbald läßt sich im Kreise um mich eine Schaar junger Männer nieder, ihr Testament ausschlagend, und mich über diese oder jene Stelle fragend, die ihnen schwer verständlich scheinen will. Einer wünscht, ich solle ihm das Wort Pauli erklären: 'Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn;' ein Anderer das Wort: 'Die Welt ist mir gekreuzigt und ich der Welt;' ein Dritter findet die Rede Pauli unbegreiflich: 'Ich habe gewünscht verbannet zu sein von Christo für meine Brüder,' und ein Vierter kann Christi Urtheil über Johannes den Täufer nicht fassen, während ein Fünster sich über Petri Ausspruch verlegen zeigt: 'David ist nichtgen Himmel gefahren.' — 'David, welcher die Psalmen schrieb,' bemerkte er, 'ist sicher in den Himmel gegangen. Oder gab

es zwei David?' — Die Einen haben chronologische Schwierigkeiten in's Reine zu bringen, Andere verlangen geschichtliche Belehrungen, noch Andere bringen zahlreiche Fragen über die in der Bibel erwähnten Naturprodukte vor, und nicht Wenige machen Fragen, die selbst der Engel Gabriel nicht beantworten könnte. So ist eine einzige solche Bibellektüre, gleich einer Mosaikarbeit, durchzogen mit Theologie und Botanik, Eregese und Zoologie, Metaphysik und Physik, heiliger und profaner Geschichte, alter und neuer Geographie mit einem streifenden Blick auf manchen andern Gegenstand der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Oft wenn ich mich schlafen lege, höre ich die jüngeren Lehrer die älteren fragen über die Bedeutung dieses und jenes Spruches, dieser und jener Beweisstelle, über die sie sind unterrichtet worden. Auf diese Weise gelangt die Einen mitgetheilte Erkenntniß zu zehn, zwanzig und dreißig Andern; und meine Theologenschule dehnt sich soweit aus als die Provinz selber, und ihre Jöglinge sind so zahlreich als die Prediger innerhalb ihrer Grenzmarken. Auf diesem, die gewöhnliche Bahn verlassenden Wege lernen nicht Wenige, ohne ihre eigentlichen Arbeiten zu unterbrechen, mehr als viele von Jenen, die hinter Mauern unter einem halben Dutzend Professoren ihre Studienlaufbahn vollenden. Zudem ist es eine unlängbare Thatsache, daß, wenn wir einen Mann für eine Station bedürfen, welche wirkliche Selbstverleugnung erfordert, so ist es nicht der, welcher die gewöhnliche Bahn durchlaufen, sondern einer aus diesen irregulären Truppen. Das sind die Männer, die alle unsre neuen Stationen, die eigentlichen Außenstationen des Königreichs Christi, besetzen, dieß die Männer, deren Arbeit Gott so auffallend segnet. Sie sind die Blüthe der Gemeinden."

Selbst von einem noch wenig Unterrichteten schreibt Mason: „Vor wenigen Sonntagen predigte des Abends für mich der Lehrer eines benachbarten Dorfes. Ich saß da und hörte mit Bewunderung und Staunen zu. Ich erinnerte mich seiner als eines der Jünglinge, die zur Stadt in die Schule meiner Frau kamen. Allein die Barmanen, die Alles anwenden, was in ihrer Macht steht, um die Karenen von unserm Hause ferne zu halten, versuchten auch ihn mit ihren Schreckgeschichten wieder hinwegzuschrecken. Und es gelang. Als jedoch Schapau [ein ordinarter Karenenprediger] in sein Dorf kam, ging er zu ihm in seine Schule einen Monat lang. Das ist seine ganze Schulzeit: sechs Tage in der Stadt und dreißig im Dschangel. Den-

noch hielt er sicherlich eine in jedem Betracht so gute Predigt, als sie die Hälfte unserer Prediger daheim zu Stande bringt, die ihre drei Jahre im Collegium und drei im theologischen Seminar verbracht haben. Sein Text war: 'Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschensohn erhöhet werden.' (Joh. 3, 14.) In der Einleitung gab er eine so genaue Schilderung der Umstände, unter denen die Schlange entstand, wie dies nur irgend einem Theologen wäre möglich gewesen. Dann sprach er von der Nothwendigkeit, sie anzublicken, um am Leben zu bleiben, und wendete dies mit einem Ernst und einer Ergriffenheit auf Christum an, welche ihm die Aufmerksamkeit jeder Zuhörerschaft würden gesichert haben. Er wünscht sehr, daß ich seine Stelle mit einem Andern besetze und ihm erlaube, länger in die Schule zu gehen. In der That, solche Leute wünschten wir gerne gründlicher unterrichtet zu sehen; allein wir können ihn draußen nicht entbehren. Schapau stellte ihn in einem Dörfe an. Nachdem er dort kaum ein paar Jahre gelehrt, wurden mehr als Vierzig aus seiner Versammlung getauft. Dann that er ihn in eine Grenziederlassung, wo jetzt Fünfunddreißig um Aufnahme in die Gemeinde gebeten haben. Aber solcher Männer giebt es überall wenige. Wir müssen um mehr Arbeiter bitten, und um die rechte Art von Arbeitern."

Pastor Groß, der seit dem Jahr 1844 sich mit seiner Gattin in den Dienst der Karenenmission gestellt und seinen Posten in Lawoy erhalten hatte, bezeichnet nach einer Rundreise, die er im Jahr 1857 gemacht, die eingeborenen Pastoren jener Gegend als „völlig dem Herrn geweihte Männer, die sich um des großen Vorrechts willen, das Evangelium predigen zu dürfen, vieler Selbstverläugnung unterziehen“. „Sie erhalten,“ schreibt er, „von ihren Gemeinden selten mehr als 5—8 Rupien im Jahr, so groß ist die Armut in dieser Provinz. Aber sie sind zufrieden; und der Geist, der sich unter ihnen fund that, als sie hörten, die Amerikanische Mission befindet sich in Geldverlegenheiten, geht über alles Lob. Mit Freuden gaben sie die kleine Gabe dran, die sie bisher von ihr zu empfangen gewohnt waren, und ein Jeder würde willig gewesen sein, selbst sein Kleid herzugeben, wenn wir es gefordert hätten.“

„Der Diacon einer kleinen Gemeinde begleitete mich auf meiner Wanderung; er überraschte mich durch die Macht seiner Beweise, durch die er die Leute von der Abscheulichkeit ihrer Sünden zu übersuhen,

und sie aus den Burgen ihres Abergläubens und Irrthums zu reißen suchte. Einmal schien ein Mann sehr angezogen zu sein und verzog nach der Predigt bis zum Abend. Da brachte dieser im Verlauf des Gesprächs unter Anderm auch eine jener beständigen Einwendungen gegen Gottes Güte und Weltregierung vor, daß Gott nämlich den Menschen zu sündigen erlaubt, und sie nicht so geschaffen habe, daß sie nicht hätten fallen können. 'Warum,' — das war seine Frage, — 'warum hat Gott den Menschen mit dieser Freiheit und inneren Möglichkeit zum Sünder geschaffen?' — 'Frage mich,' erwiederte der alte Diacon, 'warum Gott das Feuer geschaffen, und deine Schwierigkeit wird gehoben sein. Wer könnte ohne dieses Element mit all seinen Eigenschaften glücklich sein? Wer könnte leben? wer essen oder atmen? Sieh, die Kälte und der Tod würden augenblicklich die Stelle der Wärme und des Lebens einnehmen, die jetzt die Welt erheitern. Aber über was müssen wir strengere Wache halten als über das Feuer. Du verläßest nie dein Haus, ohne deinen Kindern befohlen zu haben, sorgfältig mit dem Feuer umzugehen, und wenn es stürmt, ist nichts so mächtig, dir Schaden zuzufügen. Was augenscheinlich als das grösste Gut geschaffen wurde, wird plötzlich zur Ursache des grössten Uebels, wenn es seine Grenzen überschreitet und verkehrt angewendet wird. Deine Freiheit war als ein Gut geschaffen. Ohne sie nimmt der Tod die Stelle des Lebens ein, und Kälte die Stelle der Wärme. Allein wenn deine Freiheit mißbraucht und übel angewendet wird, so verwandelt sie sich, gleich dem Feuer, wenn es ausbricht, in ein Uebel. Aber um dieß Uebel in Schranken zu halten, muß nicht alle Freiheit zerstört werden, so wenig als alles Feuer auf Erden ausgelöscht werden muß, um dein Haus zu retten. Nicht um das Feuer überhaupt zu zerstören, macht man Anstrengungen, sondern um ein brennendes Haus zu retten. Es liegt in der Natur des Feuers, daß viele Häuser niederbrennen müssen. Dennoch würde ohne dasselbe Niemand existiren. So gehen durch die Freiheit viele Seelen zu Grunde, aber ohne sie würde nicht Eine bestehen. Überlege diese Erläuterung, und deine Schwierigkeit in Betreff der Frage, warum Gott den Menschen sündenfähig geschaffen habe, wird sich lösen.' Dieß war des alten Mannes Weissführung. In der That eines Philosophen von höhern Präfessionen würdig, als diejenigen eines einfachen Kästen sind, dessen einziges Buch nur seine Bibel war.

„Dieser Mann ist einer von den Ersten, der das Evangelium in dieser Provinz von dem seligen Boardman gehört hat. Er sagt oft: 'Niemand war oder konnte gottloser sein, als ich es gewesen. Es gibt keinen Schwur, den ich nicht ausgestoßen, keinen Mat, dem ich nicht gedient. Dazu war ich ein Trunkenbold. Aber als der Lehrer mich fragte: Willst du Buße thun und glauben? sagte ich sogleich: Lehrer ja! Ich fühlte, daß ich auf keinem andern Wege von meinen Sünden gerettet werden könne. Ich wartete nicht, um mich durch meine eigene Kraft von ihnen loszuwinden. Ich warf mich auf Christum, und Er hat mich gerettet. Nun bin ich glücklich. Den Tod fürchte ich nicht. Ich spreche: Der Tod möge kommen, wenn Gott ihn senden will.' — Solch ein Sinn und Glaube wohnt in einem nur nothdürftig gekleideten Karenen von großer Unscheinbarkeit. Aber die Tiefe und Ursprünglichkeit seiner Gedanken hinsichtlich des Evangeliums scheinen an Inspiration zu streifen. Auch ist seine Religion nicht blos für den Sonntag. Er sagt: 'Ich kann nichts thun ohne Gebet. Gehe ich auf meinen Acker, so stehe ich, ehe ich mein Werk beginne, still und erhebe mein Herz zu Gott und spreche: O Gott, treibe alles Böse von diesem Platz hinweg. Laß kein lauerndes Raubthier oder böse Versuchung mir nahe kommen, während ich an der Arbeit bin, und laß das Werk meiner Hände gesegnet sein. Mache das Land, das ich jetzt für meinen Reis bebaue, fruchtbar. Habe ich so gebetet, so fühle ich mich glücklich und beginne mein Werk mit Freuden, und glaube, daß Gott mich schützen und segnen wird.' O selige Einfalt des Glaubens, wie beschämst du uns!"

Immerhin aber hat auch Miss. Groß erkannt, daß die Karenen-Arbeiter das große Werk allein nicht fortzuführen vermögen. Man machte einen Versuch in Tavoy, als der ältesten Station, mit den bewährtesten Christen. Nach seiner Rückkehr von Amerika aber hat Groß es ausgesprochen, daß der Versuch fehlgeschlagen und bei aller Ausopferung und Lüchtigkeit der Eingebornen bis jetzt noch kein eigentlicher Leiter des Missionswerks unter ihnen aufgestanden sei. Es werden noch viele Jahre verfließen müssen, ehe auch die besten eingeschöpften Prediger den Rath und die Mitwirkung der Missionare werben entbehren können.

Wir haben weiter oben im Vorbeigehen Schapau's, eines ordinirten Karenenpredigers gedacht. Er war früher einer der Schiffsläute gewesen, die ihr Kande auf den Wassern des Salwén treiben,

und als solcher war er ein Christ geworden. Sein Geschäft, das er auch jetzt noch trieb, trug ihm ein Schönes ein, aber er war dabei nicht glücklich. Er war noch kein fröhlicher Bekenner. Er hatte unterlassen, seinen Freunden und Landsleuten von Christo und seinem Heile zu reden. Da ward er eines Tages gefragt, — und die Frage schien ihm eine willkommene zu sein — ob er nicht hingehen und für den Herrn arbeiten wolle? Sein Auge glänzte. Er gab ein freudiges Ja. Da er den Pwo-Dialekt und das Barmanische verstand, so ward er zunächst als Dolmetscher verwendet; und er gewann dabei ein tiefes Interesse für das Werk der Mission, so daß, als Frau Mason ihre Schule in Taungu anstieg, sie ihn zu ihrem Gehilfen wählte; da erwies er sich als einen sehr nützlichen und thätigen Lehrer. Er war ein bescheidener Mann und dachte gering von seinen eigenen Fähigkeiten. Als er wegen Uebernahme dieses Amtes befragt wurde, sagte er: „Ich kann nicht lehren, ich weiß selber nichts.“ Frau Mason hieß ihn niedersitzen, begann ihn zu katechisiren und Allerlei aus ihm hervorzulocken, bis er zuletzt in großer Einfalt und liebenswürdigem Selbsterstaunen ausrief: „Ei, ich dachte nicht, daß ich nur halb soviel wußte.“ — Als Dr. Mason verlauten ließ, er sehe sich nach einem Manne um, den er zu dem Stämme der Bghai senden könnte, da bemerkte man, wie sinnend und nachdenkend Schapau einhergieng. Man wußte nicht gleich, was sein Anliegen sei. Endlich wagte er sich mit demselben hervor: er glaube genug zu wissen, um die Bghai lehren zu können. „Das mag vielleicht sein,“ ward ihm erwiedert, „aber bist du auch bereit, dein Kind und deine Freunde zu verlassen, und unter diese uncivilisierten Stämme zu gehen und da monatlich um vier Rupien zu arbeiten; denn das ist, wie du weißt, Alles, was wir dir geben können?“ — „Er verließ uns,“ schreibt der Missionar, „mit nachdenklicher Miene, ohne Zweifel, um zu beten. Nach einer Weile erschien er wieder, und auf die Frage: 'Nun, Schapau, kannst du gehen?' antwortete er: 'Für vier Rupien kann ich nicht gehen, aber für die Liebe Christi kann ich gehen.'“

Ein solcher Geist freudiger Hingebung, wie er in diesen Männern waltete, spricht für sich selbst. Es läßt sich auch auf sie das Wort des Apostels anwenden: Sie ergaben sich selbst zuerst dem Herrn und darnach uns durch den Willen Gottes (2 Kor. 8, 4). Die Namen eines Schapau, Pwaipau, Sa Quala, Sa Dumu, Sa

Totah, Wah Di, Tway Poh und Andere mehr werden neben denen eines Judson, Boardman, Binton, Comstak, Wade, Mason, als lichte Sterne mit unvergänglichem Glanze in der Missions- und Kirchengeschichte der Karenen fortleuchten. (Dan. 12, 3.)

3. Missions- und Kirchenversammlungen.

Daß eine solche Schaar zwar schlichter, aber an Glauben und Liebe reichbegabter Männer bei der Beklehrung ihres Volkes ein nicht geringes Gewicht in die Wagshale legte, unterliegt wohl keinem Zweifel. In der That, ihrem Vorhandensein muß zum großen Theile die rasche und weite Verbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten und das liebliche Ausblühen der jungen Karenenkirche zugeschrieben werden, so daß sich fort und fort das prophetische Wort, an Zion ergangen, auch an ihr erfüllt: Mache den Raum deiner Hütte weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare kein nicht; dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest. Denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken, und dein Same wird die Heiden erben und in den verwüsteten Städten wohnen (Jes. 54, 2, 3). Durch diese Männer wurden unter der Leitung amerikanischer Missionare ganze Dörflein in christliche umgewandelt, durch sie wurden an passenden Stellen neue angelegt, wie Ko Tschettingsville, Wadesville, Mata und viele andere, wodurch die Karenen ihrem Wanderleben nach und nach entwöhnt wurden; denn dieß stete Flüchtigkeit hatte bis dahin der Hebung ihres socialen und sittlichen Zustandes bedeutende Hindernisse entgegengestellt. Durch sie erhielt jedes Dorf seine Kirche und Schule. Durch sie schloß sich an einen jeden der allmälig entstehenden Mittelpunkte der Karenenmission ein Kranz von Außenstationen und Gemeinlein an, die zu den jährlichen Missions- und Kirchenversammlungen — denn das waren sie in schöner Vereinigung — ihre Abgeordneten, und, wenn dieß nicht möglich war, wenigstens ihre Begrüßungsschreiben sandten, in welchen über den Stand der Gemeinden berichtet und der jährliche Beitrag an Kirche und Schule und Mission gezeichnet ward. Auf einer solchen Versammlung in Bassein, wo immer die zahlreichsten stattfanden und zwar jedes Mal eine aus Pwo- und eine aus Sgau-Karenenchriften, waren im November 1859 nahezu 600 Kommunitanten, 40 Pastoren und 20 nichtordinirte Prediger anwesend. Fürwahr ein erhebender

Anblick für die Missionare, wenn sie diese jungen Christen oft weiter aus ihrem Dschangl zum Mutterorte pilgern, den Gottesdiensten und Verhandlungen in würdigem Anstand still und anständig beizwohnen sahen; welch ein Genuss auch für sie, bei solchen Gelegenheiten den Karenenpredigern zu Füßen zu sitzen! Wir müssen sie uns etwas näher ansehen.

Missionar Thomas in Henthada schreibt von einer solchen Wanderversammlung im Februar 1858: „Die letzte Woche im Februar war bei uns hier eine sehr bewegte und wichtige Woche. Gleich nach dem Sonntag strömten die Karenen von jeder Richtung her in die Stadt zu den jährlichen Versammlungen des Henthada- und Tharawadi-Distrikts. Beinahe von allen den kleinen Gemeinden, die zu diesem Kreise gehören, waren Stellvertreter da, selbst Besuche vom Bassein- und Rangun-Distrikt. Ich kann Ihnen keine entsprechende Idee geben von dem hohen Interesse und der tiefen Anregung, welche diese Gelegenheit uns bot. Nicht wenige von diesen Bekhrten sahen wir als solche zum ersten Mal. Denken Sie sich uns im Gespräch mit einer Anzahl lieber Christen von Binyah oder von Inggy, etwas westlich und südwestlich von Donabew, als wir von einer wilbaussehenden Gruppe aus Schaulow begrüßt werden, weit aus dem Nordosten des Tharawadi-Distrikts, nahe an den Grenzen von Taungu. Dann kommen Andere mit lächelndem Angesicht und ausgestreckter Hand von Lappengwen, im äußersten Norden der Henthada-Provinz gelegen. Und wieder Andere sind bereit uns die Hände zu schütteln, die gekommen vom äußersten Norden des Bassein-Distrikts am Fuße des Gebirges. Und abermals Andere noch wilderen Aussehens von Katschaumälow auf den östlichen Bergen. Das Interesse, das man an den großen Versammlungen zu Bassein nehmen muß, kann doch nicht mit dem verglichen werden, das wir an dieser kleineren Zusammenkunft von Christen nehmen, die gerade zur Heerde Christi sind gesammelt worden. Gott sei gelobt für die Entfaltung seiner Gnade auch in diesen Gegenden! Unser letzter Jahresbericht zählte 19 kleine Gemeinden mit 520 Gliedern. Beinahe jede derselben hat sich vergrößert. Innerhalb des verflossenen Jahres wurden etwas mehr als 150 getauft, acht neue Gemeinden gebildet, zwei kleine Gemeinden in unsern Verband aufgenommen, die noch unter der Barmauenherrschaft sich gebildet hatten. Nun haben wir nahe an 30 Gemeinlein mit mehr als 700 Gliedern. Die meisten

befinden sich in einem guten Stande. Nur vier Glieder mußten ausgeschlossen werden. Es macht uns keinen Kummer, daß diese Gemeinlein so weit über diese Provinz hin zerstreut sind. (Die größte Entfernung beträgt 50 Stunden.) Diese weite Verstreitung, denken wir, ist ein Grund der Hoffnung, daß sie Lichter sein mögen in der weiten Ausdehnung heidnischer Finsterniß."

Und von der folgenden Versammlung im nächsten Jahre schreibt derselbe: „Als wir den Ort der Zusammenkunft erreichten, begegneten wir manch freundlichem Angesicht und ausgestreckter Hand. Wir trafen reichliche Vorbereitungen für die Bequemlichkeit der kommenden Gäste. — Ich habe nie einer schöneren Versammlung angewohnt in irgend einem Lande oder irgend einer Provinz. Der Geist, der unsre Zusammenkünfte durchdrang, war herrlich, der Anwesenden eine große Zahl, wenn man bedenkt, daß der Ort der Zusammenkunft der südwestlichste Theil des Distriktes war, was manche der Brüder über 40 Stunden zu wandern nöthigte. — Wir hatten während der vier Tage und eines halben nicht weniger als sieben Predigten. Die Briefe der Gemeinden übertraten, was den Stil betrifft, die vom vorigen Jahre; manche derselben würden in Neuengland mit Interesse gehört worden sein. Allein was uns die meiste Freude bereitete, das war der Fortschritt, den sie berichteten. Es ist erfreulich, Zeuge der Anstrengungen zu sein, welche die Gemeinlein machen, um ihre Prediger selbst zu erhalten. Eine große Anzahl giebt ihnen bereits den größeren Theil ihrer Existenzmittel, während alle etwas für wohltätige Zwecke gegeben haben. Ein weiteres Interesse bot die Mittheilung, daß die meisten der Jünger im Glauben fest geblieben waren. Keine Gemeinde berichtete von Ausschließungen, mit Ausnahme von zweien in Laymyetnah. Vier Exkommunizirte waren wieder in die Gemeinde aufgenommen. Alle konnten Zuwachs melden. 150 waren seit der letzten Jahresversammlung getauft und fünf weitere Gemeinden gegründet. Neubefehrte, aber noch nicht Getaufte stehen in Verbindung mit mehreren dieser Gemeinden. Eine ebenso erfreuliche That ist es, daß unter Gottes Segen an verschiedenen neuen Plätzen neue Gemeinlein aufgesproßen. In der That, unsre Aussichten waren nie erfreulicher.“

Greifen wir um einige Jahre zurück und begleiten wir ihn und seine Gattin zu den Karenenchriften in der südlichen Provinz von Lawoy. „Die Tour,“ schreibt er, „war für unsre Herzen äußerst

erfrischend. Während der sieben Monate, die seit unserer Ankunft in Lawoy verflossen, waren wir gleichsam in dieser Stadt eingesperrt. Ach hier scheint die Menge so verfessen auf ihre Gözen, wie wenn niemals ein Missionar diese Küsten betreten hätte. Aber indem wir den Ochangel besuchten, kamen wir vom Anblick der Gözen und dem Tumult ihrer Verehrer in die Stille christlicher Dörfer, wo wir, anstatt schimmernder Kyaungs bescheidene Kapellen fanden, in welchen statt der Gözen und der mit Glittergold bestreuten oder von Weihrauch dampfenden Altäre einfach gearbeitete Tische stehen mit der Heiligen Schrift und dem Gesangsbuche darauf. Statt gequält zu werden von dem zu Ehren Gaudama's ertönenden furchterlichen Klange der Instrumente, vereinen wir uns mit einem glücklichen Volke in seinen Lobgesängen auf Christum. Ich preise Gott, daß ich habe Zeuge sein dürfen von der Erfüllung so mancher gnädigen Verheißung. Der interessanteste Zug auf unserer Tour war die Versammlung der Gemeinden aus den Provinzen Lawoy und Mergui zu Ongpong. Da kamen die eingebornen Christen zusammen, mischten ihre Grüße und Lobgesänge und vereinigten sich zu belebten Besprechungen über die wichtigsten Reichsangelegenheiten. In all diesen geistlichen Uebungen wurde nichts Anderes als ein Geist der Liebe und Eintracht offenbar. Was hat Gott gethan!"

Auf dieser Versammlung wurden von den Karenenchristen mehrere wichtige Entschlüsse zu gegenseitiger Annahme vorgelegt. Einer der selben suchte die Eltern von dem frühen Verheirathen ihrer Kinder abzubringen. Wir lassen die Hauptbeschlüsse nach wörtlicher Uebertragung folgen:

1. „Wir wollen vermeiden jenes abergläubische Verlassen des Eigenthums [wie z. B. des Hauses, wenn Jemand darin gestorben ist, und tausend andere Dinge dieser Art], welches unsre Vorfahren geübt haben, was aber mit der Heiligen Schrift im Widerspruche steht.“

2. „Wir wollen vermeiden alle unnöthigen Eide und Schwüre.“

3. „Wir wollen vermeiden alle Versuche, unsre Kinder zum Gehorsam zu schrecken durch unwahre Reden und Erzählungen [wie z. B., daß etwas Furchterliches ihnen begegnen, ein Tiger sie beißen werde ic.]; auch wollen wir uns bemühen, alle Arten des Trugs und lügenhafter Reden zu vermeiden.“

4. „Wir wollen vermeiden alle Arten nichtiger und sündlicher

Lieder, deren die Heiden sich zur Erregung ihrer Leidenschaften bedienen.“

5. „Wir wollen vermeiden alle Anlässe zu persönlichen Streitigkeiten, wie Ring- und Wettkämpfen ic.“

6. „Wir wollen vermeiden alle Zaubermittel und Amulette und alle jene vermeintlichen Arzneimittel, welche der Heide als sichern Schutz gegen abergläubische Uebel betrachtet; Lädtowiren ic.“

„All diese Dinge vermeidend, wollen wir uns bemühen genau den Geboten und Lehren der Heiligen Schrift zu gehorchen. Und jedem Brauch oder Uebung, die wir der Heiligen Schrift zumider finden, wollen wir entgegentreten und sie sorgfältig vermeiden. Was immer in der Heiligen Schrift nicht kann gesunden werden, das soll auch nicht in Ausübung gelangen.“

In Beziehung auf den öffentlichen Gottesdienst wurde festgesetzt:

1. „Wenn wir uns im Heilighum zum Gottesdienste versammeln, wollen wir stille niedersitzen und auf die Mittheilung des Wortes Gottes durch den Lehrer warten.“

2. „Wenn die Gong [die Metall-Trommel] ertönt, um die Stunde des Gottesdienstes anzukündigen, wollen wir sogleich jede Arbeit oder Beschäftigung fallen lassen und uns augenblicklich in das Haus des Gebets begeben.“

3. „Alle Arten weltlichen Gesprächs, wie von Kaufen und Verkaufen und Nahrungs suchen ic., wollen wir am Sabbat Tage in unsren gottesdienstlichen Versammlungen vermeiden.“

„Alle diese Verpflichtungen wollen wir zu beobachten Sorge tragen, so lange wir leben. Wir sind nach der Schrift Kinder des Lichts und wollen wandeln im Licht. Wir wollen treulich wachen, wie die Schrift uns ermahnt hat. Jegliches Ding, das uns zu erniedrigen trachtet, das unheilig ist, das den heiligen Geist betrüben oder hindern will, das Finsternis bringt über das Reich Gottes, — das wollen wir vermeiden. Wir wollen niemals zugeben, daß irgend etwas der Art in Uebung komme.“

Aus solchen Bügen weht uns heilige Frühlingslust an.

Und nun hinüber nach Bassin zu einer dortigen Missionsversammlung. Missionar Beecher schildert uns die vom Februar 1857 wie folgt:

„Die Gemeinden dieses Missionskreises haben gerade ihre Jahresversammlungen abgehalten. Sie begannen am Donnerstag den 26.

Januar, Nachmittags, und schlossen am folgenden Sonntag Abend. Mauyan, einer der ordinirten Pastoren, wurde zum Vorsteher erwählt und Thari, ein verständiger junger Pastor, zum Sekretär; die Hauptlehrer von zweien entfernteren Dorfschulen, zu Hülfssekretären. Geschwister Vinton waren auf die besondere Einladung der Karenen von Rangun herübergekommen, und Herr Thomas war dahin durch die Kommittee seiner Gesellschaft beordert worden. Ihre Anwesenheit erhöhte die Feier. Nach dem Eingangsgottesdienste war das erste wichtige Geschäft das Verlesen der Briefe der Gemeinden. Mehr denn fünfzig Gemeinden, 5345 Seelen umfassend, waren durch Briefe und Abgeordnete vertreten.

„Es waren gerade zehn Jahre, seitdem ich zum ersten Male den Versammlungen dieser Gemeinden angewohnt. Wie groß und erfreulich war der Fortschritt, der sich in dieser kurzen Periode herausstellte, zumal in dem Kontrast, der zwischen den Briefen von damals und heute zum Vorschein kam, oder vielleicht sollte ich eher sagen, in dem Abstand zwischen dem beinahe gänzlichen Mangel geordneten Berichtes in jenen Briefen und den sorgfältig verfaßten und umfassenden, die bei dieser Zusammenkunft vorgelesen wurden. Auch kamen damals die Prediger, um Unterstützung vom Missionar zu empfangen, und hatten viel zu sagen von ihrer Armut und ihren Prüfungen. Sie waren für mehrere Jahre gewohnt, aus der Hand der Missionare die Summe von 300—700 Rupien zu erhalten. Jetzt berichteten die Briefe, daß die Gemeinden, neben dem Beitrag von 75—200 Körben Reis an ihre Pastoren, eine jede verschiedene andere Gegenstände an Nahrung und Kleidung geliefert, und alle zusammen während des letzten Jahres ihren Predigern mehr denn 1400 Rupien in Geld gegeben haben. Ueberdies haben sie vereint über 900 Rupien zu dem Grundstock ihrer heimathlichen Missionsgesellschaft beigetragen, 173 Rupien an die Armen, 800 zum Bau von Kapellen, 901 an ihre Schullehrer, und ungefähr 100 Rupien nur zum Bau von Missionshäusern. Der ganze Betrag dessen, was sie im letzten Jahre auf religiöse und pädagogische Zwecke verwendet, übersteigt 6000 Rupien.

„Im Laufe der Versammlung wurde vorgeschlagen, die Gemeinden möchten für die gerade jetzt von mir aufzurichtenden Missionsgebäude zahlen und sie als die ihrigen betrachten. Viel Eifer und Entschiedenheit ward von Seiten mehrerer Pastoren an den Tag gelegt. Es sollte, meinten sie, mehr für die Erziehung der Kinder in

dieser Provinz gethan werden als bisher. Einige waren ganz dringlich: ich möchte mich hauptsächlich diesem Werke widmen; aber als sie sahen, daß ich dies nicht thun könne, ohne die Gemeinden zu vernachlässigen, begriffen sie den Vorschlag, einen weiteren Missionar hierzu von Amerika zu berufen, den sie dann unterstützen sollten. Alle anwesenden Pastoren waren bereit hierauf einzugehen. Allein der Gedanke, dies lege solche neuen und schwere Verpflichtungen auf, daß es nicht klug gehandelt wäre, sie zu übernehmen ohne vorher mit ihren Gemeinden Rücksprache genommen zu haben, bestimmt sie, dies Letztere zu thun. Ich habe indessen von verschiedenen der ärmeren Gemeinden vernommen, daß sie über ihre Fähigkeit, eine solche Schule zu unterstützen, manche Zweifel haben, und gewann den Eindruck, daß, wenn sie dieses Jahr für das Missionsgebäude zahlen, sie Alles leisten, was ihnen in dieser Beziehung möglich ist, falls sie daneben alle ihre andern wohlthätigen Unternehmungen fortführen wollen. Die Thatsache indessen, daß sie ganz auf eigenen Antrieb im Ernst den Vorschlag gemacht, einen weiteren Missionar als Erzieher zu berufen und zu unterstützen, ist ein höchst erfreuliches Anzeichen des Fortschrittes, den sie in christlichem Wohlthun und Liebeswerk zu machen im Begriffe stehen, und eine schöne Verheizung ihrer zukünftigen Kräftigung und Mitwirkung zur Evangelisation ihrer eigenen und der sie umgebenden Volksstämme."

Auf eben dieser Versammlung wurde beschlossen, daß fünf junge Männer den Missionar Kincaid nach Ava begleiten und von dort aus weiter nach Norden bringen sollten, um die Karenen in jenen Gegenden aufzusuchen, und ihnen, falls sich welche daselbst finden, das Evangelium zu predigen. So gewann das schöne Werk an immer größerer Ausdehnung. Einen Begriff von seiner gesegneten Zunahme kann uns auch in dieser Beziehung eine Uebersicht der Zahlenverhältnisse geben, soweit diese uns zu Gebote stehen. Greifen wir die vom Jahr 1858 heraus. Damals, gerade nach Verflüß eines Menschenalters, seitdem die Karenenmission begonnen, zählte Maulmein 15 Außenstationen oder Gemeinlein mit ebensovielen Karenenpredigern, worunter 5 ordinirte, 843 Gemeindeglieder. Der Missionsbeitrag belief sich auf 496 Rupien. Lawoy hatte 22 Außenstationen mit ebensovielen Predigern, Schwägyin 14 mit 1070 Gemeindegliedern, Rangun 43 Gemeinlein mit 45 Predigern und 2370 Gemeindegliedern, Bassein 60 Prediger mit 5000 Pfarrkindern, Hen-

thada 42 Prediger mit 30 Gemeinden und 700 Gliedern, Proma 10 Prediger und 3 Gemeinlein mit 100 Seelen, und Taungu 101 Stationen, wovon 52 unter den Paku und 49 unter den Bghai, 42 geordnete Gemeinden mit 2640 Gliedern, 105 Prediger und Schullehrer in 101 Dorffschulen. Beiträge an die Stationsschule 930 Rupien und an die Dorffschullehrer 453. Im Jahr 1862 endlich bestand die Karenenkirche aus 370 Gemeinden, als deren Glieder 15000 Sgaus, 1063 Pwos und 2189 Bghais aufgeführt werden. Die christliche Bevölkerung belief sich, die 600 bekehrten Barmanen mit eingerechnet, auf etwa 60,000 Seelen. Beim Blick auf diese Zahlen der Karenenkirche segnen wir sie mit dem Segen, mit dem einst Laban seine Schwester Rebekka aus ihrem Vaterhause entließ: Du bist unsre Schwester, wachse in viel tausendmal tausend, und dein Same besiege die Thore seiner Feinde.

4. Bewährung im Leben und im Sterben.

Wir haben die Karenenkirche in ihrem schmucken Sonntagskleide gesehen und sie ist uns herzlich lieb geworden, sehen wir sie jetzt auch im ernsten Werktagskleide an; denn das läßt ja immer den Menschen und — wenn er vorhanden — den Christen in seiner wahren Gestalt erscheinen. Dürfen wir es wagen, auch so Bekanntschaft mit ihr zu machen? Wir wollen es in Gottes Namen versuchen. Das Bisherige erweckt uns zum mindesten ein gutes Vorurtheil für sie, wenn man überhaupt in Dingen des Reiches Gottes ein solches haben darf. Schon wenn wir uns einem christlichen Karenendorf nähern, mehr noch wenn wir in dasselbe eintreten, müssen wir in unserer günstigen Meinung bestärkt werden. Überall begegnen wir Spuren von der civilisirenden, lebenverschönernden Macht des Evangeliums. Wie geordnet, wie reinlich und freundlich sieht es in so einem Karenendorf aus, durch sein einfaches Kirchlein in wohlthuender Weise den abendländischen Christen an die alte Heimath mahnend. Und auch dabei haben die eingeborenen Lehrer treulich mitgeholfen. So schreibt Missionar Beecher in Sandoway im Jahr 1851 von einem solchen Karenendorf: „Diese Gemeinde ist tief betrübt worden durch den plötzlichen Tod ihres Pastors Wah Di, von dem er auf einem Predigtausfluge nach Barma überrascht worden war. Sein Andenken wird in rührendster Weise bewahrt. 'Wah Di, obwohl

todt, ist ein süßer Geruch geworden,' sagte der betagte Häuptling des Dorfes. Während des letzten Jahres ist mit dem Dorfe eine große Veränderung zum Besseren vorgegangen. Die Häuser reihenweise geordnet und mit Sorgfalt gebaut, der Platz vor denselben und ringsum vom Schutte befreit und öfters gekehrt, die kleinen Pflanzstücke wohl bebaut und fruchtbar, die Straßen weit und gerade und meist mit Fruchtbäumen und Blumen besetzt, die mit ihrem Wohlgeruch die Lust erfüllen, — all dies entworfen und geleitet von Wah Di, bildet zusammen einen allerliebsten Fleck Erde. Die äußere Lage der Leute war ein schönes Bild ihres geistlichen Zustandes. Die mancherlei ernsten Prüfungen, die sie getroffen, förderten ihren Wachsthum in der Gnade, und eine Stufe von Verständigkeit und geistlicher Weise kam zu Tage, die alle Erwartung weit übertraf. Bereits sind Vorkehrungen getroffen, die Stelle des Pastors durch seinen Sohn, einen vielversprechenden jungen Mann, zu besetzen, in der Zwischenzeit aber hilft der Dorfhäuptling den Gottesdienst leiten und die Gemeindeglieder überwachen."

Und von einem andern Dorfe, Thay Rau, schreibt derselbe Missionar: „Die Leute dieses Dorfes haben in seinem Aufbaue viel christlichen Unternehmungsgeist an den Tag gelegt. Sie rücken in der Civilisation ebenso vor wie die alte Christenheit. Vier Jahre früher war die Stelle eine dichte Wildnis, jetzt hat der Dschangel dem Reisfeld Platz gemacht. Wo vor wenigen Jahren noch Heerden wilder Elefanten streiften, wallen nun Christen gemeinsam zum Hause Gottes. Der gedeihliche äußere Stand der Leute ist auch hier zu einem guten Theile dem Einflusse der Pastoren zuzuschreiben. Kein eingeborner Prediger hat einen grösseren oder besseren Einfluss auswärts, keiner ist mehr geliebt und geachtet daheim, als Tway Poh. Wenn wir so von Tag zu Tag durch sein Zimmer giengen oder bei ihm eintraten und sahen Tway Poh, — Se. Ehrenwürden Tway Poh sollten wir sagen, denn kein Prediger ist dieses Titels würdiger als er, — und sahen ihn an seinem Tische sitzend, lesend und studirend, oder mit denen, die bei ihm Rath suchten, sich besprechend, da wünschten wir oft, unsre Brüder und Schwestern, die an diesem Volke ein so großes Interesse nehmen, könnten unser Vergnügen theilen, das wir hatten, als uns unwillkührlich der Ausdruck über die Lippen kam: Wie ähnlich einem Pastor bei seinen Studien in der Heimath! O möchten die Gebete der Christen zu dem großen Haupte

der Gemeinde aufsteigen, daß er unter diesem Volke viele solcher Pastoren erwecke wie Tway Poh!"

Wer hat diesen Ordnungssinn unter diesem Waldvolke erweckt, wenn nicht das Christenthum? wer diese Opferwilligkeit wachgerufen, der wir wiederholt begegnet, und die ein so beschämendes Zeugniß davon ablegt, wie die Karenen die hohen Güter und Wohlthaten, welche ihnen das Evangelium gebracht, nicht allein zu schätzen, sondern für dieselben auch Opfer, bedeutende Opfer zu bringen wissen? Lebhaft sind wir zugleich durch diese Anlegen ihrer Dörlein und den Bau ihrer Kirchlein an unsre Väter in der grauen christlichen Vorzeit erinnert worden, die in ähnlicher Opferwilligkeit den deutschen Urwald lichteten, ihn mit emsiger Hand in lachende Fluren und Gelände wandelten, ihre Dörfer anlegten, Kirchen und Schulen bauten. Es ist gut, daß wir, die späten Enkel, auch daran durch die Mission wieder erinnert werden. Wir sind des friedlichen Anblickes nur zu gewohnt, den uns von einer freien Höhe aus unsre Fluren gewähren, über denen „Dörfer und Städte wie waibende Lämmer zerstreut“ vor uns liegen; unser Ohr hört zu leicht gedankenlos Glocke um Glocke verklingen, wenn

Hinten vom Kirchlein im Walde,
Drunter vom Kloster am See,
Drüben von schattiger Halde,
Hüben von sonniger Höh', —
Hier von des Dorfes Kapelle,
Ferne vom mächtigen Dom —
Mischt sich die klingende Welle
In den melodischen Strom.

Das danken wir Alles den Opfern unserer Väter. Wir wollen uns als ihrer würdige Enkel beweisen, indem wir unsren entfernten Heidenbrüdern auch zu diesen friedlichen Segnungen des irdischen Daseins verhelfen, so viel an uns ist. Denn die Mission erneuert zunächst das innere, dann aber auch das äußere Leben eines Volkes. Doch es ist Zeit, daß wir zu unsren Karenenchristen zurückkehren.

Zu Ende des Jahres 1848 waren im Bassein-Distrikte zwölf schöne Kirchen erbaut. Im Jahr 1854 waren dort zwanzig Kapellen und ebensoviele Schulhäuser im Bau begriffen, und im eigentlichen Barma standen neun große und etwa zwanzig kleinere Kirchen vollendet da. Jedes neuentstehende Gemeinlein wollte auch sein Kirchlein haben. Zu Tschunamerah, etwa 24 Stunden oberhalb Maulmein

am Salwenflusse, war im Jahr 1834 nach kurzer, aber gesegneter Thätigkeit die fromme Miss Sarah Cummings vom Fieber dahingerafft worden. So stand dieser Posten eine Zeitslang verlassen da, bis sich im Januar des folgenden Jahres Missionar Vinton mit seiner Gattin entschloß, sich daselbst niederzulassen. „Bei unserer Ankunft,“ schreibt derselbe, „wurden wir von der Gemeinde, ja vom ganzen Dorfe mit Freudentäußerungen empfangen, wie sie selten bei der Ankunft eines lange abwesenden geliebten Freundes vernommen werden. Selbst die Kinder gaben sich nicht zufrieden, bis sie mit ihren Eltern unsre Sachen auf der jähnen Treppe ins Haus gebracht hatten. Am Abend kam das ganze Dorf zum Gottesdienst zusammen. Es waren das Augenblicke der innigsten Freude für mich. Ich machte die Leute, so gut ichs vermochte, mit der Absicht meines Kommens bekannt. Der größere Theil schien voll Freude zu sein, daß nun wieder einer in ihrer Mitte sich finde, der ihnen die Botschaft der göttlichen Barmherzigkeit verkünde. Am andern Tage brachten sie uns Gemüse und Früchte, wie sie das Land darbeut, und seitdem haben sie diese ihre Gaben so reichlich dargebracht, daß wir in der That mehr als versehen sind. Obgleich an sich von keinem hohen Werthe, gleichen sie doch dem Scherstein der Wittwe, das bei Christo mehr galt, als alle die Gaben der Reichen. Da viele der Einwohner am Wechselseiter barniederlagen, so begannen wir vor Allem mit der Krankenpflege, und der glückliche Erfolg, mit dem Gott unsre einfachen Arzneimittel segnete, verschaffte uns einen unabdingten Einfluß auf die Gemüther. Unsre Schul Kinder machen gute Fortschritte und bei einzelnen ist ein Werk der göttlichen Gnade sichtbar. Ich hoffe, die Zeit ist nicht fern, wo dies ganze Land Immanuel's Land sein wird.“

Von einem andern an einem Bergstrom wunderbarlich gelegenen Dorfe schreibt Kincaid: „Das Lieblichste von Allem war, Zeuge sein zu dürfen, mit welchem Heißhunger die Leute sich um mich sammelten, um das Wort Gottes zu hören. Mein hageres abgezehrtes Aussehen erweckte ihre zärtlichste Theilnahme. Obgleich unfähig, länger als anderthalb Stunden nacheinander auf zu sein, hatte ich doch noch so viel Kraft, ihnen jeden Morgen und Abend predigen zu können. Meine Zuhörerschaft bestand im Durchschnitt aus 60 Seelen. Sie singen die Lieder Zions auf süßeste Weise. Es ist ein melodischer Wohlklang und eine Weichheit in ihren Gesängen, wie man sie vielleicht selten hört.“ In einem Dörlein des schönen Tenasserim-

thales wurde Missionar Mason mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß derselbe schreibt: „Mein Eintritt in dieses Dorf erinnerte mich an den des Apostels Paulus in Lystra. Die Leute stritten sich beinahe um die Ehre, mich aufzunehmen. Jeder bezeugte: 'Mein Haus ist das beste!' — Zwei Tagereisen südlicher trafen wir mit einem sogenannten Religionslehrer und seinem Weibe zusammen. In ihr Haus eintretend, sandten wir Alles für uns bereit und zwar im besten Karenenstyle, ihre Kleider auf dem Boden ausgebreitet, damit ich auf denselben von einem Zimmer ins andere gehe. — Er hat an sein Haus eine Art Kapelle angebaut, wo er und seine Nachbarn, die sich dazu geneigt zeigen, jede Nacht zum Gottesdienste zusammenkommen, beten und Lieder singen. Um Mitternacht ward ich durch den improvisirten Gesang einiger Frauen im anstoßenden Zimmer geweckt. Sie sangen unter Anderm:

Wenn wir Jesum Christum kennen,
Sind erlöst wir von den Sünden;
Wer nur Jesum Christum kennt,
Ist erlöst von seinen Sünden.
Auf der ganzen weiten Erde
Soll kein andrer Gott verehrt sein;
Durch die ganze weite Erde
Soll kein andrer Gott verehrt sein.
Lobt die Offenbarung Gottes,
Kein ist sie wie helles Wasser,
Lobet stets die Wahrheit Gottes,
Frisch wie Wasser, glatt wie Stahl.“

„So oft ich,“ schreibt Wade, „an die kleine Gemeinde Ne (auf der Tenasserimküste) denke, und an die hoffnunggebenden, nach der Wahrheit fragenden Seelen daselbst, muß ich ausrufen: 'Was hat Gott gethan!' Nur die göttliche Macht konnte so Viele zum Glauben an die Lehre der fremden Lehrer bringen. Was er aber an einem Theil der Bevölkerung gethan, das kann er auch an den Nebrigen thun.“

An einem sonnigen Abend, als Missionar Mason von einem Predigttausluge unter den Barmanen zurückkehrte, war der erste Gegenstand, der beim Eintreten in seine Wohnung seine Aufmerksamkeit auf sich zog, die eble Gestalt eines Sgau-Häuptlings, der, wie ein Kind zu den Füßen seiner Gattin sitzend, sie dringend bat, die Karenen in seinem Dorfe und dessen Nachbarschaft zu besuchen. „Wir

haben vom Christenthum gehört," sagte er, „und es scheint uns etwas Wunderbares zu sein. Wir verstehen es nicht, und doch scheint es die Sache, die wir bedürfen. Komm in unsre Dschangel-Heimath, und predige uns an unsern heimathlichen Strömen. Viele werden glauben. Ich habe ein Barmanenweib, ich habe Töchter, und Schwieger-söhne, und Brüder und Neffen. Alle werden Christen werden so gut wie ich, sobald wir nur wirklich verstehen.“ Monate vergingen, ehe Mason's in die Heimath des Häuptlings kamen, allein er hatte allmählig Licht und Kraft erlangt und war nicht von denen, die zurückweichen. Aber fünf langer Jahre bedurfte es, bis er gänzlich aus den Händen des Heidenthums frei ward, und als ein Gefreiter Jesu Christi hervortrat. Fünf Jahre wanderten die Missionare durch die Gegend, in welcher er wohnte, nicht eine Seele ward getauft. Aber von der Zeit an, da der Häuptling willig ward um Christi willen Alles daran zu geben, wurde er einer der erfolgreichsten Arbeiter in Mergui und Lawoy. Vornehmlich durch seine Bemühungen erfuhren alle Glieder seiner Familie, sowie alle, welche unter seinem Einflusse standen, die Macht des Evangeliums, und Viele wurden getauft. — Des alten Mannes wird zum letzten Mal Erwähnung gethan, da er von einem Besuche bei seinem Bruder heimkehrt. Seine schlanke Gestalt saß auf dem Rücken seines Enkels. Die Wohnung seines Bruders war eine Tagereise entfernt, und der größte Theil derselben wurde auf diese Weise zurückgelegt. Der Enkel war ein netter, verständiger Christenjüngling, und in der That, man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Willigkeit des jungen Mannes, solch einen ermüdenden Dienst zu thun, um seinem Onkel das Evangelium zu bringen, oder den Eiser des alten Häuptlings, der seine schmerzenden Beine in der Freude zu vergessen schien, noch einmal seinen Bruder ermahnt zu haben, und in ihm etwas von der Wirkung der göttlichen Gnade wahrnehmen zu dürfen. „Ich kann nicht sterben,“ sagte er zu Mason, während ein Glanz jugendlichen Feuers aus seinem sterbenden Auge glühte, „ich kann nicht sterben, bis ich meinen Bruder bekehrt sehe!“ — Ist das nicht ein Drang der Liebe Christi, der uns beschämt?

Die Karenenfrauen stehen hierin den Männern nicht nach. Frau Boardman schreibt von dem Betragen der Getauften: „Diese Karenen, zwei oder drei Tageresisen von uns entfernt lebend, legen durch ihre häufigen Besuche bei uns, über beinahe unübersteigliche Gebirge

und durch Wüsten, den Aufenthalt der Tiger, wandernd, eine seltene Liebe zum Evangelium an den Tag. Was würden die Christen in Neuengland von einer 25—30 Stunden langen Fußwanderung denken, einzig zu dem Zwecke, um eine Predigt zu hören und um ein christliches Buch zu bitten? Eine gute Christenfrau, welche mehrere Monate bei uns gewesen war, erzählte mir, daß, als sie gekommen, das Wasser so tief gewesen, daß sie habe warten müssen, bis die Männer Bäume gefällt und über die Ströme gelegt hatten, um auf ihnen hinüber zu gelangen. Bisweilen habe sie selbst Ströme durchwatet, wo ihr das Wasser bis an das Kinn gegangen. Am meisten habe sie sich vor den Alligators gefürchtet. — Der Grund, warum sie in so böser Jahreszeit kamen, war ein Festtag, den wir festgesetzt und dazu die uns zunächst wohnenden Karenen eingeladen hatten. Allein das Gerücht verbreitete sich über die Berge, und so in Sorge waren sie, sie möchten denselben nicht zu der rechten Zeit und in der rechten Weise feiern, daß eine ansehnliche Gesellschaft der besten unter ihnen sogleich kam, um sich darüber zu erkundigen. So weit wir sehen, offenbaren sie auch in andern Dingen dieselbe Zartheit des Gewissens, dieselbe Furcht, Unrecht zu thun. Ich kann mit Wahrheit sagen: je mehr wir mit ihnen bekannt werden, desto mehr Grund finden wir, sie als Christen zu lieben. Einige von ihnen haben Monate bei uns zugebracht, und ihr Vertragen war exemplarisch. Auch haben wir während des letzten Jahres bei keinem der Gemeindeglieder von einem sittlichen Vergehen irgend welcher Art gehört."

Frau Missionar Beecher schreibt: „Ich war verwundert und erfreut über die Lernbegierde und Fassungsgabe einiger jungen Frauen, die zu uns aus einem Dorfe hereinkamen, das vor kurzer Zeit noch in heidnischer Finsterniß begraben lag. Sie sagten, sie hätten die Bücher Mosis durchgangen. Ich examinierte sie über das erste Buch Mosis, und fand, daß sie sich nicht nur genau und vollständig an die einzelnen Thatsachen erinnerten, sondern auch ein richtiges Verständniß derselben an den Tag legten, ja, was sonst etwas Seltenes ist, die Bedeutung der Vorbilder wohl erkannten. Ich sah nie hoffnungsvollere Schüler, zumal wenn man hinzunimmt, daß sie nicht von einem Missionar, sondern nur von ihrem Karenenprediger sind unterrichtet worden“... „Aber,“ heißt es weiter, „ich würde Sie sehr irre führen, wenn ich Sie glauben mache, daß das die Repräsentanten aller Karenenfrauen in Bassein sind. O ich habe mich höch-

lich betrübt über den Stumpfzinn, die Unwissenheit und den Mangel an Wissbegierde so Vieler, und bisweilen war ich darüber ganz muthlos geworden. Viele von ihnen können noch nicht lesen, und Wenige lesen die Bibel." Dabei klagt sie sehr über den Mangel an Karenenbibeln, so daß selbst die, welche eine zu kaufen wünschen, zu ihrer Betrübnis keine erhalten können. Dieser Mangel war noch empfindlich gesteigert worden durch einen fürchterlichen Wirbelsturm, der, ganze Dörfer und Städte in Ruinen wandelnd, über die ganze Provinz Bassin hinstob. Neben der Beschädigung ihrer Häuser und Kapellen und der Zerstörung ihres Meises wurden die Karenenchristen dadurch vieler ihrer Bücher vollständig beraubt. Dieser Verlust war um so empfindlicher, als gerade mehrere solche Bücher, darunter die Karenenbibel, im Drucke vergriffen waren.

5. Abergernisse und Leiden.

Noch andere Prüfungen und Leiden ergiengen über diese unsre Brüder und waren über sie ergangen. Nicht nur müssen die Missionare je und je von Abtrünnigen und Rückfälligen berichten, nicht nur je und je unordentlich wandelnde Gemeindeglieder ausschließen, auch von einzelnen Leitern der Gemeinden, von den Karenenpredigern, haben sie den Schmerz, sagen zu müssen: Sie haben am Glauben Schiffbruch gelitten. Das ist auch unser Schmerz in der Heimath. Wir sind es gewohnt, die neubefehrten Heiden mit hohem Maße zu messen — und wer wollte dieß an sich unrecht finden? Das Evangelium ist ja eine herzumwandelnde Kraft. Darum betrübt es uns tief, wenn wir in der Mission von solchen Dingen hören müssen; wir können dadurch sogar muthlos werden. Allein wir vergessen da immer, daß solche Schatten selbst in den Blüthezeiten der Kirche Christi — den apostolischen Lebensfrühling nicht ausgenommen — ihren Trauermantel über die Gemeinden werfen; wir vergessen, daß selbst unter uns die ganzen Christen, die um Christi willen Alles für Schaden achten, außerordentlich dünn gesät sind. Darum dürfen wir, wenn wir anders das menschliche Herz mit seinen Lücken und zumal das unsrige kennen, die evangelische Mission unserer Tage nicht

ungerecht beurtheilen; wir dürfen aber auch ebensowenig nur in's Schöne malen, sondern wo Verirrungen wirklich vorkommen, müssen sie genannt werden. Auch die Karenenmission ist leider nicht ohne solche Schatten. Wir haben hier besonders eines Falles zu gedenken.

Thah Bwa, ein begabter Pwo-Karene in der Provinz Bassin, war das Werkzeug zur Beklehrung eines ganzen Dorfes gewesen. Mit unermüdlichem Eifer hatte er bei viel Widerstand seinen Landsleuten das Evangelium Christi verkündigt. Zehn Jahre waren unter solcher Arbeit hingegangen. In den drei letzten derselben wirkte er als Missionar im Schwä-Laung-Distrikt. Er hatte bei der Jahresversammlung im April 1858 noch einen interessanten und erfreulichen Bericht über das Werk Gottes in jenem Distrikte gegeben. Bei der nächsten schon musste über seine Entfernung vom Amte entschieden werden. Wie kam's? Mit Erfolg gekrönt, von den Leuten hochgeachtet, beschmeichelt und gelobt, hatte er vergessen, über sich selbst zu wachen. Das brachte ihn, wie schon so Viele, zu Fall. Seit einem halben Jahre bemerkte man, daß er sich einer Frauensperson seiner Gemeinde besonders annehme. Allein es lag nichts vor, das weder sie noch Andere auf unwürdige Absichten schließen ließ, bis er ihr endlich den Vorschlag mache, mit ihm zu entfliehen, indem er, Weib und Kind verlassend, sie zum Weibe nehmen wolle. Sie aber — zu ihrer Ehre sei's gesagt — wies ihn mit Verachtung zurück und sagte es ihren Eltern. Ihr Vater, ein Diakon in der Gemeinde, rief diese zusammen und legte ihr den Fall vor. Thah Bwa wurde vernommen. Er gestand seine Schuld. Daraufhin stellte man ihn sogleich in seinem Amte stille und wandte sich um weiteren Rath an die Missionare. Missionar Douglas kam. Die versammelte Gemeinde bat ihn um seinen Entschied. Er gab ihnen, wie er selbst sagt, die Weisung Pauli: Thut von euch selbst hinaus, wer böse ist (1 Kor. 5, 13). Einstimmig ward seine Entlassung beschlossen, obgleich einige seiner nächsten Verwandten unter den Gemeindegliedern waren. Ein Sgau-Karene, der aber des Pwo-Dialektes vollkommen mächtig war, wurde an seine Stelle berufen. Dies geschah im Nov. 1859. Die Strafe war für den Verirrten äußerst schmerzlich. Bisweilen schien es mehr für ihn, als er ertragen könne. Er beugte sich, that Buße, bekannte seine Schuld in tiefer aufrichtiger Reue und brachte kein Wort zu seiner Entschuldigung vor. Die Missionare warteten zu. Als sie sich aber von der Redlichkeit seiner Buße überzeugen durften, da handelten

sie abermals der Vorschrift des Apostels gemäß: Es ist aber genug, daß derselbige von Vielen also gestrafet ist, daß ihr nun hinfort ihm desto mehr vergebet und ihn tröstet, auf daß er nicht in allzu großer Traurigkeit versinke (2 Kor. 2, 7). Sie nahmen ihn wieder auf und setzten ihn bei der Jahresversammlung Ende Februar 1861 feierlich in sein Amt ein. Sie hoffen, es werde ihm diese schmerzliche Demütigung eine unvergessliche Lehre sein. Sie wissen bis dahin auch nur von seinem erneuten Eifer zu reden. Möge das sein letzter Fall gewesen sein. Wer aber steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle (1 Kor. 10, 12).

Auch fehlt es in der Missionsgeschichte der Karenen nicht an Belegen zu dem Worte Christi: Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausegenossen sein (Matth. 10, 36). Ein Karen, der sich nach reiflicher Ueberlegung zur Tause gemeldet hatte, und der mit einem andern am kommenden Sonntag sollte getauft werden, trat am Abend zuvor nochmals bei Missionar Crawley ein und eröffnete ihm, seine Mutter habe ihm gedroht, wenn er sich taufen lasse, so werde sie sich das Leben nehmen. Er wolle deshalb lieber die heilige Handlung verschieben, bis der Widerstand seiner Mutter besiegt sei. — Eine junge Frau in Dong-Yahn, deren Verwandten sich ihrer Tause lange und heftig widersezt hatten, die aber mit ihrem Gatten, so viel man merken konnte, zu den eifrigsten Gliedern der Gemeinde gehörte, erkrankte schnell. Ein heftiges Fieber bedrohte ihr Leben. Jetzt drangen die Verwandten Tag für Tag in sie, den Geistern das übliche Opfer zu bringen. Anfangs widerstand sie, aber als ihre Kraft sichtbar dahinschwand, vermochten die Nationalgehülfen ihren wankenden Glauben nicht mehr gegen die vervielfachten Angriffe festzuhalten: sie ließ sich in ihres Vaters Haus bringen und aß vom Opfersfleisch. Auch ihr Mann gab jetzt nach und aß mit. Sie starb am folgenden Tage, und der Wittwer wurde auf diesen Vorgang hin von der Gemeinde ausgeschlossen.

Selbst der bei uns vielgehörte Einwand, den man sich so gerne zur Entschuldigung für das eigene Bleiben im unbekehrten Zustande nimmt, ward unter den Karenen laut, der Einwand: Die Christen leben ja nicht nach dem, was sie glauben. Ein freilich au sich nichtiger Einwand, denn das Christenthum kann nicht für die Fehler und Sünden seiner Bekenner verantwortlich gemacht werden. Eines Tages, während Missionar Groß in Lawoy sich mit einem Karenen über die christ-

liche Wahrheit unterhielt, trat ein schlanker, wohlgekleideter Mann zu ihnen ein, einer der bestaunsehenden Karenen, welchem Groß je begegnet war. „Ich wandte mich an ihn,“ schreibt dieser, „und erfuhr, daß er der Vater eines unserer Christen sei, und daß er und seine Frau dieß einst selber gewesen. Auf meine Frage, wer er sei, gab er mir zur Antwort: 'Der Sklave war einmal ein Jünger, aber der Sklave sah das üble Betragen der andern Jünger, und der Sklave wandte sich ab, ein Jünger zu sein.' Ich bedeutete ihm, daß er Unrecht habe, so zu reden. 'Dennoch,' fuhr ich fort, 'ist es gut geredet, daß du dich einen Sklaven nennst. Du hast dich selbst zum Sklaven derjenigen gemacht, die du zu verachten behauptest. Denn anstatt für sie ein Beispiel der Frömmigkeit und des lautern Gehorsams zu werden, wie es es deine Aufgabe gewesen, hast du dich von schwachen irrenden Jüngerseelen leiten lassen, deren Finsterniß und frühere Sündengewohnheit sie unsfähig gemacht hat, dem auf sie anbringenden Stromen der Versuchungen sich entgegenzustemmen. Du hast dich auf eine niedrigere Stufe gestellt als der Geringste von ihnen, und meinst noch ihr Betragen gelenkt zu haben. Das heißtt in der That ein Sklave im vollen Ernst sein. Aber ich fürchte, du hast noch einen härteren Herrn über dir, als das üble Betragen der Jünger.' Er bekannte, daß er Brantwein trinke. Aber er sagte, er würde zurückkehren und wieder ein Christ werden, wenn die Jünger recht thun würden. Ich zeigte ihm, daß er Jahrelang ein böses Beispiel gegeben und manche Schwäche irre geführt habe. Er und seine Frau waren schon vor mehr als Jahren getauft worden, er von Mason, sie von Ingalls. Aus der zahlreichen Familie ihrer Söhne ist bis jetzt nur einer getauft worden.“ Hoffen wir, daß dieser den Seinen noch zum Segen werde.

Aber das Wort des Herrn sollte auch an der Karenenkirche sich erfüllen: Siehe, ich will dich läutern, aber nicht wie Silber, sondern ich will dich auserwählt machen im Ofen des Glends (Jes. 48, 10. 11). Der Tyrannenstab der Barmanen und die Geißel Indiens, die Cholera, waren je und je diese läuternden Werkzeuge. Reden wir von der letzteren zuerst. Im Jahr 1842 wüthete sie wie in Bassin, so auch um Maulmein. Dort hatte sie eine große Ernte gehalten, unter Anderem auch fünf Karenenprediger zu den Todten gelegt. Und hier läßt uns Missionar Binton einen Blick in ein christliches Karenendorf thun, nachdem die Verderberin es verlassen hatte. Es ist das be-

kannte Ko Tschettingsville. „Als ich ankam,“ sagt jener, „umringte mich die begrüßende Gemeinde mit den Worten: ‘Gott hat uns schwer heimgesucht. Wir glaubten, es werde keiner von uns entrinnen, keiner dich wieder sehen als im Himmel; aber Gott hat uns erlaubt, dich noch einmal auf Erden zu sehen.’ — In der Freude des Augenblicks vergaßen sie, die Bielen zu nennen, die ich nicht mehr antraf. Ich sah es erst, als der Gong zum Gottesdienste rief. Wie viele, viele Plätze sah ich in der Kirche leer, die sonst besetzt waren. Tief ergriff es mich, als ich sie ihre Lage mit den Worten bezeichnen hörte: ‘Als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet,’ und als sie mir auf die Frage: ‘Ob sie keine Versuchung zum Abfall von Christo gehabt?’ erwiederten: ‘Abfall? Gott hat uns unsre Männer, unsre Weiber, unsre Väter, unsre Mütter, unsre Brüder, unsre Schwestern genommen, und sie sind in den Himmel gegangen. Ihre letzte Bitte war, wir sollen ihnen nachfolgen, und jetzt sollten wir abspringen und in die Hölle gehen?’ — Die Gemeinden wuchsen trotzdem, daß der Tod in seiner bleichen Schreckensgestalt durch sie hinging und schonungslos würgte. Auch neuerdings wieder ist die Cholera durch Hinterindien gegangen, und auch im theologischen Seminar zu Kemandine ist sie eingelehrt. Doch diesen Christen war es auch wie David: Ich will in die Hand des Herrn fallen, denn seine Barmherzigkeit ist sehr groß, und will nicht in der Menschen Hände fallen (1 Chron. 22, 13). Und dennoch war es ihnen beschieden, auch in die Hand der Menschen zu fallen.

Als im Jahr 1840 Missionar Abbott sich in Sandoway niedergelassen hatte, drang die Nachricht davon rasch über die Berge in's eigentliche Barma. Ihrer viele kamen trotz der scharfbewachten Gebirgspässe herüber, die Einen Bücher, die Andern die Laufe begehrend, und noch Andere mit dem Wunsche, im Katechistenseminar, das Abbott gegründet und in dem er bald fünfzig Zöglinge hatte, bleiben und studiren zu dürfen. So gelangten Karenenchriften von Maubi, und selbst aus der Nachbarschaft von Rangun, über die Berge zum Missionar auf das sichere britische Gebiet. So konnte er mit den fernen Brüdern im Verkehr bleiben und von Zeit zu Zeit von dem wunderbaren Fortschritte des Evangeliums daselbst hören. Manche von seinen Gehülfen, die sich hinwieder zu ihnen hinüberschlichen, behaupteten, daß gegenwärtig nicht viel weniger als 4000 Christen im eigentlichen Barma sich fänden, und obwohl sie reichlich Versol-

gung leiden, so gebe ihnen doch Gott auch reichlich Gnade, Geldstrafen und Gefängniß mit Sanftmuth und Geduld zu ertragen um Deßwillen, der so viel für sie getragen und erduldet.

Die barmanischen Beamten mußten bald einsehen, daß die Sache ihre Controlle übersteige, und bisweilen sagten sie: „Lasst sie ihren Gott verehren, wenn sie nur ihre Taxen bezahlen und den Gesetzen gehorchen,“ — eine auch anderwärts schon in Anwendung gekommene Staatspolitik. Die Polizei sorgte jetzt nur dafür, daß die Karenen nicht in Schaaren in die britischen Provinzen auswanderten, was ihr jedoch auf die Länge nicht gelang. Auf einem Ausfluge im Januar 1841 begegnete Abbott einer großen Anzahl Karenen, die über die Berge gekommen waren, und ihm ihre Leiden erzählten, die sie erduldet, weil sie das „weiße Buch“ gelesen. Er verwunderte sich über ihre christliche Erkenntniß, und innerhalb eines Monats tauften er 57 derselben. Im folgenden Jahr war der Erfolg noch größer. Kirchen wurden gebaut, Prediger über sie gesetzt und gegen 300 in die Gemeinde durch die Laufe aufgenommen. Innerhalb fünf Jahren wurden 3000 getauft.

Allein bald sammelte sich wieder ein Verfolgungsturm. Während der kalten Jahreszeit von 1842 auf 1843 erschien ein barmanisches Edikt, nach welchem das weiße Volk und die Religion der Fremden ausgerottet werden sollte. Die Verfolgung wütete wieder in ihrer ganzen Kraft. In ihren Häusern und Kapellen wurden ganze Familien ergriessen, öfters grausam geschlagen, Mütter von ihren Kindern getrennt, und wie Schafe ins Gefängniß getrieben, wo sie zu bleiben hatten, bis sie die Raubtier der barmanischen Beamten zufriedenstellen konnten. „Das edle, furchtlose Zeugniß,“ schreibt Abbott, „das diese Gefangenen der Wahrheit gaben, hat ihre Sache in guten Ruf gebracht. Das Volk im ganzen Lande blickt wenigstens mit Interesse auf die neue Religion und flüstert ihren leidenden Bekennern seine Theilnahme zu.“ Allein so heftig waren die Prüfungen dieser Zeit, daß Hunderte, ihre Felder verlassend, die sie nicht mehr bauen konnten, über die Berge nach Arakan flohen. Ganze Dörfer folgten ihrem Pastor, ihre Büffel und was sie sonst mit sich führen konnten, mitbringend. Ihre Lage war äußerst kläglich. Aber sie durften großherziges Mitleid nicht allein von Seiten der Missionare, sondern auch von dem britischen Residenten erfahren. Kapitän Phayre, der englische Hülfskommisär, verschaffte ihnen Lebensmittel, und ließ ihnen

ein Jahr Zeit, um ihm seine Darlehen ohne Zins zurückzahlen zu können. Und nun, wenn gleich theilweise abhängig, waren sie doch in Sicherheit, und genossen des unschätzbaren Vorrechts der Religionsfreiheit. Aber ihre Prüfungen waren noch nicht zu Ende. In der heißen Jahreszeit, welche ihrer Ankunft folgte, verheerte die Cholera das Land, und so von panischem Schreck ergriffen waren die geplagten Leute, daß viele von ihnen in die Berge oder in die Waldwildnis flohen, wo sie in schrecklicher Verlassenheit an derselben Seuche zu Grunde giengen, der sie hatten entfliehen wollen. Auf Abbott selbst lasteten die Sorgen und Mühen wie ein schweres Gewicht. Im Sommer 1844 verlor er seine zwei Kinder, und im Januar des folgenden Jahres folgte ihnen in ihr frühes Grab seine Gattin nach. Auch Missionar Comstock, der dem nach Amerika zur Erholung heimkehrenden Kincaid zugerufen: „Bergis nicht, Bruder, sechs Mann für Arakan!“ starb im gleichen Jahr 1844, nachdem ihm seine Gattin und seine zwei Kinder vorangegangen waren.

Von ihren treuen Missionaren aber konnten die gedrückten Karenen nicht lassen. So erzählt uns Kincaid: „Beinahe täglich kommen die Karenenchristen zu uns, oft sieben oder acht miteinander. Und so würden sie zu zwanzig kommen, hätten wir ihnen nicht bedeutet, daß es unklug wäre, sich unnöthigerweise Geldstrafen, Gefängnis, vielleicht jahrelanger Knechtshaft, ja dem Tode selbst auszusetzen. Einige von diesen Besuchern waren mit Stricken gebunden und so lange grausam geschlagen worden, bis sie das Bewußtsein verloren, nur weil sie Christum und die Auferstehung von den Toten gepredigt hatten. Oft wenn wir des Abends von einem Gange zurückkehrten, fanden wir vier bis fünf oder sieben bis acht in unserm Zimmer, todmüde von dem langen Marsch in der Sonnenglut. Dennoch blieben sie bis Mitternacht bei uns sitzen, über christliche Lehrpunkte und Pflichten fragend, oder über schwierige Stellen der heiligen Schrift, und auch dann war es noch schwer, sie zur Nachtruhe zu bewegen. — Zwei von den jungen Männern, die im letzten Jahre in Stock und Eisen lagen, sitzen jetzt neben mir und lesen im Neuen Testament. Beide sind seine, thätige Leute.“

Während dieser Nothzeit hatte sich besonders ein hervorragender Karen in der Umgegend von Bassein ausgezeichnet, den die Missionare gewöhnlich nur den „jungen Häuptling“ nennen. „Sein Haus,“ sagt Abbott, „ist ein großes Bethel, ein Gotteshaus, wohin

bie Leute der Nachbarschaft und der entfernten Dörfer sich sammeln, um lesen zu lernen und den lebendigen Gott zu verehren.“ Gerade war einer der Gehülfen von dort in Rangun angekommen und berichtete über den Stand der Dinge. „Das Werk der göttlichen Gnade in jener Gegend ist wunderbar,“ schreibt nachher Kincaid. „Das Haus des 'jungen Häuptlings' ist meist gedrängt voll. Zwei- bis Dreihundert warten auf die Taufe. So groß ist die Macht des Evangeliums unter diesem Volke.“ Und von den Karenenpredigern sagt er: „Verfolgung macht sie nicht mutlos, Strafen und Gefängnis erschreckt sie nicht. Die Verbreitung des Evangeliums und die Rettung ihrer Landsleute ist ihr Hauptgedanke, ihre Hauptfuge bei Tag und Nacht.“

Einer derselben, Mau Ya, ein vielseitiger treuer Gehülfen, hatte um des Namens Christi willen Bande und Trübsal erduldet. Er war gebüßt, gegeißelt, mit der nahen Aussicht auf den Tod gefangen gesetzt und nachgehends zur schlimmsten aller Sklaverei, zu einem Pagoden-Sklaven verurtheilt worden. Als solcher sollte er die Pagode in gutem Stande erhalten und so genöthigt sein, sein Leben im Dienste eines Gottes zu verbringen, den er für keinen Gott halten konnte. Später wurde er jedoch von diesem für ihn furchterlichen Zustande durch die glütige Dazwischenkunft des Oberst Burney befreit, der, näher mit dem Gouverneur bekannt, diesem sagte, daß er die Freigabe Mau Ya's als eine der größten persönlichen Gunst-erweisungen betrachten würde, die er ihm erzeigen könne. Der barmanische Gouverneur willfahrt ihm.

Zu Anfang der Fünfziger Jahre war der Barmanendruck aufs Höchste gestiegen. Auch die Missionare in Rangun, darunter (Seit Oct. 1851) auch Abbott, waren allerlei Quälereien ausgesetzt. Kamen Büchersendungen von Maulmein, so wurden sie im Zollhouse zurück behalten und erst nach mancherlei Schwierigkeiten verabfolgt. In Bassein wurde auch der „junge Häuptling“ ins Gefängniß gesetzt. „Im October,“ schreibt Abbott, „kamen drei Männer von Bassein herüber. Ihre Frage: 'Lehrer, was sollen wir thun?' war mir ein schlimmer Vorbot, 'denn,' fuhren sie fort, 'vier unsrer Brüder sind im Stock.' Ich erfuhr von ihnen, daß ein Gehülfen, den ich in jene Gegend gesandt, mit drei Andern auf einem Predigttausfluge eines

Abends in einem großen Karenendorfe Halt gemacht, die Leute nach seiner Gewohnheit zusammengerufen und ihnen gepredigt hatte. In der Nähe war ein barmanischer Polizeibeamter stationirt. Man hatte sie gewarnt, ihre Wanderung könnte leicht den Zorn dieser Leute erregen. Aber, wie es scheint, hielten sie es für ratsamer, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Sie verzogen ihre Versammlung bis zu einer späten Stunde der Nacht. Am nächsten Morgen, ehe sie Zeit hatten weiter zu gehen, wurden sie ergriffen, mit andern ihrer Zuhörer geschlagen und in den Stock geworfen, um für die gedrohte Tortur aufzuhalten zu werden. Sie wurden jedoch, wie ich zehn Tage später erfuhr, freigegeben, nachdem die Polizeibeamten von den Christen die Summe von 150 Rupien erpreßt hatten, die sie durch freiwillige Beiträge zusammenbrachten. Am 20. November kam dieser Gehülfe zu mir nach Rangun, bleich und durch Krankheit abgezehrt. Ich fragte ihn: wie es ihm um's Herz gewesen, als sie ihn schlugen. 'Ich betete für sie,' erwiederte er. — 'Aber warst du nicht ein wenig zornig?' — 'Nein, ich sagte ihnen, sie könnten mich zu Tode schlagen, wenn es ihnen beliebe, aber zornig könnten sie mich nicht machen. In der Auferstehung würde ich wieder lebendig werden. Als sie dies hörten, lachten sie; und nachdem sie mich ein wenig geschlagen, hörten sie auf.' — Seither predigt er in mehr von den Barmanen entfernten Dörfern, und ist nicht mehr belästigt worden."

Indes bahnte sich eine wichtige Wendung der Dinge an. Zu Ende November 1851 erschien im Hafen von Rangun ein englischer Dampfer, der, von den Barmanen als ein feindliches Zeichen betrachtet, den zweiten englisch-barmanischen Krieg herbeiführte, den zu schildern hier jedoch nicht der Ort ist. Die Karenchristen, als nicht sehr anhänglich an die Barmanenregierung bekannt, wurden für den Krieg verantwortlich gemacht, mit unerschwinglichen Geldstrafen belegt, ihr Gottesdienst verboten, ihre Kapellen zerstört. Andere als Friedensgefseln eingekerkert mit der Drohung, daß sie bei dem ersten Einrücken der Engländer alle getötet würden. Zum Glück verursachte das Erscheinen der Kriegsschiffe einen so panischen Schrecken, daß die Gefangenen ohne Bekleidung entflohen konnten. Doch bald lebte den Unterdrückern der Muth wieder auf. Barmanische Horden gesetzloser Räuber verwüsteten das Land, überall fengend und brennend und plündernd, die wehrlosen Dorfbewohner marternd und tödend. Durch solche Leiden zu einem ungewohnten Grad von Muth

aufgestachelt, bereiteten sich die Karenen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie wurden beim Beginne der Feindseligkeiten von den Barmanen entwaffnet, allein sie traten in den Kampf mit allen möglichen Waffen, die sie sich verschaffen konnten, erhielten von den Engländern weitere Verstärkungen und kämpften mit Tapferkeit und Erfolg. In verschiedenen Schmähzeln schlugen sie ihre Feinde mit unbedeutendem eigenen Verluste in die Flucht; in andern waren sie weniger erfolgreich.

Die Besetzung der Provinz durch die Engländer legte der auflösenden Unordnung nur ein momentanes Hinderniß in den Weg. Der unvorhergesehene Verzug der Kriegsoperationen in einem solchen Lande ließ neuen Ausbrüchen von Gewaltthätigkeit und Raub Zeit. Einige Details derselben sind zu schrecklich, um erzählt werden zu können. Nur ein mehr als tragisches Märtyrerthum, das einem der Karenenprediger beschieden war, müssen wir noch erzählen, wie es ein barmanischer Doktor als Augenzeuge geschildert hat.

„Thagua, Pastor der Leute 'des weißen Buches' in der Nachbarschaft von Bassein, wurde von der barmanischen Regierung auf die Anklage hin verhaftet, er habe die Engländer in ihr Land gerufen, um es in Besitz zu nehmen. Sie ergriffen ihn und seinen Sohn und gaben ihm auf dem Wege zum Gefängniß dreißig Streiche. Dem Sohn gaben sie fünfundzwanzig. Ein Neffe wurde gleichfalls geschlagen. Sie brachten ihn vor den Gouverneur und man bezahlte für ihn dreißig Rupien. Diese Barmanen waren damals übereinkommen, alle Jünger zu tödten, aber sie warteten ein wenig, um Geld zu erhalten. Sie sagten zu dem Gouverneur: Diese Männer des weißen Buches sind gekommen dich zu tödten, wie sie den Häuptlingen zu Rangun gethan. Darauf sprach der Gouverneur: 'Ergreift sie!' So ergriffen sie den Pastor und vierzig seiner Leute, und ketteten sie zusammen mit eisernen Haken. Dann machten sie die alten Leute wieder los, und sagten ihnen, sie möchten gehen und 130 Rupien bringen, so würden sie wieder frei. Die Ältesten thaten so und bezahlten die 130 Rupien, aber der barmanische Gouverneur gab sie nicht frei, sondern fesselte sie wieder zusammen. Den andern Tag schleppte er Thagua heraus und schlug ihn zwei Mal. Dann preßte er ihn zwischen Bambus, band ihn am Halse an einen Mangobaum und seine Hände rückwärts auf den Stamm. Thagua schrie: 'Mein Herr, mein Herr, wollen Sie mich tödten?' — Der Gouverneur antwortete:

‘Gieb mir 170 Rupien und du sollst frei sein.’ — Thagua erwiederte: ‘Ich habe kein Silber, mein Herr!’ — ‘Die Jünger geben dir 100 Rupien jährlich.’ — ‘Nein, mein Herr, sie gaben mir niemals so viel.’ — Dann wandte der Gouverneur sich an die Jünger: ‘Gebet sein Lösegeld und nehmt euren Führer, und alle werden im Frieden leben; wenn nicht, so werden wir ihn schlachten.’ Die Jünger antworteten: ‘Mein Herr, wenn sein Leben dadurch kann erhalten werden, so wollen wir das Geld geben.’ — Die 170 Rupien wurden gegeben, aber noch ließ er ihn nicht frei. Der Gouverneur führte sie Alle in das Dorf Pataw zurück, und übergab den Pastor in die Hand des Richters. Dieser schmähte ihn und sagte: ‘Wenn euer Gott allmächtig ist, so bitte ihn, daß er dich aus diesen Fesseln nehme.’ — Thagua: ‘Wenn der ewige Gott mich jetzt nicht aus euren Händen errettet, so wird er mich ewiglich retten in der zukünftigen Welt.’ — Der Richter: ‘Wie weißt du das?’ — Thagua: ‘Gottes heiliges Buch sagt es mir so, und es ist wahr.’ — Der Richter: ‘Ja, du lehrst die Leute dies Buch, und weil du begabt und schlau bist, so kommen die weißen Leute und nehmen unser Land.’ Dann fiel der Richter, toll vor Wuth, über ihn her, stieß ihn empfindlich mit den Ellbogen, fesselte ihn mit fünf paar Haken und hieß ihn wieder ins Gefängniß führen.

„Drei Tage nachher zog er ihn wieder hervor und sprach zu ihm: ‘Dein Gott, sagst du, kann dich retten. Lies jetzt sein Buch vor mir.’ — Thagua erwiederte: ‘Wenn ich es gleich lese, wirst du doch nicht glauben und mich dennoch verfolgen. Aber der ewige Gott, mein Richter und dein Richter, der Herr Jesus Christus, der wird mich retten.’ — ‘Befiehl ihm denn, dich jetzt aus meinen Händen zu erretten.’ — Der oberste Richter versetzte ihm dann mit einem Prügel dreißig Schläge, und hieß ihn mit ein klein wenig Reis ins Gefängniß zurückführen. — Zwei Tage später kam der Gouverneur zum Richter und Thagua fragte ihn: ‘Mein Herr, was thun Sie?’ — ‘Dich tödten jedenfalls,’ und gab ihm einen Fußtritt. — Hierauf sagte Thagua: ‘Wir können nicht leben,’ und senkte sein Haupt. — Nun sprach der Gouverneur zum Richter: ‘Schlage mir diese Leute todt, und ich will dir eine Silberstange geben.’ — ‘Wenn ich sie todt schlage, so kann ich die Sache nicht verantworten,’ sagte der Richter, nahm aber das Silber. Einen oder zwei Tage darauf kam der Gouverneur wieder und gab ihm 50 Rupien mehr. Allein der Richter entgegnete: ‘Wenn

du deine Tochter meinem Sohne zur Frau geben willst, so will ich sie tödten.' — Hierauf der Gouverneur: 'Brüder, ich will sie ihm geben.' — Jetzt sagte der Richter: 'Wenn du sie nicht vertilgest, so werden die weißen Leute kommen, uns unser Land nehmen und einen jeden von uns tödten.' Dann geißelte er den Pastor Thagua drei Mal, worauf dieser sagte: 'Wenn du mich peinigest, weil ich Gott verehre, so tödte mich einmal, ich bitte dich!' — Hierauf nahmen sie ihn, versezten ihm sechzig Streiche, schlugen ihn an's Kreuz, schossen nach ihm, nahmen ihm seine Eingeweide heraus und hieben ihn in drei Stücke."

Daß unter solchen kannibalschen Grausamkeiten sich die Karenen über das Vorrücken der Engländer und ihres raschen Sieges nur freuten, läßt sich in der That recht gut begreifen. Am 20. December 1852 wurde die Einverleibung des ganzen ehemaligen Königreichs Pegu in das britische Indien proklamirt, fast 100 Jahre, nachdem es von Alompra erobert worden war. Die Schreckensherrschaft hatte ein Ende. Drei Millionen waren derselben entrissen. „Nun können wir atmen und wagen zu schlafen; aber ehe die Engländer den Besitz ergriffen, konnten wir weder atmen noch schlafen," — war der Freudenruf der Karenen. „O wie wünsche ich, die Königin von England sehen zu können," rief ein alter Karen aus, „wie wollte ich sie anbeten!" Und als ihm bemerk't wurde, daß ihre Majestät von einer solchen Anbetung nicht sehr erbaut sein würde, schien er anfänglich diese abfühlende Bemerkung kaum zu begreifen.

Gleich nach der Besitznahme Bassin's durch die Engländer wurden die besonderen Bitten der Karenen um Schutz von dem englischen Befehlshaber berücksichtigt. Der „junge Häuptling" ward ihnen als oberste Magistratsperson vorgesetzt. Ein frommer Officier erhielt von Maulmein eine Sendung Bücher, um sie unter sie zu vertheilen. Missionar Abbot, der gerade von Amerika zurückkehrte, und sein Kollege van Meter ergriffen die erste Gelegenheit, sie zu besuchen. Sie wurden von den Karenen mit lautem Freudenbezeugungen empfangen, und die Kunde von ihrer Ankunft führte ihnen von allen Seiten Begrüßende zu, die ihre Lehrer wieder sehen wollten. Bald hatten sie eine Zusammenkunft mit einer Schaar Karenenprediger, die ihnen einen ausführlichen Bericht über ihre Leiden und Drangsalen erstatteten. Doch sehen wir uns nach all diesem Jammer noch nach einem Ausruhepunkte um.

6. Mata oder das Dorf der Liebe.

Wir haben weiter oben schon angedeutet, daß die neubekhrten Karenen sich zuweilen aus verschiedenen Dörfern zu einer Gemeinde zusammenschlossen, und, an geeigneter Stelle sich niederlassend, ein freundliches Dörslein erbauten. Unter diesen ragt das in der Ueberschrift genannte besonders hervor. Seinen Namen Mata, vollständig Matamia, das heißt eben „Dorf der Liebe“, empfing es von seinen Erbauern selbst. Wir finden es auf einer etwas ausführlichen Missionskarte von Hinterindien, und zwar auf der Küste von Tenasserim. Zwei Tagereisen nordöstlich von Lawoy erhebt es sich, umgeben von waldigen Höhen, unter dem $14^{\circ} 12'$ nördlicher Breite über den Trümmern einer alten zerstörten Stadt beim Zusammenflusse zweier Gebirgswässer, die unter Felsenhügeln hinweg dem Tenasserim zueilen, der, einem spiegelglatten See gleichend, unsfern im Osten herüberglänt. Es entstand in den Tagen der ersten Karenenbekhrung, in der Zeit der ersten Liebe, hauptsächlich in Folge von Ko Tha-Bju's gesegneter Thätigkeit. Rasch blühte dieses Christendorf empor. Im J. 1834 zählte es 100 Glieder; 1837 erklangen bei jedem Gottesdienste über 200 melodische Stimmen. Im J. 1840 war es schon auf mehr als 300 Gemeindeglieder angewachsen, und die sonntägliche Predigt versammelte nicht selten 600 und mehr andächtige Zuhörer, unter ihnen eine nette Zahl aus der Umgegend. Mehrere Jahre verbrachten dort die Missionare Wade und Mason mit ihren Gattinnen die trockene Jahreszeit, während sie sich über die Regenzeit nach Lawoy zurückzogen. Immer aber war es ein Festtag für die Bewohner von Mata, wenn die Missionare wiederkehrten. „Wenn die Zeit des Ausbruchs von Lawoy da ist, so kommen viele der Karenen in die Stadt, um das Gerätthe der Missionare, ihre Frauen aber auf Tragesseln zu tragen, soweit es der Weg gestattet. Wenn der lange Zug dann unter den Bäumen des Urwaldes oder durch enge Felsenschluchten sich windet oder im Rinnsal eines Waldbstromes dahinzieht, so hallen die Lieder Zions in der düstern Einöde wieder, und die Natur jaucht, ihren Schöpfer von Menschen verherrlicht zu sehen, die seit Jahrtausenden seine Gaben mit stumpfem Sinne dahinnahmen. Hört man in Mata diesen fröhlichen Schall in der Ferne, so eilen die Bewohner truppweise entgegen und reihen sich nach herzlicher Begrüßung hinten an den Zug,

da der enge Pfad nicht zuläßt, daß er in die Breite wachse, und mit hellem Jubel ziehen dann Alle ins Dorf ein."

Im Jahr 1836 besuchte Hr. Howard Malcolm aus Amerika, von der Baptisten-Missionsgesellschaft beauftragt, die Missionen Hinterindiens. Auch in unser Dorf trat er ein. Und wie fand er es? Hören wir ihn selbst. „Wir haben hier," schreibt er, „den lieblichen Anblick einer neu entstandenen Gemeinde von Gläubigen mitten in heidnischer Finsterniß vor uns. Es sind ihrer einige Hunderte, die einen musterhaften Wandel führen. Durch die Hülfe der Missionare sind sie mit Schafen, Kindvögeln, Saatkorn, Delmühlen und anderm Bedarfe versehen worden, um ihr Wanderleben aufzugeben und in exträglichem Wohlstande zu leben. Die Männer bauen Baumwolle, die Frauen spinnen und weben sie, so daß sie aus dem Schmütze, den sie von ihren Vätern ererbt haben, herauskommen, während ihre Wohnungen, Geräthe, Kleider nun einen Anblick von Reinlichkeit darbieten, die jeden in Erstaunen setzt, der diese halbnackten, schmückigen Menschen vor ihrer Beklehrung zu Christo gesehen hat. — Es ist eine Freude, von der geistlichen Veränderung Zeuge zu sein, die sich im ganzen Leben der dortigen Einwohner ausdrückt. Am Sonntag sieht man sie, anständig und reinlich gekleidet, alle im Gottesdienst erscheinen und mit einer Andacht zuhören, wie man sie in der Christenheit selten wahrnimmt. Ihr Gesang ist rein und sicher. Jedes Gebet des Predigers schließen sie mit einem Amen. Morgens bei Sonnenaufgang versammeln sich die Leute im Bethaus auf den Klang des Gong, und Frau Wade hält mit ihnen eine Gebetsversammlung, wobei sie [nach einem unter den Baptisten üblichen Brauche] bald einen Mann, bald eine Frau zum Beten aufruft. Jeden Sonntag wird Morgens eine Sonntagsschule gehalten, und die Kinder, welche schon zu Christo sich bekennen, werden von denen, welche noch ferne stehen, besonders genommen und jede Abtheilung nach ihrem Bedürfniß vom Missionar oder seiner Gattin geleitet. Vormittags und Nachmittags wird gepredigt. Des Nachmittags findet zuweilen Taufe oder Abendmahl oder auch eine Gebetsversammlung im Hause franker Gemeindeglieder statt. Die in der Gegend zerstreut wohnenden kommen schon am Sonnabend nach Mata, um den Sabbath unverkürzt zu genießen.

„Es versteht sich von selbst, daß sie anfänglich noch sehr unwissend über die Forderungen des Evangeliums waren. Aber man

muß sehen, mit welch herzlichem Eifer sie jede Christenpflicht erfüllen, sobald sie ihnen bekannt gemacht wird, um sich recht über sie zu freuen. Nur einige Beispiele hievon. Frau Wade las einmal aus dem Evangelium Matthäi die Beschreibung des jüngsten Gerichts vor, in welcher der Herr sagt: Ich bin frank gewesen, und ihr habt mich besucht ic. Auf einmal sahen die guten Leute ein, wie gleichgültig sie bisher gegen Kranke und Bekümmerte sich verhalten haben. Am folgenden Tage schon sah man sie den Kranken Dienste leisten, an die sie zuvor nie gedacht hatten. Am Tage darauf besuchten ihrer viele eine arme Wittwe, die nebst ihrem zweijährigen Kinde am Aussaße krank lag. Sie thaten an ihr Manches, wovor ihnen ekeln mußte, brachten ihr Wasser, Reis und andere Lebensmittel, reinigten ihr das Haus und erquickten die arme Frau so, daß sie vor Freude fast außer sich war. Diese Liebesbeweise wiederholten sie nachher immer wieder. Seit dieser Zeit ist es in der neuen Gemeinde zur Regel geworden, Niemanden an einem Gute Mangel leiden zu lassen, das die Uebrigen besiegen, und zwar geschieht Alles so im Verborgenen, daß man es nur durch die Empfänger der Wohlthaten erfähren kann.

„Als man diesen liebenswürdigen Heidenchristen erzählte, wie Maung Sanlone und andere Brüder zu Rangun verfolgt, mit Ketten belastet, eingekerkert und mit hohen Geldbußen belegt worden seien, traten sie zusammen, um sie aus dem Gefängniß loszukaufen, und sandten wirklich 50 Rupien von ihrer Armut nach Rangun. Sie bauten ganz aus ihren eigenen Mitteln ein Wohnhaus für ihren Missionar und ein Zayat. Noch mehr bezeugt ihr Missionseifer den edeln Christensinn, der sie besiekt. Diejenigen, welche vermöge ihrer Fähigkeiten zu Schullehrern und Predigtgehülfen können bestimmt werden, sind stets bereit, ihre Familien zu verlassen und Reisen von sechs Monaten auf beschwerlichen Wegen nach entfernten unbekannten Dörfern zu machen, ihre christlichen Schriften und ihre Nahrung auf dem Rücken. Sie schlafen unterwegs auf Bäumen oder auf dem Boden und dulden alle Arten von Entbehrung. Bejahrte Eltern geben mit Freuden ihre Söhne, die sie zum Ausbauen des Dschangel und zur Anpflanzung ihrer Felder so gut brauchen könnten, dazu her, in den Dörfern umherzureisen und daselbst Schule zu halten, wofür sie monatlich fünf bis sieben Gulden empfängen. In jedem andern Geschäft würden sie das Doppelte erwerben. Etwa zwanzig Gehülfen

und Schullehrer wandern so umher, und Herr Mason hat Manchen getauft, der durch ihre Arbeit zur Erkenntniß der Wahrheit kam, besonders in dem Lande zwischen Lawoy und Mergui. Ebenso groß ist die hinsichtlich der Mäßigkeit im Trinken eingetretene Umwandlung. Sobald einer nach seiner Seligkeit fragt und sich den Christen zugesellt, sieht man ihn augenblicklich ganz von dieser Gewohnheit (des Trinkens) Abschied nehmen und den Branntwein als einen Fluch betrachten. In Mata wird nicht ein Tropfen bereitet. Die Kinder dieser ehemaligen Trunkenbolde wachsen auf, ohne je in ihrem Leben Branntwein zu sehen."

Die Mütter der Gemeinde haben unter sich einen Verein gebildet, um sich über die zweckmäßige Erziehung ihrer Kinder zu sprechen und um die Bekehrung derselben zu beten. Jeden Mittwoch nach dem Vollmond versammelt er sich. Das war ein bedeutender Schritt zur Besserung auf diesem so schwierigen Felde, zumal wenn man bedenkt, daß ihre vormalige heidnische Erziehungskunst in den zwei Mitteln bestand, die leider noch vielfach auch bei unserem sogenannten christlichen Volke die einzigen zu sein scheinen: die Kinder in raschem Zorne jetzt unbarmherzig zu schlagen, dann wieder ihnen unbedingt den Willen zu lassen. Daß solche Erziehung, die dieses schönen Namens nicht einmal mehr würdig ist, traurige Resultate liefern muß, versteht sich von selbst. Das war hier jetzt anders geworden. Frau Wade meldet von der Frucht dieses Vereins: „Im letzten Jahre habe ich während meines hiesigen Aufenthalts viel Zeit darauf verwendet, sie in der christlichen Leitung ihrer Angehörigen zu unterrichten. Jetzt habe ich die Freude, gewahr zu werden, wie folgsam und liebevoll die Kinder dieser Mütter sind. Das Geheimniß davon ist dies: Wenn ein Kind ungehorsam ist, geht die Mutter mit ihm in das innere Gemach, beugt ihre Kniee und bittet Gott sie zu leiten, und ihrem Kinde ein neues Herz zu geben. Dann erst straft sie es in der Weise, wie sie glaubt, daß es Gott wohlgefällig ist. Und zwar kommt dies nicht blos hie und da vor, nein, es ist tägliche Sitte im ganzen Dorf. Wenn eine Mutter sich vergißt und zornig über ihr Kind wird, so fehlt selten freundliche Mahnung an die Regel durch eine Verwandte oder Nachbarin. — Jede Woche wird eine Frauenbetstunde gehalten und regelmäßig sind 70—120 Frauen und Jungfrauen in inniger Andacht zugegen.“

„In Mata besteht eine Schule von 70—80 Kindern, die jetzt

ihre Muttersprache lesen und schreiben. So groß ist die Freude der Eingeborenen an dieser Schule, daß sie, die armen Waldleute, das Schulhaus bauten, und daß sie sogar alle Kinder, die von benachbarten Dörfern in die Schule kommen, an ihren Tisch nehmen und sie sogar Kleiden.“ Und von ihrer Kirche schreibt einer der Missionare im Jahr 1846: „Die hiesigen Christen haben sich gerade eine geräumige Kapelle gebaut. Es ist dieselbe im Ganzen die beste, die wir im Karren-Öschangel gesehen haben. Sie wurde auf Kosten der Gemeinde gebaut, und in Betreff der dürftigen Ernte des Jahres war es ein großes Unternehmen; denn sie haben allein 200 Rupien für gesägtes Bauholz ausgegeben. Ebenso haben sie ihren Pastor mit Lebensmitteln versiehen und noch 41 Rupien an die Lawoyer Missionsgesellschaft abgegeben. Hier sehen wir denn, was wir an jedem Ort zu sehen wünschen: eine Gemeinde, die ihre eigene Kirche baut, ihren ordentlichen Prediger unterhält und zur Verbreitung des Reiches Christi ihren Beitrag giebt.“ In der That, ein Musterbild für jede Christengemeinde. Verbringen wir mit Frau Mason noch einen Sonntag an diesem „lieblichen und süßen Dörchchen“, wie sie es nennt. Sie schreibt von dort im November 1852 an einem Sonntag Abend:

„Dies ist für mich ein sehr glücklicher Tag gewesen. Kaum erinnere ich mich, je mehr Genuss gehabt zu haben als heute bei den lieben Jüngerseelen dieser Öschangelstadt. Am Sonnabend, sobald Lehrer Kolapau von Lawoy zurückgekehrt war, kam er, müde wie er war, um zu sehen, ob für mich gesorgt sei. Abends versammelten sie sich dann zum Gebet. Diesen Morgen ließ er in früher Stunde den Gong erschallen, worauf Alle, welche konnten, zu einer Art von Bundeserneuerung zusammenkamen. Nach dem Lesen eines Kapitels und nach dem Gebet sprachen sie sich über ihren Herzengenstand aus und bekannten ihre Sünden. Es waren feierliche und rührende Augenblicke. Alle hatten das Eine und Andere zu bekennen, und Elana (der Pastor) bekannte, daß sein Herz noch an der Welt hänge. Nachdem Alle geredet, sprach ich einige Worte der Ermunterung. Denn ich nahm wahr, daß sie geneigt waren, über ihren Übertretungen zu brüten, was mir nicht der Weg zum Besserwerden schien. Deshalb sagte ich ihnen: Es sei gut, wenn Einer dem Andern seine Sünden bekenne, wie uns die Bibel vorschreibe (Jak. 5, 16), und Niemand könne sagen, er habe keine Sünde, weder Brüder, noch Schwestern, noch Lehrer. Aber nachdem wir unsre Sünden bereut, sollen wir

thun, wie der Apostel lehrt, 'vergessen was dahinten ist und uns strecken nach dem, was da vornen ist, und nachjagen dem vorgestreckten Ziel, nach dem Kleinod, welches verhält die himmlische Verufung Gottes in Christo Jesu.' (Phil. 3, 13. 14.)

„Zur gewöhnlichen Stunde kamen sie dann zum öffentlichen Gottesdienste zusammen. Kolapau predigte vor etwa hundert aufmerksamen Zuhörern, in der That eine schöne Versammlung für diese Jahrszeit, wo der größte Theil zur Einerntung ihrer Felder weit weggegangen war. Er hielt eine treffliche Predigt, ganz in der Haltung eines unserer Prediger und in erhebender und eindruckmachender Weise. Ein kleiner Vorfall ergötzte mich sehr. Während er mit allem Ernst sprach, hielt er plötzlich inne, einen sehr respektablen jungen Mann in der Ecke der Kapelle anblickend und ihm zurufend: 'Junger Mann, bist du im Begriff zu schlafen? Sieh mich an und sei aufmerksam, und lasz deine Augen nicht wieder zufallen.' Dann in die Runde blickend fügte er hinzu: 'Schlafe Keines von euch, nicht Mann, nicht Weib, nicht Kind!' — Ich dachte, es wäre für manche Versammlungen in der Heimath nicht übel, wenn sie einen Kolapau auf der Kanzel hätten, denn ich versichere, nicht Einer schloß nachher wieder die Augen. Der Gesang war sehr lieblich, die Versammlung im Ganzen reinlich und anständig; sie bot in jeder Beziehung den Anblick einer Christengemeinde dar, wie sie für ihre Lehrer das beste Zeugniß ist.

„Nach dem Vormittagsgottesdienste hatte ich eine Zusammenkunft mit etwa fünfzig Frauen. Nachdem ich ihnen von den guten Nachrichten gesprochen, die ich oft von Mata gehört, und wie sehr sich die Christen in Amerika darüber freuten, las ich einen Abschnitt aus dem 17. Capitel des Johannes, erklärte ihn, lenkte ihre Gedanken zu der tröstlichen Gewissheit, daß, wie ärmlich auch ihre Hütten hier unten sein mögen, sie die Verheizung hätten einer Stätte droben in des Vaters Haus. Sie schienen mich im Allgemeinen zu verstehen, und was die Sgau nicht verstanden, dolmetschte ihnen Klana's Frau. Ich betete mit ihnen vollkommen frei und unbeengt, was ich als einen besondern Segen Gottes betrachte, weil ich schon fürchtete, der Sprache nicht mehr mächtig zu sein. Es war ein liebliches Zusammensein und, wie ich hoffe, nicht ganz ohne Segen. Nachher hatte ich etwa zwanzig Kinder um mich, mit denen ich betete, worauf ich sie ermunterte, den Heiland von ganzem Herzen zu suchen.

„Nach der lebhaften Versammlung des Nachmittags erzählte mir ein Mann, daß er einer von Mason's alten Schülern wäre, aber seitdem er ausgehört habe zu predigen, sei er nicht mehr glücklich. Er wisse zwar nur wenig, aber er erinnere sich, daß Du ihm einmal in einem Briefe geschrieben, wenn Einer warten wollte, bis er das Wort Gottes ganz gelernt habe, so würde er sterben, ehe er damit fertig sei, ohne je zum Predigen gekommen zu sein. Seine Frau dringe oft in ihn, wieder zu Dir zu gehen und seines himmlischen Meisters Geschäft zu warten. Er fühle, daß er sein Pfund vergraben habe und einem verdornten Zweige gleiche. — Er predigte früher einige Jahre, aber die drei letzten hat er mit dem Pflanzen von Reis verbracht. Vielleicht entschließt er sich, sein Talent wieder auszugraben, mit mir in die Stadt zu kommen und auf's Neue an's Werk zu gehen.“

„Abends versammelten sich die Leute noch einmal auf kurze Zeit. Kolapau erklärte die Schrift, und einer der Brüder betete. Es ist ein äußerst froher Tag gewesen, und ich fühlte meine eigene Seele mehr erfrischt, als dies je mitten unter den Segnungen unseres Vaterlandes der Fall war. Wie sehr freue ich mich jetzt, genöthigt gewesen zu sein, den Sabbath über hier bleiben zu müssen.“

„Die Leute hier, besonders die älteren Christen (die beinahe alle sagen, daß Du sie getauft habest), fragen viel nach Dir, und so oft sie deinen Namen erwähnen, malt sich Freude auf ihrem Angesicht, was deutlich zeigt, daß Du noch einen Platz in ihrem Herzen hast.“

So beschreibt Frau Mason ihrem Gatten diesen in Mata verbrachten Sonntag. Am andern Morgen früh trat sie, begleitet von einigen Christen, darunter Pastor Klana, eine zwölftägige Besuchsreise in den wildverwachsenen Ochangel gegen Siam hin an. Wir dürfen sie nicht begleiten, wie anziehend dies auch für uns wäre. Nur einige Züge seien uns noch vergönnt anzuführen.

Einmal trafen sie mit dem Sohn eines Bongko zusammen, der mit dem Klana in ein sehr lebhaftes Religionsgespräch gerieth. Darüber schreibt Frau Mason: „Die Unterredung war höchst interessant und führte zu einer Erläuterung der Hauptwahrheiten des Christenthums, und zu einer vollständigen Widerlegung des Bongko-Glaubens. Ich war höchst erfreut, diesen jungen Mann für seinen himmlischen Meister so trefflich reden zu hören. In der That, er ist ein ganzer Prediger. Ich habe keinen gehört, der ihm überlegen wäre, und ich

zweifle, ob irgend ein Fremder die Sprache so bemeistern wird, daß er mit der Leichtigkeit, dem Flusß und der zwingenden Kraft der Beweisführung predigen kann, wie Klana. Auch ist er sehr liebenswürdig in seinem Vertragen und gewinnt Jedermann's Zuneigung. Er spricht nie, als ob er höher als Andere wäre, aber mit wahrhaft orientalischer Feinheit sagt er zu den Jüngeren, um seiner Rede Nachdruck zu geben: 'Ich glaube, etwas länger als ihr gelebt zu haben, es ist deshalb am Platze, daß ich euch sage, was ich weiß.' Zu seinen Altersgenossen sagt er: 'Ich weiß sehr wenig, aber was der Lehrer mir gesagt hat, das muß ich euch wieder sagen, auf daß wir Alle mögen gerettet werden.' Und zu den Älteren spricht er mit Elihu: 'Ich bin jung, ihr aber seid alt. Doch duldet mich ein wenig; denn ich habe noch von Gottes wegen was zu sagen.' (Hiob 32, Q. 36, 2.) Diese freundliche Art, seine Ansprache zu beginnen, gewinnt ihm alle Herzen, und da er immer wieder an seine Zuhörerschaft appellirt, so stimmen sie ihm natürlich bei und müssen ihn hören. Ich betrachte diesen Mann als ein wahres Kleinod für die Mission. In der That, diese beiden Pastoren Klana und Kolapau sind seine Leute, sein in ihren Gefühlen und Manieren, und sichtlich dem Dienste Gottes geweiht. Es thut einem wirklich gut, mit solchen Seelen Gemeinschaft zu haben."

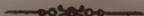
"Nach Mata zurückgekehrt," fährt Frau Mason fort, „besuchte ich gleich einen alten kranken Christen, der seine Hütte nicht verlassen konnte. Er erzählte mir viel von 'Mama Mason's'*) Aufenthalte im Oschangel, wie sie, während Mata gebaut wurde, viele Tage in einer Bretterbude gewohnt habe, und wie er nachher mitgeholfen, um ihr ein Haus zu bauen. Er erzählte viel Interessantes aus den vergangenen Tagen. Er ist fest im Glauben und freut sich zuversichtlich der Nähe seines Heilandes. Den Tod fürchtet er nicht. Der Güte Gottes gegen seine Landsleute freut er sich von Herzen..."

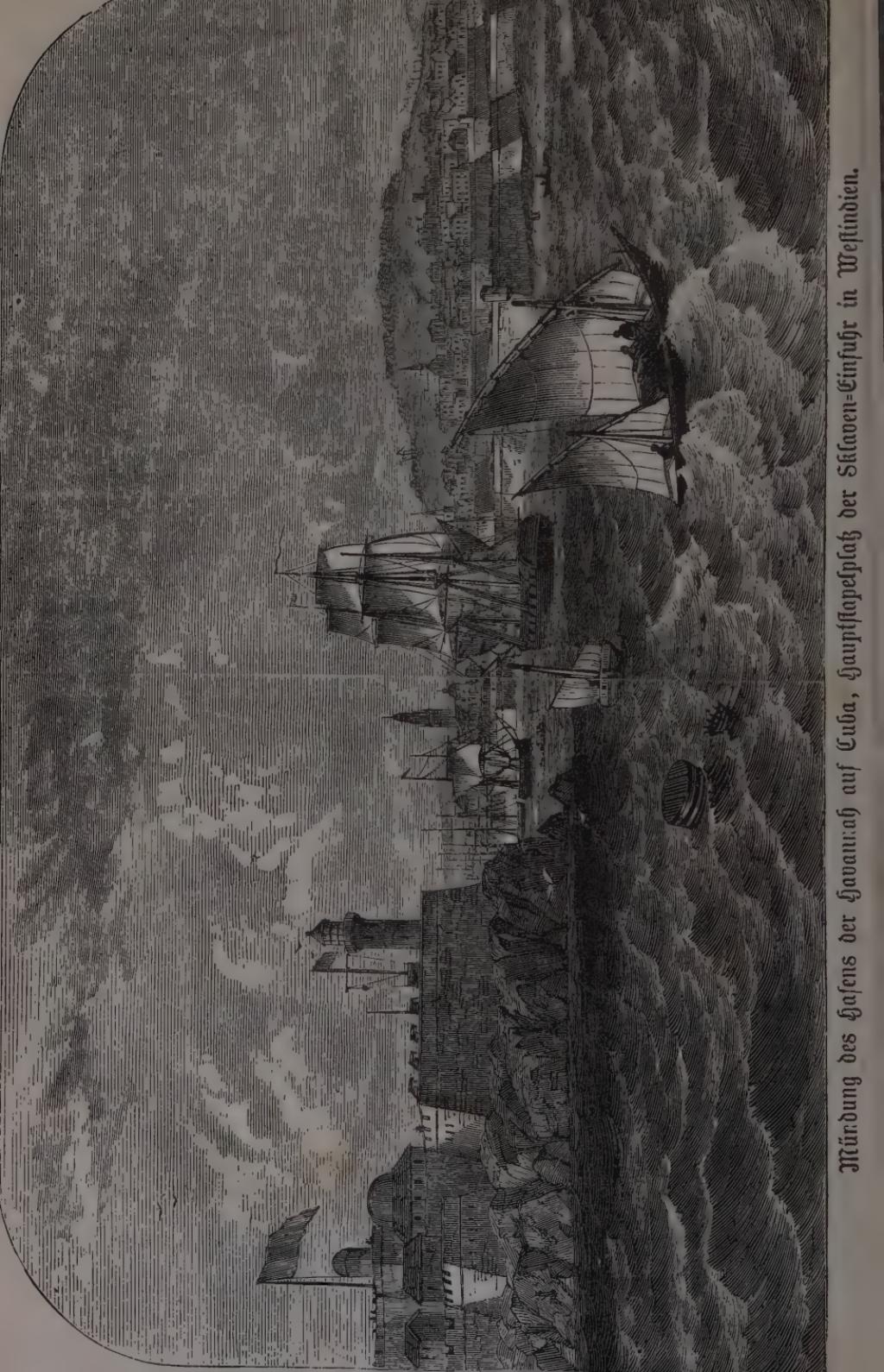
„Beim Gang' zur Kapelle drängten sich die lieben Christen um mich, fragend, ob Etwelche gläubig geworden. 'Sahst Du meine Tochter?' frug ein betagtes Mütterlein, das einst selbst eine Priesterin des Gottes Thako Moscha gewesen. — Ja, ich sah sie, erwiderte ich. — 'Sagte sie, daß sie eine Jüngerin werden wolle?' frug sie weiter. Und als ich ihr dies verneinen mußte, beugte sie ihr graues

*) Mason's erste Gattin Helena.

Haupt zur Erde und weinte. O wenn je mein Herz mit Eltern fühlte, so war es an diesem Abend, da ich die bange Besorgniß sah, die sich auf jedem Angesicht spiegelte, als sie nach ihren noch unbekhrten Kindern und Verwandten fragten."

Wir scheiden von dem hoffentlich auch uns liebgewordenen „Dorf der Liebe“ mit dem Eindruck im Herzen, welchem Frau Wade Ausdruck gegeben, wenn sie schreibt: „Ich habe jetzt einen Monat unter diesen lieben Christen verbracht, und bin gedrungen auszurufen: Was hat Gott gethan! In Wirklichkeit, ich erwartete nicht, solche liebenswürdige Beispiele einer einfachen, demüthigen Frömmigkeit zu finden, wie ich sie in dem Leben so mancher derselben sah, während doch ihre Unterrichtsmittel nothwendigerweise sehr beschränkt waren. Ich will nicht von hier weggehen, ohne der Güte Gottes zu danken, denn diez war einer der glücklichsten Tage meines ganzen Lebens. Der Morgen wurde verbracht mit der Prüfung von Laufbewerbern, der Nachmittag mit einer Art Gemeindekonferenz, und als der Tag kühlgeworden war, hatten wir noch einen kurzen Gottesdienst. Dann begaben wir uns zu den schönen Ufern des Tenasserim, wo 25 liebe Neubekhrte getauft wurden. Die Versammlung war groß, der Gesang seelenvoll und melodisch, die Landschaft ringsum äußerst malerisch und lieblich. Gewiß eine jener Scenen, in welche Engel sich zu mischen wünschen. Der theure Bruder Boardman 'gieng hin und weinte und trug edeln Samen'; Bruder Mason hat sich treu gemüht 'mit Begießen', wir aber dürfen die Frucht einsammeln, zu der 'Gott sein Gedeihen gegeben'. Wohlan, wir hier auf Erden wollen uns mit unserm Bruder in der Herrlichkeit vereinen und Dem die Ehre geben, welcher sie und uns erlöst hat mit seinem theuren Blute.“





Mürdung des Hafens der Havanna auf Cuba, Hauptstapelsatz der Sklaven-Einfuhr in Westindien.

Doktor Ribbentrop.



Diesen Namen haben unsere Leser wohl kaum gehört. Wir halten ihn aber für eines der edelsten Geschenke, welche der Herr dem Volke Indiens in den letzten Jahrzehnten gegeben hat, und sehen in dieser Art von Geschenken den deutlichsten Beweis von Seinen Friedensgedanken über jenes Land. Hat schon Einer und der Andere gemeint, in die Mission gehe doch nur, wer sich hie zu Lande nicht emporringen könnte; oder was von dem reichbesetzten Tische Deutschlands absalle, reiche immer noch hin, den „Wilden draußen“ in etwas aufzuhelfen, so möge er an diesem Beispiele lernen, daß Gott auch ganze Männer für Seinen Dienst in Heidenländern aufzufinden weiß, und daß sie Ihm zu solcher Verwendung nicht zu kostbar erscheinen.

Friedrich Ribbentrop wurde im Jahre 1819 in der Grafschaft Wernigerode geboren. Nachdem er das Domgymnasium in Halberstadt durchlaufen hatte, gieng er nach Berlin, um die Rechte zu studiren. Trotz der sorgsamen Erziehung, die ihm zu Theil geworden war, hatte er, wie er später klagte, nie erfahren, daß es noch Männer gebe, in denen Christus lebe, oder daß Christus überhaupt noch lebe auf Erden und im Himmel. „Selbst Luther wurde uns auf der Schule fast nur als ein ächter Deutscher, aber nicht als der Zeuge Christi dargestellt. Ich war, bis ich ausstudirt und noch lange nachher, fast nur von Sadducäern groß und klein, von Stoikern und Epikuräern umgeben. Ja ich bin ein wissenschaftlicher Helde gewesen.“ An der Rechtswissenschaft wurde er nachgerade irre und widmete sich nun dem Studium der alten Sprachen und besonders der griechischen Weltweisen. Warum wohl? Nun, er gewann aus dem Aristoteles Anschauungen, deren Nutzen ihm erst später bewußt werden sollte.

Nach vierjährigem Studium ward er zum Doktor der Philosophie promovirt, und gieng nach München, angezogen theils von den dortigen Kunstschäzen, theils um Schelling zu hören. Natur und Geschichte beschäftigten ihn bald mehr, als die Spekulationen der Metaphysiker; endlich kam er auch an die Bibel. Da wurde ihm klar, wie unmöglich und verschroben unsere gegenwärtige Bildung sei; er dankt es dem lieben Heiland, daß er ihn noch zu rechter Zeit aus dem Bücherstaub und Pfeifenqualm weggeholt und an die frische Himmelsluft der göttlichen Wahrheit gebracht habe.

Es war besonders der alte Goßner, der den strebsamen Jüngling anzusaffen und richtig zu leiten die Gnade hatte. Ribbentrop hat es ihm herzlich gedankt, — „dem unermüdlichen Treiber, dem rücksichtslosen Verächter aller der Glanzpuppen, die uns den Gekreuzigten verschleieren wollen,“ — daß er ihm keine Ruhe ließ, bis es zum gründlichen Brüche mit der Welt kam. „Ohne ihn,“ meinte Ribbentrop einmal, „säße ich wohl noch und kämpfe zwischen Schwärmen und Schlafen.“ Papa Goßners Einfluß wird es auch vorzüglich gewesen sein, was ihn zu der Erkenntniß brachte, daß er „die äußere Thätigkeit schon zu lange versäumt“ habe. So nahm er denn zuerst eine Stelle als Gymnasiallehrer in Berlin an. Aber bald trieb ihn die erfahrene Gnade weiter zum eifrigen Dienst an Menschenseelen. Langsam, aber sicher, fiel ihm die Noth der Heidenwelt aufs Herz. Einmal gefaßt ließ ihn der Gedanke nicht los, sich und Alles was er hatte, der Mission zum Dienste zu weihen. So kam er zu Goßner, um sich von ihm unter die Heiden schicken zu lassen. Und nach dem Bildungsgang, den er hinter sich hatte, konnte es sich kaum anders schicken, er mußte nach Indien gehen, um dort das Gelernte zu verwerten.

Nicht als ob Ribbentrop sich für eine Kraft gehalten hätte, für welche die Mission sich hoch verpflichtet achten müßte. Er stellte nicht nur sich, sondern auch sein ganzes Vermögen der Mission zur Verfügung. All sein irdisches Gut sollte „zur Ehre des alleinigen Eigenthümers und unumschränkten Herrn“ verwendet werden. Später traf er darin einige Einschränkungen: etliche hundert Thaler wollte er einer Kleintienderanstalt in der Stadt, da sein Vater Oberamtmann gewesen war, zukommen lassen; dann fiel ihm ein, daß er einmal für einen lieberlichen Freund in München Bürge wurde, und dort wohl noch zwanzig Gulden zu berichtigten wären; endlich hatte er einen Vetter mit veranlaßt, sein ehrbares Brod zu verlassen und Schauspieler zu

werden, und fühlte sich besonders gegen dessen Mutter verschuldet, daher man ihr ein paar hundert Thaler für des Sohnes Bestes zu kommen lassen sollte. Das schrieb er seinem geistlichen Vater noch von der Reise aus, „damit wenigstens der Teufel ihn nicht ansehnen könne, als habe er was geheim gehalten.“ So kam bei ihm zu der größten Opferfreudigkeit das feingeschärteste Gewissen. Gewiß die rechte Art des angehenden Missionars.

Er nahm von Goßner Abschied in einer betrübten Zeit; hatte er sich doch in der schrecklichen Nacht des 18. März 1848 zu Goßner in sein Gartenhäuschen vor dem Potsdamerthor geflüchtet, und während in der fernen Stadt die Kanonen tobten, sein Herz im gemeinschaftlichen Gebete zu stillen gesucht. Einen Monat später entließ ihn der Papa mit noch zwei andern Missionaren. Goßners letztes Wort war: „Wir müssen uns hier trennen, damit wir uns oben wieder finden.“ Das letztere ist nun wohl beidem zu Theil geworden.

Über London, wo ihnen viel christliche Liebe erwiesen wurde, gieng der Weg ums Kap. Etwas Seefrankheit ausgenommen, die, so glimpflich zugemessen sie war, doch schon die drei Neulinge „aus dem Sattel gehoben hatte“, — war die Reise so schön und leicht, daß sie fast in Zweifel geriethen, ob der Weg auch wirklich der Himmelsweg sei. Am Kap wars eine Lust, die ersten Haufen gelber und schwarzer Kinder in den Schulen beisammen zu sehen; „man freut sich ordentlich, wenn man einen recht schwarzen darunter sieht.“ Und welcher Genuss, mit einer Schaar früherer Sklaven in Sarepta das heilige Abendmahl zu empfangen! Endlich in Kalkutta (21. Sept. 1848) der ersten Straßenpredigt beiwohnen zu dürfen, wie glücklich machte sie das. Wie verlangt sie's, bald in allerlei Sprachen selbst auch das Evangelium zu verkündigen! Es wird unserm Ribbentrop halb Angst, fast wie Prinzen behandelt zu werden, die für nichts zu sorgen brauchen; Papa und die Gemeinde sollen doch beten, daß sie sich „durch nichts einschläfern und den faulen Leib nicht zu Rathe setzen lassen, der, wo man ihm den Finger bietet, auch die Hand dazu und am Ende den ganzen Mann mit sich herunterzieht“. In Tschapra (Chupra) am Ganges fand er bald die Arbeitsstätte, die ihm bis zu seinem Heimgang — gerade 15 Jahre lang — angewiesen blieb.

Meint man nun, der Doktor der Philosophie werde sich besonders hinter die Brahmanen-Gelehrten gemacht und in scharfsinnigen Disputationen seinen Mann gestellt haben, so wäre das weit vom Ziel

geschossen. Zwar die gründlichen Sprachkenntnisse halfen zur leichteren Eingewöhnung in die fremde Zunge; die vielgeübte Versezung des Geistes in veraltete Denkweisen machte es ihm leicht, mit den verschiedenen Formen des Hinduismus und Pantheismus sich auseinander zu setzen. Die kalte Zeit über reist er herum und predigt in Dörfern, auf Märkten, an den Straßen, wo sich nur irgend Gelegenheit darbietet. Kommt dann am müden Abend noch ein junger Brahmane, um weitere Lehre zu suchen, „wer sollte da nicht wieder wach werden! Welche Freude, eine Seele zu finden, die Gott sucht!“ Aber die Gelehrsamkeit, das Liebdenken und Feinreden ist es nicht, worin unser Freund glänzt. Er sucht nur den Punkt zu finden, an welchem seine eigene Seele gefaßt worden ist: den ungeheuren Mangel eines Menschenherzens, das ohne Gott in der Welt ist.

Und da thut sich ihm eine erquickliche Arbeit auf, in den Schulen, an Kinderherzen. Wie wundert er sich nur, daß die Brahmanen den christlichen Schulen nicht argwöhnischer entgegentreten. „Haben sie keine Ahnung von der Macht, die Gott in die Kinder gelegt hat? Sind sie zu träg? Fühlen sie vielleicht schon, daß sie den Sturz ihrer Religion doch nicht hindern können?“ Gehts andernwärts schief, so tröstet sich Ribbentrop mit dem Gedanken an die Schulen und glaubt ruhig weiter. Unter allem Unsteten und Gewagten der Missionsarbeit bieten sie ihm einen ordentlichen Stützpunkt des Glaubens. Gehts auch langsam, so gehts doch sicher. „Die Kinder versöhnen mich immer wieder mit dem verdorbenen Volke; denn was an den Alten unaustilgbar scheint, ist bei den Kindern noch leicht zu bekämpfen.“ Wie schön, wenn die Alten dabeistehen und zusehen, wie der Missionar mit den Kindern verhandelt. Da läßt sich doch immer hoffen, daß die Herzen der Väter endlich zu den Kindern bekehrt werden. Wie Goßner irgendwo sagt: Will das Schaf nicht folgen, so fängt der Hirt das Lamm, da kommt dann das Kalte von selbst nachgelaufen. Nicht daß das so ohne Anstöße weiter gienge! Zu Thränen gerührt kann der Missionar aus der Schule kommen, weil er es den Gesichtern abgelesen, daß sie die Wahrheit des Worts spüren. Aber draußen wird er von Buben umringt, die ihn verspotten, und darunter sind auch — nicht viele, doch einige von seinen Schülern. Wie herzzerreißend, wenn so die liebgewordenen Gesichter vom Hohnge lächter der Feinde mit angestiekt werden. Doch die Liebe wird dadurch nicht ausgelöscht, sondern nur weiter entflammt.

Hat Ribbentrop die Kinder überhaupt lieb gehabt, so ganz besonders seine Waisenkaben. Unter denen lebt er ganz und gar. Da ist er glücklich, fröhlich, Tag und Nacht unermüdet. Als der Sipahi-Aufstand ausbrach, handelte sichs um Fliehen. Die Waisenkaben hörten, daß allen Weihen der Tod geschworen sei, und stiegen bitterlich zu weinen an. Ein kleiner Junge schrie: „Der Herr Jesus will uns todtenschlagen!“ Ein anderer berichtigte ihn: „O nein, der Herr Jesus will uns in den Himmel nehmen!“ Da lachte ein dritter und rief: „Nein, der Herr Jesus wird uns verstecken!“ Ribbentrop hatte gelauscht und wurde ganz getrost. Es ist auch keinem ein Haar gekrümmt worden. Hinterher machte er sich Vorwürfe wegen seines Kleinglaubens und schämte sich, daß man sich unter ihnen vielleicht schon halbe Märtyrer vorgestellt habe. Der Befehl habe gelautet: Furchte dich nicht; und wenn ihnen trotzdem der Athem mitunter etwas kurz geworden, so sei das ihre Schuld gewesen.

Das Eigenthümlichste aber am Liebesdienst des Seligen war sein Verlangen, den Armsten gleich zu werben in Kleidung und Nahrung, damit sie um so leichter ihm innerlich gleich würden. Darüber hat er sich viel Kampf und Plage gemacht. „Ich wollte, ich könnte fasten, wie die Apostel gethan haben, so würde es auch mit dem Beten und Predigen besser stehen, das oft mager genug ausfällt.“ Er hat darin ohne Zweifel zu viel gethan; ein Europäer kommt einmal kaum durch, wenn er sich mit der Nahrung eines armen Hindu begnügen will. Es mag ja Ausnahmsfälle geben. Der amerikanische Missionar Bowen treibt es nun schon 17 Jahre lang so, mitten in der Weltstadt Bombay, braucht seine zwölf Rupies des Monats, wie irgend ein Hinduknecht, und zwar verdient er die durch tägliche Arbeit, trinkt etwas mehr Thee, ist weniger Reis und dabei Früchte nach Belieben, und ist jeden Abend frisch und fröhlich zur Predigt am Meeresufer. Wer kanns ihm aber nachmachen? Es ist eine eigene Gabe, und gewiß eine selige; denn nun sieht der rechnungslustige Hindu, daß wenigstens dieser Eine Mann das Evangelium umsonst verkündigt, während er doch zehn Mal und hundert Mal so viel Geld in seinem früheren Berufe als Schiffskapitän hätte verdienen können. Das muß seine Wirkung thun, wenn auch keine augenfällige vorliegt; denn nicht ohne einen Anflug von Selbstironie hat Bowen den Bericht über seine Wirksamkeit, den er dem Statistiker Mullens abgestattet, mit den Worten geschlossen: „Befehrte — O.“ Daß aber solche

Ascese mit zu dem ganzen Apparat von Liebeshebeln gehört, wodurch ein todes Volk aus seiner Gleichgültigkeit gerüttelt und zu Jesu geführt wird, daran zweifeln wir dennoch nicht. Wer sollte sich nicht freuen, wenn Jeder mit seiner Gabe zu dem einen großen Endzweck mitdient?

Unser Ribbentrop also hatte darin seine eigene Gabe. Er ließ dem Leibe nicht viel Pflege angedeihen, verschenkte gelegentlich alle seine Sachen bis auf das, was er auf dem Leibe trug, und klagte dann auch, es sei so schwierig, den Hindu's ein Hindu zu werben. Von Jahr zu Jahr trieb er es damit weiter, und brauchte monatlich nur zwanzig Gulden, wovon er noch viel verschenkte. Er sieht einen zerlumpten, von Schmutz starrenden Hindu am Wege stehen, nimmt ihn bei der Hand, führt ihn zum Bach und wäscht ihm seine Kleider rein; natürlich nicht ohne ihn auf Den zu weisen, der allein die Seele waschen und neu kleiden kann. Er wird von Verwandten bestürmt, seine Gesundheit zu schonen, zur Stärkung derselben einen Besuch in der Heimath zu machen u. s. w.; die Committee thut dasselbe; er meint aber, er esse mehr als mehrere andere Brüder und sei völlig gesund. Ein Engländer sieht, daß er doch sehr angegriffen sei, und giebt ihm eine Summe Geldes, daß er wenigstens eine kleine Erholungsreise mache. Allein da war ein Bruder, der sich eben verheirathen wollte; gewiß wars viel nöthiger, daß Ribbentrop ihm für das Geld Möbel zur Einrichtung kaufte, — „er selbst sei ja gar nicht frank.“ Wie peinigt es ihn, wenn er über Worte predigen soll, wie die sind: wer zwei Röde hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Essen hat, der thue auch also. Es dringt ihm dabei ein Schwert durch die Seele. „Wie reizend, um sechs Groschen einen Mann kleiden zu können, mit neun, ja mit sechs Pfennigen einen Menschen zwei Mal des Tags zu sättigen. Wenn die Leute auch alle gedruckten Bücher zerreißen würden, wie verständlich bliebe ihnen ein lebendiges Buch mit der Aufschrift: Brich dem Hungrigen dein Brod u. s. w. Wie schauerlich dagegen, ruhig essen und trinken zu können, während Lazarus bei den Hunden liegt!“ Es war klar, zum Wohlleben hatte er keine Zeit, auch nicht zum Heirathen.

Aber es hat ihn getrieben, für arme Kranke, Fakire und Bettler eine Herberge zu bauen, daß sie noch in den letzten Tagen und Stunden die frohe Botschaft vernähmen, unterstützt von kräftiger Thatpredigt. Er hat dabei reichen Segen verspürt. Oft stand er des

Nachts auf und gieng ins Krankenhaus, um den armen Kranken, die nicht schlafen konnten, vom Heiland zu erzählen. Auf dem Rückweg sah er dann nach den Waisenkaben, ob alles in Ordnung wäre. Die Aussätzigen hat er selbst verpflegt. Man muß solche Leute gesehen haben, um zu verstehen, was das heißt: Kranke, die bei lebendigem Leibe verfaulen, denen wohl beim Essen ein Glied des Fingers auf dem übrigen Reis liegen bleibt, derenoderdunst sich noch nach Stunden nicht aus der Nase verlieren will. Und wenn sie nun gestorben sind, wer soll sie begraben? Die Angehörigen? Die wenigsten haben noch welche. Die eingeborenen Christen? Aber der Ekel ist auch bei denen zu groß. Nun da ist Ribbentrop Nachts ausgestanden und hat die Leichname bestattet. — Das war der Punkt, in welchem Ribbentrop es den Hindu's zuvorhat, deren Weltverlängerung in andern Stücken er freilich nicht erreichte: es war die unermüdliche Liebe. In all diesen und andern Werken der Liebe hat Ribbentrop doch keine eigene Gerechtigkeit gesucht; selbst die besten waren ihm lauter Ankläger vor Gott. So auch das Armenhaus. Schrieb er doch in seinem letzten Brief, wie die ersten Jahre, da er sich unbekümmert um fremde Hilfe der Armen angenommen, so gesegnet gewesen seien. „In dem Maße aber, daß ich äußere Hilfe bekomm, ist mein Eifer und Glaube erkaltet; und wie leer steht nun das lange Gebäude da! Auch sind fast alle Kranken, die seither darin aufgenommen wurden, gestorben. Und obwohl es hauptsächlich für die Pflege der völlig hilflosen gebaut ist, bleibt doch dieser Ausgang nicht nur unter den Erwartungen der Brüder, und vollends der Heiden, sondern auch unter meinen eigenen Erwartungen. — Das Fakirhaus ist wohl ein Hauptpunkt, warum Gott mit mir gezürnt. Ich habe nun wieder, was ich so lange und zum Schaden meiner Seele vermisste: Ruhe und Muße für meine eigene Seele. Bete, daß uns Niemand unsre Krone raube!“

Ja, der Selige gieng noch durch scharfe innerliche Gerichte, ehe er heimziehen durste. Er hatte, wie das so seine Art war, von Andern immer nur Gutes zu berichten, von sich aber viele Schuld zu bekennen. „Wir sind wirklich die Leute nicht, die die fromme Welt aus uns macht. Was ich von Hermannsburg und andern Christen lese und höre, muß uns mit tiefer Beschämung erfüllen. Ich war — Gott gebe, daß es das erste und letzte Mal gewesen — matt geworden bis aufs Blut und in der allergrößten Gefahr. Schlag auf Schlag

waren unsere Hindurchristen, auch solche die uns Freunde gemacht, gefallen. Wir prophezeiten Gottes Gericht. Es kam aber über uns selbst mit, anders als wir gedacht. Ein lieber Knabe von überaus anhänglichem Gemüth — Johannes hatten wir ihn getauft — fiel an einem Tage zwei Mal in den Brunnen. Das erste Mal war Hilfe da, das zweite Mal am Abend keine. Zwei Brüder ließen sich hinab ihn zu holen, der Eine ersauste ihn drei Mal; zuletzt aber schrie er selbst aus der dunkeln Tiefe: ich versinke! Schreckliche Stille folgte, unterbrochen durch allgemeines Geschrei des Entsetzens und Heulens von Groß und Klein. Nach langer Zeit kam der Bruder wieder empor, fand den Strick durch die heruntergelassene Laterne und war gerettet. Aber der Knabe kam nicht mit. Am andern Morgen bekamen wir die Leiche und begruben sie. Das hat meinen Glauben tief erschüttert. Gott hat mir dabei besonders gezeigt, daß er meine Hilfe weder verlange noch bedürfe. Hast war ich in Gefahr, am Glauben Schiffbruch zu leiden. — Ich war auch unter meinen Jungen wie der alte Eli geworden, daß ich den Muth und Glauben zum Züchtigen verlor. Da hat mich denn Gott durch bittere Tage und heiße Nächte aus dem Schlaf geweckt. Dank sei Ihm in Ewigkeit dafür! Besonders seit der Konferenz fühle ich wieder frische Kraft und neuen Muth. Flehe für mich, daß ich nicht wieder einschlafe!"

Das ist so ziemlich das Letzte von Ribbentrop's armem und doch reichem Leben. Er hat im Glauben gesät und nicht viele Früchte erlebt; doch konnte er sich mit Goshner trösten: Regnets nicht, so tröpfelts doch. „Freilich man muß sich zerarbeiten, daß nur die Wenigen, die sich gefunden, nicht wieder davonlaufen. Doch läßt uns unser Gott nicht ohne Trost, und wir freuen uns der hie und da hervorkommenden Grasspizzen, so lange die Garben noch nicht zu sehen sind.“ Wenn er es auch nicht wußte, Christen und Heiden in Tschapra haben ihn doch sehr lieb gehabt; und von dem neuen Lebenshauche, den der Herr nach dem Niederwerfen des Aufstands in ganz Indien geschenkt hat, ist auch seine Station nicht unberührt geblieben. Wie erquickte es ihn, zu hören, daß die Brüder unter den Kols so reichlich ernten durften. Auch von den Christen in der Nähe durfte er ja hoffen, daß aus dem Geringsten noch Tausend werden sollen.

Im Sept. 1863 besuchte er Muzafferpur, um bei der Taufe eines Missionskindes Pathenstelle zu versehen. Nach der Taufe bescherte sich auch den dortigen Begräbniszplatz, als hätte er sich die Stelle

ausgesucht, wo er nach vier Tagen hingelegt werden sollte. Am 9. früh nahm er den Wagen auf zwei Stunden mit und wollte die andern vier Wegstunden zu Füße gehen. Am Wege saßen Bettler alle halbe Stunden, von denen jeder seinen Groschen erhielt. Es wurde sehr heiß, er gieng aber weiter fort bis gegen halb ein Uhr. Da sieht ihn ein Bauer taumeln und sich unter einen Baum an den Chausseegraben setzen. Etliche Hindu's eilen herzu, und sehen, daß viel Schaum aus dem Munde des Sahebs fließt. Er spricht kein Wort; sie sagens dem nächsten Pflanzer, der augenblicklich kommt, ihn aber schon verschieden findet. Nicht Sonnenstich, sondern ein Herzkrampf hatte ihn schnell in die Heimath befördert. Den Leichnam brachte man nach Muzafferpur, wo ihm vollends weinende Christen und Kinder die letzte Ehre erwiesen. Sie wetteiferten ihn zu waschen und für den Sarg zu kleiden; denn, hieß es, der Saheb hat uns so gerne gedient und von Niemand einen Dienst angenommen; schön, daß uns vergönnt ist, ihm im Tode zu dienen.

Wie man in Tschapra wehlagte, besonders die Waisenkinder, das ist nicht zu sagen. Die Geschwister aber waren wie zerschlagen; sie haben sich satt geweint vor dem Herrn und sich im tiefen Schmerz gesagt, sie seien nichts Besseres werth, weil sie den lieben Bruder oft verkannt hätten. „Er hätte freilich mitunter seine Gesundheit besser in Acht nehmen, hätte sich mehr schonen sollen — indessen was wissen wir? Die letzte Zeit war er sehr tief in seinem Christenthum; er predigte zuweilen gewaltig und überirdisch. Merkwürdig, daß er sein Grab nicht in Tschapra hat haben müssen, wo er dem Herrn an so vielen Seelen gedient hat. Die Fakire hätten wohl eine Gottheit aus ihm gemacht und auf seinem Grabe geopfert! Wir haben nur immer bewundert, wie der liebe Bruder die vielen Verläugnungen so lange hat aushalten können; man möchte wehren, wie man wollte, er segte es doch durch, jedem etwas Liebes und Gutes zu thun. Und wie wußte er alles zum Besten zu fehren mit seiner — fast übertriebenen Friedfertigkeit; ach darin wird er uns am meisten fehlen. Sich selbst aber hat er buchstäblich für den unnnützesten Knecht gehalten. Woher hatte er diesen Sinn? Er hatte ihn durchs Gebet empfangen. Er brachte täglich zwei bis drei Stunden im Gebet auf den Knieen zu, und schöpste dadurch immer wieder Gnade um Gnade aus dem unversiegbaren Quell. Nun er war eine reise füße, volle Garbe, ein lebendiges Denkmal der erneuernden

und beseligenden Liebesmacht des Heilandes, darum bedurfte es auch keines langwierigen Krankenlagers, um Schlacken abzubrennen; der liebe Herr konnte die Seele seines Knechts nur so vom Leibe lösen und in seine Arme schließen."

So hat er sich denn verzehrt im seligen Dienst der Liebe; und wo sind nun die Jünglinge und Männer, die es ihm nachthun, ihre Gaben, Kräfte und Kenntnisse dem Herrn zu Füßen legen und — sei's mit mehr Vorsicht — im täglichen Opfer Dem zurückgeben, der sie ihnen zuerst gegeben hat?



Die Neger in den Vereinigten Staaten.

ine Missionschrift kann die verwinkelte Frage nach der Zukunft Nordamerika's nicht allseitig erörtern wollen. Aber Eine Seite dieser Frage darf sie nicht unbesprochen lassen: es ist die Aussicht, welche sich den vier bis fünf Millionen Schwarzer in Nordamerika eröffnet, freie Menschen zu werden.

Wir treten damit auf einen sehr bestrittenen Boden. In Wilberforce's Zeit haben wohl alle Gläubigen ohne viel Unterschied die Sache der Sklavenbefreiung und der Mission gleichermassen auf dem Herzen getragen. Es ist das mit der Zeit anders geworden. Seitdem sich eine konservative Partei gebildet hat, welche ihre Interessen mit dem entschiedenen Gegensatz gegen alle Neuerungen auf kirchlichem Gebiete eng verſchlägt, hat sich ein guter Theil unserer deutschen Brüder von allem, was reformirtes, englisches oder amerikanisches Gepräge trägt, möglichst loszumachen bemüht. Im vorliegenden Falle haben daher bedeutende Stimmen sich aufs Entschiedenste für die Beibehaltung der Sklaverei ausgesprochen, und aus diesem Grunde für die Südstaaten gegen die Union Partei genommen. Wenn auch viele Engländer dasselbe thaten, so waren doch die Motive grundverschieden. Diese trieb die unverhohlte Sorge um Baumwolle, vielleicht auch eine gewisse Freude am Revolutioniren und die Aussicht auf Schwächung eines gefährlichen Rivalen. Unsere Landsleute dagegen sind vom strengsten konservativen Interesse dazu genöthigt. Sie gestehen wohl ein, daß ihrem natürlichen Gefühl die Sklaverei auch widerstrebe.

Aber da sich dasselbe auch bei ungläubigen Abolitionisten und deutschen Revolutionären ebenso ausspricht, so werden sie über dieser Gemeinschaft mit principiellen Gegnern stützig und untersuchen die Sache mit gewissenhafter Gründlichkeit vom Anfang an. Da steht ihnen denn fest: — „Es war unrecht, die Neger aus Afrika zu holen und als Ware zu verkaufen. Aber das anfängliche Unrecht ist durch den Besitz von fünf bis sechs Menschenaltern zum Recht geworden, welches nicht umgeworfen, sondern christlich geordnet werden soll. Die Stelle in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, welche alle Menschen für frei und gleich erklärt, ist eine leere Phrase, sofern sie auf die Neger bezogen wird. Dagegen sind die Südstaaten in ihrem Recht, wenn sie das Band, das sie mit der Union verknüpfte, lösen, sobald diese ihr Eigenthum bedroht. Uebrigens ist die Sklavenfrage keineswegs der letzte und tiefste Grund des Gegensatzes, der sich zwischen Süd und Nord aufthut. Jeder Mann, der das Herz auf der rechten Stelle hat, muß in den Südländern wahre Konervative erkennen und Partei für sie nehmen; und es ist darum Christenpflicht, der Gehässigkeit einer relativen Vertheidigung der Sklaverei nicht auszuweichen. Seit Lincoln den ruchlosen Schritt gethan hat, die Sklaven der (fälschlich so genannten) „Rebellen“ für frei zu erklären, ist jede Wiedervereinigung der getrennten Parteien unmöglich. Die Absicht bei dieser Erklärung kann nur die gewesen sein, die Neger aufzufordern, sich durch Aufstände selbst zu befreien; es ist also eine Handlung infernaler Bosheit, elender Feigheit und gemeiner Nachsicht, die Folge des gottlosen Humanismus der Abolitionisten. Wenn dafür irgendwelche Repressalien geübt werden, ist Lincoln schuld an denselben. Herstellung des Friedens ist fortan nur auf einer Grundlage möglich: es ist rüchthaltlose Anerkennung der südlichen Konföderation. Nicht daß die Neger den Wink zur Selbstbefreiung irgend verstehen oder befolgen werden. Dafür ist gesorgt; sie sind so anhänglich an ihre Herren, daß sie nicht frei werden wollen, daher die Proklamation des Präsidenten an ihrem überaus loyalen Sinne scheitern wird. Denn wie glücklich sind sie durch ihre Versehung nach Amerika geworden! Haben sie sich doch von etwa 400,000 dort gelandeten Sklaven im Lauf der Zeit auf vier Millionen vermehrt, Beweis genug, daß sie in ganz erträglichen Umständen sich befinden. Das methodistisch-baptistische Christenthum freilich, das ihnen dort geboten wurde, wird sie nicht von Empörung abhalten; doch erweist sich des-

sen Einfluß als überaus schwach. Es ist übrigens im Interesse der Neger selbst, nicht frei zu werden; Emancipation wäre ein Fluch für sie. Denn sie würde nothwendig einen Kassenkrieg entzünden, und der würde, wie auf Hayti, allem Fortschritt ein Ende machen oder nur zu erneuter und härterer Sklaverei führen. Was wollte auch der Neger mit seiner Freiheit anfangen? Sich selbst überlassen, thut er nichts; die freigelassenen in Jamaika sollen auch um hohen Lohn nicht arbeiten wollen. Summa: Ham ist zum Knecht bestimmt. Also hoffen und beten wir, daß der Süden bald siegreich aus dem Kampf hervorgehe, und ratthen ihm, nachdem die eigenthümliche Institution glücklich gerettet ist, einige Reformen derselben an!"

So ungefähr sehen — oder fahen — sich norddeutsche Brüder die Sache an; nicht ohne einiges Mitleid mit den gutmütigen Süddeutschen, welche sich zu der ganzen Strenge des wohl zusammenhängenden Gedankens kaum emporarbeiten können. Was sollen wir erwiedern?

Die Frage ist einmal nicht mit Gemeinplätzen zu beantworten. Wir stehen vor einer ungeheuern geschichtlichen Thatsache, welche noch Jahrzehnde lang in ganz verschiedenem Sinn besprochen werden wird. Ueber den Einzelheiten des menschlichen Thuns und Treibens in diesem anscheinenden Wirrwarr kann es dem Christen so wind und wehe werden, daß er sich lieber die ganze Sache vom Leibe hielte. Indessen unsere Landsleute, unsere Brüder und Söhne sind drüben in diese Dinge verwickelt; auch wir können sie nicht abschütteln. Beschäftigen wir uns denn mit ihnen in dem Sinne, daß wir womöglich hinter den Thatsachen Gottes regierende Hand zu entdecken suchen. Es wird das nicht so schwer sein; denn aus all den Gerichten, welche den Norden wie den Süden, den Weisen wie den Schwarzen treffen, tritt uns doch schon ein und das andere sichere Ergebniß entgegen, das laut von einem Fortschritt zeugt und die oben geschilderte Ansicht in ihrer Einseitigkeit aufdeckt.

Ueber das Recht der Secession oder der Abolition zu disputiren, scheint uns so überflüssig, als eine Verhandlung über das Recht der Kolonien, sich von dem Mutterlande zu trennen. Der einzelne Christ kann genau wissen, was er in solchem Falle zu thun hat; bei den Handlungen der Parteien und Völker vertheilt sich gewöhnlich die Schuld auf beide Seiten, und die nachherige Geschichte mag zeigen, auf welche Seite der größere Theil derselben fällt. Wichtig da-

gegen scheint uns, daß Gott es zuließ, daß die Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Staaten (1783) jene „Phrase“ von der Gleichheit und Freiheit aller Menschen enthalten, und dieselbe alljährlich am 4. Juli dem gesammten Volke, Freien wie Unsfreien, wieder ins Gedächtniß gerufen werden müste. Wenn eine neugeborene Nation sich selbst ihr Sprüchlein wählt, darf sie sich nicht wundern, wenn sie im Verlauf der Zeit dabei festgehalten und dasselbe noch gegen ihren Willen an ihr verwirklicht wird. Doch glauben wir nicht, daß jene Worte bloße Phrase waren, vielmehr wußte die Mehrzahl der Gründer des Staats sehr gut was sie wollten. Sie stifteten jene Verfassung mit dem Gedanken an die Abschaffung der Sklaverei. Noch eine Reihe von Jahren läßt sich der Fortschritt in dieser Richtung, sowohl in der Geschichte der einzelnen Staaten, der südlichen so gut wie der nördlichen, als auch in den Verhandlungen der kirchlichen Körperschaften unverkennbar nachweisen. Man war überall geneigt, die Sklaverei aussterben zu lassen; sie gilt auch nirgends für eine gewinnreiche Institution.

Es kam aber ein Hinderniß in die Verwirklichung des ursprünglichen Gedankens, nämlich die ungemeine Ausdehnung, welche dem Baumwollenhandel in Folge der neuentdeckten Spinn- und Webemaschinen gegeben wurde. Als die Union im J. 1787 den Sklavenhandel abschaffte, wurden kaum etliche Ballen Baumwolle ausgeführt. Das änderte sich überraschend schnell; die Baumwolle und mit ihr der Neger stieg fast jedes Jahr im Werth, bis am Ende die farbige Bevölkerung ein Kapital repräsentirte, vor dessen Vernichtung auch der gewissenhafteste Staatsmann zurückstaubern konnte. Was diese Preiserhöhung im Gefolge hatte, darf nicht verschwiegen werden. War die amerikanische Sklaverei erst ein patriarchalischs Verhältniß, so wurde sie nun zur raffinierten Spekulation, in deren Ausbeutung sich die Staaten theilten. Die südlichen producirten die Baumwolle, waren aber minder günstig gelegen für das Heranwachsen und die Ernährung der arbeitenden Bevölkerung. Also übernahmen die mittleren Staaten die Züchtung der Neger; diese wurden zum Gewerbe ausgebildet, indem man die stärksten Männer als Zuchtneger brauchte und von fruchtbaren Müttern oft 15—20 Kinder erzielte, die dann nach einander in den Süden verkauft wurden. Da mußten dann die Geistlichen predigen, daß es für den Farbigen, und hätte er nur einen Tropfen schwarzen Bluts in seinen Adern, keine Ehe gebe, und

daß Gott ihn annehme, wenn er nur sein Möglichstes thue, um durch irgendwie gewonnene und irgenbwie verwerthete Kinder den weißen Ge- bieter zu bereichern. Die Nordstaaten aber sandten ihre Brodstoffe und Kapitalien in den Süden, verarbeiteten die Baumwolle in ihren Fa- briken und versührten den Überschüß nach Europa. Da ist der Un- terschied in der Schuld der einzelnen Staats- und Kirchentheile kaum zu bemerken; sie sind und bleiben vereinigte Staaten noch in dieser Sünde, wie in dem Gericht, das über sie hereingebrochen ist. In- dessen war es nicht gleichgültig, daß jene Phrase von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen auch diesem Gelderwerbenden go ahead*)= Geschlecht alljährlich in die Ohren tönen mußte, bis sie durch unver- gefßliche Thatsachen an den Sinn der schönen Worte erinnert würden.

Nun sind es bald vier Jahre, daß Lincoln zum Präsidenten gewählt wurde. Er war entschlossen, seinem Eide getreu, die Union zu erhalten; von Sklavenbefreiung war noch keine Rede. Woher kommt denn der große Umschwung? Haben nicht die Südstaaten, nachdem sie Alles ungestört für eine Secession vorbereiten durften, zuerst die Waffen ergriffen, und damit jeden friedlichen Vergleich unmöglich gemacht? Und sollen sie nicht für den Ausgang des Kampfs vorzugsweise verantwortlich gemacht werden? Wer wirklich konservativ denkt, wird den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich vor Lincoln aufthürrten, Rechnung tragen, und auch in der langsamten Schwenkung seiner Politik den ehrlichen Mann, den gewissenhaften Träger eines ihm von Gott übertragenen Amtes nicht erkennen; er wird den Versiche- rungen des Präsidenten, daß er nur im Aufblick zu Gott die Kraft finde, seine Beschlüsse zu fassen und durchzuführen, gerne Glauben schenken und sich hüten, ihn vor der Zeit zu richten.

Lincoln betrachtete sich durchaus nur als den Bevollmächtigten und Diener seines Volks. Das Programm seiner Wähler enthielt keine direkte Drohung gegen die Sklaverei; ihr ganzes Bestreben gieng dahin, dieselbe auf ihr altes Gebiet zu beschränken, und die Autori- tät des Kongresses in den „Territorien“ wieder zur Geltung zu bringen. Durch den Missouri-Kompromiß waren diese in zwei Theile getrennt, von denen der eine der freien, der andere der Sklaven-Arbeit offen

*) „mit dem Kopf durch die Wand brechenden“ —

stand. Den Demokraten war es jedoch gelungen, die Widerrufung dieses Kompromisses zu erreichen; nicht der Kongreß, sondern die ersten Landbesitzer hatten hinsicht zu entscheiden, ob die Sklaverei in einem Gebiet eingeführt werden solle oder nicht. Als nun die Republikaner ans Ruder kamen, beteuerten sie nicht nur ihre Achtung für die konstitutionellen Rechte des Südens, sondern sie versprachen sogar, das verhasste Gesetz gegen die flüchtigen Sklaven in seiner ganzen Strenge aufrecht zu erhalten. Der neue Präsident umgab sich nicht ausschließlich mit Männern seiner eigenen Richtung; er räumte gemäßigten Demokraten ein weites Feld ein. Namentlich ließ er den Vertretern der Gränzstaaten, die zwischen den Norden und Süden mitten inne gestellt, zu den natürlichen Vermittlern zwischen den streitenden Interessen berufen schien, ein offenes Ohr. Der Staatssekretär Seward, unstreitig der hervorragendste Mann des Kabinetts, unterstützte diese versöhnliche Politik mit seinem ganzen Einfluß.

Die Leidenschaften des Südens aber waren nicht zu lenken; die Hestigkeit und die Schwierigkeiten des Kampfes erschöpften allmählig die Geduld des Nordens. Die Republikaner sahen sich genötigt, Schritt für Schritt den Abolitionisten näher zu treten. Das Mittelglied, welches diese beiden Parteien verband, war Sumner, der berühmte Senator von Boston, welcher den Muth, mit dem er Kansas gegen die Anmaßungen der Sklavenhalter vertheidigte, einst fast mit dem Leben bezahlt hätte. Auch in einer Zeit, in welcher die Abolitionisten gar wenig Freunde hatten, hatte er aus seiner warmen Theilnahme für sie nie einen Hehl gemacht, und ohne in Aalem die Ansichten Garrisons, Wendell Phillips und ihrer Genossen zu theilen, achtete er sie als die erleuchtetsten Männer der Republik. Diese allein hatten vom ersten Tage an die wahre Bedeutung des Bürgerkriegs erfaßt. Es gehören zu ihnen tolle Schwärmer für ein Ideal von Freiheit, aber auch redbliche Christen, die für ihre Ueberzeugung zu leiden bereit sind. Der sichere Blick gewissenhaft entschlossener Männer, die da wissen was sie wollen, hatte dieser kleinen Partei in der kritischen Zeit schnell einen nie gehabten Einfluß verschafft.

Doch gieng die Verschmelzung mit ihnen nicht in Einem Tage vor sich. Viele Civil- und Militärbeamte weigerten sich, einer Partei die Hand zu reichen, die so lange dem Spott und der Verfolgung der Menge preisgegeben war. Beim Ausbruch des Kriegs verbot Lincoln die Auslieferung der schwarzen Flüchtlinge an ihre Herren.

Der schlechte Wille einiger Generale vernichtete die praktische Wirkung dieses Beschlusses. Im Westen erklärte General Fremont alle Sklaven der Rebellen in seinem Militär-Bezirk für frei; der Präsident ließ sich aber durch seinen Freund Seward bewegen, diese Maßregel zu mißbilligen und Fremont abzusetzen. Als kurz darauf der Kriegsminister Cameron von der Bewaffnung der Schwarzen und ihrer Eintheilung in Regimenter sprach, wurde er aus dem Kabinet entlassen und nach St. Petersburg geschickt.

Lange glaubten sich die Republikaner stark genug, den Aufstand zu unterdrücken, ohne von jenen Waffen Gebrauch zu machen, welche ihnen die Sklavenfrage lieh. Obgleich Seward schon einige Jahre zuvor den unvermeidlichen Konflikt zwischen der Freiheit und der Sklaverei vorausgesagt hatte, schmeichelte er sich dennoch beim Ausbruch des Kriegs, die Union in einem Vierteljahr wieder herstellen zu können. Bald zeigte sich's jedoch, wie irrig diese Hoffnung war; und der Krieg konnte nicht länger auf den engen Schauplatz beschränkt werden, den man ihm hatte anweisen wollen. In seiner Botschaft vom Januar 1862 wagte es der Präsident zum ersten Male, von Emancipation zu sprechen, und zwar nicht, ohne sich zuvor mit den Sklavenbesitzern in Missouri und Kentucky verständigt zu haben. Von diesen stimmten Viele seinen Ansichten bei, indem sie eine Geldentschädigung der Möglichkeit einer gewaltsamen Aufhebung der Sklaverei vorzogen. In jener Botschaft benachrichtigt der Präsident die Secessionisten, daß, wenn der Krieg fortdauere, auch auf Gefahr ihres völligen Untergangs allen Zwischenfällen desselben freier Lauf gelassen werden solle, — eine Drohung, welche auch die Kurzsichtigsten leicht verstehen könnten. Einen Monat später schaffte auf den Antrag des Präsidenten der Kongreß die Sklaverei in dem Distrikt Columbia ab, indem er den Sklavenbesitzern eine bedeutende Entschädigung bewilligte. Dann beschloß er, daß in den „Territorien“ die Einführung der Sklaverei nicht mehr gestattet sei, und verschloß ihr damit die noch unbetretenen Gegenden des innern Kontinents. Als General Lee nach seinem Sieg über die Armee Mac-Cllellans am James-Fluß sich zu einem Einfall in die nördlichen Staaten anschickte, war die Konfiscationsbill die Antwort der Union auf das Siegesgeschrei der Konföderirten. Sie gab dem Präsidenten das Recht, nach einer Frist von 60 Tagen die Sklaven der Rebellen für frei zu erklären und ihre Güter einzuziehen; sie verbot den Militär-Behörden, die früheren

Gesetze gegen die flüchtigen Sklaven in Anwendung zu bringen, und bevoßmächtigte den Präsidenten, farbige Regimenter zu bilden, um die Unterdrückung des Aufstandes zu beschleunigen. Sicherte die Bill nur denjenigen Sklaven die Freiheit zu, welche die Reihen der Unionisten erreichten, so gieng bald darauf die Handelskammer in Neu-York noch einen Schritt weiter und verlangte von dem Präsidenten die Proklamation der unbedingten und sofortigen Aufhebung der Sklaverei in allen Rebellenstaaten.

Am 22. September 1862 entschloß sich Lincoln zu dieser entscheidenden Maßregel; um jedoch einen neuen Beweis seiner Mäßigung zu geben, sollte dieselbe erst am 1. Januar 1863 in's Leben treten. Einen Augenblick schien er fast erdrückt von dem Gefühl der Verantwortlichkeit, die er als oberster, mit allen Vollmachten zur Unterdrückung eines Aufstandes versehener Befehlshaber der Armee übernommen hatte. Als am 24. September ihm einige Abolitionisten für seinen Beschluß dankten wollten, nahm er kein Lob, kein Zeichen von Anerkennung an. „Was ich gethan habe,“ sagte er, „habe ich nach reiflicher Überlegung und unter dem tiefen Gefühl meiner Verantwortlichkeit gethan. Nur in Gott kann ich die Zuversicht schöpfen, daß ich keinen Fehler gemacht habe. Mein Land und die Welt werden mich richten, und wenn es nöthig ist, darnach handeln. Mehr kann ich nicht sagen.“ — Die Befreiungsproklamation ist in Europa wie in Amerika der Gegenstand heftigen Tadels geworden. Man hat Lincoln vorgeworfen, er habe nur den Sklaven der Konföderirten die Freiheit geschenkt, und die Sklaven der treu gebliebenen Staaten in ihren Ketten schmachten lassen; man hat es ferner getadelt, daß die Erhaltung der Eigenthumsrechte der Sklavenbesitzer an deren Anhänglichkeit an die Union oder ihre Rückkehr zu ihr geknüpft sein soll. Darauf ist jedoch zu erwiedern, daß Lincoln nicht das Recht besaß, die Sklaverei in den Staaten abzuschaffen, die keines ihrer konstitutionellen Rechte durch Empörung verwirkt hatten, und daß eine Kriegsmaßregel, wie die Proklamation es war, nur gegen den Feind gerichtet werden konnte. Denjenigen, welche glaubten, Lincolns That werde das Signal zu einem furchtbaren Sklavenaufstand sein, ist durch die Ereignisse bereits eine Antwort geworden. Lincoln selbst wußte wohl, daß, wenn er die Schwarzen für frei erkläre, sie damit noch nicht frei würden, aber er wollte dem Süden zeigen, daß der Norden entschlossen sei, nicht nachzugeben, und die übermuthige Partei, welche

den Bruderkampf begonnen hatte, strafen, indem er den Preis vernichtete, den sich die Sklavenbesitzer vom Siege versprachen.

Man kann um so weniger sagen, die Emancipation der Schwarzen sei nur ein Akt der Rache gewesen, als Lincoln wiederholt die unionstreuen Sklavenstaaten aufgesordert hatte, alle Spuren der Knechtschaft aus ihrer Gesetzgebung zu verwischen, und bereit war, mit Bewilligung des Kongresses die finanziellen Hilfsquellen der ganzen Union denjenigen Staaten zur Verfügung zu stellen, die sich hiezu entschließen würden. Bereits haben seine Bemühungen in Missouri und dem westlichen Virginien, das sein Loos nie ganz an das des östlichen ketten wollte, ihre Früchte getragen. Die Lokal-Gesetzgeber dieser Gegenden haben eine Bill erlassen, nach welcher in einigen Jahren die Emancipation eintreten soll. Kentucky und Maryland werden nicht zögern, diesem Beispiel zu folgen. Im letztern sind neulich acht Neger um 100 Dollar verkauft worden. Vor drei bis vier Jahren waren sie „unter Brüdern“ über 8000 Dollar werth. Wer sieht da nicht, daß durch den Gang der Ereignisse die eigenthümliche Institution verurtheilt ist, auch wo man noch säumt, es auszusprechen. Arkansas aber ist durch Beschuß des Staatskonvents vom 10. März d. J. an ein unbedingt freier Staat geworden.

Auch dadurch, daß die Regierung die schwarze Republik Liberia anerkannte, was früher nie geschehen war, und daß sie diplomatische Beziehungen mit Hayti anknüpfte, gab sie einen entschiedenen Beweis von ihrer veränderten Stellung zu den Schwarzen überhaupt. Die Anwesenheit eines farbigen Gesandten in den Sälen des weißen Hauses wäre von einem Pierce oder Buchanan nie geduldet worden. Endlich sind auch die bürgerlichen Rechte der afrikanischen Rasse nun zum ersten Male feierlich anerkannt worden. In einigen Staaten Neu-Englands war dies zwar schon früher geschehen, noch nie aber hatte die Centralgewalt den freien Farbigen offen und ausdrücklich das Bürgerrecht gewährt. Notwendig mußte sie dieselben jedoch unter ihren Schutz stellen, sobald sie sie in die Reihen der Armee aufnahm. Lincoln konnte nicht von den Schwarzen verlangen, daß sie ihr Blut für die Union vergössen, wenn er sie nicht als Bürger derselben anerkannte; und so forderte er von der Regierung von Richmond die gleiche Behandlung für alle Gefangenen und drohte mit strenger Wiedervergeltung für jeden Akt der Ungerechtigkeit gegen die Schwarzen.

Wie man nun auch früher den Bürgerkrieg aufgefaßt haben mag, als herbeigeführt durch Tarifunterschiede, durch Parteizänkereien, oder durch die Entwicklung von neuen Nationalitäten, jedenfalls ist jetzt von Seiten des Nordens die Sklavenbefreiung als einzige Grundlage anerkannt, auf der die Union wieder hergestellt werden kann. Wir können uns für diese Ansicht auf ein Blatt berufen, das beinahe zwei Jahre lang das ganze Gewicht seiner ungeheuren Verbreitung in die Wagschale der Südstaaten legte, indem es diesen Kampf als einen Konflikt kleinlicher Interessen darzustellen suchte, und den Norden als ungewiß in seinem Zweck, getheilt im Rath, entblößt von Hilfsmitteln, und mit Ausnahme einiger Fanatiker als völlig gleichgültig gegen die Sache der Freiheit schilderte: wir meinen den New-Yorker Korrespondenten der *Times*. Derselbe schreibt vom 24. Nov. 1863:

„Ich hege nur noch geringen Zweifel, daß alle andern Rücksichten vor der Sache der Abolition verschwinden. Die Bewaffnung der Negerregimenter war ein entscheidender und unwiderruflicher Schritt auf dieser Bahn. Beim Ausbruch einer dieser schwarzen Scharen von Rhode-Island, sprach es der Präsident der Brown-Universität in Providence ganz offen aus, daß, aus welchen Gründen auch der Krieg begonnen worden sei, er jetzt nur noch für die Abschaffung der Sklaverei geführt werde. Und Frederik Douglass, der bekannte farbige Redner, erhob sich für die Sache 'Gottes und der Freiheit', worunter er, wie er erklärte, nicht nur die Emancipation der Neger, sondern auch ihre 'Einverleibung in den Staatskörper', oder mit andern Worten die Wahlberechtigung der ganzen farbigen Bevölkerung verstand. . . . Wenn der Krieg noch ein oder zwei Jahre fortduert, wird er sicher zu solchen Resultaten führen. . . . Je mehr er sich in die Länge zieht, desto mehr beginnt der Norden zu fühlen, daß das sicherste und kürzeste Mittel, sich mit der Rebellion abzustunden, ist, sie dadurch zu ersticken, daß beides, Secession und Sklaverei, Ursache und Wirkung, für immer unmöglich gemacht werden. Bereits hat die Sklaverei in den Gränzstaaten aufgehört; in den andern von Bundestruppen besetzten Staaten ist sie im Verschwinden; in den Territorien, auf welche der Norden seine Eroberungen ausdehnte, sind seit dem Ausbruch des Kriegs die Sklaven für ihre Besitzer so gut als verloren. Es haben 600,000 derselben die Freiheit erlangt, die übrigen wurden von den Konföderirten selbst in diejenigen Südstaaten geschafft, welche ihre Waffen noch schüzen.“

Einige Tage später fährt derselbe Korrespondent fort: „Daß der Yankee sich an den Gedanken gewöhnen muß, die Neger an seiner eigenen politischen Zukunft teilnehmen zu lassen, ja daß er sogar einer allmäßlichen Vermischung und Verschmelzung der Rassen entgegengeht, ist kaum noch zu bezweifeln. Schon jetzt sieht man die Schwarzen ungescheut unter ihren kaukasischen Brüdern einherstolziren, und sich auf allen Straßen und in allen öffentlichen Gebäuden ihren Weg durch deren Mitte bahnen. Überall fallen die Schranken zu Boden, welche Jahrhunderte des Instinkts, oder wenn Sie so wollen, des Vorurtheils, aufgerichtet hatten.“ — Und der Washingtoner Korrespondent der Allgemeinen Zeitung, ein Mann, dem die Erhaltung der Union viel wichtiger schien, als die Abschaffung eines Lokalübels um 20—30 Jahr früher, erklärt (10. Apr. 1864) die Erhaltung der Sklaverei für eine Unmöglichkeit, da sie bereits den Todesstoß erhalten habe.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß diese Resultate auf Seiten des Nordens nicht die Folge resignirter Verzweiflung sind. Der Richmond-Korrespondent der Times, der ganz offen sich zu dem Süden bekannt, berichtet vielmehr am 14. Nov., daß die Unionisten einen Glauben an ihre Sache zeigen, der stärker sei als der Tod, den weder Niederlagen, noch Mißgeschicke, noch Enttäuschungen zu erschüttern vermögen, und der ihre Hauptmacht bilde gegenüber von den Konföderirten, die von solchem Selbstvertrauen keine Spur besitzen, und die durch ihren Kleinmuth auch ihre Regierung auf hunderterlei Weise lähmten.

Fassen wir alles bisher Erreichte zusammen, so sehen wir: 1. daß die Abolitionisten außerordentlich an Boden gewinnen; 2. daß durch die Emancipation die Farbigen in den Genüß aller bürgerlichen Rechte einzutreten anfangen; 3. daß die Sklaverei in den Gränzstaaten faktisch aufgehört hat; 4. daß in allen von Bundestruppen besetzten Theilen der Sklavenstaaten (worunter in manchen fast die Hälfte ihres Gebiets zu verstehen ist) die Sklaverei „in den letzten Zügen“ liegt, so daß wohl ein Drittel der vier Millionen Neger jetzt thatfächliche Freiheit genießt; 5. daß die Neger in den Nordstaaten ihre Gleichberechtigung mit den Weißen mit Erfolg behaupten; 6. endlich, daß sie die Anerkennung derselben nicht der Verzagtheit der Unionisten, sondern ihrem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft ihres Vaterlandes verdanken.

Nach solchen Erfolgen ist es nicht an uns, richterlich auf die langsamten und schwankenden Schritte zurückzublicken, durch welche das nordamerikanische Volk allmählig zu der Überzeugung gelangte, daß die Befreiung der Sklaven eine Grundlage des Wiederaufbaus der Vereinigten Staaten sein müsse. Fochten doch in seinen Reihen viele Männer, die von Anfang an das volle Bewußtsein dieses Ziels in sich trugen. Allgemeiner wurde dasselbe, als durch die Besetzung Port-Royal und der Küstendistrikte Süd-Carolina's und Georgia's den abolitionistischen Bestrebungen des Nordens ein Boden zur Verwirklichung ihrer Ideale geboten wurde. Dort blieben etwa 8000 der unwissendsten und versunkensten Sklaven zurück, als ihre Herren flohen. Meist aus Weibern und Kindern, Alten und Gebrechlichen bestehend, erwarteten sie lieber ihre neuen Herren, als den alten zu folgen. Eben war die Baumwolle reif zur Ernte. Die neue Regierung beschloß, sie einsammeln zu lassen, und bot den Schwarzen einen sehr bescheidenen Lohn dafür an. Ohne Zögern machten sich diese an's Werk, und bald konnten 1,000,000 Pfund sorgfältig gepreßt und verwogen nach New-York geschickt und zum Besten des Staatschates verkauft werden. Zum ersten Male hatte der Schwarze in Süd-Carolina ohne Peitsche, als freier Diener freier Herren gearbeitet.

Doch, die Baumwollenernte ist ein leichtes Geschäft, bei dem sich auch Frauen- und Kinderhände, ja Lahme und Kränkelnde betheiligen können. Wäre der freie Neger wohl eben so bereit, das Feld zu bauen, als seinen Ertrag einzusammeln? An die praktische Lösung dieser Frage, die in manchen Gemüthern aufsteigen möchte, machte sich mutig der hochherzige und vielgeschmähte Finanzminister der Union, Herr Chase. Ein Pierce, ein junger Rechtsgelehrter aus Boston, einst sein Privat-Sekretär, später als Freiwilliger in der Festung Monroe, bemüht, die befreiten Neger zu ehrlicher Arbeit an zuleiten, wurde von ihm bevollmächtigt, sich mit den nöthigen Gehilfen zu umgeben, und Samen, Werkzeuge und dgl. zum Besten der befreiten Sklaven anzu kaufen.

Vor Allem wandte sich Pierce nun an seine Vaterstadt und forderte seine Mitbürger auf, den Süd-Carolinischen Negern Lehrer zu senden. Schon im Februar 1862 trat dort eine „Erziehungs-Kommission für Freigelassene“ zusammen, zur „industriellen, gesellschaftlichen, sittlichen und religiösen Hebung von Sklaven, die im Verlaufe des Kriegs die Freiheit erlangen“.

Eine ähnliche Gesellschaft bildete sich fast zu gleicher Zeit in Washington unter dem Vorsitz Herrn Hamilins, eines Vertreters des Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten. Ihre Gründung wurde angeregt durch einen New-Yorker Geistlichen French, der gleich bei der Landung der ersten Bundesstruppen sich der Port-Royal Neger thätig angenommen hatte. Dem Beispiel Washingtons folgte New-York mit einer Hilfsgesellschaft, und Philadelphia mit der Einsetzung einer Committee zur Sammlung von Beiträgen für die Nahrung und Kleidung der Schwarzen. Am 3. März, nicht volle vier Wochen nach der Gründung der Bostoner Gesellschaft, segelten 31 Lehrer und Aufseher von New-York nach Port-Royal ab, und bald standen dort nicht weniger als 50 Personen von Boston und 40 von New-York als Aufseher und Lehrer und Lehrerinnen in der Arbeit. Philadelphia, das zuerst durch eine mit der Vertheilung der Gaben beauftragte Dame nur materielle, aber recht schätzenswerthe Unterstützung gesandt hatte, ordnete bald hernach den würdigen McKin auf eine Inspektionsreise ab, deren Ergebnisse zuerst auch Europa mit den „Port-Royal Versuchen“ bekannt machten.

Ein schöner Wetteifer mit den Weißen entstand nun unter der farbigen Bevölkerung des Nordens, die Anfangs ihre Beiträge den schon genannten Gesellschaften übergab, bald aber in Boston, Cincinnati, Chicago, Philadelphia, Washington, ja selbst in St. Louis und Baltimore zu selbstständigen Vereinen zusammentrat. Die Leitung wurde einer Central-Gesellschaft in New-York anvertraut, welche Leute wie Frederik Douglas unter ihren Leitern zählt. Manche von ihnen sind selbst als Lehrer hinausgezogen, um unter ihren schwarzen Brüdern zu arbeiten. Auch aus London tönte ein Echo herüber. Eine im April 1863 daselbst gegründete Hilfsgesellschaft reicht den verschiedenen amerikanischen Vereinen die Hand.

Mit einer für den kalten Zuschauer ergötzlichen Verkennung aller mercantilistischen Bedingungen eines günstigen Erfolgs begannen nun Männer, die nie eine Baumwollstaude außerhalb eines Gewächshauses gesehen hatten, und von denen einige nicht einmal die geringste Erfahrung im Ackerbau besaßen, ihre menschenfreundlichen Bestrebungen damit, die Befähigung der freien Neger für denselben zunächst an der Baumwolle zu erproben. Es galt, volle sechs Wochen nach der gewöhnlichen Zeit die neue Ernte vorzubereiten; natürlich mißrieth sie. Doch reichte der Ertrag der vorjährigen Ernte mit dem,

was auch in diesem Jahre wuchs, hin, alle Ausgaben der Regierung für die Schwarzen auf den Seinseln zu decken, während die Körnernte, welche sie einbrachten, den von ihren Truppen besetzten Gebieten den nöthigen Unterhalt fürs ganze Jahr gewährte. Im Jahre 1863 wurde durch freie Neger bereits mehr Land bebaut, als in den schönsten Tagen der Sklaverei; vom Baumwollenbau mußten sie eher zurückgehalten, als dazu ermuntert werden, und der in jener Gegend kommandirende General Sartor konnte ihnen das Zeugniß geben, daß sie bereits eine fleißige, selbstständige Gemeinde bilden. Noch beläuft sich zwar die Baumwollenernte nur auf ein Drittel von dem, was sie zur Zeit der Sklaverei war, aber die von 1863 beträgt doch schon das Doppelte von 1862, und es ist zu hoffen, daß sie sich im nächsten Jahr abermals verdoppeln wird. Den bisherigen Erfahrungen nach darf angenommen werden, daß, wenn das gegenwärtige System noch weiter ausgedehnt und auch ferner befolgt wird, in wenigen Jahren die Arbeit freier Neger den Baumwollenmarkt noch reichlicher mit der ausgezeichneten Waare versehen wird, als es je die Peitsche des Treibers vermochte.

Waren aber vielleicht die Port-Royal Neger zu dieser Thätigkeit durch ungewöhnlich hohen Lohn gespornt? Nein, General Sartons Adjutant giebt vielmehr zu, „daß die Regierung mit sehr geringen Kosten durch die Schwarzen viel erreicht habe,“ und bemerkt gleichsam begütigend, sie werde gewiß dieselben „eben so pünktlich bezahlt haben, wie ihre andern Diener in jener Zeit“, d. h. höchst unregelmäßig. Amtlichen Berichten zufolge belief sich in Beaufort, wo die Union 225,705 Dollar für die freien Neger verwendet hatte, der Ertrag ihrer Arbeit auf 724,984; also ergab sich ein Überschuß von einer halben Million Dollars, der eigentlich den Arbeitern hätte zu Gute kommen sollen. Seit nun die verlassenen Pflanzungen an Privatpersonen überlassen worden sind, haben die Neger überall bessere Bezahlung für ihre Dienste gefunden. Und die allgemeine Erfahrung ist, daß auch mit mäßigem Lohn sie ohne Murren jede Arbeit vollziehen. Wo bleibt da die Behauptung, der Neger arbeite einmal nicht anders als unter der Peitsche?

Doch wie verwenden sie solche Einnahmen? — Daß Menschen, welche als Sklaven wöchentlich eine Meze Korn und jährlich zwei bis drei grobe Kleidungen erhielten (wozu in der Regel noch ein kleines Quantum Speck, Zucker und Salz und ein Paar Schuhe

samen), nun allererst ihren körperlichen Bedürfnissen gebührend Rechnung trugen, wird Niemand wundern. Und wer wollte im Zeitalter der Erholinen sie allzu streng anklagen, wenn sie nicht nur ihre Bedürfnisse, sondern auch ihre Eitelkeit befriedigen? „Obgleich die Neger hier sehr bereit sind, ihr Geld für die gewöhnlichen Lebensgenüsse auszugeben und ihre Frauen oft großen Werth auf Reifröcke und Schmucksachen legen,“ schreibt Sartor's Adjutant, „so glaube ich doch nicht, daß sie in dieser Beziehung eine wesentliche Ausnahme machen von andern Menschen.“ —

Überdies gehen nicht alle ihre Ersparnisse für solche Dinge auf. Sie haben schon Schiffslästen von Dosen und allerlei Geräthschaften gekauft. Um ihnen den Ankauf von eigenem Land zu erleichtern, wurden von verschiedenen Menschenfreunden Pflanzungen übernommen, welche sparsame Neger nachher erwerben konnten; und jetzt hat auch die Regierung ihre Kommissäre beauftragt, gewisse Strecken Landes nur an freie Schwarze zu verkaufen, und zwar in Theilen von höchstens zwanzig Acres, zu $1\frac{1}{4}$ Dollar per Acre. Schon haben fast Alle etwas zurückgelegt, um eine eigene Heimath zu gründen, und bei einer Versammlung in Port-Royal, auf der die Bestimmungen der Regierung über den Verkauf der Ländereien festgesetzt wurden, gaben sie folgende Erklärung ab: „Wir, die freien farbigen Bewohner des Sprengels von St. Helena in dem Staat Süd-Carolina, verpfänden unser Leben und unsere Dienste so viel an uns ist den Vereinigten Staaten und geloben ihnen Treue, und so wahr wir uns fähig zu zeigen wünschen, unsere Rechte auf Freiheit zu vertheidigen, und dem allmächtigen Gott, der uns aus dem Hause der Knechtschaft geführt hat, unsern Dank zu bezahlen, erklären wir hiemit Alle, daß wir die folgenden Gesetze und Ordnungen befolgen, ihnen anhangen und sie aufrecht erhalten wollen.“

Einer der Sprecher auf dieser Versammlung war Sergeant Rivers von dem farbigen Corps der Freiwilligen in Süd-Carolina. Der sagte: „Wir haben 1000 Dollar für Landkauf beisammen, und wenn irgend Jemand ein Angebot gegen uns stellt, so wird er finden, daß wir noch manchen Dollar weiter haben.“ Dann bat er die Versammelten, sich nicht die besten Strecken auszuwählen, sondern die Wälder für sich zu nehmen, und den Alten, den Schwachen, den Frauen das schon urbar gemachte Land zu überlassen. „Von allen Seiten,“ erzählt ein Brief vom 4. Nov. 1863, „strömen die Leute mit

ihrem Gelbe herbei, Keiner mit weniger als 25 Dollar, dem Betrag von zwanzig Acres Landes." Durch diese Aussicht ist der Arbeitslust unter den Schwarzen ein solcher Impuls gegeben worden, daß viele, welche als Sklaven schon zur Ruhe gesetzt waren, sei's weil sie für zu alt oder zu schwach oder für Krüppel galten, jetzt Arbeit suchen und finden. Für diese Thatsache steht als Zeuge der einzige weiße Pflanzer Süd-Carolina's ein, der sich bequemt hat, unter der Union neben freien Negern zu leben.

Fassen wir die sittliche Wirkung der Emancipation in's Auge, so dürfen wir bei dem Maßstab, den wir anlegen, nicht vergessen, auf welch' niederer Stufe die Neger als Sklaven standen. Zogen sie es doch, nach der Schilderung eines gründlichen Kackers ihres Charakters, selbst dann vor zu lügen, wenn die Wahrheit zu sagen ihnen leichter und vortheilhafter gewesen wäre! Unwahrheit, Unzucht, Habgier, Selbstsucht und Hang zu kleinen Diebereien sind Züge, die noch immer bei den meisten von ihnen hervortreten. Doch zeigt sich bereits auch der segensreiche Einfluß der Freiheit. Sie fangen an, Achtung vor der Wahrheit zu fühlen, und die Lüge als ein Überbleibsel der Sklaverei zu betrachten. Burden einst die Familienbande unter ihnen von vielen ihrer Herren so systematisch mit Füßen getreten, daß mancher schon für den Gebrauch eines Familiennamens geschlagen wurde, so verbreitet sich jetzt schnell ein Gefühl von der Heiligkeit der Ehe. Der Einführung geordneter Trauungen folgte bald die von Familienregistern, und im Allgemeinen werden die geschlossenen Bündnisse treu gehalten. Die Ehrerbietung der Kinder gegen die Eltern ist unbegränzt. Der eigene Besitz lehrt sie auch das Eigenthum Anderer achten. Den Gesetzen wird willig gehorcht, und wo Neger irgendwie mit deren Vollziehung betraut sind, ist aufs Gewissenhafteste für ihre Handhabung gesorgt. Der schon mehrfach erwähnte Adjutant bekennt, er sei ohne alle Kenntniß des Neger-Charakters nach Port-Royal gekommen, und habe nichts Anderes erwartet, als eine Horde Wilder zu finden, die nicht nur nach den Greueln eines Bürgerkriegs dürfte, sondern auch bereit sei, ihn selbst gäleidweise zu zerreißen, wenn es ihm nicht gelänge, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dann aber giebt er ihnen das schöne Zeugniß: „Ich habe sie im Allgemeinen sanft gesunden und sehr willig, vernünftigen Be-

fehlen zu gehorchen, in manchen Fällen nur zu bereit, auf ihre Rechte zu verzichten. Hast nie bemerkte ich an ihnen den Wunsch, sich an ihren Herren zu rächen. In Beziehung auf Rothheit und Unmäßigkeit machen die Neger, wo sie nicht von unsren Soldaten schlechte Gewohnheiten angenommen haben, eine auffallende Ausnahme von der menschlichen Familie; doch," fügt er mit bitterem Spott hinzu, „glaube ich, daß wenn man an geeigneten Plätzen tüchtige Brantweinschenken errichten wollte, die Schwarzen schnell lernen würden, sich dem Trunke zu ergeben, und in dieser Hinsicht jeden Unterschied der Rassen zu verwischen.“

Dazu kommt noch ein allgemeiner Lerneifer und ein religiöses Gefühl, das bei Einzelnen sich zu lebendigem Glauben erhebt. Es mag methodistisches oder baptistisches Christenthum sein, uns genügt, daß es kein toter Glaube ist. „Francis,“ sagte einmal McKin zu einem Mann in weißen Haaren, der sich über sein ABC-Buch beugte, „warum lernst du denn lesen? Du sagst doch, es sei eine harte Arbeit; warum läßt du's nicht lieber sein?“ — „Mein Herr, ich möchte Gottes Wort lesen.“ — „Aber kannst du dich mit Gottes Wort denn nicht bekannt machen, ohne es aus einem Buche zu lernen?“ — „Ja Herr, ich weiß, daß es hier ist,“ — hier deutete er auf seine Brust — „aber ich muß es doch selbst lesen lernen.“ — Sonntags gehen Alle in die Kirche, oder vielmehr in die Sonntagschule, die in der Kirche gehalten wird. „In allen ihren Nöthen nehmen sie ihre Zuflucht zu Gott,“ sagt einer ihrer Lehrer.

Lehnlich lauten die Berichte über die freien Neger aus andern Gegenden des Ostens. In Columbia, Ost-Virginien und Nord-Carolina wird den farbigen Flüchtlingen das Zeugniß gegeben, sie seien mit wenigen Ausnahmen treu, wahrhaftig, geschickt, auch willig, für mäßigen, wenn nur bald bezahlten Lohn zu arbeiten; selten kommen unter diesen schweigsamen, harmlosen Leuten Streitigkeiten oder Klagen vor, und außer den in allen geordneten Gemeinden üblichen Unterstützungen der Alten und Gebrechlichen werben sie später keiner Handreichung mehr bedürfen. In Washington erhalten sie sogar jetzt schon ihre Armen selbst, ohne das Armenhaus in Anspruch zu nehmen.

Düstrere Bilder begegnen uns im Westen in den Thälern des Mississippi und seiner Nebenflüsse. Nur Kansas und Louisiana ma-

chen hier eine erfreuliche Ausnahme. In Kansas wurden nach kurzem Kampf mit den traditionellen Ansichten der sklavenhalbenden Ansiedler aus Missouri farbige Ackerleute und Mechaniker bald so gesucht, daß, wenn sie fünfzig- und hundertweise kamen, sie in unglaublich kurzer Zeit ihre eigene Heimath gründen konnten. Auch von dort erhalten sie das Zeugniß ruhiger, friedlicher, arbeitsamer, wissbegieriger Leute, die bereits eine Masse von Vorurtheilen abgelegt haben. In Lawrence waren sie schon mit dem Bau eines Schul- und eines Bethauses fertig, und mit neuen Bau-Unternehmungen beschäftigt, als der Guerillaführer Buantrell die aufblühende Stadt heimsuchte und 198 Unbewaffnete, d. h. alle Männer, deren er habhaft werden konnte, hinschlachtete. In Louisiana, wo von jeher in den Städten und in der Nähe derselben die Sklaven verhältnismäßig gut behandelt wurden, und wo die freie farbige Bevölkerung ihrem Bildungsgrade nach vielleicht am höchsten steht, ist auch jetzt ihre Lage nicht unbefriedigend. Viele Pflanzer haben sich den Anordnungen der Regierung gefügt, während die Generale Butler und Banks keine Mühe scheut, die Neger zu freier Arbeit auf denselben Plantagen anzuhalten, denen sie einst als Sklaven angehörten, und leerstehende Pflanzungen an freie Arbeiter zu verpachten.

Am schlimmsten gieng es den Farbigen in dem weiten Gebiet zwischen Kansas und Louisiana. Es besteht nämlich ein tiefgehender Unterschied zwischen den Gefühlen des Nord-Ostens und des Nord-Westens in Beziehung auf Sklaverei. Beide erklären sich gleich entschieden gegen dieselbe: im Nord-Osten aber herrscht die Erkenntniß vor, daß die Sklaverei etwas Unstiftliches sei und der Neger gehoben werden müsse; im Nord-Westen dagegen verwirft man die Sklaverei darum, weil man freie einfache Arbeit vorzieht, im Uebrigen stößt man den Farbigen möglichst gern bei Seite. So war denn zwischen Kansas und Louisiana — auf der Heerstraße der nordwestlichen Armee, deren Mut und Ausdauer sonst gewiß alle Anerkennung verdient, — das Los der farbigen Flüchtlinge seit dem Frühling 1863 ein höchst beklagenswerthes, ihre Behandlung roh und lieblos. Tausende von ihnen wurden in die Armee gesteckt und rücksichtslos behandelt. In Memphis allein hat ein Kaplan in den Monaten Februar, März und April ihrer nicht weniger als 1200 begraben, d. h. zu zehn und zwanzig haufenweise in großen Gruben ohne Sarg, ja fast ohne eine Decke für die Blöße verscharrt. Waren Neger zu frank zum Gehen,

so wurden sie beim Ausbruch des Lagers hilflos zurückgelassen, oft vierzig auf einem Marsch.

Der Mann, welcher verusen war, diesem traurigen Zustand allmählig ein Ende zu machen, ist General E. Thomas, ein Offizier aus dem Sklaven-Staate Delaware. Lange hatte er im Verdacht gestanden, im Stillen der Sache des Südens zugethan zu sein; niemand aber hat derselben einen empfindlicheren Schlag versetzt als gerade er, indem er in großartigem Maßstab die Neger des Westens zum Militärdienst herbeizog. Er that dies im Auftrage der Regierung, welcher zuerst durch einen Bürger von St. Louis der Gedanke nahe gelegt wurde, die waffenfähigen Neger in die Armee einzureihen, und die Frauen und Kinder zur Arbeit für ihren eigenen Unterhalt anzuhalten. Als Thomas im April 1863 in Kairo anlangte, fand er die unglücklichen Flüchtlinge in bejammernswürdiger Lage. Nicht weniger als 2500 waren im Fort den Pocken, Masern und Lungenkrankheiten erlegen, und noch starben sie dahin wie Fliegen. Offiziere und Gemeine mißbrauchten sie gleichermassen und überluden sie ohne Lohn mit Arbeiten aller Art. Der einzige Lichtpunkt in diesem düsteren Bilde war eine kleine, wenig besuchte Schule, die einige Quäker eröffnet hatten. General Thomas rief die Soldaten zur Parade. Er sagte ihnen, die Neger seien nun lange genug herumgestoßen worden, sie müssen hinsort gütig behandelt, genährt, gekleidet, bewaffnet und ermutigt werden, in den Dienst der Union einzutreten. Wer sich dieser Anordnung widerseze, und wenn es auch ein General wäre, werde sogleich seine Entlassung erhalten. Die Kriegstüchtigen sollen in Regimenter unter weißen Offizieren eingetheilt werden. Zu diesen Offizieren werde er die besten Männer wählen, deren Herz bei der Sache sei, und müßte er sie vom Obersten abwärts in den Reihen der Gemeinen suchen.

Die Wirkung dieser Ansprache war erstaunlich. Alle, in deren Herzen noch edlere Gefühle schlummerten, schaarten sich freudig um einen solchen Führer. General Thomas fand ohne große Schwierigkeit die tauglichen Offiziere für zwanzig farbige Regimenter, die er das Mississippithal hinab organisierte. Zugleich nahm er im Namen der Regierung Besitz von den verlassenen Pflanzungen längs des Flusses und gründete auf einer derselben eine Kolonie für die Versorgung der Alten und Gebrechlichen, sowie der Frauen und Kinder. Andere verpachtete er an weiße Farmer, deren Benehmen gegen ihre

farbigen Arbeiter unter obrigkeitliche Kontrole gestellt wurde; noch andere wurden den Negern selbst angewiesen. Und schon liegt der Bericht vor, daß die von farbigen Pächtern gelieferte Baumwolle der Qualität nach die der Weißen übertrifft, daß aber auch diese Letzteren bei dem System der freien Arbeit mehr Gewinn haben, als bei dem der gezwungenen.

General Thomas wurde nicht allein gelassen bei diesem schönen Werk. General Grant stand ihm treulich zur Seite. Was er für das Wohl der Schwarzen thun konnte, that er freudig und mit edler Freigebigkeit. Ein völliger Umschwung in der Behandlung der Neger tritt jetzt auch im Westen ein. Verschiedene südliche Lokal-Gesellschaften nehmen sich ihrer Bedürfnisse an, bitten aber ihre älteren Schwestern im Norden dringend um Hilfe; denn in Nashville allein könnte man 2000 Dollar brauchen zur Erziehung von 1200—1800 begabten lernbegierigen Kindern von zwölf Jahren an und darunter, meist gemischter Abkunft. Das Arbeitsfeld ist ungeheuer. Lagerten doch im November 1863 noch 35,000 Schwarze, aus denen man schon die Kriegstüchtigen, wohl 15,000 Männer, ausgelesen hatte, zwischen Helena und Natchez in alten Zelten, von der Regierung nur mit schwachen Nationen und abgängigen Militär-Kleidungsstücken versorgt! Sie waren beim Herannahen der feindlichen Armee von ihren Herren, denen sie nicht in den Süden folgen wollten, zurückgelassen worden, konnten jetzt aber in den von den Truppen ausgesogenen Gegenden keine Nahrungsmittel finden und waren lange dem äußersten Elend im harten Winter preisgegeben. Dennoch mehrte sich ihre Zahl beständig. Manche Sklaven flüchteten sich, von Hunden und Menschen verfolgt, in die Reihen der Unionisten und suchten ihre Brüder hinter denselben auf. Allmählig wird auch ihnen wirksame Hilfe zu Theil.

Viel trug außer den menschenfreundlichen Bemühungen des General Thomas und Anderer zu den veränderten Ansichten des Westens über die Neger gewiß die Tapferkeit bei, durch die sie sich im Militärdienst bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei dem furchtbaren Sturm auf Port Hudson (27. Mai 1863) auszeichneten. Vor solchen Thatsachen müssen allmählig auch die hartnäckigsten Vorurtheile verstummen. General Butler marschierte neulich mit vier Regimentern

Infanterie, zur Hälfte Weissen, zur Hälfte Schwarzen. Sie hatten zwei bis drei starke Lagemärsche zu bestehen, in kalter Witterung. Als die Namen verlesen wurden, fehlte fast die Hälfte der weißen Soldaten, von den Schwarzen keiner. — In der Schlacht stehen sie so fest und ruhig wie die Weissen, denen sie es jedoch im tollen Ansturm nicht gleich thun. Die Führer aber können ihre Haltung unter dem heftigsten Feuer nicht genug rühmen. Eine von achtzig Mann bediente Batterie hat bei Olustee in Florida innerhalb zwanzig Minuten 44 Mann und 40 Pferde verloren, während alle Offiziere verwundet wurden. Im Lager dagegen sitzen sie über ihren ABC- und Lesebüchern, und das Verlangen nach Unterricht ist bei allen Negerregimentern in raschem Steigen begriffen. Die Offiziere lassen sich willig finden, ihre Leute lesen zu lehren, wodurch sich zwischen den weißen Obern und ihren schwarzen Untergebenen ein neues Band flicht. — Schon der tägliche Umgang mit Schwarzen erfordert selbstverständlich eine gewisse Freiheit von Vorurtheil, wozu noch der Umstand kommt, daß die Konsöderirten den Offizieren der Negerregimenter den bittersten Haß geschworen haben; daher von Anfang an kaum andere, als der Sache der Neger herzlich zugethane Männer, Offiziersstellen in schwarzen Regimentern annahmen. Nun aber lassen sich's auch die Behörden angelegen sein, keinen als Offizier anzustellen, welcher trinkt oder flucht; die meisten sind entschieden religiös gesinnte Männer, von deren Einfluß auf die Gemeinen das Beste zu hoffen ist. Es wäre Thorheit zu meinen, der Norden habe nun den Neger auf einmal lieb gewonnen; im Gegentheil, er denkt ihn auch bei dieser Gelegenheit nur auszubeuten. Nachdem einmal die Abschaffung der Sklaverei als das Ziel des Kampfes in's Auge gesetzt ist, verlangt er mit Recht, daß die, welche am meisten dabei zu gewinnen haben, auch dafür bluten; und überdies erleichtert jeder Neger, der im Kampfe fällt, den Überlebenden die endliche Lösung der Frage, indem er die Zahl der Schwarzen vermindert. Aber darum geht die Sache doch ihren sichern Gang, und diejenigen Neger, welche die Waffen führen gelernt haben, werden selbstverständlich freie Bürger, die sich wohl eine allmäßliche Gleichstellung mit den Weissen gefallen lassen mögen, aber nimmermehr sich wieder in Knechtschaft werden zurückdrängen lassen.

Mit der militärischen Organisation der kriegstüchtigen Schwarzen geht die Kolonisation der andern zu ausgedehntem Feldbau Hand in Hand. Namentlich in Nord-Carolina schreitet man darin rüstig vor. Aus einer für die Familien eines farbigen Regiments auf der Insel Roanoke angelegten Niederlassung ergieng im Juni 1863 durch den Prediger H. James ein Aufruf, der uns so lebhaft in die frische Wirklichkeit versetzt, daß er wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden. Er bittet seine Landsleute um: „Bretter und Schindeln, eine Dampfmaschine, um das vorhandene Bauholz zu sägen und nach den ersten Monaten das eigene Korn zu mahlen, Kerbägen und Handsägen, Brechstangen, Schaufeln, Meisel, Spaten, Hauen, Axt, Hämmer und Nägel, zwei oder drei vollständige Handwerkszeuge für Zimmerleute, eine Auswahl von Gartensämereien, Vorlegeschlössern und Thürschlössern, Delsteinen und Schleißsteinen, Sensen, Wassergräben, Backöfen, Decken, Zinnstellern, Bechern, Löffeln, Tassen, Bestecken, Teilen und Raspelein, kurz Arbeitsgeräthe jeder Art. Alles das brauchen wir augenblicklich. Es fehlen uns auch Kleidungsstücke aller Art, namentlich für Frauen und Kinder, nebst Schuhen für große Füße; ABC- und erste Lesebücher, Elementar-Rechen- und Geographiebücher, Schiefertafeln und Griffel, überhaupt Schreibmaterialien.“

Diesem Aufruf war ein Circular des General Wild folgenden Inhalts beigefügt:

Newbern, Nord-Carolina, 23. Juni 1863.

„Wen es angeht! Bitte, übersendend Sie dem H. Horace James, Direktor der Neger-Anstaltungen in N. Carolina, alle hiezu dienlichen Hilfsmittel in möglichster Menge, denn das Unternehmen sieht noch einer ungeheuren Ausdehnung entgegen.

(gez.) Edward A. Wild, Brigade-General.“

So dürfen Männer sprechen, die selbst ihr Leben eingesetzt haben für das Werk, zu dem sie Unterstützung begehrten. Weht uns aus diesen Dokumenten nicht eine andere Lust an, als aus den dumpfen Sälen, in welchen Concerte, Gastmähler, Bazars und Lotterieen für wohlthätige Zwecke abgehalten werden?

Doch, möchten vielleicht Einige fragen, ist es nicht ein allzu gewagtes Unternehmen, Kolonieen gründen zu wollen, die vorzugsweise aus Alten und Gebrechlichen, Frauen und Kindern und Leuten bestehen, die noch zu jung sind zum Militärdienst? Gewiß wäre ihr

Erfolg gesicherter, wenn eine entsprechende Anzahl kräftiger Männer dabei betheiligt wäre. Indessen haben in den Sklavenstaaten die Frauen gelernt, gleich den Männern zu arbeiten. Und was auf der Roanoke-Insel versucht wird, ist im Grunde nichts anderes, als was auch auf den Niederlassungen Süd-Carolina's geschieht. Auch dort sind die kriegstüchtigen Männer bei der Armee oder im Dienste des Quartiermeisters, auch dort sah man im Frühling 1863 nur Frauen, Knaben und Mädelchen mit ihren schweren Hauen den Boden bearbeiten. Ihr Fleiß soll sogar ausdauernder sein, als der der Männer; aus den Arbeiterbüchern geht wenigstens hervor, daß ihr Verdienst derselbe ist. Die Neger selbst wollen dies freilich nicht zugeben. „Nach Allem, Herr,“ sagte einer von ihnen mit der alten Verachtung für das schwächerer Geschlecht, „ist ein Nichtsnutz von Mann immer so viel werth, als zwei fleißige Weiber.“

Wer wollte es den farbigen Frauen Amerika's nicht gönnen, wenn sie einst gleich ihren weißen Schwestern daselbst von allen Feldarbeiten ruhen dürften? Lassen wir sie indeß getrost im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen, so lange sie mit der Schaufel in der Hand so gut zu ihrer und ihrer Kinder Befreiung mithelfen können, als die in den Waffen stehenden Männer. Unsere deutschen Bauernweiber, so sehr sie der Amerikaner beklagen mag, sind durch ihre angestrengte Arbeit gewiß für die wahre Freiheit nicht weniger empfänglich geworden, als ihre zärtlicheren, mehr auf den Händen getragenen Schwestern in Amerika.

Mit den Erfolgen von Port-Royal vor unsern Augen dürfen wir nach keinen weiteren Beweisen dafür fragen, daß die Sklaverei vom staatsökonomischen Standpunkte aus betrachtet eben so unnöthig, als von dem des Christenthums aus verwerflich ist. Es kann hinfest kein Zweifel mehr darüber walten, daß auch die elendesten Sklaven der Freiheit fähig sind, und im Süden so gut wie im Norden die Erde dem redblichen Fleiß ihre Früchte trägt. Es sind keine kostspieligen Anstalten zur Rückkehr der Neger nach Afrika oder zu ihrer Verpflanzung nach Centralamerika nöthig; sie Alle begehrn nichts Anderes, als unter einer wohlwollenden Staatsaufsicht als freie Arbeiter da leben zu dürfen, wo sie geboren sind. Daß das System der freien Arbeit noch keine allgemeinere Anwendung gefunden hat,

ist einerseits den unvermeidlichen Verheerungen des Kriegs zuzuschreiben, andererseits aber auch den grausamen Aussäßen der Konföderirten, deren Etliche vor nicht gar langer Zeit von einer blühenden Farm im östlichen Virginien gegen hundert freier farbiger Arbeiter fortschleppten, um sie hinzuschlachten oder wieder zu Sklaven zu machen. Die sociale Wiedergeburt Amerika's schreitet aber dennoch fort, und am Ende so schnell, als man vernünftiger Weise hoffen konnte.

Um dieses Ziel zu erreichen, dazu müssen auch die rohen Elemente dienen, welche sich allerdings in den Heeren zusammenfinden; aber auch die edelsten Kräfte des Nordens werden dazu aufgeboten. Trösten wir uns über die gräßlichen Vorfälle des Kriegs durch einen Blick auf jene freiwilligen Friedensboten, die nicht warteten, bis der Neger zu ihnen floh, sondern ihm in die Fiebergegenden der südlichen Küstenstriche und Inseln entgegeneilten, um gleich hinter den Fersen der Feinde mit aufopfernder Liebe das Werk seiner Erziehung und Heranbildung zu beginnen. In Green Heights ist ein eigenes Städtchen angelegt worden, darin an 3000 Menschen Wohnung, Beschäftigung und Unterhalt finden. In aller Eile wird daran gearbeitet, die Schwarzen möglichst bald dahin zu bringen, daß sie für sich selbst sorgen können; auch werden zu diesem Zweck neben dem Landbau alle Handwerke gelehrt. Je mehr neue Ankömmlinge aus dem Süden zusammenkommen, desto mehr Herzen werden im Norden willig gemacht, ihnen mit Unterricht, mit Rath und That zu dienen, und auch gefährlichen Dertlichkeiten sich nicht zu entziehen, vielmehr solche als Ehrenposten zu suchen. Manche edlen Kräfte haben sich schon im Dienste dieser heiligen Sache ausgezehrt, tief betrauert von denen, für die sie wirkten. Gleichwie aber eine Sünde die andere gebiert, so ist auch selbstverläugnende Liebe ein Saatkorn, das nicht allein bleibt, wenn es erstirbt. Die Braut eines der frühe Vollendeten suchte nach seinem Tode sein verlassenes Arbeitsfeld auf, und lehrt nun die Kinder, die er zuerst gelehrt, und deren Eltern er zur wahren Freiheit angeleitet hatte.

Es ist ein ungeheurer Kampf, der sich hier vor uns entfaltet, aber das Ende desselben ist kaum mehr zweifelhaft. Die Sklaverei liegt in den letzten Zügen; der Süden hat's gethan, indem er den verfassungsmäßigen Weg verlassen und zu den Waffen gegriffen hat. Noch bleibt eine Menge von Fragen ungelöst. Viele Neger mögen zunächst aus dem Regen in die Traufe kommen. Für den Gebrauch

der Freiheit nicht erzogen, wissen sie zuerst kaum, was sie mit ihr machen sollen. Lincoln scheint zu wünschen, daß die bisherigen Sklaven zunächst an die Scholle gebunden und als eine Art Leibeigener durch eine längere Lehrzeit zu Freien herangebildet werden. Die Radikalen aber, welche Fremont zum Präsidenten wählen möchten, bestehen darauf, den unterjochten Süden auf einer neuen Grundlage herzustellen, indem das eroberte Land geradezu neu verheilt, jede große Pflanzung in kleine Farmen zerstückelt und den Negern nicht nur deren Erwerb erleichtert, sondern auch jetzt schon das Stimmrecht zuerkannt werden soll, damit keine neue Aristokratie von Pflanzern erstehe. Merkwürdiger Weise schließen sich nun die überwundenen Demokraten lieber dieser Richtung an, nur damit Lincoln nicht wiedererwählt werde.

Aber mit den Parteiumtrieben und Wahlkämpfen dieses Jahrs haben wir es nicht zu thun. Sie ruhen in Gottes Hand. Uns ist es zum Danke, soviel gelernt zu haben, daß den Negern in Amerika eine Aussicht eröffnet ist, freie Menschen zu werden. Sie haben nirgends die Weissagung erfüllt, mit der man beständig drohte, daß sie, wenn freigelassen, wie auf Hayti sich werden in tollem Wüthen gegen die Weißen überbieten und dann die Hände in den Schoß legen. Aber auch die andere Weissagung hat fehlgeschossen: sie werden, wenn sich ihnen die Thüre zur Freiheit öffne, aus hündischer Unabhängigkeit an ihre Herren nicht frei werden wollen. Im Gegentheil, sie machen es so ziemlich wie andere Menschen, nehmen die Freiheit an, wo sie ihnen geboten wird, wissen sie nicht alsbald aufs beste zu gebrauchen, lernen's aber unter allerhand Mißgriffen. Und was es nun auch sei, das soweit brauchbare Arbeiter aus ihnen gemacht hat, ob das unvollkommene Christenthum, das ihnen gepredigt wurde, oder die lange Heranziehung zur Arbeit, die wachsende Vertrautheit mit europäischen Anschaunungen, die weit gehende Vermischung mit weißem Blute (wie denn — allem Gerede von Rassenekel zum Trotz — fast der vierte Theil der Schwarzen aus Mischlingen besteht, und weiße Neger gar keine Seltenheit sind): entschieden ist's, sie können treue und tüchtige Mitbürger der Weißen werden. Die Reorganisation der Sklavenstaaten scheint überaus rasche Fortschritte zu machen. Noch ist überall Zersetzung und Neubildung; aber bei jungen Freistaaten genügen wenige Jahre, die Neugestaltung in Gang zu bringen, und in einem Menschenalter wird der Neisende aus dem Osten Mühe haben, die Spuren der einstigen Sklaverei zu erkennen.

Wir schreiben das ohne zu verkennen, daß der Krieg noch unbeendigt ist und immer noch viele Wechselseitigkeiten möglich sind. Fern liegt uns der Gedanke, über den fast ruinirten Süden zu triumphiren; der Norden hat ebenso wenig Grund dazu. Wie viele Hunderttausende, ja vielleicht Millionen Weiher sind dieser Sache zum Opfer gefallen! Bereits ist wohl für jeden wirklich emancipirten Neger sein Gewicht in Silber bezahlt. Aber schauen wir lieber in die Vergangenheit; predigen uns nicht diese Opfer in verständlicher Sprache, daß ein Vächer für die Seelen der Armen und Geringen aufgestanden ist, vor dem ihr Blut thener geachtet ist? Haben nicht die Nordamerikaner ihr Land gar zu wohlfeil gekauft, und wird jetzt Nachfrage gehalten nach dem Blut der rothen Indianer, die sie mit Gewalt und List daraus verdrängt haben? Ist nicht vielleicht das Land mit unbezahltem Schweiß bebaut, mit ungezählten Thränen benetzt worden, und wird für die lange ergiebige Arbeit der Schwarzen jetzt der Lohn nachgefordert? Sollten sich die Christen in Amerika nicht Glück wünschen, daß durch „die Macht der Umstände“, wie man es heißt, die alte Schuld gefühnt und die Schmach, das Land der Freien und der Sklaven heißen zu müssen, von ihnen genommen wird? Wer sollte nicht in diesem Gerichte Gottes strafende und rettende Hand erkennen? Wie müssen nun Nord und Süd gemeinschaftlich beklagen, daß sie nicht früher in Buße und Glauben die Hand an das schwierige Werk legten und dasselbe in Frieden und Geduld austrugen.

Und wie steht es wohl mit jener Summa: Ham ist zum Knecht bestimmt? Das Wort steht nicht in der Bibel; und deutet man es auch mit Recht ins Alte Testament hinein, so beweist eine ganze Zeugenreihe, vom kananäischen Weiblein an bis auf die Jünger in Tyrus und Karthago, daß es im Neuen nicht einmal von Kanaan mehr gilt. Wir halten für möglich, daß der Herr sich jetzt aufmacht, die alten Bande Hams zu lösen, und freuen uns, daß die Befreiung der amerikanischen Neger auch auf die Zukunft Afrika's ein neues Licht wirft. So mußte denn selbst der Sklavenhandel mit allen seinen Greueln dem Rath Gottes zu unserer Seligkeit dienen; die lange Knechtschaft sollte zur Freiheit erziehen, und die Freiheit wird zur rechten Zeit ihre Früchte reisen. Freilich nicht bei Allen, aber bei den Auserwählten, um deren willen ja im Grunde Alles geschieht.

Jamaika einst und jetzt.

Wir haben im Februarheft dieses Jahres (S. 99 ff.) angefangen, einige Sätze aus den früheren und gegenwärtigen Zuständen der großen und herrlichen Insel Jamaika zu geben. Die Berichte des schottischen Presbyterianers Waddell, welcher lange Zeit dort als Missionar gearbeitet hat, boten uns das lehrreiche Material dazu. Er selbst schilberte uns den „Ersten Eindruck“ (S. 100), den er bei der Ankunft auf der Insel erhielt. Wir lernten die jammervolle Lage der Sklaven und die häufigen Sklaven-Aufstände kennen. Dazu kamen die wiederholten furchtbaren Erdbeben und Orkane, die dem herrlichen Eiland den Untergang drohten. Hören wir nun noch einige Sätze, welche Waddell uns von Land und Leuten giebt. Er schreibt:

„Der Hauptreichthum der Insel bestand in dem Zucker, welchem die damaligen Zollgesetze einen bedeutenden Schutz zusicherten. Eine gutgehaltene Zuckerpflanzung gewährte wirklich einen schönen Anblick. Besonders lieblich und üppig sieht das Zuckerrohr aus, wenn gekrönt von seiner pfeilförmigen, lilafarbigen Blüthe. Daneben die reichen, grünen Weiden von mächtigen Bäumen beschattet. Dann die weißen Wohnhäuser, an welche sich die Wohnungen des Aufseher's, Buchhalter's, Schreiner's und Maurer's anreihen; dazu die Mühle, das Siedhaus, das Kühlhaus, die Brennerei, die verschiedenen Werkstätten und die geräumige Tenne. Zur Seite das Spital und Treibhaus. Etwas erhöht steht das große Haus des Besitzers; nicht weit davon unter Orangen oder Mangobäumen versteckt das Sklavendorf. Leider aber war es auf diesen Pflanzungen in sittlicher Beziehung über alle Maßen schlecht bestellt. Die Eigentümer wohnten gewöhnlich in England; statt ihrer spielten die Agenten oder Advokaten die Hauptrolle, welche meistens mehrere Pflanzungen zu überwachen hatten und dem Aufseher einer jeden die Sorge für dieselbe überließen. Vom Advokaten herab bis zum Maurergesellen waren alle unverheirathet und hatte doch jeder seine Familie. Viele Pflanzer hatten, seit sie Europa verlassen, keine weiße Frau mehr gesehen; überhaupt sah man damals selten eine verheirathete Frau auf Jamaika. Begegnete ein Herr einer solchen, so wußte er kaum wie sich zu benehmen.“

Mehrere Pflanzer gestanden mir ein, daß sie anfänglich einen rechten Ekel an dem unsittlichen Leben und Treiben gehabt hätten, sie seien aber verspottet und veracht worden, bis sie endlich mitmachten und zulegt die Landesfitten für nothwendig hielten. Andern gelang das nicht, sie wollten ihre Gewissensbisse im Brantwein erfäusen und starben in Verzweiflung. Darüber sagten dann die Neger: 'Der Buckra (Weisse) stirbt hart, sehr hart, seit das Evangelium gekommen.'

„Zur Erntezeit giengs auf den Pflanzungen lebhaft zu; denn der Verarbeitungsprozeß dauerte vier bis fünf Monate lang an einem Stück fort, selbst an den Sonntagen gab es nur einige Stunden Unterbrechung, um die Kessel zu scheuern. Im Anfang dieser Zeit schienen die Leute von dem süßen Saft des Rohrs zu gedeihen; aber bald sahen sie elend und frank aus, erschöpft vom Übermaß der Arbeit und Mangel an rechter Nahrung. Mit der Morgendämmerung mußten sie aufs Feld, aufgeschreckt aus ihrem Schlaf durch das Knallen der Peitsche des Aufseher's; den ganzen Tag lang bis es dunkelte dauerte die harte Arbeit, nur ein halbes Stündlein zum Frühstück auf dem Feld und anderthalb Stunden zum Mittagessen waren ihnen vergönnt. Außer der Tagesarbeit mußten sie die Hälfte jeder andern Nacht auf dem Mahlhof arbeiten. Alle Sklaven einer Pflanzung waren in vier Abtheilungen (Spells) eingereiht, von denen jede Nacht zwei sich ablösten, um ohne Unterbrechung Zucker zu machen. Diejenigen, an welchen die Nachtreihe war, giengen Abends gar nicht in ihre Hütten, sondern lagen alle, Männer und Weiber, bunt durcheinander auf der Dreschtenne, so lange sie schlafen durften. In der ruhigen Jahreshälfte hatten die Sklaven den Samstag frei, um ihr eignes Stück Feld zu bebauen, während der Sonntag auf der ganzen Insel Markttag war. Viele Pflanzer gaben ihren Sklaven jeden Samstag, außer der Erntezeit, frei, wogegen Andre ihnen nur die gesetzlichen 26 Samstage im Jahr gewährten.

„Die Landschaft auf Jamaika ist unbeschreiblich großartig. Überall findet sich Majestät und Lieblichkeit vereint. Durch die ganze Länge der Insel, 70 Stunden, erheben sich hohe, jähabfallende Berge, vom 8000' hohen Blauen Pfk auf der Ostseite, bis zum Delphin Haupt (3400') am Westende, überall reich bewaldet, mit ewigem Grün bedeckt. Auf der Nordseite senken sie sich allmählig gegen das Meer, während auf der Südseite weite Ebenen wohl 10—12 Stunden breit von gewaltigen Ausläufern umschlossen sich ausdehnen. Überall fallen

die Berge jäh und schroff ab in Schluchten und Thälern voll undurchdringlichen Dicke. Das bebaute Land mit seinen Thälern und Hügeln, seinen parkartigen Wäldchen und Pflanzungen ist malerisch reizend. Das wechselnde Spiel von Licht und Schatten, der blaue Himmel, die reine Lust, die reiche Farbenpracht der Pflanzenwelt, die dunkeln Palmenhaine mit den großen rauschenden Blättern — alles das erschüttet das Herz mit unsäglicher Lust und Bewunderung. Auch der Blick auf die See ist herrlich; morgens spiegelglatt, wie ein gläsernes tausendfarbiges Meer, aus dem die Sonne majestätisch herauftaucht; den Tag über kräuselt der Passatwind den blauen Spiegel mit weißem Schaum. Durch die etwa 100 Fuß entfernte Klippenreihe geschützt, vernimmt das friedliche grüne Ufer nichts von dem Rauschen und Leben der wilden Brandung, und da die Equatorialströmung das Karibische Meer mit stetem Hochwasser füllt, läßt keine Ebbe je Schlamm am Ufer zurück. Es ist eine Lust, in dem murmelnden reinen Wasser auf dem reinen Sande zu baden.

„Trotz all dieser Reize hat Jamaika lange für ein ungesundes Land gegolten, und noch als die Mission zuerst dort Fuß fasste, war es als das Grab des Europäers verschrien. Allein die vielen Todesfälle rührten doch meist von der ungeordneten Lebensweise her. Natürlich können manche Weise das tropische Klima nicht gut ertragen; aber sicherlich sind dort mehr Pflanzer, Soldaten und Matrosen durch Unmäßigkeit und Unterlassen der gewöhnlichsten Vorsicht weggerafft worden, als durch den Einfluß des Klima's. Seit etlichen Jahren aber haben sich die Gesundheitszustände auf Jamaika merkwürdig verbessert, und eine Lebensversicherung der dort Wohnenden gehört nicht mehr zu den Unmöglichkeiten. Und doch ist auf der Insel Alles noch im Übergang begriffen, und der Wohlstand eher ab- als zunehmend. Kingston mit seinem prächtigen Hafen vermittelt nicht mehr den ganzen westindischen Handel, der in neuerer Zeit sich immer mehr vertheilt. Es ist stille geworden auf seiner Seeseite. Statt 139,000 Tonnen Einfuhr, die man im Jahr 1826 zählte, hat Jamaika im Jahr 1857 nur 94000 Tonnen erhalten, und ungefähr ebensoviel ausgeführt. Die großen Warenhäuser stehen verödet da, die stattlichen Wohnungen verfallen. Ein großer Theil der 30,000 Einwohner ist verarmt. Die Straßen werden weder gepflastert, noch gereinigt, außer durch den unbezahlten Dienst der Geier; heute erstickt man fast im Staube, morgen wälzen sich Gießbäche durch die Gassen, welche in der Nacht

keine Lampe erleuchtet. An den Ecken wachsen Büsche, gleichsam Vorposten des nimmer müden Waldes, der sein früheres Gebiet wieder zu erobern sucht, wie er denn ringsum sein Haupt erhebt, während auf der Westseite zunehmende Moräste ein tödtliches Fieber aushauchen. Und doch hat diese Verarmung auch ihre gute Seite. Das Leben ist einfacher geworden, und die Sterblichkeit eben dadurch geringer, als in den Tagen des früheren Glanzes und schnellen Gelderwerbs."

2. Die englische Kirche.

Eigenhümlich waren die religiösen Zustände der Insel bestellt. Frühe schon war die englische Kirche dort von Staatswegen gepflanzt worden, aber erst im Jahr 1825 wurde Jamaika zum Bischöflich erhaben. Vor der Ankunft des Bischofs herrschte eine unglaubliche Unordnung in den meisten Pfarrreien. Unterlassungsfünden wurden kaum beachtet, vielen Predigern sagte man schändliche Dinge nach, leider mit großem Schein von Wahrheit. Trew war vielleicht der erste Geistliche, der sich im Unterrichten der Sklaven versuchte und sich durch Treue und Eifer auszeichnete. Vier oder fünf weitere eifige Pfarrer folgten seinem Beispiel. Nach und nach sammelten sie Gemeinden, die sich lieblich entwickelten. In den meisten andern Kirchspielen wurde kein Evangelium gepredigt; die Kirchen standen fast leer. Zwar waren die Geistlichen verpflichtet, auf den Wunsch der Plantagenbesitzer, ihre Sklaven zu tauften; sie gaben sich aber keine Mühe, dieselben vorher zu unterrichten. „Bei dieser Gelegenheit,” erzählt Waddell, „erhielten die betreffenden Sklaven einen halben Feiertag, kamen in reinen Kleidern vor ihres Herrn Haus, wo der Geistliche einem nach dem andern einen christlichen Namen gab und ihn mit einigen Tropfen Wassers besprengte. Ein Schwarzer sagte mir einmal: ‘Es war gerade, wie wenn man das Vieh zum Teich treibt;’ ein anderer: ‘Ich hörte da etwas von Gott murmeln und meinte, das sei wohl der Pfarrer im langen Rock.’ Wenn diese Taufe sonst nichts bewirkte, so glaubten doch manche der armen Neger sich hinfest gegen Zauberei geschützt!

„Der Name Kirchspiel darf den Leser nicht irre führen. Die ganze Insel ist in 22 Kirchspiele eingetheilt, die aber an Größe und Bedeutung manche deutsche Fürstenthümer noch übertreffen. Zwar hat jedes Kirchspiel seine Kirche und seinen Pfarrer, aber eben so auch

seine Hauptstadt, ja seinen Hafen und Zollamt, seinen Gerichtshof, sein Gefängniß und Buchthaus, wie es auch zwei Mitglieder zur Stände-kammer schickt. In jedem Kirchspiel besteht eine unbegahlte Regierung (Bank der Magistratsherren), welche Steuern für örtliche Zwecke, weltlicher und kirchlicher Art, erhebt und verausgabt; in jedem werden vierteljährliche Gerichtssitzungen gehalten, und ein Regiment Landwehr hält die Ordnung im Innern aufrecht."

Daß die englische Kirche, angefeuert durch die Fortschritte der Dissidenten sich später um die Bevölkerung Jamaika's sehr verdient gemacht hat, darf bei diesen Auslassungen über den Stand der Dinge vor der Emancipation nicht außer Auge gelassen werden. Doch war es weniger die hohe Geistlichkeit, welche diese Aufgabe zu lösen versuchte, als die Missionare der Kirchlichen Gesellschaft, welche Jahrelang in brüderlichem Einverständniß mit den Sendboten der übrigen Missionsgesellschaften für die sittliche Hebung der Schwarzen und Weißen gearbeitet haben. Hat dann auch ihre Gesellschaft sich von der Insel zurückgezogen, so blieben doch jene Missionare, jetzt zu Pfarrern befördert, ein Salz unter der übrigen Geistlichkeit. Hört man auch noch über Unthätigkeit oder über Formenknöchenschaft vieler anglikanischen Prediger klagen, so hat sich doch der sittliche und religiöse Zustand bei Hirten und Heerden bedeutend gebessert.

Einem baptistischen Berichterstatter (Underhill) wird man es nicht übel deuten, wenn er meint, der Bischof von Jamaika, dem die englische Regierung jährlich 3000 Pf. St. zahlt, dürfte dafür auch etwas arbeiten. Schon lange Jahre bezieht er diese Besoldung und wohnt — in England. Statt seiner regiert an Ort und Stelle der Bischof von Kingston, der wie auch die übrige Geistlichkeit von der Inselregierung bezahlt wird. Die Dissidenten finden es ungerecht, daß die ganze Bevölkerung der Insel zu dem Bestand einer Kirche beitragen muß, der höchstens $\frac{1}{5}$ der Einwohner angehört, — einer Kirche, welche sich wohl den äußern Glanz und Einfluß zu erhalten gewußt hat, aber die Schwarzen im Ganzen doch nicht an sich zu fesseln vermochte. Ein volles Siebentel der jährlichen Ausgaben Jamaika's (welche sich 1858 auf 191,320 Pf. beliefen) wird von diesen kirchlichen Bedürfnissen eines Fünftheils der Bevölkerung verschlungen (im Jahr 1858 über 25000 Pf.); während außerdem die britische Regierung den Bischof und zwei Archidiakone (jeden mit 600 Pf.) bezahlt, vermutlich um auf die Loyalität der Inselbevölkerung einen Einfluß auszuüben.

Da die große Mehrzahl der Einwohner von der Staatskirche keinen Gewinn hat, steht bei dem noch immer gedrückten finanziellen Zustand Jamaika's zu erwarten, daß, wie in andern Kolonien, das Band zwischen Staat und Kirche schnell oder langsam gelöst werde, gewiß nur zum Vortheil der Kirche selbst.

Ein besonderer Uebelstand in der Staatskirche auf kolonialem Gebiet ist wohl in der natürlichen Leichtigkeit zu suchen, womit sie kirchliche Funktionen an denen vollzieht, welche sie begehrten, ohne doch eine stetige Aussicht über dieselben zu üben. So ist da und dort der anglikanische Kaplan verpflichtet, alle Christen, die nicht ausdrücklich zu andern Gemeinschaften gehören wollen, kirchlich zu bedienen. Wo nun die verschiedenen Sектen bedeutende Thätigkeit entwickeln, folgt von selbst als Resultat, daß alle Laien und Gleichgültigen sich — im Notthall — zur anglikanischen Kirche rechnen. Sie mögen durchaus als Heiden leben, die Kirche und ihre Ordnungen verspotten und verfluchen; sterben sie aber, so muß der Kaplan sie ehrlich bestatten mit Gebeten, in welchen Gott gedankt wird, daß er „die Seele dieses Bruders zu sich genommen habe“, und daß er „geschieden sei in einer gewissen Hoffnung seliger Auferstehung“. Da kann es vorkommen, daß ein irändischer Soldat im Trunk stirbt; der katholische Priester, der ihn kannte, will ihn nicht beerdigen, kann auch nicht dazu gezwungen werden; der Kommandant des Regiments befiehlt aber dem anglikanischen Kaplan, über dem Todten, den er nie kannte, die üblichen Gebete zu lesen, und — er muß gehorchen. Dadurch wird leider die Staatskirche in weiten Kreisen herabgewürdigt; und es bedarf der größten Treue und Frömmigkeit, wenn der einzelne Prediger als Diener Christi und nicht blos als Bedienter oft unsittlicher Machthaber vor dem Volke dastehen soll.

In einem amtlichen Bericht über Jamaika ist zu lesen: „Die große Anzahl unehelicher Kinder, welche allwochentlich in die anglikanischen Kirchen zur Taufe gebracht werden, zeigt, wie leider die christliche Ehe noch schmälich darniederliegt und eine große Masse noch immer in offener Hurerei dahinlebt. Wie allgemein diese Sünde auf der Insel herrschen muß, läßt sich nur annäherungsweise ahnen.“ Der baptistische Deputirte Underhill findet es nun sehr bedauerlich, daß die anglikanische Geistlichkeit nicht angelegentlicher diesem Uebel gegenarbeite. Könnte sie nicht, meint er, schon damit etwas bewirken, daß sie den unehelichen Kindern die Taufe versagte? Alle übrigen

Kirchengemeinschaften befolgen diesen Grundsatz auch die Herrnhuter?], ausgenommen die Katholiken, welche durch ihre Ansicht von der Sakramentalgnade sich notwendig bewogen finden, unter allen Umständen die Taufe zu vollziehen. Die anglikanischen Geistlichen entschuldigen ihre Handlungsweise mit der Bemerkung: wenn sie die Tause unterließen, so würden die unehlichen Kinder alle katholisch getauft. Auch wird anerkannt, daß sie die Eltern solcher Kinder besuchen, ihnen ihre Sünde ernstlich vorhalten und die Pathen sorgfältig über ihre Pflichten unterrichten. Immerhin muß zugestanden werden, daß diese Nichtverweigerung der Taufe bei einem abergläubischen Volke, wie die ungebildeten Neger sind, viel dazu beträgt, das Konkubinat in einem entschuldbaren Lichte erscheinen zu lassen.*.) Während daher in den andern evangelischen Gemeinschaften über Heilighaltung der Ehe streng gewacht wird, gilt sie bei Katholiken und Anglikanern im Allgemeinen noch für entbehrlich. Ein Prediger der letztern gesteht, daß von 17 Kindern, die er in seiner Kirche tauft, sicherlich 15 unehlich geboren seien. Davon möge dann ein Bruchtheil solchen Paaren angehören, welche treu zusammenleben, ohne doch getraut zu sein; und wenn solche Verbindungen auch im Ganzen immer mehr für unzureichend gelten, lasse doch die öffentliche Meinung im Punkt ihrer Misbilligung noch viel zu wünschen übrig. Unzweifelhaft aber ist der bedentende Fortschritt, welchen in dieser Beziehung die Erweckung von 1860 bewirkt hat. Darüber freuen sich auch solche Anglikaner, welche der Erweckung um der damit verbundenen Aufregung willen nicht gerade hold sind.

Abgesehen aber von den besonderen Motiven, welche die anglikanische Kirche den Negern zum annehmlichen Nothbehelf machen, zeigt sich in der schwarzen Bevölkerung je mehr und mehr ein Zug

*) Wie wenig die Heiligkeit der Ehe auf der Insel anerkannt war, möge eine fast unglaubliche Thatsache zeigen, welche Maddell erzählt. Als ein Bischof ernannt worden war, bemühten sich die Stände der Insel, ihm freundlich entgegenzukommen und die Zweifel, welche in England gegen die christliche Gesinnung der Planzer laut wurden, thatsächlich zu widerlegen. Hatten sie schon früher befohlen, alle Sklaven müssen getauft werden, so beschlossen sie jetzt, dem Bischof eine Anzahl Katecheten frei zu geben, um ihm seine Arbeit zu erleichtern. In dem Geseze steht nun ausdrücklich: „Diese Katecheten müssen entweder verheirathete Männer sein oder doch mit achtungswerten farbigen Weibern leben.“ In dieser Gleichstellung des Konkubinats mit der Ehe fand die höchste Behörde der Insel nichts Unschickliches.

zu Geistlichen ihrer Rasse. Es ist einmal nicht zu läugnen, daß der Farbige in den Kirchen, wo die höhern Stände zusammenkommen, sich nicht recht wohl fühlt. Der Geistliche mag über das Farbenvorurtheil noch so erhaben sein, der Neger ist unter der Masse von weißen Gesichtern, hinter denen er so leicht die altvererbte Verachtung wittert, nicht in seinem Element. Auf die Reinheit und Veredeltheit der Kirchensprache legt er ohnehin keinen Werth; gelesene Predigten, wie sie in der Staatskirche eingeführt sind, lassen ihn kalt. Am liebsten hört er daher Männer seines Gleichen, wenn er es gleich nicht Wort haben will und die europäische Geistlichkeit gewaltig lobt, oder solche Missionare, welche seinen Bedürfnissen Rechnung tragen. Dies ist auch ein Grund, warum sich die englischen Kirchen keiner besondern Anhänglichkeit seitens der christlich angefaßten Neger erfreuen.

Die Nothwendigkeit des Zusammenstehens aller gläubigen Prediger war früh empfunden worden, und die Anglikaner haben sich, natürlich mit Ausnahme der Hochkirchlichen, auch dazu herbeigelassen. Schon zehn Jahre vor der Stiftung der evangelischen Allianz fanden die Geistlichen im westlichen Dritttheil der Insel (Grafschaft Cornwall), daß die Sache des Evangeliums nur durch freundliches Zusammenwirken aller Gemeinschaften gefördert werden könne, und stifteten daher (Sept. 1835) einen „Predigerverein für Cornwall“. Alle — Herrnhuter, Wesleyaner und Presbyterianer, ein Baptist, ein Judependent, und zwei Anglikaner — traten da zusammen und versprachen sich gegenseitig als Brüder und Mitknechte anzusehen, Mißverständnisse wegzuräumen, Kollisionen vorzubeugen und die Kirchenzucht und Ordnung jeder Partei zu ehren. Der edle Stainsby, Prediger des Kirchspiels Hannover, wurde zum Präsidenten gewählt, und hat seinem Namen durch treue Amtsführung ein gutes Andenken gesichert. Die Frage nachdenklicher Neger: warum es doch so viele Kirchenparteien gebe, da sie doch alle zu demselben Gott beten, dieselbe Bibel haben und dasselbe Evangelium predigen, verlor damit ihren Stachel. Man sah, wie leicht sich zusammenarbeiten lasse, wo noch so viel Land einzunehmen übrig blieb, und erfreute sich reicher Segnungen. Nur Schade, daß die demütige brüderliche Gestaltung, welche die Vorbereitung eines solchen Zusammenwirkens ausmacht, sich nicht von selbst auf die Nachfolger vererbt!

Missionsliteratur.

Leiden und Freuden Rheinischer Missionare von J. C. Wallmann,
Inspektor der Berliner Missionsgesellschaft. Zweite Auflage. Halle,
Verlag von Julius Fritze. 1862.

Die Rheinische Missionsgesellschaft, welche ihren Sitz in Barmen und daselbst ein stattliches Missionshaus, sowie eine Anstalt für Missionsskinder hat, arbeitet gegenwärtig auf vier großen Missionsgebieten. In Südafrika hat sie auf 20 Stationen 29 Missionare, wovon 22 verheirathet, 21 ordinirt, 1 Schullehrer, 4 Katecheten und 2 Kolonisten sind. Auf der Insel Borneo hatte sie, ehe durch den blutigen Aufstand der Muhamedaner im Jahr 1858 fast alle Missionsplätze zerstört wurden, 8 Stationen; gegenwärtig aber befinden sich dort nur noch 4 verheirathete Missionare, von denen 3 ordinirt sind. Da in Folge jener Ereignisse, bei welchen auch 5 rheinische Missionsgeschwister ihr Leben verloren, die dortige Mission ihrer Auflösung entgegen zu gehen schien, besetzte die Barmer Missionsgesellschaft, den Willen des Herrn folgend, ein neues Arbeitsgebiet auf der Insel Sumatra, wo nun bereits auf 5 Stationen 6 ordinirte Missionare, von denen 4 verheirathet sind, unter den Batta's mit reichen Hoffnungen zu wirken anfangen haben. Das vierte Gebiet, das die rheinischen Missionare schon seit einer Reihe von Jahren in Angriff genommen haben, ist China, und zwar die volkreiche Halbinsel, welche Hongkong gegenüber liegt, und wo auch die Basler Missionare, hart neben ihnen, ihre Stationen haben. Freilich ist diese chinesische Mission unserer Barmer-Freunde bis auf den heutigen Tag noch ebenso schwach besetzt, wie die der Basler, indem sie nur 2 Stationen mit 3 ordinirten Missionaren zählt.*)

Daß es auf so verschiedenartigen Missionsgebieten im Laufe von 33 Jahren nicht an „Leiden und Freuden“ der mannigfachsten Art fehlen konnte, ist nicht zu verwundern; bietet doch schon eine einzige Station, ja das Leben eines einzelnen Missionars, eine solche Fülle von fröhlichen und schmerzlichen Erfahrungen dar, daß ein genauer Kenner derselben des Erzählens nicht fett werden könnte. Die Inspektoren der Barmer Missionsanstalt haben uns von einem Jahr zum andern in der von ihnen herausgegebenen Monatsschrift, den „Berichten der rheinischen Missionsgesellschaft“, die Leiden und Freuden ihrer Missionare mitgetheilt, und namentlich verstand es Inspektor Wallmann, der eine Reihe von Jahren hindurch der Barmer Missionsanstalt vorstand, später

*.) Seitdem Obiges geschrieben wurde, sind mehrere der Barmer Missionare, die hier aufgezählt sind, in die ewige Ruhe gegangen, während andere neu ausgesandt wurden.

Direktor des Berliner Missionshauses wurde, seit ewiger Zeit aber in Folge schwerer Krankheit sich ganz zurückziehen mußte, jeweilen mit kunstgebüter Hand einzelne, in sich abgeschlossene Lebensbilder aus Südafrika, Borneo und China zu zeichnen, — Bilder, die in ihrem kleinen Rahmen auf eine treffende Weise das Ganze und Allgemeine zu veranschaulichen geeignet sind. Es war im Jahr 1856, daß Wallmann sich veranlaßt sah, eine Reihe der in den „rheinischen Missionsberichten“ zerstreut liegenden Bilder auszuwählen und in einem besonderen Bande unter dem obengenannten Titel herauszugeben. Wie gute Aufnahme das Buch allenthalben gefunden, zeigt der Umstand, daß es im Jahr 1862 der zweiten Ausgabe bedurfte, die vor uns liegt. Während die erste nur 30 Bilder uns vörührte, enthält die zweite nun 34. Es sind aber mehr als vier neue Abschnitte hinzugekommen, indem aus der ersten Auflage einzelne Abschnitte in Wegfall kamen, namentlich der sechszehnte, der von „Sauzhün, dem Friedensfürsten“ handelte, oder eigentlich von Hung-siu-tseuen, dem Oberhaupt der Taipings. Unter den neuen Aufsätzen heben wir besonders hervor die Untersuchungsreise der Missionare Hugo Hahn und Rath nach dem Ovambo-Lande, die unter dem Titel „Ovambofahrt“ eingerückt ist. Das Ganze wird durch das herzergreifende Bild von den „Blutzeugen auf Borneo“ abgeschlossen.

Ofschon dieses lehrreiche Buch zunächst nur von den rheinischen Missionaren und ihren Leiden und Freuden handelt, so ist doch kein Zweifel, daß dasselbe in mehr als einer Beziehung von großem allgemeinem Interesse ist; denn wir werden darin nicht blos in drei verschiedenen umfangreichen Missionsländern umhergeführt und mit Land und Leuten, mit ihrer Sitte und Religion bekannt gemacht, sondern lernen auch Missionserfahrungen kennen, die nicht der rheinischen Mission allein, sondern allen Missionen mehr oder weniger eigenthümlich sind. Die Darstellung ist überall leicht und angenehm, ohne Redeschmuck und überschwengliche Phrase; in der Gruppierung des Stoffes aber erkennt man fast bei jedem Abschnitt die künstlerische Gabe des Verfassers. Auf Einen Vorzug des Buches aber müssen wir noch besonders aufmerksam machen: es ist die ungeschminkte, prunklose, nichts färbende oder verschönernde Wahrhaftigkeit, mit welcher Erfreuliches und Unerfreuliches, Schlimmes und Gutes an den Missionaren und ihrem Werke hervorgestellt wird.

Es ist ein wahres Wort, das kürzlich ein alter und erfahrener Missionar Indiens öffentlich ausgesprochen hat: „Die Vorsteher und Leiter von Missionsgesellschaften, deren besondere Aufgabe es ist, das Interesse der christlichen Gemeinde für die Mission zu wecken und lebendig zu erhalten, fühlen wohl, daß sie mit dem Vertrauen der Gemeinde sehr zart und schonend umgehen müssen und es durch Hervorhebung entmuthigender Thatsachen nicht auf eine allzuschwere Probe setzen dürfen; deshalb halten sie mit dem Unerfreulichen in der Mission eher zurück und verbergen es vor den Augen der Leute, stellen dagegen in ihren

Missionsberichten alles Gute und Erwünschte, das nur irgendwie aufzufinden ist, recht stark in den Vordergrund. Sie kalkuliren dabei folgender Maassen: — die Sache der Mission hängt von dem Interesse ab, das die Christen in der Heimath daran nehmen; die Christen in der Heimath aber nehmen an dieser Sache nur darum so lebhaften Anteil, weil sie der Ansicht sind, die Mission sei von ausnehmendem Erfolg begleitet; würde man ihnen diesen Glauben nehmen, und kämen sie zu der Ueberzeugung, daß was bis jetzt ausgerichtet ist, im Verhältniß zu dem, was nicht geschehen ist, sehr wenig sei, so würden sie den Mut verlieren und der guten und heiligen Sache ihre Unterstützung künftig entziehen; folglich müssen wir die Erfolge der Mission möglichst in's Licht stellen, das Entmuthigende aber vor den Augen der Leute möglichst verbergen. In alle diesem aber müssen wir nur einen Mangel an Glauben erkennen. Das große Haupt der Kirche ist selbst der Herzog und Anführer in dem gewaltigen Kampf der Wahrheit mit der Finsterniß; die Sache der Mission ist Seine Sache; und wahrlich, wir haben nur auf Ihn zu schauen, und dürfen gewiß sein, daß, je offener und wahrer wir die Thatsachen in's Licht stellen, auch um so sicherer für die wahren Interessen der Mission gesorgt sei."

Wir glauben sagen zu dürfen, daß das vorliegende Buch in dem Sinn obiger Worte geschrieben ist, und deßhalb dürfen wir es mit gutem Vertrauen allen Freunden der Mission empfehlen.

Die preußische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 bis 1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehemaligem Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona“. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

Wenn wir das vorliegende, ebenso lehrreiche als anziehende Buch unter die „Missionsliteratur“ einreihen, so geschieht dies nicht durch eine Art von Schmuggel; denn obwohl die Reiseschilderungen, welche dasselbe enthält, naturgemäß weit über den unmittelbaren Kreis der Mission hinaus sich verbreiten und somit eine viel allgemeinere Tendenz haben, so bieten sie doch gerade den Freunden der Mission so viel Lehrreiches dar, daß wir dem Buche nur von Herzen eine möglichst weite Verbreitung unter Allen, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen liegt, wünschen können. — Der Verfasser spricht sich über den Zweck, den er bei der Veröffentlichung dieser Schrift im Auge hatte, in dem Vorwörth also aus: „Selten sind die Reisebeschreibungen, in welchen die religiös-sittlichen Zustände jener fernen heidnischen Kulturstaaten von einem hinreichend ernsten, christlichen Standpunkte aufgefaßt werden, und es tritt daher in ihnen trotz all' der wissenschaftlichen Ergebnisse, der feinen Beobachtungen und geistreichen Schilderungen, gerade diejenige Seite der Betrachtung sehr zurück, welche im Grunde

genommen die höchste Berechtigung hat. Bildet das heidnische Alterthum die negative Voraussetzung des Christenthums, so zeigt uns das heutige orientalische Heidenthum noch fortwährend, wie zur steten Warnung, die dem Christenthum gegenseitliche Menschheitsentwicklung. In ergreifendem Bilde wird uns darin die Civilisation vorgehalten, bis zu welcher der natürliche, sich selbst überlassene Menschengeist sich emporzuschwingen vermag, und mit schneidender Schärfe die Gränze der Kulturstufe vorgezeichnet, welche der natürliche Pantheismus und Materialismus in vieltausendjährigem Ringen nicht übersteigen konnte. Das hie und da in derselben Weise zum Bewußtsein zu bringen, wie es einem reisenden Prediger sich aufdrängt, hatte ich mit diesem Buche in Gedanken."

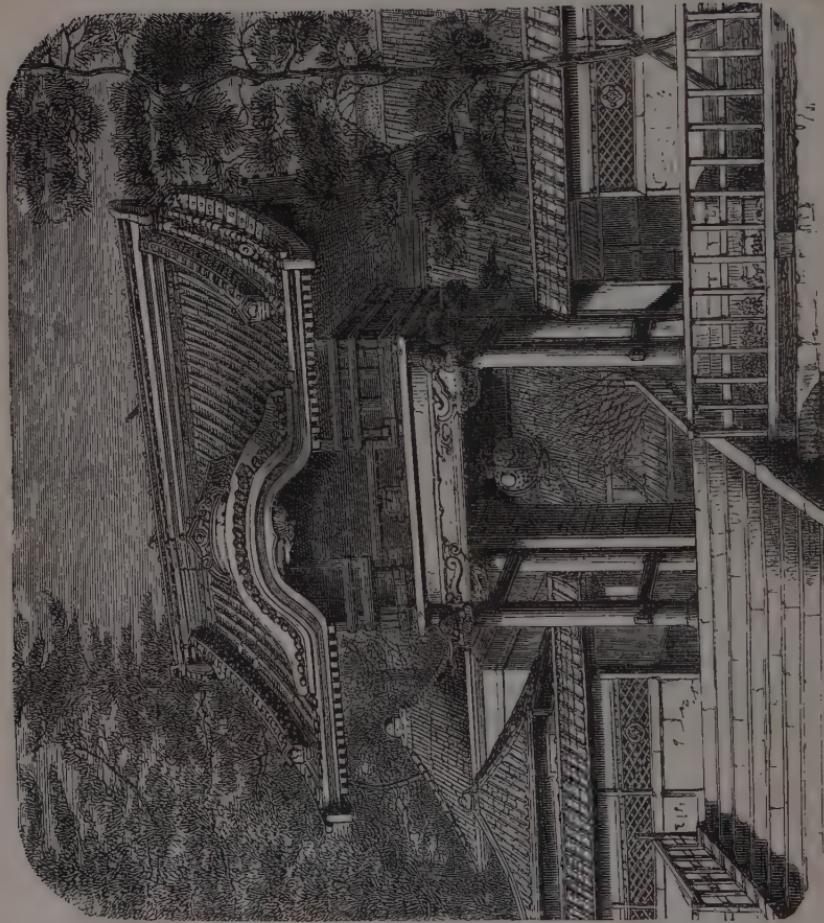
Nachdem die großen Seemächte des Abendlandes in der jüngsten Zeit ihrem immer weiter sich ausbreitenden Handel die Thore China's, Japans und Siams durch Handelsverträge erschlossen hatten, glaubte auch die preußische Regierung zu Gunsten des deutschen Handelswesens sich diejenigen Vergünstigungen im Osten verschaffen zu müssen, welche England, Frankreich und Nordamerika sich errungen hatten. Dies gab Veranlassung zu der preußischen Expedition nach Ostasien im Jahr 1859. Sie bestand aus vier Kriegsschiffen, und hatte den edlen Grafen Eulenburg, als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister für China, Japan und Siam, zum Chef. Als Schiffs prediger auf dem Flaggschiff *Arcona* begleitete der junge evangelische Prediger Kreyher diese Expedition. Wenn ihm nun durch diese seine Stellung eine ungewöhnlich reiche Gelegenheit zur Beobachtung der Zustände Ostasiens gegeben war, so hat er dieselbe auch mit treuem und nüchternem Ernst, sowie mit klarem und vorurtheilsfreiem Blicke zu benützen gewußt.

Schon seine Schilderungen von dem eigenthümlichen Leben auf der See und auf einem Kriegsschiff, von den furchtbaren Stürmen in der Nordsee, am Kap und in den chinesischen Gewässern, von dem Aufenthalt an der Küste Englands, von dem Besuch der Kanarischen Inseln und von den Zuständen Brasiliens, sind eben so anziehend als lehrreich. In Singapur hat sich vor ihm zuerst der Osten mit seiner tropischen Pracht und seiner ganzen wunderbaren Eigenthümlichkeit auf. Es ist diese kleine Insel mit ihrer jungen Niederlassung und ihrem belebten Freihafen ein Mikrokosmos von ganz Ostasien. Doch erst mit der Ankunft in Schanghai erreichte die Expedition ihr erstes Ziel, und da die diplomatischen Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hof sich ungewöhnlich in die Länge zogen, so fand der Verfasser Zeit und Gelegenheit genug, sich nicht nur im Allgemeinen mit den Zuständen des chinesischen Volks bekannt zu machen, sondern auch einen genauen und klaren Blick in die dortigen Missionsbestrebungen zu gewinnen. Vor Allem freuen wir uns der nüchternen, ernsten und milden Beurtheilung der Taiping-Revolution, wobei sich der Verf. ebenso von einer leidenschaftlichen und ungerechten Verdammung dieser seltsamen Bewegung, als von einer un-

gerechtfertigten Verdeckung der ihr anhaftenden Schäden ferne zu halten weiß. Besonders treffend sind die Bemerkungen, durch welche er den schädlichen Einfluß englischer und französischer Politik auf den Entwicklungsgang dieser Bewegung in's Licht stellt. Höchst anziehende Episoden bilden der Ausflug nach Peking, der Besuch der großen chinesischen Mauer und der Ausflug nach den deutschen Missionsstationen auf dem Festland gegenüber von Hongkong.

Das zweite Ziel der Expedition war Japan, wo die Schiffe abermals ein halbes Jahr hingehalten wurden. Auch hier verstand es der Verfasser, Land und Leute genau zu beobachten und kennen zu lernen, und was er über das niedere Volk wie über die Aristokratie, über das bürgerliche wie über das religiöse Leben der Japanesen erzählt, gehört zum Besten was das Buch enthält. — Endlich, nachdem die diplomatischen Unterhandlungen zu einem glücklichen Abschluß gekommen waren, hatte die Expedition noch eine leichte, freilich viel leichtere Aufgabe zu erfüllen: die Abschließung eines Handelsvertrags mit dem Königreich Siam. Es gehört dieser Theil der Reiseschilderungen zu dem Heitersten und Lebendigsten, was diese Schrift enthält. Die Großartigkeit, Fülle und Pracht von Land und Meer wird in ergreifenden Kontrast gestellt zu der Armseligkeit und inneren Leere des Buddhismus, zu welchem das Volk sich bekannt, und zu dem hohlen Scheingepränge, das der Hof der beiden Könige darbietet. Leider ist hier die Rücksicht auf die evangelischen Missionsversuche in Siam fast etwas zu kurz gekommen. — Die Heimkehr führte den Verfasser noch nach dem Kap der guten Hoffnung, wo ihm eine neue viel bewegte Welt entgegentrat, deren Eigenthümlichkeit er mit wenigen treffenden Bügeln zu schildern versteht.

Das schöne und interessante Buch, das wir von ganzem Herzen der Aufmerksamkeit aller Freunde des Reiches Gottes empfehlen, ist ein erfreuliches Denkmal deutscher Treue und Rüchternheit, und während ein heiterer und anmuthiger Styl das Ganze belebt, fehlt es bei allem gezeigten Ernst nicht an da und dort durchbrechendem Humor, und bei aller Konzentration auf das, was dem Reisenden am nächsten lag, nicht an Vielseitigkeit der Welt- und Lebensanschauung und an kräftigen Seitenhieben auf die Schäden unsrer heimischen Zustände.



Buddhistentempel in Ost-Asien.

Die Taungu-Mission.

1. Der Anfang.

In einer Reihe von Artikeln haben wir in früheren Heften die Gründung und das Wachsthum der Karenen-Mission darzustellen versucht. Wenn wir in den nachfolgenden Blättern noch ein einzelnes, besonders lehrreiches Stück derselben — die Taungu-Mission — zu zeichnen unternehmen, so geschieht es vornehmlich, um das ganze Bild zu vervollständigen und abzuschließen.

Gleichwie nemlich der erste britisch-barmanische Krieg (1824 bis 1826) der folgenreiche Anlaß wurde zu der politischen wie geistlichen Erlösung des unglücklichen Karenenvolkes, so eröffnete der zweite (1852) für die Evangelisirung dieser weit zerstreuten Nation ein neues großes Gebiet in dem alten Königreich Pegu, das nunmehr dem indobritischen Reiche einverleibt ward. Durch diese geöffneten Pforten brangen auch sofort die Boten des Friedens ein, und die Folge war, daß an die bisherigen Karenenstationen im Süden sich nun auch nördlich rasch Promé, Henthada, Schwägjin und die bedeutendste unter allen — Taungu — anschlossen. Hören wir, wie die letztere ihren Anfang nahm und das Herz der nördlichen Karenenmission wurde.

Dr. Mason, der seit 1831 in den Tenasserim-Provinzen thätig gewesen, mußte etwa ein Jahr nach der Annexion Pegu's um seiner geschwächten Gesundheit willen an eine Rückkehr in die Heimat denken. In Maulmein angekommen, wurde er jedoch durch die gerade dort anwesende, die barmanische Mission visitirende Deputation

der amerikanischen Baptistenmissionsgesellschaft, durch die Prediger Dr. Peck und Granger veranlaßt, zuvor noch die am Sitang gelegene alte Hauptstadt des eroberten Reiches, Taungu, zu besuchen und dort eine neue Station zu gründen. Er entsprach dem Auftrage. Am 28. September 1853 fuhren er und seine Gattin mit einem Nationalgehilfen und einer anderweitigen Reisebegleitung von dreizehn Mann auf zwei großen Booten von Maulmein ab, den reißenden breiten Salwén hinauf. Um Mittag machten sie unter einer weit-schattenden Akazie Halt. Dami gieng es auf dem Benlingflusse weiter zu dem Zaingyeik, dem 2—3000 Fuß hohen sogenannten Berg „des Fußes Gottes“. Am Abfall dieses Berges befindet sich die Stelle wohl der ältesten Stadt des Goldlandes, Thatung, von der jedoch nur noch die Wälle und Pagoden zu sehen sind. Da und dort trafen unsere Reisenden die Spuren des neulichen Krieges in verwüsteten Dörfern. Ihre Trauer hierüber ward zuweilen gemildert durch die Bitte um ein christliches Buch von Seiten einiger Barmanen, die vielleicht Jahre zuvor einen Traktat erhalten hatten und nun begierig waren, noch mehr von dem ewigen Gottes zu erfahren. Am dritten Tage passirten sie die Stelle der alten Stadt Benling, dem Wanderer nur durch eine vereinzelte Palmeira bemerklich, die inmitten einer weiten Verwüstung ihre majestätische Wipfelkrone emporhebt. Am Sonntag hielten sie Rast bei einer Art gothischen Tempel am Ufer des Flusses unter dem Schatten eines heiligen Feigenbaumes. Da saßen sie mit ihren Karenen- und Barmanenbibeln und ihrem Lieder-buche, und luden die Vorübergehenden ein, auf die Worte der himmlischen Weisheit zu hören. Manche kleine Gruppe ließ sich auch im Laufe des Tages herbei und hörte zum ersten Male von Christo, dem Heiland der Sünden.

Mit der Morgendämmerung setzten sie ihre Fahrt weiter. Nachdem sie sich einige Meilen zwischen hohen Ufern hindurchgedrängt, gelangten sie in einen großen See, der sich weiter dehnte, als das Auge trug, und dessen westliche Umgrenzung nur wenige Stunden von den Ufern des Sitang entfernt ist, in welchen er durch einen schmalen Abzug mündet. Auf diesem kamen sie zur Stadt Sitang. Hübsch gelegen, aber unbeträchtlich, war sie doch früher während sechs bis sieben Jahrhunderten Sitz eines Königes. Hier befanden sie sich denn bereits im breiten schönen Sitangthale, dessen wir im Januarheft (S. 8) als eines allmählig sich hebenden Stufenlandes gedacht,

und das durch seinen Alluvialboden eines der fruchtbarsten Hinterindiens ist. Ähnlich wie das Rheinthal vom Schwarzwald und den Vogesen, ist es in West und Ost von den Meridangesbirgen begrenzt. Aus breiter Niederung sich hebend wird es gegen Norden allmählig immer enger, romantischer, wilder. Mächtige Grasflächen von 8—12 Fuß hohem Wuchs, den Büffeln, Damhirschen, Tigern und anderem unheimlichem Wild zum Verstecke dienend, von einzelnen Bäumen überragt, bedecken das Land. „Der Strom und das Land, das wir durchzogen,“ schreibt sieben Jahre später Pastor Cross, „bieten, was die allgemeinen Unriffe betrifft, eine große Gleichartigkeit dar, machen aber im Ganzen den Eindruck großer Schönheit. Die kleineren Variationen sind so manchfaltig, daß sich das Auge nimmer müde sieht.“ Auch das Ohr wird hier in Sitang zur Fluthzeit eigenthümlich überrascht. Es vernimmt aus einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden ein donnerähnliches Rollen, dem Wasseraufschlag eines großartigen Dammbruches oder dem dröhnen Anprall der Meereswogen an der Felsenküste ähnlich. Es ist dieß das Brüllen der eigenthümlichen Springfluth des Sitang, welche die Engländer „Bore“ nennen. Der ganzen breiten, landeinwärts allmählig sich keilsförmig zuspitzenden Mündung dieses Flusses nämlich liegt eine riesige Sandbank vor, gleichsam ein mit leichter Wasserschicht bedeckter Naturwall, an dem zur Zeit der Fluth das steigende Meerwasser sich zu aufeinanderfolgenden hohen Wassersäulen staut, die in gewaltigen Wellenhügeln mit blitzartiger Schnelligkeit in das Mündungsgebiet des Flusses niederdonnern. Das Schiff oder Boot, das sich von dieser Sturmfluth überraschen läßt, wird mit seinem Inhalt einfach verschlungen. So verloren hier im letzten Kriege 2—300 Mann englischen Militärs ihr Leben.

Als Mason's den Sitang hinaufschiffsten, fanden sie das schöne Thal überall von Räubern verheert, die, vom Kriege begünstigt, Alles in ihrem Bereiche in Schrecken gehalten hatten. Doch erreichten sie am 10. Okt. sicher Schwägjin, das, abgesehen von seiner wunderhübschen Lage in der Ecke, den der Schwägjinsluß mit dem Sitang bildet, im Hintergrunde die malerischen Berge von 7000 Fuß Höhe, die Missionsgeschwister heimathlich anmuteten. Denn Missionar Harris und seine Gattin hatten hier bereits eine neue Missionsstation gegründet. Ihre Wohnung, die weite Ebene überschauend, erhebt sich auf dem hohen Ufer des Flusses. Auch sie mit ihren vier Kindern hatten einst Karenchristen in einem Boote hiehergebracht, wo sie

zunächst in einer geräumigen Hütte ein Unterkommen gesunden. Vor ihrer Ankunft war hier Christi Name nicht genannt, und nun schlügen schon Hunderte von Christenherzen, da und dort über die Hügel hin zerstreut. Denn auf eine halbe Stunde Entfernung von der Stadt beginnen zahlreiche Ansiedelungen der Karenen, und setzen sich nach kurzen Zwischenräumen nach Norden und Osten fort. In der That ein Ort großer Vorbedeutung für Mason's, die weiter nach Norden in das Herz des Karenenlandes vorzudringen im Begriffe waren. Aber wer hätte das schöne Schwägjin für einen Ort der Fieber gehalten? Und dennoch war es so. Von etwa 200 englischen Soldaten starben hier in vier Monaten 50 am Fieber. Auch die Gattin des Missionar Harris sank bald an derselben Krankheit in's Grab; man war zuletzt genötigt, die Mission von diesem gesegneten Posten nach Sitang zu verlegen.

Doch kehren wir zu unsern Reisenden zurück. Nach einer neunzehntägigen Fahrt erblickten sie am 21. Okt. die Mauern von Taungu, aus einem Palmenwalde auftauchend. Unfern vom 19° nördl. Breite, bis wohin sich jetzt das englische Territorium erstreckt, am westlichen Ufer des Sitang gelegen, der hier über 1000 Fuß breit und tief genug ist, um zu jeder Jahreszeit mit größeren Fahrzeugen befahren zu werden, behnt sich die Stadt, in einem Rechteck, vorherrschend von Osten nach Westen aus. Statt des alten Taungu (eigentlich Taung-gu „Bergvorsprung“), das im Jahr 1283 erbaut, Sitz eines Reiches zwischen Pegu und Awa geworden war, wurde 1510 in der Ebene das jetzige Taungu erbaut, für das nun freilich sein Name nicht mehr paßt. Von seiner hohen Mauer sind wohl die Thürme und Zinnen verschwunden, die Ringmauer, jetzt noch in gutem Stande, ist geblieben. Der innerhalb derselben aufgeschüttete Erdwall bildet zugleich, mancher alten abendländischen Stadt hierin ähnlich, einen schönen Spaziergang rings um die Stadt. Hier stellt sich dem Auge des Lustwandelnden die einige Meilen vom Flusse beginnende Kette der östlichen Berge in ihrer ganzen erhabenen Pracht dar, Hügel über Hügel amphitheatralisch sich thürmend, bis sie die wolkenumsäumte Höhe von 8—10,000 Fuß erreichen. Gegen Westen schweift der Blick über weite Flächen, bis ihm die fernen Berge von Prome ein Ziel setzen. So sind die Wasserscheiden des Irawady und Salwén zugleich die natürlichen Grenzen des Taungu-Landes. Bis um's Jahr 1612 von einem eigenen Fürsten regiert, welcher Awa tributär geworden

war, wurde dieser von einer aus Portugiesen und Arakanesen bestehenden Truppe gefangen genommen und nach Syriam gebracht, worauf sein Land dem Königreich Ava einverleibt und jeweilen von einem Glied der Königsfamilie unter dem Titel Fürst von Taungu regiert wurde, bis es im Jahr 1853 britische Provinz ward. Die Ebenen derselben sind von Barmauen, Schans, Zebaings und wenigen Ahyens bewohnt. Ihre Berge dagegen befinden sich in ausschließlichm Besitz der 15 bis 18 Karenenstämme*), die, soweit bis jetzt den Missionaren bekannt geworden, eine Bevölkerung von mehr als 260,000 Seelen umfassen. In der That, Taungu mußte sich vor Andern zu einem Missionssitz eignen.

Die Missionfamilie nahm denn auch ihre Wohnung in der Stadt. Bald sammelten sich um sie Besucher von verschiedenen Seiten her, die sie sehen und hören wollten. Frau Mason eröffnete alsbald eine kleine Schule. Am Ende der ersten Woche ihres Hierseins sandte sie einen dazu tauglichen Karenen mit dem unsern Lesern bekannten Traktat „Die Sagen der Altesten“ in die Berge, um ihn daselbst allen denen vorzulesen, die seinen Inhalt zu vernehmen geneigt wären. Und er war nicht vergeblich ausgesandt worden. Nach etwa drei Wochen erschien ein Häuptling vor der Veranda des Missionshauses mit einem Gefolge von vierzig Männern. Als er sich gesetzt, begann er sorgfältig einige Pisangblätter aufzurollen, durch Blick und Miene deutlich verrathend, daß sie in seinen Augen etwas Werthvolles enthielten. Blatt auf Blatt ward auf die Seite gelegt, bis zuletzt — was erschien? Unser kleiner Traktat, den er ehrerbietig Frau Mason überreichte, sie um Erklärung seines Inhaltes bittend. Mit Freuden wurde sein Wunsch gewährt und ihm zugleich das Wort des lebendigen Gottes gesagt. Mit staunender Verwunderung horchte er demselben in seiner Muttersprache, nahm die Karenenbibel, aus welcher Frau Mason ihm vorgelesen hatte, in die Hand, neigte sich drei Mal vor ihr sprechend: „Sicherlich es ist ein Geist, denn es spricht karenisch!“ — Gerade war ein Brief von den Karenengemeinden in Tawoy angelangt. Die Freude des Häuptlings und seines Gefolges war unausprechlich, als sie vernahmen, daß sie in weiter Ferne Brüder hätten, die das „Geistbuch“ lesen und Briefe schreiben können. Und als

*) So viele sollen nach einem neueren Berichte Mason's in diesen nördlicheren Gegenden hausen. S. The Missionary Magazine. Novbr. 1860.

ihnen gesagt ward, ein karenischer Lehrer werde kommen und sie besuchen, riefen alle zusammen: „Send' ihn zu uns; send' ihn zu uns! Wir wollen ihn nähren, wir wollen ihn kleiden, wir wollen ein Haus für ihn bauen, wir wollen Sorge für ihn tragen!“ Der Häuptling aber sich vordrängend bat, daß sein Name unter den Bittenden zuerst möchte niedergeschrieben werden. Und er war keine vorübergehende Erscheinung gewesen. Er bekehrte sich im Laufe der Zeit zu Christo und durfte noch christliche Gemeinlein unter seinem Volke aufblühen sehen.

Nicht lange nach diesem Zusammentreffen kam durch den Thorweg des Missionshauses eine kleine Truppe fremdartig dreinschauender Karenen herein. Ihre ganze Erscheinung wich von der der bisherigen Besucher bedeutend ab. Ihr Führer war ein schlanker, schön gestalteter Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, gekleidet in ein pittoreskes Kostüm, einen seltsamen Korb auf der Schulter und einen langen Bambusspeer in der Hand, der ihm beides zum Stab und zur Waffe diente. Seine acht bis zehn Begleiter, offenbar geringeren Standes als er, schienen mit ihrem ruhelosen Auge wie auf der Wache zu stehen vor dem kommenden Feind. Es zeigte sich, daß sie dem Stämme der Laubehā oder der Wildkarenen angehörten und vom Götterberge Thau-thi östlich von Taungu gekommen waren, um die christlichen Lehrer zu sehen und ihre Worte zu hören. Als der Häuptling gefragt wurde, wen er verehre, erwiederte er: „Thako Moscha.“ Wir haben diesen von den Karenen verehrten Geist seiner Zeit im Februarheft (Seite 80) kennen gelernt. Man fragt ihn weiter, ob ihm auch sein Volk göttliche Ehre erweise, was bejaht wurde, und ob er glaube, daß dieser Geist die Welt gemacht habe, worauf er sogleich versetzte: „Nein, sondern L'Auah Do.“ Dies ist mit einigen Modifikationen bei allen Karenen der Name des ewigen Gottes.

Unser Häuptling erwies sich zugleich als einen Sänger seines Volkes. Er recitirte drei oder vier Stanzen eines ächten Karenenliedes, das die Schöpferherrlichkeit Gottes besingt. Nebt der Gesang immerdar einen wunderbaren Reiz auf das menschliche Gemüth aus, so klang doch dem Ohr des Missionars kaum ein Lied flüssiger als dieser Lobpsalm auf den großen Schöpfer der Welt aus dem Munde dieses Berghäuptlings. Je mehr die Missionsgeschwister ihn kennen lernten, desto mehr wuchs ihr Interesse an ihm, zumal als sie von ihm erfuhren, daß ihm einst von den Barmanen sein junges Weib

und sein Kind entrissen und in die Sklaverei verkauft worden seien. Eines Tages fragte er sie, ob sie zu bleiben gekommen seien, und als er vernommen, daß sie vor der Hand nicht weiter zu gehen beabsichtigten, spähte er forschend umher, als wollte er sich überzeugen, ob kein Barmane in der Nähe sei, und dann begann er, anspielend auf die Barmenenhäuptlinge, die in der Nähe eben Pallisaden errichteten, folgendes Lied aus dem Stegreif zu singen:

„O Lehrer, es ist jetzt ein trauriger Tag,
Die Häuptlinge rüsten sich alle zum Schlag,
Dort oben im Norden entfaltend die Macht
Zum tödlichen Streite und blutiger Schlacht,
Dem englischen Heere zu trotzen.“

Sie sagen: 'Der Sieger weicht doch noch vom Platz,
Und giebt uns für alle Verluste Erbsatz;
Die Marken des Landes verfechten wir führt,
Die Truppen, sie müssen zum Meere hin ziehn,
Auf's Neu' ihre Kräfte zu proben.'

Drum bleibe, o Lehrer, in Taungu allein,
Und wage dich nicht in die Dörfer hinein;
Wir wagen ja kaum noch in diesem Gebiet
Zu beten, zu singen ein herzliches Lied,
Die Feinde sind immer noch Nähe.

Ach ja, wir Karenen, wir wütsten Bericht,
Der blässer noch bleichte das blaße Gesicht:
Wie Schwesterngeheul und wie Brüdergeschrei
Im seufzenden Winde sich mischte noch bei
Der Mutter herzbrechendem Hamner.“

Hier schwieg der Häuptling, sein Haupt auf den Schafte seines Speeres lehnend, das Herz übervöll von schmerzlichen Erinnerungen. Allein er hatte in den Herzen der Missionsgeschwister, die seinem Gesange gelauscht, die Saite tiefsten Mitleids berührt, und fortan waren sie Freunde. Noch mancher seines Stammes kam während ihres diesmaligen kurzen Aufenthaltes in die Missionswohnung, aber dieser unglückliche Sänger blieb ihnen unvergeßlich. Wir werden ihm noch einmal begegnen.

Die Gesundheit Mason's besserte sich nicht, und es mußte trotz des hoffnungsvollen Anfangs ihrer Arbeit in Taungu an die Rückkehr in die transatlantische Heimath gedacht werden. Aber wer sollte den verlassenen Posten dann einnehmen? Mason hatte neben Schapau (siehe S. 212 f.) vorzüglich an einen jungen Mann gedacht, der,

unter seinen Augen aufgewachsen, ihm die nöthige christliche Weise sowie die erforderlichen Gaben zu besitzen schien, um in seine Hände das begonnene Werk getrosten Herzens niederlegen zu können. Allein dieser Mann gehörte den Gemeinden in Lawoy an, und ohne ihre Zustimmung konnte er ihn nicht berufen. Als die Bitte des Missionars an sie gelangte, da verbreitete sich eine allgemeine Trauer unter ihnen. Sie konnten sich anfangs kaum an den Gedanken gewöhnen, ihn zu verlieren. Eine Denkschrift, unterzeichnet von sämmtlichen Nationalgehilfen und ihren Gemeinden südlich von Lawoy, erhob in den rührendsten Ausdrücken Einsprache gegen das Scheiden des Mannes, dessen Unterweisungen so sehr von ihnen allen geschätzt waren. Sie wurde der Missionsversammlung vorgelegt. „Was war zu machen?“ schreibt Missionar Thomas. „Da war ein Mann, in den verschiedensten Lagen unter dem Auge der Missionare aufgewachsen von Kindheit an. Er war eine schöne Zeit schon Pastor an einer der bedeutendsten Gemeinden gewesen und hatte öfters anstatt der Missionare andere Gemeinden besucht, um Schwierigkeiten zu heben und die Ordnungen des Hauses Gottes zu handhaben, und niemals hatte er sich einen sittlichen Makel zu Schulden kommen lassen. Er selber hatte seit länger als einem Jahre den Wunsch in sich getragen, in eine entferntere Gegend zu gehen, in eine Gegend, die bis dahin noch kein Diener des Evangeliums besucht, um dort die Fahne des Kreuzes aufzupflanzen. Wir überlegten die Sache sorgfältig, wir besprachen sie, weinten und beteten; und alle, die erst dagegen gewesen, erhoben sich unter Thränen und gaben ihre Zustimmung zu seinem Gehen.“ Und Mason in der Freude darüber und im Blick auf das, was die Karenengemeinden schon für die Ausbreitung des Reiches Christi gethan, schreibt: „Sie haben mehr gegeben als blos Geld. Sie haben dem Missionswerke Männer gegeben, — nicht ihre Jugend allein, daß sie sich zum Missionsdienst ausbilde, sondern ihre erprobten Prediger, nicht die mittelmäßigen, sondern die talentvollsten, besterzogenen, erfolgreichsten und geschätztesten. Wenn die Gemeinden Amerika's ihre nützlichsten, gelehrtesten und geachtetsten Prediger einmal von Neuengland nach Barma senden, dann haben sie ein ähnliches Opfer gebracht, wie die Gemeinden zu Lawoy und Mergui, als sie Sa Quala — denn das ist sein Name — für Taungu gaben.“

Begleitet von zwei zu Schullehrern bestimmten Gehilfen, erreichte

Quala im December 1853 Taungu, gerade rechtzeitig, um noch von Mason in sein Amt eingeführt zu werden. Im Januar des kommenden Jahres taupte Quala den Erstling von Taungu in Gegenwart von mehr als fünfzig Barmanen, an die er in verständiger und bedruckter Weise eine Ansprache hießt. Der gleichfalls anwesende Oberst und einige Offiziere des fünften Madrasregiments waren äußerst befriedigt von der furchtlosen und würdigen Art, in der er sich dabei benahm. Noch ehe das Jahr schloß, war die Zahl der Bekehrten, in neun Gemeinlein vereint, auf 741 gestiegen. Dieß der schöne Anfang der Taungu-Mission. Es ist aber Zeit, daß wir näher erfahren, wie der Herr der Gemeinde den reichbegabten Sa Quala für das dortige Werk erzog und ausrüstete.

2. Sa Quala.

Seine erste Jugend verlebte Sa Quala in einer der wildesten Bergschluchten der Tenasserimprovinz. Gerade unterhalb der Hütte seiner Eltern stürzte ein Wasserfall von Fels zu Fels in die Tiefe nieder; sein glänzendblaues Wasser, in freudig kühnen Sprüngen niederhüpfend, war ein treffendes Sinnbild der künftigen segensreichen Laufbahn des jungen Herzens, das in der Hütte droben schlug. Der von Natur stolze Geist seines Vaters war unter dem Drucke der Barmanen äußerst bitter geworden, und sehnte sich nach Befreiung von diesem Joch. Oft machte sein volles Herz sich Lust in Ausdrücken wie diese: „Fällt das Bambusblatt auf die Dornen, die Dornen durchbohren es. Fallen Dornen auf das Blatt, die Dornen spießen es. Unsere Wohnung ist ein Dornbusch. Wir stoßen auf Siamesen, die Siamesen machen uns zu Sklaven. Wir fallen auf Barmanen, die Barmanen machen uns zu Sklaven.“ Mit Einem Wort, er hasste seine buddhistischen Unterdrücker. Er hasste ihre Religion, ihre Gaben, ihre Priester, Alles was barmanisch war. Er hasste die Landvögte, die ihn und sein Volk zu Frohnen zwangen. Selbst sein sanftes Weib, das selten klagte, konnte seinem finstern Geiste kaum ein Lächeln entlocken, wenn sie in stiller Geduld ihre Baumwolle pflanzte, pflegte, einsammelte, spann, färbte und zu Kleidern wob für ihn und ihre Kinder.

Indes verlor sich auch zu ihnen in ihr Waldbesiedlert das Gerücht von der Ankunft „der weißen Leute“ in den barmanischen

Häfen; und von den Vätern her in ihnen ihre künftigen Befreier erblickend, harrten sie hoffend dem Tage entgegen, der ihr drückend Joch brechen sollte. Um diese Zeit ward ihnen ihr zweites Kind geboren, und sie gaben ihm den bezeichnenden Namen Quala d. i. Hoffnung; „deun“ sprachen sie, „wir hoffen, daß in seinen Tagen Glückseligkeit zu uns kommen wird.“ Es ist kein Wunder, daß der Knabe mit heissem Freiheitsdurste aufwuchs, und daß er alle die Traditionen, welche die Befreiung seines Volkes verhielten, in seinem Gedächtniß als einen kostlichen Schatz aufspeicherte. Wenn er seines Vaters Reissfeld hüttete und Pfauen und Affen hinwegtrieb, da beschäftigte sich seine kindliche Phantasie mit dem kommenden Tage der Freiheit und er sang in seltsamen Länen:

„Die Kinder Gottes sind jene, die nahmen
Aus Gottes Händen das heilige Buch.
Die weißen Fremden sind Söhne des Höchsten,
Empfingen vor Alters sein heiligess Buch.“

Die Stunde der Erlösung schlug. Die Engländer nahmen Lawoy ein, als Quala fünfzehn Jahre alt war. Bald nachher begleitete er Vater und Mutter in die Stadt. Sie wurden zu ihrem nicht geringen Erstaunen zum britischen Gouverneur gerufen. Quala erzählt uns dies selbst in seiner umständlich anschaulichen Weise: „Ein schwarzer Diener, welcher barmanisch sprach, erblickte uns und sagte: 'Der Gouverneur hat mich gesandt euch zu rufen; er wünscht euch zu sehen.' Wir fürchteten uns, folgten ihm aber und dachten bei uns selbst: Wird er uns tödten, oder leben heißen? Wir waren außerordentlich in Sorge. Hineingehend sahen wir drei von ihnen [von den Weißen], und wie wir uns zu ihren Füßen niederwarfen, sagte der Mann, der uns rief: 'Steht auf!' und so standen wir. Nachdem sie uns betrachtet, unsre Kleider und Kugelchen betastet, gaben sie einem jeden von uns einen rothen Turban, meinem Vater und meiner Mutter gaben sie vier Rupien, und meinem Bruder und mir jedem eine, durch ihren Diener uns sagend: 'Fürchtet euch nicht, nehmt es, nehmt es und kaufst euch Speise dafür!' So kehrten wir fröhlich zurück.“ Auch die Schildwache an den Thoren ließ sie im Frieden passieren zu ihrer nicht geringen Verwunderung. Denn so war es unter der Barmanenherrschaft nicht gewesen.

Zwei oder drei Jahre nach diesem Vorfall kam Ko Tha-bju in ihr Heimathdörflein, und das erste Haus, in das dieser erste Karenen-

prediger die Botschaft des Friedens trug, war Duala's Vaterhaus. Abends versammelten sich dort die Nachbarsleute in der Meinung, Ko Tha-bju werde ihnen nach ihrer Gewohnheit sein Geschlechtsregister mittheilen, um zu beweisen, daß er und sie keine Feinde, sondern Stammgenossen seien. Aber Ko Tha-bju hatte ihnen von einer höheren Verwandtschaft zu sagen, und Einer wenigstens stimmte seiner Botschaft bei, der junge Duala, in dessen Herzen es hieß: „Ist denn das nicht gerade die Sache, auf die wir gewartet haben?“

Sein Vater aber war sehr gegen die neue Religion, und der Knabe konnte frühe schon lernen, daß Christo zu folgen keine leichte Sache sei, sondern daß es gelte sein Kreuz auf sich zu nehmen, um ihm nachzufolgen. Bald darauf kam Boardman in's Dorf, um das Evangelium zu predigen, aber Duala fürchtete so sehr seinen Vater, daß er ihn nicht zu hören wagte. Allein der Same des ewigen Lebens hatte in seinem Herzen Wurzel geschlagen, und die Liebe zum Heiland konnte bereits nimmer so leicht ausgelöscht werden. Auch seine Mutter hatte die Wahrheit lieb gewonnen und suchte jede Gelegenheit, um die Worte des Lebens zu hören. Wie Maria saß sie zu den Füßen des Lehrers, von Morgen bis zum Abend, mit Sanftmuth das Wort aufnehmend, das ihre Seele konnte selig machen. Ein liebenswürdiges Bild, mit ihren großen glänzenden Augen voll Verstandes auf den Redner geheftet, oder wenn eine Pause eintrat, sich an die wendend, die ihr zunächst saßen, ihnen im Tone überredendster Liebe die Wahrheiten ans Herz legend, die in ihr eine so große Veränderung hervorgebracht und sie mit so frohen Hoffnungen künftiger Seligkeit erfüllt hatten. Nur wenige Jahre überlebte sie ihre Laufe. Aber es waren Jahre raschen geistlichen Reisens: zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach der volle Weizen in den Aehren, darnach das Eingesammelte werden in die ewigen Scheunen.

Duala glich seiner Mutter in vielen Stücken, besonders in ihrer Festigkeit und Hoffnung. Der Widerstand seines Vaters ward endlich so ungestüm, daß Duala ihn um Erlaubniß bat, einen älteren Halbbruder besuchen zu dürfen, der auf der Ostseite der Berge lebte. Er erhielt sie. An einem nebligen Morgen machte er sich dahin auf den Weg, seinen Reisesack über die Schulter geworfen, in dem er seine ganze irdische Habe mit sich trug, — sein Gartenmesser, seine Betelschüsse und einige barmanische Traktate. Bald verlor sich der Pfad in einen

Waldbach, bis vorwärtsdringend er zu einem Punkte kam, wo ein anderer Bach von Norden her niederströmte, und auf dem zwischen beiden steilvortretenden Felsenvorsprünge fand sein geübter Fuß bald einen Weg, der ihn zur Höhe des Berges emporführte. Auf demselben Pfade ward 15 Jahre später sein älterer Bruder von einem Tiger angefallen und aufgefressen. Aber um seinen jugendlichen Knecht hatte sich dießmal der Engel des Herrn gelagert, auf daß er ihn sicher an den Ort brächte, den er suchte. Sein Bruder lebte in einem abgeschiedenen kleinen Thale am Fuße der Berge. Ihn in seinem Feldbau unterstützend, konnte Quala hier zugleich unangesuchten seines Glaubens leben. Unter dem stillen Einfluß der göttlichen Gnade entfalteten sich seine geistlichen Fähigkeiten, sein Durst nach Erkenntniß wuchs. Allein noch fand sich kein Buch in seiner Muttersprache, und das Barmanische konnte er nicht lesen, kaum die Umgangssprache verstehen. Indeß sein willensstarker Geist ließ sich nicht abschrecken durch Schwierigkeiten, die manchem Andern unüberwindlich geschienen. Ohne Hilfe und allein, wie er war, setzte er sich hin, barmanisch lesen zu lernen, ehe er wußte, wie aussprechen. Sein Bruder, der es ein wenig verstand, begann mit ihm, und lange noch, nachdem die Abendschatten sich über das einsame Thal gelagert hatten, konnte man sie beim Licht ihrer kleinen Lampe sehen, den Blick auf das Blatt geheftet, über dem Interesse an ihrer unternommenen Arbeit der Müdigkeit vergessend. Quala hatte wohl von seiner frühesten Kindheit an barmanische Bücher gesehen, allein die buddhistischen Irrthümer hatten keine Anziehung auf ihn ausgeübt. Erst als er von den christlichen Büchern hörte, da entbrannte der Wunsch in ihm, lesen zu können.

Nachdem einige Monate in dieser friedlichen Weise vergangen, fühlte er sich gedrungen zu seinem Vater zurückzukehren, ihm von der Liebe Christi zu erzählen und sein Verlangen auszusprechen, Ihn zu beleben. Er hoffte, sein Vater werde, wenn er seine Festigkeit sehe, ihm erlauben, daß er getauft werde. Allein er antwortete ihm mit Vorwürfen, und als er eines Tages seinen Entschluß, zum Missionar zu gehen, verlauten ließ, warf der Vater im Ärger darüber eine große Melone nach ihm, die an seinem Kopfe zerplatze, und versetzte ihm noch eine ordentliche Tracht Schläge. Dadurch entmuthigt und verzagt gemacht, wankte sein Glaube. Er begann gegen Gott mißtrauisch zu werden und über seine Wege zu murren. „Ich

will nimmer zum Lehrer gehen, so lang ich lebe," sagte er zu sich selbst, „und ich will auch nicht mehr beten. Wenn der Eine Gerechte erscheint, wird mein Vater zu leiden haben, und ich werde sagen: Wegen meines Vaters wagte ich nicht ein Christ zu werden. Obgleich ich so dachte, sagte ich doch Niemand etwas davon, aber ich fühlte mich sehr unglücklich. Ich weinte den ganzen Tag und dachte, ich wolle mich zu Tode hungern." Am andern Tage jedoch bereute er diese Gedanken, und wider alles Erwarten sagte sein Vater zu ihm: „Ich will mit dir zum Lehrer gehen." Sie machten nur einen kurzen Besuch, auf dem der Vater mit dem Missionar disputirte, was unsern Quala wieder innerlich gegen ihn erbitterte. Heimgeleht fuchte er wieder seines Bruders friedliche Wohnung auf. Er überholte diesen bald in der Lesefähigkeit.

Bald nach der Ernte giengen mehr als 20 Karenen nach Lawoy, die Laufe begehrend, unter ihnen unser Quala. Im December 1830 legte er dort ein öffentliches Bekenntniß seines Glaubens ab und ward durch die heilige Laufe in die christliche Kirche aufgenommen. „Da ward ich froh und hoherfreut," schreibt er. „Ich kam zu meinem Vater und zu meiner Mutter und sagte: 'Ich bin getauft worden; seht die Bücher, die mir der Lehrer gegeben hat.' Mein Vater blieb still und sagte kein Wort. Nachher sagte er: 'Wenn du gescheidter bist, als ich, so mache nur fort,' und ich dachte in meinem Sinn: 'warum nicht?'"

Quala war nicht sobald getauft, als er anstieg, seinen Umgebungen von Christo zu sagen und ihnen die christlichen Bücher, die er besaß, vorzulesen und zu erklären. Hörte sein Vater zu und widersprach, so entgegnete er ihm mit den unwiderstehlichen Beweisen aus der Schrift, bis auch er vor der Macht der göttlichen Wahrheit schwieg.

Als Boardman sich zum letzten Mal zu seinen lieben Karenen in den Ochangel tragen ließ, war unter denen, die gekommen waren, ihn in einer Sänfte dahin zu bringen, auch unser Quala. Der frühe Morgen, der schwüle Mittag, der stille Abend waren Zeuge jener feierlichen Zusammenkünste dort im Walde, in denen er, an der Pforte der Ewigkeit, noch zu ihnen von Tod, Gericht und ewigem Leben sprach. Quala, seine Mutter und Schwester waren unter den Ersten, die kamen, unter den Letzten, die giengen. Auch suchten sie seiner betrübten Gattin jedmögliche Hülfe zu leisten. Quala war

unter der Zahl derer, die den sterbenden Missionar zu jener stillen Bucht brachten, wo er unter dem Schatten breitblättriger Bäume noch Zeuge sein durfte von der Laufe der 34 Karenen, um deren Heil und Rettung er gesleht und gearbeitet. Seine Hand half ihn zu dem Boote tragen, das ihn zur irdischen Heimath bringen sollte, auf dem aber sein Geist den Flug zur ewigen Heimath nahm. Seine Hand trug dessen entseelte Hülle mit zu ihrem letzten Ruheplatz. Welch unauslöschlich tiefe Eindrücke mußten all diese seelischen Auftritte in dem Herzen Quala's zurücklassen! wie mußten sie ihm die Realität der großen Wahrheiten bezeugen, die er bisher gehört und sich eingeprägt hatte, da er beim Sterben dieses treuen Zeugen sah, daß für den Christen der Tod seine Schrecken verloren!

Dr. Mason, der Nachfolger Boardmans, entdeckte bald, daß unser Quala nicht gewöhnliche Gaben besaß. Deshalb wollte er ihn in Lawoy festhalten, damit er die Schule von Frau Boardman besuche und für ihn selbst im Studium der Karenensprache ein Gehülfe werde. Im Anfang seines Aufenthaltes in Lawoy machte Mason fleißige Hausbesuche bei den Barmanen in Stadt und Vorstadt. „Sa Quala,“ schreibt er, „begleitete mich oft, und da meine Kenntniß der Sprache noch ganz unvollkommen war, wiederholte und bestätigte er meine Gedanken in entsprechenderen Worten, obwohl er dabei nicht selten den rohen Tadel hinnehmen mußte: 'Wer bist du? Du bist gerade wie jener Hund; der weiß nichts, außer was man ihn lehrt. Er geht und kommt, gerade wie sein Herr ihm befiehlt.' — Er ließ sich jedoch durch diesen Spott nicht irre machen. Er nahm Christum bei seinem Wort: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen &c. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden (Matth. 5). Es freute ihn, daß er sich in Umständen sah, die ihn zu dieser Freude berechtigten, und sahe an die Belohnung.“ Im Jahr 1833 schickte ihn Mason mit Ko Lapau, dem nachherigen Pastor von Mata, nach Maulmein zur weiteren Ausbildung. Diese Reise war für sie ein Ereigniß. Seit der unvordenklichen Zeit der Auswanderung ihrer Väter in die Tenasserim-provinzen war keiner mehr von ihnen da hinaufgekommen. Die Namen Attaran, Salwen und Balu sind ihnen durch ihre Traditionen

traute Klänge, und Maulmein erschien unserm Quala deshalb wie klassischer Boden.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte jedoch kehrte er wieder nach Lawoy zurück, und von nun an bildet er die rechte Hand Mason's, in der Bibelübersetzung ihn treulich unterstützend, auf seinen Ausflügen in den Busch ihn unzertrennlich begleitend. Sicher die beste Weise, ihn zu einem Prediger unter seinen Landsleuten zu erziehen und heranzubilden. Es waren glückliche Stunden, wenn die Beiden mit der Botschaft des Heils in der balsamischen Frische eines tropischen Morgens in die Wälder zogen, die Lust mit Wohlgeruch durchhaucht, die lichten Nebel mit der Sonne sich hebend, die glänzende Landschaft je länger je mehr vor ihrem Auge offenlegend. Bisweilen verließen sie die gewöhnlichen Pfade, und mitten durch die in vier oder fünf Richtungen sich verzweigende Bergkette brechend, besuchten sie auch den entlegensten Winkel. Bisweilen fuhren sie auf einem zerbrechlichen Floß den Tenasserim hinab, oft kaum mit dem Leben entrinnend, wenn es bei den Stromschnellen überstürzte. Überfiel sie die Nacht, so schließen sie unter dem breiten Blätterdache eines Waldbaumes ein, in dessen Nähe sie Morgens nicht selten Fußstapfen eines Tigers fanden. So, manchmal ihre Reise auf mehr als zweihundert Stunden ausdehnend, von Thalschlucht zu Thalschlucht, von Dörslein zu Dörslein wandernd und predigend, legten sie zusammen den Grund zu manchem Gemeinlein in den Provinzen Lawoy und Mergui. Hatte der Missionar seine Ansprache geendet, so nahm gewöhnlich Quala das Wort. Und welcher Art war dieß? Je nachdem die Zuhörer waren, gestaltete sich auch seine Ansprache verschieden. Hatte er Götzendienner vor sich, so redete er sie etwa an:

„Kann das Bild diejenigen retten, welche es verehren? Denkt, wie wäre dieß möglich? Wie viele Bäume sind aufgewachsen, die das Bild geschaffen hat? Wie viele Bambusgruppen sind da, die das Bild gemacht hat? Wie viele Menschen hat es gebildet? Wo sind die Thiere oder auch nur die Insekten, die es in's Dasein gebracht? — Nichts hat es gethan. Auch existirt es nicht durch sich selbst. Ein Mann hat es gemacht. Viel eher sollte man diesen, als das Bild verehren, denn er hat höhere Macht. Allein er ist ein Dieb. Ihr zweifelt daran? Überlegt! Erde, Holz, Stein, Gold, Silber, Blei und Kupfer sind, weil Gott sie geschaffen. Der, welcher ein Bild macht, nimmt Gottes Erde, Gottes Holz, Gottes Steine, Gottes

Gold, Gottes Silber, Gottes Blei, Gottes Kupfer. Bittet er ihn darum? Nein, er nimmt es ohne Erlaubniß, sagt, er wolle ein Bild formen und es verehren. So macht er sich selbst zu einem Sohn der Thorheit. Wenn wir unsren Eltern nicht gehorchen, ihre Befehle mit Verachtung behandeln, in allen Dingen unserm Willen folgen, — würden sie nicht zornig werden? Nun, Er, welcher größer ist als Vater, größer als Mutter, der einige wahrhaftige Gott, der nicht sterben kann, noch aushören zu existiren, der befiehlt: 'Mache kein Bildniß, verehre kein Bildniß, bete mich an!' Gegen diesen Gott haben wir Alle gesündigt, in all unsren Gedanken, in all unsren Thaten. Kein Theil an uns ist frei von Uebertretung. Die Hand hat übertreten, der Fuß hat übertreten, das Auge hat übertreten, das Ohr hat übertreten, der Mund hat übertreten, der Geist hat übertreten, das Herz hat übertreten. Unsere Uebertretungen sind größer als die Hügel, höher als die Berge. Es geziemt sich nicht, daß wir emporsteigen vor das Angesicht Gottes; es geziemt sich, daß wir hinabsteigen in die tiefste Tiefe der Hölle. Nur die große Gnade Gottes hält uns noch hier. Diese Himmel so weit, diese Erde so groß, alle Dinge in den zahlreichen Gewässern und Ländern — Gott schuf sie. Er schuf den Menschen heilig, frei von Alter, Krankheit und Tod. Aber er war Gott ungehorsam, dem Satan gehorchen, und so brachte er Elend über sich und die ganze Schöpfung. Doch gab uns Gott nicht auf. Er hatte Mitleid mit uns, und sandte seinen einzigen Sohn, die Sklaven des Satans zu retten, und er hatte keine Ruhe in seiner Arbeit. Um uns aus Satans Händen zu befreien und uns Ruhe zu geben, erkaufte er uns mit seinem eigenen Blute. Er hatte kein Mitleid mit seinem eigenen großen Leben, aber er hatte Mitleid mit den Menschen, die zur Hölle niedergiengen. Er starb am Kreuze für uns wegen unsrer Sünden, und so öffnete er weit das Thor am Anfang des Weges, daß der Mensch wieder mit Gott bekannt wird. Gewiß die Kinder der Erde sollten Gott verehren, sein Werk vollbringen, seinem Worte gehorchen, seinem Wege folgen, seinen Willen thun; aber der Mensch macht sich selber halsstarrig und wendet seine Ohren ab. Er beugt sich nicht, dient nicht, gehorcht nicht seinem Worte, folgt nicht seinem Wege, unterwirft sich nicht seinem Willen. Und so erfüllt er die Sprache der Nekesten: 'Kinder und Enkel, gute und weise Worte werden kaum angenommen. Fäulniß hat viele Genossen, Süßigkeit wenige.'"

Nebete er Karenen an, die den Entschluß aussprachen, dem Weg ihrer Vorfahren folgen zu wollen, so bemerkte er: „Einige von euch wenden ein: 'Die sterbende Schildkröte stirbt in ihrer Schale. Stirbt unsre Mutter, so wollen wir ihre Kammer in Besitz nehmen, stirbt unser Vater, so wollen wir seine Halle besetzen. Die Tigerin ist gestreift, ihre Jungen sind gestreift. Läßt doch der Baum nicht von seinem Schatten. Wenn die Mutter zur Hölle gegangen, so wollen wir ihr nachgehen, wenn der Vater zur Hölle gegangen, so wollen wir ihm nachgehen.' — Läßt die, welche also sprechen, an das Leiden auf Erden denken, und nicht an die Hölle. Wenn ein Tiger die Mutter verschlingt, wagen wir hinauszuzechen und uns auch vom Tiger verschlingen zu lassen? Wenn ein Krokodil sie tödete, oder Feuer sie verzehrte, oder sie im Wasser ertrank, gehen wir dann auch hinaus, um durch das Krokodil, durch Feuer und Wasser zu sterben? Wir können sehr mutig sein, wenn der Tiger uns aus dem Gesicht ist; begegnen wir ihm aber und blicken ihm in's Gesicht, so sind wir vom Schrecken geschlagen und zerstreuen uns, der Eine diesen Weg, der Andere einen andern. Unser Vater und unsre Mutter hörten nicht, was wir hören, wußten nicht, was wir wissen. Es ist Gottes besondere Gnade, daß diese Dinge zu uns gekommen sind. Die Aeltesten der alten Zeit sehnten sich, die Worte Gottes zu hören, aber sie haben sie nicht gehört. Uns war dieser Segen aufzuhalten. Es geht nun nach dem Sprichwort: 'Wenn der See angenehm ist, so bleibt der Fisch.' In einem großen See, drin nichts ist, das da verschlingt, mangeln Wasser und Fische nie — der See ist angenehm. Doch wenn kein Fisch darinnen ist, ruft er ihm nicht, wider seinen Willen zu kommen. Wenn die Fische drin zu wohnen wünschen, so bleiben sie, wenn nicht, so gehen sie weg. Gott ist der See, wir sind der Fisch. Sind wir nicht in Gott, so wird bald etwas kommen und uns verschlingen. Das Feuer der Hölle wird uns verschlingen. Darum wohnet in Gott.“

Zu bloßen Namenchristen sprach er: „Wenn ihr nicht wahre Christen geworden seid, so ist das Bekenntniß eures Glaubens und das Vermeiden äußerlicher Fehler von keinem Werth. Wenn ihr bei Christen seid, thut ihr wie Christen; wenn ihr bei der Welt seid, thut ihr wie die Welt. Ihr betrachtet euch als Verehrer Gottes, und im Herzen folget ihr noch dem Willen des Satans. Ihr liebet Gott nicht, ihr fürchtet die Sünde nicht. Ihr sagt: 'Ah, wir sind

noch nicht getauft. Wenn wir sündigen, hat es nichts zu bedeuten. Wenn wir Jünger werden, so wird die Sünde hinweggethan.' Denket nach und bereuet eure Sünden eilig. Die Schrift sagt, daß wir nicht eine Elle unsrem Leben zusezen können. Darum lasset ab von der Ungerechtigkeit, damit euch der Tod nicht in euren Sünden finde. Vor allen Dingen setzt euer Vertrauen auf den Herrn, und nehmet von Herzen seine Befehle an. Die Bibel sagt: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Darum lasset es, damit ihr diese Seligkeit erlanget, euer erstes Anliegen sein, euch aus eurer Schlafsucht mit aller Macht aufzuraffen. Bleibt nicht zwischen Christus und der Welt, von einer Seite zu der andern schwankend. Die heilige Schrift sagt: Ihr könnet nicht zweien Herren dienen. So wählet den Herrn, der euch retten kann, und vertrauet auf ihn mit ganzem Ernst."

Darüber waren unserm Quala fünfzehn schöne Jahre vergangen. Sein Zunehmen war, wie einst bei Timotheus, offenbar geworden in allen Dingen. So konnte Mason daran denken, ihm selbst eine kleine Gemeinde zur Weibe anzuertrauen. In der Zwischenzeit hatte sein Vater noch einmal den ernstlichen Versuch gemacht, ihn wieder zur Rückkehr in den Ochangel zu bewegen. Man versprach ihm einen Ersatz für seines Sohnes Dienste, und fortan ließ er ihn in Ruhe. Auch in den Stand der Ehe war Quala inzwischen getreten. Nach der Volksstille in früher Kindheit mit einem Mädchen aus einem Nachbardorfe verlobt, ohne daß sie sich gesehen hätten, hatte ihn nach seiner Laufe die Braut aufgegeben, wie sie ihm durch einen an sie abgeordneten Dorfsältesten melden ließ. In der Mädchenklasse der Frau Mason befand sich damals eine Schülerin mit Namen Murphau, d. h. himmlische Blume. Sie war dieß in der That durch das Evangelium geworden. Zwischen ihr und Quala keimte eine gegenseitige Liebe auf, die durch die Einsegnung endlich ihre Weihe erhielt. Und Quala hatte an ihr wirklich ein Kleinod gewonnen. Sie stärkte ihres Mannes Hand, ermutigte ihn unter allen seinen Arbeiten, und gab ihren christlichen Schwestern ein schönes Beispiel davon, was eine christliche Ehegattin, zumal die eines Pastors sein soll. Als ihrem Manne ein einträgliches Geschäft bei der Regierung angeboten wurde, gab sie nicht einen Augenblick der Versuchung nach; als sich ihm aber ein größeres Feld geistlicher Wirksamkeit aufthat, da sprach sie: „Dieß macht mich glücklich.“

So wurde ihnen denn das in der Mitte der neugesammelten kleinen Berggemeinden gelegene Pyikhyá zur Weide anvertraut. Bald nachdem sie sich dort angestiedelt, besuchte sie Mason. Quala stieg eines Tages mit dem geliebten Lehrer durch einen steilen Bergpfad aufwärts. Auf einem freien Punkte angekommen, setzten sie sich. Vor etwa zehn oder zwölf Jahren waren sie hier zum ersten Male gesessen, die Karenendörlein unter ihnen in der weiten Ausdehnung des Waldes verborgen. Damals fragte Mason seinen Begleiter: „Wann werden diese Verstecke von den Gesängen der Erlöseten wiederhallen? Wann werden wir auf diesen grünen Gefilden Christengemeinden erblicken?“ — „Hernach, Lehrer,“ war Quala's Antwort, „her-nach.“ — Nun saßen sie wieder da, den Blick schweifend lassend über Thal und Hügel, Fels und Ocean, — Quala hatte einige Bambus niedergehauen, welche die Aussicht nach Westen verdeckt hatten, — über ihnen den tiefblauen Himmel, unter ihnen die Wolken gleich schneigen Tristen, langsam sich hebend, zwischendurch da und dort die Flüsse Pyikhyá, Patsau und Palouk aus dem glänzenbgrünen Rasen aufblitzend. Südwestlich gegen Mergui hoben hohe Felsen ihre grotesken Spitzen in die Lust, während vor ihnen Thal und Gehänge im lieblichsten Blumenschmuck prangte. Die Natur war dieselbe geblieben. Die Herzen hatten sich verändert. In Pyikhyá hatten sich allein über hundert Seelen zu Christo gewendet. Von Norden her drang das Echo christlicher Lieder, im Süden über die Hügel hin wußten sie von Dörlein zu Dörlein Seelen, die für Jesum brannten; ihr Herz ward tiefbewegt. Zuletzt brach Quala in die Worte aus: „Gott wird noch größere Dinge denn diese thun!“ Und Er hat's gethan und wird's ferner thun.

Als später Mason wieder einmal mit Vinton drei Wochen an diesem Orte verbrachte, durften sie Zeuge einer besonderen Ausgleitung des heiligen Geistes sein, in Folge welcher Manche von denen, die bis dahin gesprochen: „Wir wollen noch ein wenig zuwarten, ein Jahr noch oder zwei,“ herzukamen und unter Schluchzen und Thränen ihre Sünden öffentlich bekannten, hernach mit dem Frieden im Herzen im Waldesdickicht für ihre noch unbekhrten Verwandten flehten. Vinton hatte nach amerikanischer Weise um ein Verzeichniß der noch am meisten Heidnischgeblüten gebeten. Dieß ward in der Versammlung vorgelesen und zum Gegenstande des Gebets gemacht. Unter den Namen war auch der eines Bukho. Als dieser davon

hörte, ward er außerordentlich böse darüber. Er wünsche nicht, daß man für ihn bete, sagte er. Zum nicht geringen Erstaunen aller erschien er jedoch eines Abends mit seiner Frau in der Versammlung. Er komme nur um zu hören, nicht um ein Christ zu werden, bemerkte er. Allein was geschah? Ehe die nächste Woche vergieng, erklärte er, mit Frau und Tochter Christ werden zu wollen und zwar jetzt. Sein Schwiegersohn aber ward darüber so erbost, daß er sie zu verlassen drohte, was er denn zuletzt auch that. Die lieben Leutlein ließen sich jedoch dadurch nicht beirren, blieben standhaft und giengen den jüngst betretenen Weg des Lebens getrost vorwärts.

So legitimirte der Herr die Arbeit seines Knechtes Quala auf mannigfaltige Weise. Am 28. April 1847 wurde er denn förmlich ordinirt. Darüber schreibt er: „Dies ist von Gottes Gnaden. Groß ist seine Güte. O Herr, als wir in Finsterniß waren, stelltest du uns ins Licht; als wir in Noth und Verlegenheit waren, stelltest du uns in Glück und Ruhe. Wir wollen deine Güte gegen uns loben, so lange wir leben, durch unser ganzes Dasein. Laß unser Licht, unsre Weisheit, unser Verständniß der heiligen Schrift, Deiner selbst und deiner Liebe wachsen. Verleihe uns, o Gott, deine Tiesen zu verstehen. Deine Barmherzigkeit und deine über uns wachende Sorge können wir nie genug erheben. Habe Erbarmen mit uns und wache über uns bis ans Ende!“

„Ich habe oft gedacht,“ schreibt Mason von Quala, „daß wenn meine Arbeit auf Erden sich schließt, und ich könnte ihn als einen erfahrenen Diener des Neuen Testaments zurücklassen, so hätte ich nicht vergeblich gearbeitet. Und nun gebe ich mich der freudigen Hoffnung hin, daß Gott mehr als meinen Wunsch erfüllen wird: noch zu meinen Lebzeiten wird er ihn zu einem gesegneten Prediger machen.“ Und im April 1855 schreibt Frau Wade in die Heimath: „Wenn unser geliebter Bruder Mason in Barma nichts gethan hätte, als daß er diesen Karenenmissionar erzog, er hätte ein gutes Werk gethan.“

Der Gedanke, als Missionar in die Provinz Taungu zu gehen, der unsren Quala schon länger beschäftigte, war ihm auf eigenthümliche Weise ins Herz gegeben worden. Etwa drei Jahre vor dem letzten Kriege war ein junger Taungner auf wunderbar verschlungenen Pfaden ohne eigentliches Ziel bis nach Lawoy gekommen. Durch zwei Zöglinge des dortigen theologischen Seminars, die bei ihrem Ferienaufent-

halt im Dschangel mit ihm zusammentreffen, mit der Mission in Verührung gebracht, wird er endlich Jöging gedachten Seminars. Mit einem außerordentlichen Wissens- und Heilsdurste beseelt, vollendet er daselbst einen zweijährigen Kursus mit Erfolg. Und kein Anderer ist es, der in Quala jene Missionsgedanken weckte; er war's auch, der mit ihm in den Norden gesandt wurde. Dumu ist sein Name. Dumu blieb im Schwägyin-Distrikte und begann sein Werk dort. Quala's Ziel war, wie wir wissen, Taungu. Weib und Kind hatte er in Lawoy gelassen. Von Taungu aus bearbeitete er nach Mason's Weggänge mit drei Gehilfen die Umgegend, — mit Sa Papau, den er unter die Sgau's, mit Sa Schapau, den er unter die Bghai's, und mit Sa Pwāpau, den er unter die Paku's sandte. Ueber die Art und Weise seiner Arbeit schreibt Quala selber: „Weil Gott mir mein Werk gezeigt hat, so ruhe ich nicht. Ich gehe auf die Berge und in die Thäler, hierhin und dahin. Einen Tag an diesem Orte, eine Nacht an einem andern, und so fort. Dennoch weiß ich, daß ich das Werk Gottes unvollkommen thue, und mein Herz ist außerordentlich traurig. Manche kommen aus der Entfernung zu mir, und machen mir Vorwürfe. 'Lehrer,' sagen sie, 'du sagst, du seist gekommen, um die Menschen zu ermahnen, und du bist nicht an unserm Strome, nicht in unserm Lande gewesen. Liebst du uns nicht?' Dann bin ich unsätig meinen Mund aufzuhun, denn ich weiß, wenn' der Gerichtstag kommt, werden Viele, die Gott nicht kennen, Sünde auf mich laden, und ich kann nur stammeln. — Ich wünsche mehr als ich mit Worten sagen kann, daß das Reich Gottes über das ganze Land von Taungu und unter den Todtschlägern möchte verbreitet werden. Und weil es am Tage ist, daß Gott sie zu retten sich vorgenommen, so ist mein Herz stark, obgleich mein Fleisch schwach ist. Brüder, Lehrer, Lehrerinnen, betet für mich!“

Eine Versuchung ähnlicher Art wie einst in Lawoy, und zwar von freundlichster Seite an ihn gekommen, wies er in würdigster Weise ab. Major Phayre, englischer Kommissär von Pegu, wollte ihn zum Vermittler zwischen der Regierung und den Bghai's, Paku's und Wildkarenen machen mit einem monatlichen Gehalte von dreißig Rupien. Er erwiederte: „Mein Herr, ich kann es nicht thun. Ich will das Geld nicht. Ich will Gottes Werk nicht mit dem Regierungswerke vermischen. Es giebt Andere für dieß Geschäft.“ Und als ihm bemerk't wurde, er könne nichts destoweniger nach wie vor

Lehrer sein, und das Geld würde ihm sein Leben erleichtern, da sprach er: „Nein, mein Herr. Wenn ich mit den Kindern der Armut esse, bin ich zufrieden (wörtlich: schlässt mein Herz). Ich verließ mein liebes Weib und kam hierher, nicht um Silber zu suchen, oder angenehme Nahrung. Ich kam in dieses Land, damit seine armen umnachteten Bewohner möchten gerettet werden. Seien Sie nachstötig gegen mich. Würde ich Ihr Geld nehmen, so würden sich die Wildkarenen gegen mich kehren.“ Quala nannte dem Regierungskommissär zwei jüngstbekhrte Männer, die ihm genehm waren. „Und so,“ setzt er hinzu, „bin ich frei mit reinen Händen.“

3. Der Erfolg.

Der Ruf von Quala's und seiner Gehilfen gesegneter Arbeit veranlaßte die Missionsbrüder, vorläufig den Missionar Whitaker und seine Frau nach Taungu zu senden, um Einsicht vom Werke zu nehmen und ratend und helfend einzugreifen. Schon in Schwägyn, wo derselbe seine Familie bei den Geschwistern Harris ließ, und wo demnächst 800 durch die Läufe in die christliche Kirche aufgenommen waren, freute sich sein Herz über solch raschen Erfolg. In Taungu ward er von den Karenen freudig begrüßt. Quala kam bald von einer größeren Predigtreihe zurück und gab den ermutigendsten Bericht über den ununterbrochenen Fortschritt des Werkes unter den verschiedenen Stämmen. Im September 1855 holte Whitaker auch seine Familie. Von Tag zu Tag wurden sie von Besuchenden eigentlich umlagert. Die Gesamtzahl der Getauften in der Provinz betrug 2600. Unter den Stämmen im Osten der Stadt fand Whitaker keinen Widerstand gegen das Evangelium, im Gegentheil traf er bei seinem Besuch im Dschangel in allen Dörfern willige Hörer und die ganze Bevölkerung mehr oder minder vom Einfluß des Evangeliums berührt. Die Zahl dieser schätzte er auf 20,000. Manchen schönen Zug von dem Ernst der bereits Gläubig gewordenen im Gebet, von ihrem Durst nach göttlicher Erkenntniß, ihrer Liebe zur Heiligung des Lebens und ihrem Eifer für die Ordnungen des Hauses Gottes durfte er auf seiner Besuchsreise gewahren. Welch eine Veränderung in verhältnismäßig kurzer Zeit! Wo vormals in diesen Dörfern und auf diesen Hügeln nur Töne wilden Haders gehört wurden, da herrschte

jetzt Friede, soweit das Wort des Friedens bis jetzt seinen Weg gefunden. — Einige der Kapellen waren so groß und bequem gebaut, daß sie 4—600 Personen fassten, und diese waren gedrängt voll. Bei der Missionsversammlung, welche Whitaker am 1. Januar 1857 mit ihnen hielt, waren an 1600 anwesend. Unter den Bghai's waren bereits 30 Stationen, von 17 Gehilfen bedient, die sich Quala herangezogen. Wohl hatte Whitaker alle Ursache, „Gott zu danken, daß er ihm erlaubt, vier Jahre auf heidnischem Boden zuzubringen, und Zeuge sein zu dürfen der Wunder göttlicher Macht und Gnade.“ Denn mitten in voller Arbeit und fröhlicher Hoffnung ergriff ihn die Hand des Todes und führte ihn im August 1857 nach kurzer Krankheit zu seiner Ruhe ein.

Zum Glücke war (Ende 1856) Dr. Mason wieder aus Amerika zurückgekehrt. Gattin und Kinder mußte er vor der Hand in Kalkutta lassen. Die Karenchristen hörten nicht sobald von seiner Ankunft, als zwanzig Männer ihm entgegenkamen, ihm durch das Dickicht den Weg hauend. Seine Reise glich einem wahren Triumphzug. Erst giengs auf Elefanten, dann im Palankin von Dorf zu Dorf, durch die Maunipgha-Dörfllein zu den Ansiedlungen der Paku's und auf die Berge der Bghai's. Am Ende des ersten Tages übernachteten sie unter freiem Himmel, 1000 Fuß über der Ebene, den zweiten wanderten sie bis gegen Mitternacht, während der Mond sein klares Silberlicht da und dort durch die Bäume goß. Plötzlich gewahren sie eine dunkle Gestalt. Es war ein Karenchrist, der, durch den Klang der Elephantenglocken angezogen, sich überzeugen wollte, ob nicht der Lehrer komme. Dieser leitete sie in sein Dorf zu seiner gastlichen Hütte, in welcher das beste Plätzchen schon mit Matten zum Empfange bereit war. „Nachdem wir gegessen — denn wir hatten seit der Morgendämmerung keinen Halt gemacht — kündigte ich das Gebet an,“ schreibt Mason, „und die einzige Tochter meines Gastwirths, ein hübsches Mädchen von 16 Jahren, brachte ein Neues Testament und ein Liederbuch, in den Lobpreis Gottes mit ihrer süßen Stimme miteinstimmend. Man denke sich meine Bewegung. Vor drei Jahren hatte nicht eine Seele in diesen Dschangels noch vom Erlöser gehört, als mir das Vorrecht ward, der Erste zu sein, der seinen heuren Namen hier kund thue. Nun, das erste Haus, in welches ich eintrete, es ist mit einer Familienbibel und einem Liederbuche versehen, die von ihren Besitzern als ein kostlicher Schatz

betrachtet werden. In der That, das hat der Herr gethan und ist ein Wunder vor unsren Augen!"

Ehe sie am nächsten Morgen das nächste Dorf erreichten, war ihnen die Kunde von ihrer Ankunft schon vorausgeeilt, und die Abhänge des Hügels waren bedeckt mit Männern, Weibern und Kindern, alle begierig Mason's Hand zu ergreisen, ehe er vom Elefanten steigen konnte. In einer Ecke ihres netten Versammlungshauses war ihm seine Schlafstelle mit allen Bequemlichkeiten bereitet, deren die Karenen fähig sind. Den eingebornen Prediger fand er von der kleinen Gemeinde wohl versorgt. "Den nächsten Abend," schreibt Mason, "befand ich mich zu Kholu inmitten der stolzesten Alpenlandschaft, über die ich jemals hinstaunte. Ueber das Thal hinüberschauend, thürmen sich Berge auf Berge, soweit das Auge reicht, mit so manchfältigen Formmen wie die Gemälde des Kaleidoscops. Auf der Bergreihe, auf der ich stand, und welche gegen Süden das Thal begrenzt, befinden sich sechs Christendörfer, und auf der nördlichen Reihe sind nicht weniger als 15. Wenn ich um mich blickte, fand ich mich in einem christlichen Lande, in drei kurzen Jahren wie durch einen Zauberschlag der Finsterniß des Heidenthums entrissen."

Dann gieng's zum Dorfe Lenkla, wo Quala jetzt seinen gewöhnlichen Sitz hatte. Er war aber gerade zu den Rothkarenen sieben Tagreisen nordöstlich von Taungu gegangen, um ihnen die frohe Kunde von Christo zu bringen. Nach dem Sonntage kam der Häuptling eines andern Dorfes und fragte den Missionar, wie viele Nächte er in Lenkla geschlafen? Auf die Antwort "zwei" sagte er: "Dann mußt du kommen, und wenigstens auch zwei in meinem Dorfe schlafen." Und als Mason ihm bemerkte, die Reise gehe zu langsam von Statten und seine Zeit laufe zu Ende, da wurde auf des Häuptlings Wink ein Palankin aus Bambus gesertigt, und Mason abwechslungsweise von je vier Christen im Trab getragen über Hügel und Thäler hinweg auf die Höhe des Bghai-Dorfes. In jedem Dorfe fand er solche, die auf die Laufe warteten. Eines Abends begegnete er am Wege einem noch nicht zwölf Jahre alten Bghai-Knaben, in einem alten rauchgeschwärzten Sgau-Katechismus lesend, der zwischen zwei Fezen barmanischen Pappendeckels auf eine Art elastischen Rücken von Bambussplint genäht war. Welche Sorgfalt für die Bücher!

"Ich wollte," schreibt Mason an seine Gattin, "du könntest mit

mir auf diesen Bergspitzen stehen, und hier zwei, dort drei und dann wieder fünf andere Gruppen christlicher Wohnungen sehen, du würdest erkennen, daß dir nicht die Hälfte ist gesagt worden. Die jungen Gemeinlein erkennen die Verpflichtung, ihren Lehrern vollen Unterhalt zu gewähren, vollkommen. Allein sie sind arm und wir sollten ihnen hierin beistehen. Ein junger Mann, der eine Frau zu erhalten hat, sagte mir, daß die Wild-Bghai's, unter welche er gestellt ist, ihm nichts als Reis geben können, weil sie selbst nichts Anderes haben. Manche tragen kaum ein Kleidungsstück auf dem Leib. Doch hat hier offenbar der heilige Geist sein Werk in den Herzen dieses Volkes, obgleich noch keiner von ihnen getauft ist. Am Sonntag kommen sie in großer Zahl zusammen, bewaffnet wie die alten Covenanter mit Schwertern, Speeren und der Armbrust."

Später schreibt er über die erste größere Bghai-Versammlung: „Wie der Prophet in seinem Gesichte fühle ich mich überwältigt von den Scenen, die an meinem Auge vorübergehen. Vor drei Tagen wurde hier die erste Bghai-Versammlung gehalten. Ich mußte präsidiren, und als ich von der Höhe des Hügels, auf welchem die Versammlung stattfand, auf 2000 der wildesten Karenen blickte, schien es mir beim Anblick ihrer verschiedenen Trachten, als säße ich in einer Versammlung aller Völker. Es waren 45 Stationen vertreten, jede derselben hatte ihren Lehrer. Auf 24 Stationen war der Grund zu christlichen Gemeinden gelegt, und auf den meisten Stationen sind nicht wenige Taufbewerber. Die gegenwärtige Zahl der Gemeindeglieder beträgt 1216 allein unter den Bghai's (unter den Paku's und Maunipgha's ist die Zahl noch größer). Die gesammte Schülerzahl in den Schulen ist 688, in den Paku- und Maunipgha-Distrikten sind es noch mehr. Diese zählen 50 Stationen und 95 Schulen. Alle Lehrer und Prediger sind aus der Provinz und innerhalb der drei letzten Jahre bekehrt. Dies ist der merkwürdigste Zug in dem so merkwürdigen Werke. — Endlich haben sie an die heimathliche Missionsgesellschaft einen Beitrag von 281 Rupien abgegeben, die mit den 283 Rupien von den Paku- und Maunipgha-Gemeinden und einem vorhandenen Ueberschuß von 200 Rupien, nach Abzug etlicher Druckkosten, für Whitaker's Schule in der Stadt während der Regenzeit sollen verwendet werden. Der Betrag ist größer als der Bedarf.“

„So weit hatte ich geschrieben,“ fährt Mason fort, „als ich

mich zu einem Abendspaziergang erhob. An der Ecke des Dorfes begegnete ich vier Mädchen mit hellglänzenden Augen, die aus ihren schmuckigen Gesichtern blickten wie die Morgensterne durch die Wolken. Die Älteste war nicht sieben, die Jüngste etwa fünf Jahre alt. Eine derselben hatte zwei zerrissene Blätter eines alten Liederbuchs in den Händen. Nachdem ich ihre Schüchternheit überwunden, fand ich, daß alle vier lesen konnten, und endlich sangen sie mir eines der Lieder nach einer guten englischen Weise so sicher und harmonisch, als ich irgendwo Mädchen ihres Alters singen hörte. Man denke sich Schulen in 95 Dörfern mit dem Lobe der Unmündigen, gesungen in Melodien, in denen uns einst unsre Mütter ihre Wiegenlieder sangen. In der That Gottes Wege sind wunderbar und er macht zu Schanden die Weisheit der Menschenkinder."

„Die Zeit zum Reisen,“ schreibt der Missionar weiter, „ist jetzt bei uns geschlossen, und während der Regenzeit sind die eingebornen Gehilfen auf ihren Stationen und in ihren Schulen festgehalten mit Ausnahme von kurzen Ausflügen in ihre Nachbardörfer. Quala hat in diesem Jahre einen größeren Ausflug zu den Rothkarenen gemacht, werthvoll mehr durch die Kenntniß, die er uns über dieselben gebracht, als durch den Erfolg seiner Predigt. Ein Haupthinderniß war, daß er ihre Sprache nicht verstand und durch einen dem Christenthum abgeneigten Schan zu ihnen zu sprechen genötigt war. Schapau, unser nächstbester Gehilfe, hatte mehr Erfolg bei seiner Wanderung auf den östlichen Bergen und über sie hinaus im südlichen Theil der Provinz. Ehe er zurückkehrte, waren sechs Bethäuser in eben so vielen Dörfern gebaut, sechs Lehrer angestellt, und so der Grund zu eben so vielen Christengemeinlein gelegt. Eines dieser Dörfer, auf der Ostseite des Scheibegebirgs gelegen, ist das erste jenseits des englischen Territoriums, welches das Evangelium empsangen hat.

„Das in Laungu vollbrachte Werk erscheint groß auf dem Papier. Aber wenn ich meinen Stand auf einem dieser Hügel nehme, und mein Auge schweift in die Runde von Nordwest nach Südost über ein noch ungebrochenes Heidenthum, das zu meinen Füßen liegt, und weiter, weiter, bis sich die Einbildungskraft in Nacht verliert, so sinkt ich wie gelähmt hin beim Blick auf 'das viele Land, welches noch einzunehmen übrig bleibt'. Dennoch sind uns diese äußersten Theile der Erde verheißen von Einem, der niemals seine Verheißenen unerfüllt läßt, verheißen freilich unter der Bedingung, daß sie

erbeten werden, und wir haben Grund zu fragen: Ist diese Bedingung erfüllt worden?"

4. Der weitere Fortgang.

Im Juni 1857 kam auch Frau Mason wieder in Taungu an. Ihren ersten Eindruck schildert sie in folgenden Worten: „Vor drei und einem halben Jahre stamte ich über diese Berge und Ebenen hin, über welchen seit den Tagen Noahs gefallene Geister geherrscht haben, mich fragend, ob hier wohl auch Auserwählte Gottes wohnen. Und nun steht unser Missionsbootsmann Schatzau neben mir, nach Nord, Süd, Ost und Westen zeigend, und sagt: 'Lehrerin, über diese Hügel und Thäler hin sind 96 Kirchen, Kapellen und Schulen zerstreut.' Vor drei Jahren erblickte ich Häusen wilder Bergbewohner mit ihren kurzen Streifröcken, mich fragend, ob sie wohl könnten civilisiert werden. Jetzt sehe ich Einhundert Jünglinge und Knaben vor mir, nett gekleidet in saubere neue Röcke und blaue Hosen, ihre Haare hübsch geordnet unter geschmackvollen Turbans. Vor drei Jahren sandte ich ihnen das erste Buch in ihrer Muttersprache; gestern saß ich in der Mitte von 25 Predigern, verständigen jungen Männern, mit aufgeschlagenen Bibeln, dem Erklärer von Stelle zu Stelle, von Seite zu Seite mit vollkommener Leichtigkeit und tiefstem Interesse folgend. Ich konnte nur aussufen: Was hat der Herr in diesen unsern Tagen gethan!"

Frau Mason wollte jetzt vor Allem ein Lächterinstitut gründen, — wenn wir uns dieses etwas vornehmen Namens bedienen dürfen — eine Anstalt, in der sie Lehrerinnen für die Dorfschulen heranbilden wollte. Sie verhehlte sich die Schwierigkeiten und Hindernisse nicht, aber energisch, wie sie war, gieng sie mutig ans Werk. Einige Dorfhauptlinge, sobald sie von ihrem Plane gehört, schickten ihr vor der Hand drei Mädchen in die Stadt. Sie aber hatte vorerst auf ihre persönliche Hilfe gezählt. Was war zu thun? Wieder zurück-schicken durfte sie die Mädchen nicht, denn sie wußte, dann würde keine mehr kommen. Sie selbst auf die Länge unterhalten war weder möglich noch wünschenswerth. Ihr Herz erhob sich zu Dem, der Mittel und Wege genug hat. Selbigen Abend kam ein Karene zu ihnen in die Stadt, den sie zuerst nicht kannten. Bald aber stellte

sich heraus, daß es kein anderer war, als jener Häuptling, der einst das Büchlein „Die Sagen der Aeltesten“ mit sich gebracht hatte (S. 301). Er war jetzt ein Christ und Privatagent des englischen Kommissärs und einer der einflußreichsten Männer im Dschangel. Nach herzlicher Begrüßung erwähnte Frau Mason unter Anderm auch ihren Plan. Sie erzählte ihm, wie sie zum Besten der Karenen von der Regierung den Bauplatz zu einer Schule, Kapelle und Lehrerwohnung zu erhalten hoffe. Dem Häuptling leuchtete die Sache ein. Er drang in Frau Mason, sie möchte das betreffende Land auf der Ostseite des Flusses zu gewinnen suchen, damit, wenn die Karenen von den Bergen herabkämen, sie da eine Herberge fänden. Ehe Nah Khan sie verließ, frug er noch, wie sie die Anstalt zu erhalten gedente. Die Missionsfrau erwiederte, sie vertraue auf Gott, der noch, wie zu Eliä Zeiten, seine Raben auf Erden habe. Er schien sie zu verstehen, und sagte mit gedämpfter Stimme zu denen, die bei ihm standen: „Ich muß der Mama mein großes Schwein senden.“ — In ein paar Tagen darauf kam richtig „das große Schwein“ und 11 Rupien zum Unterhalte der Mädchen. Das war der kleine, aber ermutigende Anfang des Mädchen-Instituts. Der Häuptling machte nicht umsonst seinen Einfluß geltend. Auch Schapau gieng, obwohl bei jetzt ungünstiger Jahreszeit, in den Dschangel und machte die Leute mit der Sache bekannt. Bald hatte Frau Mason 20 Karenen- und 2 Barmanen-Mädchen von 12—16 Jahren in ihrer Schule. Auch Briefe kamen aus verschiedenen Dörfern, welche herzliche Bereitwilligkeit bezeugten, zur Unterstützung der Anstalt nach Kräften mitzuwirken. Einen wenigstens müssen wir hören.

„Lehrerin, — Ihre Errichtung eines großen Zayat für die Karenen trifft unser Herz außerordentlich, recht sehr. Wir wollen unsre Kinder und Enkel zum Studiren schicken und gewiß für ihre Nahrung sorgen. Ihr Plan, ein großes Schulhaus zu bauen, stimmt vollkommen mit unserm eigenen Sinne, und wir wollen die Lehrerin unterstützen. Es ist unsers Herzens Wunsch, in den Büchern geschickt zu werden, und wir wollen studiren, bis wir in ihnen geschickt sind, beides Männer und Frauen, und Lehrer des göttlichen Worts werden. Wir geben unser Ehrenwort für unsre Zusage. Möge große Gnade und Friede auf den Lehrern ruhen. Barmherzigkeit, Liebe und Friede wohne bei der Lehrerin immerdar!“ — In einem andern, von einem eingeborenen Prediger geschrieben, heißt es unter Anderm nach einem

vorangegangenen Blick auf ihre Vergangenheit: „Nun die Lehrerin ein großes Haus und eine heilige Stadt baut, damit die jungen Frauen im Verständniß wachsen mögen und Gottes Reich ausgebreitet werde, freue ich mich sehr, sehr, sehr. — Wir senden fünf Männer, damit sie die Mädchenwohnungen bauen helfen, und wenn sie weggehen, werden andre ihre Stelle einnehmen. Ihre Nahrung werden sie sich selber kaufen. Liebe Lehrerin, ich sah Sie nie, aber ich bitte Sie, beten Sie für mich und gedenken Sie der kleinen Gemeinde, welche Ihnen diesen Brief sendet.“

Der englische Kommissär war unterdessen den Wünschen der Frau Mason aufs Güttigste entgegengekommen. Er selbst hatte im Westen der Stadt, um dieser des leichtern Verkehrs wegen näher zu sein, nach einer geeigneten Lage gesucht, jedoch vergeblich. Und so kam es zuletzt auf Nah Khan's Wunsch hinaus. Man suchte sich, wenn auch der Stadt ferner und umgeben vom Ochangel, auf der Ostseite des Flusses anzusiedeln. Zu dem Ende wies die Regierung daselbst 32 Acres Landes an mit einem Beitrag von 1400 Rupien zum Bau, und 50 Teakbäume, die von Karenenhand im Walde gefällt und auf dem Flusse herabgesetzt wurden. Nun galt es zunächst den Boden zu lichten, den Grund zu graben und das Zimmerholz zuzurichten. Fünfzig Karenen kamen alsbald, boten ihre Dienste an und begannen das Werk. Als Frau Mason erfuhr, daß es mit dem Fällen des Bauholzes nicht recht vorwärts gehen wolle, weil es an der gehörigen Anordnung und Unterordnung fehlte, gleng sie selbst in den Ochangel, griff durch ihre Anwesenheit und ihren Rath ermutigend ein, und die Schwierigkeiten verschwanden. Jeden Abend versammelte sie die Arbeiter zum Gebet und Lesen des Wortes, und die stillen Wälzer klangen wieder von den Lobgesängen des Herrn. Schon auf dem mühsamen Hinwege über unwegsame Hügel und Thalungen ward ihr eine besondere Freude. Nachdem sie sich, ihrem Führer folgend, an der Seite eines Hügels langsam hinabgewunden und an einem Bergstrom angelommen waren, vernahm ihr Ohr mitten durch das Rauschen der Bergwasser eine Musik anderer Art. Es war ein christliches Lied, gesungen von einem Häuslein Karenen. Eine weitere Überraschung folgte. Der Häuptling des nahen Dorfes kam mit heiterer Miene das Talsenthal herab, die Missionssfrau zu begrüßen, seinen Kleinen in einer wollenen Decke auf dem Rücken tragend. Es war jener Laubeah oder Wildkarene, dessen ergreifende Klage uns

wohl noch in den Ohren tönt (S. 302). Im Dorfe angekommen, brachten die Mütter, wohl hundert an der Zahl, ihre Kleinen herbei und wünschten, daß Frau Mason ihnen die Hände segnend aufs Haupt lege. Uebernommen von diesem plötzlichen Anmuthen, wußte die Missionsfrau im Augenblicke nicht, ob sie ihnen willfahren solle. „Denn,“ schreibt sie, „der Gedanke schien mir schaudererweckend, die Stelle unsers gebenedeiten Heilandes einzunehmen. [Ach hätte sie sich immer so vor sich selbst gefürchtet!] Indes ich streichelte sie und schüttelte wohl gegen vierhundert Händchen. Dann gieng ich in die Kapelle und führte ihnen zu Gemüthe, wer allein sie und ihre Kinder zu segnen vermöge. — Vierzig Knaben und Mädchen im Dorfe konnten gut lesen und mir ihren Katechismus aus dem Gedächtniß wiederholen.“

Den letzten Abend schildert sie in folgenden Worten: „Wir lagerten uns am Flusse, nachdem ich sechs Wochen unter ihnen gelebt, und sie Wege machen und Bauholz von den Bergen schleifen gelehrt hatte. Einhundert Karenen, um sechs bis acht Lagerfeuer ausgestreckt, das lange sandige Ufer bedeckend, gerade unter meinem Zelt, das sich an den überhängenden Felsen lehnte, während der Vollmond sich hinter den Bäumen erhob, sein sanftes Licht über die Wasser gießend und auf den dunklen Gesichtern der Karenen wiederstrahlend: ein wunderbar ergreisender Anblick! Wir knieten Alle nieder, unsre Herzen in Dank und Lob ausschüttend, und nachdem wir ein Lied gesungen, begab ich mich zu meinem kleinen Boot, das mich gegen Mitternacht in die Stadt brachte. Ich bin voll Dankes, daß ich bei ihnen sein konnte, denn es hat sie nicht wenig erfreut, und ich bin ihren Herzen viel näher gekommen. — Nun liegen die Holzstämme im Flusse. Während der letzten Woche kamen Mehrere herein, um sie zu sehen, und ihr Blick ruhte mit sichtlichem Vergnügen auf ihnen. Ohne Zweifel ist es für die Leute viel besser, daß sie mit solcher Anstrengung das Bauholz beschaffen mußten; denn hätte ich es gekauft, so würde ihnen die Sache nicht halb so werthvoll sein.“

In einer der abendlichen Bibellektionen waren die zwei großen Gebote (Matth. 22, 37—40) zur Sprache gekommen. Als Frau Mason heimwärts kehrte, folgte ihr ein Karen nach, und als sie sich umwandte, sagte er zu ihr: „Ich möchte wissen, ob ich Gott liebe aus allen meinen Kräften. Die Hämptlinge sagen, wenn wir dies thun, so werden wir aus allen unsern Kräften für Ihn arbeiten.“

Ich denke darüber nach, ob ich dieß thun könne.“ Er wünschte so dann, Frau Mason möchte seine Leute mit Reis versehen, und es würden zehn derselben bleiben und eine Woche lang am Bau helfen, ihr Zugemüse würden sie selber kaufen. Als sie ihm dieß nicht versprechen konnte, nahm er mit seinen Leuten Rücksprache, kehrte zurück, und sagte, sie wollten heimgehen, Körbe machen, sie in die Stadt bringen und zu ihrem Unterhalte verkaufen. Und in kurzer Zeit kamen sie wirklich mit Körben belastet wieder, ihr Versprechen haltend.

„Eines Tags meinte einer von den Aufsehern, wir sollten mehr Arbeiter haben. So wurden denn Briefe geschrieben, nach allen Richtungen hin versandt, und in drei Tagen hatten wir fünfzig Leute mehr, die sich ihr Schlafgemach aufrichteten, für ihren Unterhalt sorgten und wacker arbeiteten. Alle hatten von ihren Lehrern Briefe mitgebracht, aus denen ich erfuhr, wie viele gekommen, und wie die, welche zu Hause geblieben, sie mit Arekanüssen, Reis, Fischen und andern Lebensmitteln versehen hatten. — Auch ist angegeben, was sie von einem Jeden wissen, so daß nicht leicht ein bösartiger oder lässiger Mensch in unsre kleine Gemeinschaft hereinkommen kann. Jeder gibt ein Pfand, daß er nicht träge sein wolle, und am Eingang zu unserm Gehöfte steht auf einer Tafel in großen Buchstaben zu lesen: 'Keine Müßiggänger hier!' — Nebstdies ist Jeder verbunden, dem Abendgottesdienste beizuwohnen. Jeden Samstag mustert Einer vom Ausschusse Alle auf dem Platze und bringt mir einen Bericht, der am Sonntag vorgelesen wird.“

So erhoben sich bei rüstiger Arbeit auf dem geschenkten Boden das Mädcheninstitut, eine besondere Lehrerwohnung, 12 Bambushäuser für Familien; die gleichsam zum Schutze des Instituts da leben sollten, bald auch die Normalschule für junge Männer, und in der Nähe ein Dorf von 30 Häusern mit vier regelmäßigen Straßen, in welchem Dorfe sich Karenen von den Bergen dauernd niederließen. Es bildete sich eine Karenen-Erziehungsgesellschaft, bestehend aus 80 Dorfhauptlingen, die sich mit Tausenden ihres Volkes briefflich verpfändet hatten, die beiden Institute dauernd zu unterstützen mit Ausnahme der Lehrer, für die zu sorgen vor der Hand Freunde in Indien, England und Schottland sich willig finden ließen. Die Gesellschaft, welche Besitzerin des Grundeigenthums, der Gebäudlichkeiten mit ihrem Inhalt an Mobiliar, wissenschaftlichem Apparatus &c. sein sollte, wählte wieder einen engern Verwaltungsausschuß

von Sieben, bestehend aus einem Paku, einem Maunipgha, einem Mopgha, einem Bghai, der Frau Mason und dem Kapitän D'Olly als Präsident.

Für die Schulen hatten die Karenen bereits beigetragen 1 Boot, 1 Elephanten, 3 Ziegen, 4 Schweine, 10 Bund Schiffsseile, 12 große Hackmesser, 15 Körbe, 65 Matten, 150 Stück langes Palmried, 170 Vögel, 200 Eier, 1580 große und 2000 kleine Bambus und 970 Rupien baar. Die Traktatgesellschaft von Kalkutta schickte Bücher im Werth von 100 Rupien und eine werthvolle Anzahl von Holzschnitten; eine Verlagshandlung in Philadelphia eine Sendung schöner Landkarten, und Freunde in Kalkutta einen trefflichen Kompaß. Das Läuterinstitut, berechnet auf 50 Jöglings, wurde im ersten Jahr von 24 besucht, die den Sgau's, Paku's, Maunipgha's, Mopgha's, Bghai's und Barmanen angehörten. Sie sollen nicht unter 12 Jahren und mindestens ein Jahr in der Anstalt sein. Sie werden in ihrer Muttersprache unterrichtet, und zwar im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Physiologie und Heiliger Schrift; ferner im Nähen, Kochen, Waschen, in Krankenpflege und Kindererziehung. Die Anstalt steht unter Frau Mason, unterstützt von vier eingeborenen Gehilfen; die Barmanen- und Schanklasse unter einer weiten Lehrerin aus Amerika. Die Normalschule für junge Männer, gleichfalls auf 50 berechnet, wird in den Elementarfächern wieder von Eingeborenen unterrichtet, in den Bibelstudien, in Mathematik, praktischer Geometrie und Physik von Dr. Mason. Kost und Kasse und die äußern Angelegenheiten stehen in ächt amerikanischer Weise unter seiner männlichen Gattin, die, das kann nicht geläugnet werden, soweit Außerordentliches geleistet hat, nur daß sie in Gebiete eingriff, die sonst dem weiblichen Geiste ferner liegen. So verwandte sie sich z. B. mit Erfolg, welchen Mason, der Mann, erst in Zweifel zog, bei der englischen Regierung für einen Karenen-Clan, der seit alten Zeiten ein unabhängiges Gebiet besessen, und sich das-selbe auch unter der neuen Herrschaft gewahrt wissen wollte. Besonders anstrengig aber ist uns der Lehrberuf, den sie sich auch in der schon gebildeten Gemeinde anmaßte. Daz eine solche umfassende weibliche Tätigkeit Klippen birgt, an denen ein gesegnetes Missionsleben geradezu scheitern kann, wird bald klar werden.

Wie Mason selbst seine Jöglings zum Predigtamt praktisch weiter bildete, haben wir früher gesehen. Im Februar 1858 erhielt der

Gehilfe **Wwāpau** die Ordination, die erste in diesem Lande. Er hatte jetzt einen Distrikt von nahezu 100 Dörfern unter sich. Bald darauf wurde auch **Chapau** ordinirt. Beider Wirksamkeit, wie die Quala's, gieng in gesegneter Weise fort. Da Frau Mason fand, daß die Karenen- und Barmanenmädchen nicht gut zusammen gingen, so erwarb sie für letztere nah an der Stadt ein eigenes Schulhaus. Von ihrer Dorfschule, die damals 40 Schüler zählte, hofft sie, sie werde ein Muster für alle Dorfschulen unter den Karenenstämmen werden. „Es ist ein wahres Vergnügen,“ schreibt sie, „einen Blick in dieselbe zu werfen, und sie jeden Morgen mit reinlichen Händen und Gesichtern und zierlich geordnetem Haar zu sehen. Manche haben neue Kleider an. Ueberhaupt bekommen sie einen Sinn für reinliche und ganze Kleidung. Fremden Anzug begünstige ich nicht, und erlaube meinen Mädchen nur ihr eigenes Fabrikat zu tragen, das sie sich an ihren kleinen Webstühlen versetzen und färben. Ihr eigenes Gewebe ist sehr dauerhaft und ihre ganze Tracht nett und hübsch, mit Ausnahme des Ueberrocks der Männer, und selbst der geht gut zu den dünnen leichten Schanhosen, welche manche tragen.“

Während so Frau Mason praktisch thätig war, war er selbst eifrig beschäftigt mit der Bearbeitung der Karenendialekte und der Uebersetzung einzelner Theile der Heiligen Schrift. Auch übertrug er neben Dr. Wade nach und nach kleinere und größere, in der amerikanischen und europäischen Heimath bereits bewährte Schriften. So sind, um nur Eins anzuführen, schon Tausende von Schriften des Galwer Verlagsvereins in den Händen der Karenen, unter Andern die zwei Mal zweifünfzig biblische Geschichten, die Kirchengeschichte und die Weltgeschichte unseres unvergesslichen Freundes Dr. Barth, der mit seinem weltweiten liebenden Christenherzen wie die Missionen aller evangelischen Denominationen, so auch die Karenenmission thatkräftig unterstützte. Wohl erinnern wir uns lebhaft, wie manchmal im Galwer Missionsblatt unter seinen Empfangsanzeigen auch zu lesen war: Für die Karenen: nichts! Allein er hat in seiner originellen Weise, die nicht weh that, von schwäbischen Missionsfreunden nicht geringe Summen für seine lieben Karenen eingetrieben.

Damit sind wir in unserer Darstellung bereits in die Gegenwart heruntergerückt. Ein Blick auf diese soll unsre Gesamtschilberung der Karenenmission schließen.

5. Der gegenwärtige Stand.

Indem wir an den Schluß dieser unserer Arbeit herantreten, bedauern wir, noch nicht den neuesten Jahresbericht der Gesellschaft in Händen haben zu können, welcher der Herr der Mission auf so wunderbaren Wegen die Karenen zur Evangelisirung zugewiesen und bis heute erhalten hat. Es feiert dieselbe nämlich in diesem Frühling ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Den Bericht hierüber bringt aber erst das Juliheft ihrer Missionszeitschrift*). So ist unsre Schilderung der Karenenmission von selbst zur Jubelausgabe geworden, was uns zur demuthigen Dankesfreude vor dem Herrn gereicht.

Vorerst haben wir noch in Taungu zu verziehen. Von dort aus wollen wir dann, west- und nordwärts dringend, eine kurze Rundreise auf die übrigen Hauptstationen machen und in Lawoy uns heimathwärts einschiffen.

Seiner alten Uebung getreu, auf die er von der Natur des Landes von Anfang an hingewiesen war, verbrachte Mason die nasse Zeit in Taungu, lehrend und überzeugend, die trockene dagegen zum größten Theil im Ochangel, Gemeinlein um Gemeinlein besuchend, um zu sehen, wie sie sich halten, dann weiter dringend in die Dörfllein, in denen Christi Name bis dahin nicht bekannt war. Im December 1858 besuchte er zum ersten Mal die von den andern gefürchteten, wohl 200,000 Seelen zählenden Rothkarenen, zu welcher Reise er gerade zur guten Stunde einen Wechsel von 300 Rupien von Richter Wylie aus Kalkutta erhalten hatte. Am zwanzigsten Tage, nachdem er Taungu verlassen, erreichte er den Sitz ihres jetzt den Engländern verbündeten Stammhäuptlings Kephö, Saubra genannt, welcher, ehe ein flüchtiger Barmamenprinz die östlichen Rothkarenen von ihm abgerissen, ihr alleiniger Gebieter, und als solcher Herr über Leben und Tod war. Ueber alles Erwarten freundlich wurde Mason von demselben aufgenommen. Er drückte dem Missionar den lebhaften Wunsch aus, daß sein ganzes Volk möchte lesen lernen. Er wolle ein Zayat zu Schule und Gottesdienst und dem Missionar selber eine Wohnung bauen, wenn er zu bleiben komme. Mason ließ vor der Hand drei eingeborene Prediger da. Beim Abschied wiederholte der Häuptling, dem Missionar die Hand schüttelnd,

*) The Missionary Magazine. Boston.

sein Versprechen, und rieb überdies sein Gesicht an dessen Hand zum Zeichen, daß er all seinen Wünschen zur Verfügung stehe. Später erbat er sich aus dem Lächterinstitut der Frau Mason, die er selber zum Besuch einlud, einige Lehrerinnen, und ließ dem Missionar melden: „Du hast den Lehrer Schapau zu uns gesandt, und ich freue mich außerordentlich. Wie die Paku's ihre Lehrer unterstützen, will auch ich; ich will ihm seine Nahrung verschaffen. Lehrer Schapau ist jetzt mein Lehrer. Wenn ich esse, ist er auch, wenn ich darbe, wird er auch darben. Habe keinen Kummer wegen seiner. Ich versprach dir, als du hier warst, ein Zayat zu bauen, und ich bin meinem Wort treu gewesen: ich habe drei gebaut, und es thut mir wehe, wenn ich dich in denselben vermitte. Habe keine Sorge wegen des Lesenlernens der Leute. Ich wünsche entschieden, daß meine Kinder und Enkel es lernen. — Wenn die trockene Jahreszeit kommt, so wünsche ich sehr, daß du und die Lehrerin eintreffen; denn mein Volk verlangt außerordentlich dich zu sehen. Du kamst Einmal und mein Volk sagte: 'Der Lehrer hat ein gutes Herz.' Du bist der Mann, der für uns paßt. Wenn du kommst, so laß uns die Zeit wissen, und wir wollen dir entgegengehen. Wenn du kommst, so bekümmere dich nicht wegen der Lebensmittel. Ich will dich mit Nahrung versorgen. Bitte für mich, daß ich ein Christ werden möge. Gott segne den Lehrer!“

Und einer der eingeborenen Lehrer schreibt: „Ich gieng zur Hauptstadt der östlichen Rothkarenen, und das Volk nahm mich freundlich auf. Sowohl die Gouverneure der Schan als die Häuptlinge der Karenen sagten, daß, wenn wir zu predigen kämen, sie uns aufzunehmen. Die Leute versahen uns mit Speise, darum sei in dieser Beziehung unbeforgt für uns. Gott wird für uns sorgen, sende also kein Geld mehr für Nahrungsmittel.“ — Bei solch ermutigender Aussicht sah sich jetzt Mason nach weiterer Hülfe um. Er erhielt sie im Februar 1860 in Missionar Gross von Lawoy, dem er die Leitung seiner Predigerschule übergab, die jetzt 85 Zöglinge zählte. Zur vervollständigung ihres wissenschaftlichen Apparats hatte sie einen weiteren Beitrag von 1200 Rupien seitens der Regierung erhalten. Auch die Beiträge der Karenen flohen fort trotz Cholera und Missernte. Und um ein Buch zu erhalten, wissen auch die Armutsten unter diesen armen Bergbörslern sich einige Rupien an ihren nothwendigsten Bedürfnissen abzusparen. Der segensreiche Einfluß des

Christenthums ward auch unbeteiligten Beobachtern offenbar. So schreibt Kapitän Lloyd seiner Regierung: „In ihrer Erziehung und religiösen Erkenntniß haben die Karenen sicher reizende Fortschritte gemacht. Auf einem Marsche in das Innere machte meine Begleitung, bestehend aus zehn Europäern und Andern, in Dörfern Halt, in denen Alle Christen waren. Obgleich schon weit im Innern des Landes, scheint das Christenthum die bei Bergstämmen so gewöhnliche und natürliche Furcht vor Europäern vertrieben zu haben. Alle, Männer, Weiber und Kinder, kamen uns entgegen und schüttelten uns die Hand. Ich bemerkte mit Vergnügen, wie ein rauher Krieger einem schüchternen Kinde sanft die Hand drückte. Morgen- und Abendgottesdienst wird vom Lehrer gehalten, oder in seiner Abwesenheit von einem dazu befähigten Gemeindeglied. Unsre Anwesenheit im Dörfe machte darin keinen Unterschied. Frauen und Kinder wohnen dem Gebete bei, und wir Europäer traten mit entblößtem Haupte in die Kapelle, staunend während des Gottesdienstes über die Mittel, durch welche dieses Volk mit dem Worte Gottes bekannt gemacht worden.“ — Bereits werden auch christliche Karenen von der englischen Regierung als Beamte und Gesandte an die inneren Stämme angestellt. Der gute Einfluß der Karenenchristen auf die Barmanen tritt gleichfalls zu Tage. Diese werden dem Evangelium geneigter. „Vielleicht,“ schreibt Mason, „will Gott die Buddhisten durch die Karenen bekehren, auf daß der Ruhm sei Gottes und nicht der Menschen.“ Dabei arbeitete Mason vor Allem auf die Selbständigkeit seiner Karenenprediger hin. Er sagt in dieser Beziehung: „Für die Aufnahme, Ausschließung, Stillstellung und Wiederaufnahme in die Gemeinde sind die eingeborenen Pastoren allein verantwortlich. In die inneren Einrichtungen der Gemeinden mische ich mich nicht. Ich gebe allgemeine Grundsätze über ihre Leitung, nehme aber keinen Theil an den besondern Fällen der Kirchenzucht. Diese Dinge bringen die Gemeinden und ihre Pastoren unter sich in's Reine, wie die Gemeinden in England und Amerika, als wäre kein Missionar im Lande. So möchte ich den Versuch der Selbstregierung seitens der Missionsgemeinden machen.“ Pastor Gross bestätigt dieß, wenn er von Mason schreibt: „Seine Methode, das Werk unter diesem Volke zu leiten, ist meinem Dafürhalten nach äußerst bemerkenswerth. Er hält sich soviel wie möglich im Hintergrunde, so daß die Gehilfen und die Gemeinden die Sache als die ihrige betrachten lernen. Und

doch hält er sein Auge offen über jeder Angelegenheit, auch der kleinsten, die seines Aufstôbes bedarf. Ich denke, diese Methode wird sich zur Kräftigung und zur Selbständigkeit der Christen segensreich erweisen.“ Auch durste Gross bereits deutliche Spuren hievon gewahren. So, wenn er bei einem Ausfluge mit Dr. Mason in die Berge von Taungu eine Gemeinde trifft, deren Pastor sich alle bis jetzt gedruckten Karenenbücher hält und noch eine Anzahl Manuscritpe, die er sich, wenn ich so sagen darf, aus den Collegienhesten der Predigtamtssöglinge abgeschrieben hat. Beinahe alle seine Pfarrkinder hatten Neue Testamente und Theile der Heiligen Schrift, die sie in den Gottesdienst mitbrachten und den Text des Predigers nachlasen. „Alles, was ich hier sehe,“ fährt Gross fort, „trägt durchweg christlichen Anstrich. — Die Wirkung, die das Evangelium auf die Gesichtszüge der Leute ausübt, ist wunderbar. ‘Und wär’ er wie ein Bär, er wird zum Lamme,’ auch seiner Erscheinung nach.“ Und seinem Bericht über eine große Lagerversammlung unter den Bghai’s (1862) entnehmen wir Folgendes: „Es ist dies das erste Mal, daß ich die Bghai’s in ihrem eigenen Lande gesehen habe. Obgleich eine große Menge dieses jüngst noch so wilden Volkes ohne Polizei zusammengekommen war, so fiel doch nichts vor, das den Frieden und die Ruhe irgend jemandes störte. Die Versammlungen beginnen und enden zur bestimmten Stunde. Sind diese vorüber, so kann das Ohr die Anwesenheit einer großen Menschenmenge an nichts bemerken als an dem dumpfen Gesumme des Gesprächs. Kein wildes Singen, Lärm, Pfeifen. Ich denke, dies könnte nicht einmal von einer drei bis viertägigen Lagerversammlung in Amerika gesagt werden. Wohl versteht sich dies Alles bei unsern älteren Karenenchristen, aber bei den Bghai’s, den wildesten der Wilden? Warum waren diese 1000 und mehr wilde Bghai’s jetzt so reinlich gekleidet, so anständig, so ordentlich und ernst, so gespannt aufmerksam auf den Ladel der Sünde, auf die Ermahnungen zur Rechtschaffenheit und Heiligkeit des Lebens? Gewiß menschliche Macht hat das nicht gethan. Es ist die Macht Gottes, die da selig macht Alle, die da glauben. Und ein vernünftiger Mensch, der diese Veränderung unter diesem Volke wahrnimmt, muß sagen: Das Evangelium ist Wahrheit!“

Es spricht ferner gewiß auch zu Gunsten der Karenenmissionare, daß die Kinder von mehreren derselben wieder ihren Beruf erwählten. So trat im Jahr 1859 Mason’s Tochter Sarah ihrer Mutter im

Erziehungssache als Gehilfin an die Seite, und als jene nach Amerika gieng, versah sie ganz ihre Stelle. Sie that besonders viel zur Hebung des Gesanges, errichtete eine Singschule, in der sie Knaben und Mädchen nach Noten singen lehrte. Und in der That, es mußte in dem Herzen des Missionars eine kindliche Freude erwecken, wenn er da und dort in einem Dorfe Mädchen traf, die einen kleinen Kreis von Frauen um sich hatten, um sie ihre neuen Melodien singen zu lehren. Ähnliches thaten die Knaben mit den Jünglingen und Männern. So gieng das schöne Werk nach allen Seiten hin vorwärts. Neue Stationen wurden gegründet — heute ist ihre Zahl nahe an 150 mit ebensovielen Predigern — neue Gemeinden wurden gebilbet, Neubekhrte getauft, im Jahr 1861 allein 686. Es ist schon früher darauf hingewiesen worden, wie die einigende Macht des Evangeliums sich an dem weitzerstreuten, zersplitterten, stämmereichen Karenenvolke in mancher Hinsicht offenbarte, was in besonders feierlicher Weise in ihren großen Jahresversammilungen zu Tage kommt. Sie lernen sich je länger je mehr als eine zusammengehörige Nation finden und lieben. Dieses nationale Band, welches das Evangelium um sie schlingt, ist noch nicht geschlossen, hat aber bereits einen sprechenden Ausdruck in dem gemeinsamen Banner erhalten, das sie sich, angeregt von Quala, als Nationalfahne geschaffen. Die Sache ist zu charakteristisch, als daß wir sie übergehen dürften.

Im „Morgenstern“, der Zeitschrift der Karenen, ließ Sa Quala einen Aufruf ausgehen, in welchem er sich an alle Glieder seines Volkes in allen Provinzen wandte, um sie für ein Nationalbanner zu begeistern. „Sehet,“ schreibt er da, „die Kinder Juda, als sie der Hand der Egypter entronnen waren, errichteten Paniere mit den Zeichen des Adlers, des Löwen, des Bären und des Stiers, damit ihre Kinder nach ihnen wüsten, wie sie entronnen. Hinwieder die englische Nation, als sie der Hand der göyendienischen Römer entrann, errichtete sie eine Standarte des Kreuzes als nationales Abzeichen. Und als ihre Könige Jerusalem von den Moslemen zu befreien giengen, brachten sie Juda's Löwen zurück, auf daß die künftigen Geschlechter auch also thäten. Wiederum die Amerikaner, als sie ihre Unabhängigkeit erklärten, wählten sie sich zum Nationalzeichen den Adler mit etlichen Sternen im Felde. Dies sollte jeder Nation anzeigen, daß sie sich himmelan erheben wollten, triumphirend über egleichen Feind. Meine Brüder, auch über uns hat sich Gott erbarmt

und uns seinen eigenen Sohn Jesum Christum gesandt, daß er uns aus unserer Finsterniß und Sklaverei erhebe. Im Jahr der Welt 5832 haben wir von der Hand der Lehrer, der Kinder Amerika's, Bücher erhalten, die Heilige Schrift, das Wort Gottes. Das war ein Schatz kostlicher, als alle Bücher der Erde, der Hauptling der Bücher. Nun sind wir unterrichtet in der That, haben Lehrer und Schulen wie jene. Nun laßt uns ein Nationalpanier errichten, wie andere Büchernationen. Laßt es wehen über unsern Schulhäusern. Laßt uns wählen als Zeichen nicht einen Löwen oder irgend ein Thier, sondern die Waffe, welche Gott uns gegeben, durch welche wir unsre Feinde überwinden — 'das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes'. Laßt es uns wählen nicht für uns allein, sondern auch für unsre Nachkommen bis auf die spätesten Geschlechter. Laßt uns errichten ein Banner für unsre ganze Nation, und Gott verherrlichen, daß die uns umgebenden Nationen wissen, wir seien von dem Heidenthum befreit und bestimmt ein christliches Volk zu werden!"

Der Gedanke fand Anklang, und es wurde der gemeinsame Wunsch sodann der amerikanischen Bibelgesellschaft ausgesprochen, die denn auch im Sommer 1860 in feierlicher Versammlung das künftige Nationalpanier der Karenen der gerade in New-York anwesenden Frau Mason übergab. Es trägt in seinem Felde eine Bibel und ein Schwert mit dem Motto: „Das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes!" Gewiß für ein christlichgewordenes Bergvolk ein würdiges Panier! Daß es sich recht und ganz um dasselbe schaare, ist unser einiger Wunsch. Denn schon haben sich dunkle Wolken am Horizonte ihres inneren und äußeren Lebens. Prüfungen und Sichtungen begannen.

Unter diesen Prüfungen war, bei allem Schmerz, noch die feligste gewesen, die eben unsern Duala traf. Er verlor im Jahr 1859 seine treue Gattin durch den Tod. Seine Töchter brachte er deshalb nach Mata herab in die Pflege ihrer Großmutter. Er wollte damit zugleich einen Rundbesuch bei den Gemeinden in Lawoy und Mergui verbinden. Allein ehe er dieß in Ausführung bringen konnte, wurde er von einem heftigen Fieber befallen, das ihn selbst an den Rand des Grabs brachte. „Ich betete," sagt er, „ohne Unterlaß, daß, wenn Gott für mich noch etwas zu thun habe auf Erden, so möge er mich wieder gesund machen, wo nicht, so möge er mich sterben lassen. Nun hat er mich wieder gesund gemacht, darum weiß ich,

daz ich noch etwas zu vollbringen habe unter dem Volke von Taungu. Dahin will ich jetzt zurückkehren und meine Tage in Taungu verbringen." Dies that er denn auch im April 1860, den Sitangfluss entlang predigend von Dorf zu Dorf, überall den herzlichsten Empfang und willige Hörer findend. Nach seiner Ankunft schreibt Mason: "Quala tritt in sein altes Arbeitsfeld wie mit erneuter Gesundheit so auch mit frischem Eifer ein. Seine ganze Kraft ist dem Werke des Herrn geweiht. Nachdem er die Gemeinden besucht, wird er zu den Rothkarenen gehen, wo wir, wenn es Gott gefällt, ein ähnliches Werk sehen werden wie hier." Der Herr mache unsern Quala treu bis zum Tode!

Alles sah bis dahin hoffnungsvoll aus, als plötzlich im Frühling 1862 wie ein Donnerschlag aus heitner Höhe der Krieg hereinbrach. Ein unabhängiger mächtiger Berghäuptling vom Stämme der Manumanau, genannt Po-khay, fiel fengend und brennend in's englische Grenzgebiet. Zwei Christendorfer wurden in Asche gelegt, zwei bis drei Personen getötet, über zwanzig Frauen und Kinder zum Tode oder in die Sklaverei weggeschleppt, darunter die Frau eines eingeborenen Predigers und sein Sohn. Die Einwohner mehrerer anderer Dörfer flohen zu den Felsen und Klüsten, die wehrfähige Mannschaft musste an die Grenze marschieren fünf Stunden westlich vom Salwen. Die Schulen wurden unterbrochen, die Beiträge an die Lehrer auf den Krieg verwendet, denn die englische Regierung gab den Karenen keinen Sold, was diese auch gegen jene mit Unzufriedenheit erfüllte. Das Haus, von dem aus der Häuptling sich vertheidigte, wurde in Brand gesetzt, mehrere der Frauen kamen in den Flammen um, darunter die Frau und Tochter des Häuptlings, während er zu den Rothkarenen entfloh. Ein gewisser Kapitän von Maulmein suchte mit ihm in Verkehr zu treten, machte aber übel ärger, indem dieser ihm vorspiegelte, Mason habe den Angriff auf sein Haus angezettelt, während er doch auf Befehl der Regierung in Taungu geschah. Mason legte bei dem Hauptkommissär Verwahrung gegen solch grundlose, unheilsstiftende Beschuldigung ein. Indes ein zweiter Einfall unterblieb, der Unterkommissär legte eine dauernde Besatzung von fünfzig Mann in ein großes Grenzdorf, und die Ruhe war wieder hergestellt. Davon redet der letzte Jahresbericht (1863) der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft; aber zugleich von einem noch schmerzlicheren Vorfalle, wenn es dort heißt:

„Der Fortschritt des vom Anfang an in jeder Beziehung so ermutigenden Werkes erlitt im letzten Jahre durch feindliche Einfälle heidnischer Stämme im Osten einige Unterbrechung. — Dieser Stand der Dinge war indes von keiner anhaltenden Dauer, und der Schaden weniger groß, als man zu einer gewissen Zeit fürchtete. Aber die Gemüther der Eingebornen wie der Missionare selbst sind durch gewisse sonderbare Lehren der Frau Mason etwas in Verwirrung gebracht worden. Dieser Gegenstand wurde die Veranlassung ernster und langer Berathungen. Indes ist bis zur Stunde noch kein bestimmtes Resultat erreicht, und bis dahin bitten wir unsre Freunde um Verschiebung ihres Urtheils.“

Aus indischen Blättern (Bombay Guardian 28. Nov. 1863) ist nun das von der Missionskonferenz in Taungu gewonnene Resultat bekannt. Sechs erfahrene Missionare haben die peinliche Sache genau untersucht, ohne daß Frau Mason oder ihr Mann ihr Recht dazu anerkannt hätten. Der Weihrauch, welcher der guten Frau Mason in Amerika und England überreichlich gespendet worden war, hatte ihr augenscheinlich den Verstand getrübt. Seit ihrer Rückkehr im Mai 1862 hatte sie in den karenischen Traditionen und der Natur, welche das Volk umgibt, eine neue Offenbarung entdeckt, welche sie in abgeschmackter ja lästerlicher Weise ausübte und neben dem Evangelium dem Volk zu lehren befahl und auch in Schriften fasste. Ihre Mitarbeiter suchten sie daran zu hindern; ihr Gatte aber, obwohl er die „Gottssprache“ nicht billigte, hielt sie doch nur für ein unschuldiges Phantasiegebilde. Die Behörden fanden sich gleichfalls bewogen, einige Klagepunkte der Missionare zu untersuchen, welche sich aber als unerheblich erwiesen, wie denn Oberst Phayre zum Schlusse seines langen amtlichen Berichts erklärt: „Dr. und Frau Mason, welche aus einem Barbarenvolk, das sich in Stammesfeinden verzehrte, eine Christengemeinde von beiläufig 25,000 Seelen gesammelt haben, genießen mein volles Vertrauen; und ich hoffe, sie werden das ausgezeichnete Werk, das ihnen so wunderbar gelungen, noch weiter führen.“ Doch erhellt, daß Frau Mason sich zu sehr als Patronin der Karenen in den Vordergrund gedrängt und die englischen Beamten zu schnell der Ungerechtigkeit beschuldigt hatte. Auch schien es räthlich, die Nationalflagge, der zu viel Bedeutung beigelegt worden war, vorerst nicht mehr über dem Mädcheninstitut wehen zu lassen.* — Die sechs Mis-

*) Dr. Duff in Christian Work Sept. 1863.

fonare aber, die sich im October in Taungu zur Untersuchung der Sache zusammenthatten, mußten im Interesse der Kirche einen strengen Maßstab anlegen, als die Vertreter des Staats. Einstimmig erklärten sie die „Gottssprache“, welche Frau Masou mit fanatischer Gewißheit festhält und lehrt, für unvereinbar mit der einfachen Schriftlehre.*). Sie fanden, daß ihr Gatte, obgleich er ihre Ansichten nicht theilt, ihr doch zur Verbreitung derselben behilflich ist und also einen Theil der Verantwortlichkeit trägt; am meisten aber beklagten sie seine Bitterkeit gegen die Missionare Gross und Birby, welche nur ihrer Pflicht nachkamen, wenn sie die Karenen gegen schädliche Einflüsse zu sichern suchten (20. Oct. 1863). Und noch beklagenswerther ist der Kiz, der nun durch diese jungen Karenengemeinden geht, da ihnen von zwei Seiten gesagt wird: hier ist die reine Lehre und die wahre Kirche, hütet euch aber vor der Gegenpartei! Es wäre ein Wunder, wenn die nahen Katholiken diese Gelegenheit unbemüht ent schlüpfen ließen! Wie sind wir doch auch im besten Falle arme Menschen, und welche Gefahren liegen nicht selbst in unsern Siegen verborgen. Wie laut predigt uns dieses neueste Warnungsexempel die alte Mahnung: Wenn ihr Alles gethan habt, so sprechet: wir sind unnütze Knechte; wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren. Wenn irgend ein Wort des Herrn, so ist dies geeignet, uns im Urtheil über uns selbst, und die Missionsfreunde im Lobspenden Maß halten zu lehren.

In mitten dieser Prüfungen und Demüthigungen mußte dieser Missionsgesellschaft das rasche Aufblühen ihrer Mission unter den Schan's tröstender Balsam sein, — dieser Mission, die vor kurzem erst von Taungu aus durch Missionar Birby begonnen worden war, zunächst veranlaßt durch eine Emigration von 10,000 Schan, die, barmanischem Drucke entgehend, auf britischem Gebiet etliche Stunden

*) Die arme Frau wollte unter den Heiden einen Theil von Gottes Wort gefunden haben, der seit der Fluth verloren gegangen wäre, z. B.: Die Barmanen haben auch Vater, Sohn und heiligen Geist; die Welt ist die wahre Bibel und jeder Fels, jedes Blatt und Blümchen ein Kapitel, Vers und Wort derselben; wenn erst Heuer, d. h. Krieg, die Welt geläutert hat, wird die Gottssprache überall gepredigt und geglaubt werden, als die eine und allgemeine Religion. Auf den Götzenfiguren einer Schankstube fand sie die ganze Geschichte des Jonas u. s. w. Ein Karen wurde darüber so bestürzt, daß er sagte: Wenn Frau Masou wahr lehrt, so ist die Bibel falsch. Die Lehrer, die ihr widerstanden, wurden einfach entlassen.

von Taungu freundliche Aufnahme gefunden. Eine neue und große Thür war dadurch unsern amerikanischen Brüdern vom Herrn aufgethan. Denn nach Allem, was bis jetzt über sie zu unserer Kenntniß gekommen, bilden sie ein großes Volk, — von Siam bis nach Assam hinauf. Zugleich leben viele Karenen im Shanlande. Die Erstlinge sind nun bereits getauft und eine kleine Gemeinde hat sich Sept. 1862 gebildet.

Steigen wir jetzt aus dem Sitangthale westlich über das Scheidegebirge hinunter ins Irawadythal nach der wohl 40,000 Einwohner zählenden Stadt Promé, so befinden wir uns auf der nördlichsten und zugleich jüngsten Missionsstation in diesem Thal. Wir treffen neben Missionar Simons den noch immer rüstigen Dr. Kincaid mit seiner Gattin. Er selber ist gerade von einer über hundert Stunden sich erstreckenden Predigtreise zurückgekehrt, uns die willige Aufnahme melbend, die das verkündigte Wort unter Barmanen, Karenen und Kjen gefunden — denn das sind hier ihre drei Arbeitsfelder, bis hinauf zur Grenzstadt Mibay. Ava ist nur von Ko Schway Nee, einem ihrer Gehilfen besetzt, deren sie gegenwärtig zwölf haben mit ebensovielen Nebenstationen und einer Gemeinde von 226 Seelen. Vom Januar bis April 1863 wurden 35 weitere getauft. Die Besuche der Missionare von Haus zu Haus sind nicht umsonst. „Unsre Bücher und Traktate,“ schreiben sie, „thun gute Dienste, und werden immer mehr verlangt, selbst von Leuten aus all den entfernten Städten und Dörfern.“ Im April 1862 verloren sie in dem großen Brande, der 5000 Häuser in Asche legte, auch ihre kaum erst eingeweihte Kapelle. Der Bau einer neuen ist im Plan, wozu auch englische Offiziere Beiträge gezeichnet haben. Im Januar vorigen Jahres durften sie, nachdem derselbe noch am Sonntag zuvor das heilige Abendmahl empfangen, einen 67jährigen Greis als eine reife Frucht zu Grabe tragen. Den ersten „Stoß zu einer ewigen Bewegung“ hatte derselbe durch den seligen Boardman erhalten. — Das Neueste von dort ist ein Ruf Kincaid's um einen tüchtigen Missionar auf ihre erste Nebenstation Thayet in einem dörferbesäten Bezirke. Möge er nicht umsonst rufen!

Wir fahren den Irawady hinab und steigen da ans Land, wo sich derselbe in den Bassein- und Rangun-Arm theilt. Hier ist die

Station Henthada, Hauptstadt eines volkreichen Distriktes. Grüßen wir Crawley und seine Gattin, die unter den Barmanen arbeiten, und vernehmen wir von Missionar Thomas den Stand der Karenenmission daselbst. Von seinem jüngsten Distriktsbesuch meldet er uns: „Selten habe ich eine wichtigere Missionsreise gemacht. Ich besuchte 14 Gemeinden, wo ordinirte Karenenprediger waren, meist ihnen die Verwaltung der h. Sakramente überlassend. Gleichwohl theilte ich sieben Mal das h. Abendmahl aus, taufte dreißig Neubekhrte, gründete zwei Gemeinden, stationirte vier Karenenprediger an Orte, wo sich die Leute nach dem Evangelium begierig zeigten. Beständig war ich von Karenen, meist Heiden, umgeben und hatte öfter das körliche Vorrecht, Barmanen und Karenen die frohe Botschaft zu verkündigen.“ — Aus der Normalschule in der Stadt, einer Art theologischer Vorberichtsschule, giengen acht in das Seminar nach Rangun über. Theilweise von der Regierung unterstützt — im Jahr 1862 betrug ihr Beitrag 1000 Rupien — gründeten die Missionare an fünf verschiedenen Orten Distriktschulen, die sich über die Leistungen der gewöhnlichen Dorfschulen erheben sollten. Die Zahl der Karenenprediger beläuft sich dort auf 75 mit ebensovielen Außenstationen. Bereits predigen diese auch den Barmanen, und ihr Wort wird angenommen. Ja hier ist es, wo Karenen und Barmanen eine gemeinsame Festversammlung gehalten haben. Der regelmäßigen Gemeindeglieder waren es im Jahr 1862 schon 1650. Der neueste Bericht vom 18. September v. J. meldet weitere Bekhrungen.

Ermuthigt schiffen wir den Bassein hinab zur Handelsstadt gleichen Namens. Damit sind wir auf der westlichsten Station angelangt. Und auch hier geht das Werk in erfreulicher Weise vorwärts und zwar unter Sgau und Pwo. Oder ist es nicht erfreulich, wenn wir z. B. von Missionar van Meter hören: Wenn unsre Schüler vernehmen, das für die Schule bestimmte Geld sei demnächst ausgegeben, so sparen sie sichs am Munde ab, um noch eine Kleinigkeit geben zu können? Wer möchte nicht solch ein Völklein in seinen Anstrengungen nach Licht und Wahrheit unterstützen? Ist es nicht erfreulich, wenn die, wahrlich nicht reichen, Karenenchristen hier im Jahr 1861 allein 10,320 Rupien für Kirchen- und Schulzwecke gegeben? Giebt das nicht auch einigermaßen einen Maßstab für die gedeihliche Entwicklung ihres inneren Lebens? Ist es nicht erfreulich, in ihren Schulen 1040 Schüler, in ihren Gemeinlein 4793 Kom-

munitanten mit 100 eingeborenen Predigern zählen zu dürfen? Ist es nicht erfreulich, wenn die Missionare auf ihren Wanderungen fast überall von dem Zudrang heilsbegieriger Seelen melden? Selbst Chinesen, des Handels wegen hier, halten sich zur Christengemeinde. Ja der Herr hat ein großes Volk im Basseindistrikte, ein großes Volk auch, das noch der Aufnahme in Christi Schashürde harrt. Wohl darf da einer der Missionare schreiben: „Unsre Lösung heißt: Vorwärts! nicht rückwärts. Wir hoffen diese Gemeinden noch zu einem höheren Gefühl ihrer persönlichen Verpflichtung gegen Gott zu erheben, und sie an den Gedanken zu gewöhnen, von fremder Hilfe nichts zu erwarten, wo sie sich selbst helfen können.“

Vorwärts! heißt auch unsre Lösung. Wir durchkreuzen jetzt das vielverschlungene Irrawaddy-Delta. Im Geiste die Außenstationen Dalla im Süden, Patanau und Maubi im Norden grüßend, kommen wir endlich nach Kemmendine, der Vorstadt Rangun's, und sprechen bei Dr. Binney im theologischen Seminar ein. Er selbst hat sich erst von schwerer Krankheit erholt, giebt uns aber mit Freuden Auskunft über die ganze Anstalt, zeigt uns ihre Räume und führt uns in die Zellen seiner 62 Studenten, die barfüßig und leicht gekleidet sich im Hofe bewegen, — wir sind im heißen Hinterindien — und die sich gerade fürtisch erlaben an den kleinen halbreisen Mango's, die von den Bäumen ins Gehöste hereingefallen. Denn für gewöhnlich ist Reis ihre Speise, die sie sich selbst kaufen. „Sie unterwerfen sich Allem freudig,“ schreibt der besuchende Missionar Carpenter, „mühlen sich als tüchtige Arbeiter, einzig um Kenntnisse zu sammeln, nicht um hernach einträgliche Regierungsstellen zu bekleiden, sondern um Schule halten und ihren Landsleuten die Bibel erklären zu können.“ — Gehen wir in die Stadt, so begegnen uns noch zum Theil ehrwürdige Gestalten aus Judson's erster Zeit, die uns mit ihren schweren Sorgen noch im Gedächtniß ist. Treten wir in die Missionsdruckerei, so kommt uns der alte Bennet entgegen, uns den Bericht überreichend, den er eben erst auf Dr. Mullens' Bitte in Kalkutta abgesetzt, der uns mit der Kunde überrascht, daß in den letzten zehn Jahren die Missionspresse hier nicht weniger als 38,287,700 Druckseiten geliefert, darunter 7000 Exemplare des Neuen Testaments in der Sgausprache, 45,000 einzelne Theile der heil. Schrift, 351,075 andere Bücher und Traktate. Vom Lager wurden bereits gedruckte 60,175 heil. Schriften und 827,500 Traktate weggegeben. Daneben

zeigt er uns drucksertige Manuskripte, darunter das barmanische Neue Testament, die Karenenbibel, mehrere Kommentare zur heil. Schrift, das Kinderliederbuch ic., deren Kosten sich zusammen auf 40—60,000 Rupien belaufen werden, fügt aber, unsre bedenkliche Miene gewährend, Heitern Angesichts hinzu, ein schöner Theil des nöthigen Geldes liege bereits in seinen Händen. Und heller noch glänzt sein Auge, wenn er uns berichtet, daß sich im April 1862 die dortigen Freunde der Mission aus dem englischen Civil- und Militärstande zu einer „Barmanischen Bibel- und Traktatgesellschaft“ konstituirt und im September desselben Jahres ihre erste öffentliche Versammlung gehalten haben, von der er schreibt: „Ich glaube nicht, daß seit der Landung Judson's in Rangun ein glücklicherer Tag für die Civilisirung und Evangelisirung der Stämme Barma's gewesen, als der es war, an dem diese abendliche Versammlung stattgefunden. Gott bewegt die Herzen der Menschen hohen Ranges und hat Mittel und Wege genug, seine Ziele zu erreichen.“

Doch auch an der Stätte der Gräber führt uns unser Weg vorüber, und am Grabe des unermüdlich treuen Missionars Binton müssen wir einen Augenblick stille stehen. Er gieng am 31. März 1858 zu seiner Ruhe ein. „Sein Tod war so schön, so still, so friedevoll, so ganz als gienge er heim. Ohne Todeskampf und Seizer fiel er in den letzten Schlaf.“ Das war die Sprache derer, die sein Sterbebette umstanden, und sahen, wie ihn die Bände des Todes leise umfingen. In ganz Britisch-Barma ist Niemand je tiefer und allgemeiner betrauert worden. Sein Einfluß auf die Karenen war wunderbar, denn sie wußten, daß er alle Kräfte seines Leibes und Geistes voll Selbstverläugnung ihren zeitlichen und ewigen An-gelegenheiten opferte. Es war ihm Herzenssache, wie Eingeborenen gerecht und gütig zu behandeln, und deshalb achteten ihn auch die Heiden. „Ich habe ihn,“ schreibt Dr. Kincaid, „23 Jahre gekannt, und jedes weitere Jahr hat meine Achtung vor der Reinheit seines Lebens und meine Bewunderung seiner nimmermüden Hingabe an das Werk erhöht, um welches willst er in dies heidnische Land gekommen. Durch seine Thätigkeit hat sich um seine Station Kemannidine ein Kranz von 42 Karenengemeinden mit 2500 Gliedern geschlungen, die ihre Prediger selbst erhalten; haben sich 42 Kapellen, in denen sich jeden Sonntag 8—9000 Zuhörer versammeln, und 36 Schulhäuser erhoben. Die trockene Jahreszeit war er im Tschangel,

die nasse versammelte mehr als 50 Jöglings um ihn, die er im Worte Gottes unterrichtete, damit sie hernach zum Theil selbst als Prediger ausgingen, während seine ebenbürtige Gattin mit Frau Brayton gemeinschaftlich eine Schule von nahezu 1000 Schülern hielt. Er ist gefallen wie ein edler General mitten unter seinen Siegeszeichen, und Tausende von Karenen weinen um ihn." Auch wir fragen mit einem derselben: „Wer wird seine Stelle einnehmen?“

Vom Hauche stiller Wehmuth angeweht, eilen wir durch die Provinz Martaban, einen theilnehmenden Blick hinauf nach Schwäg-yin seufzend, wo die beiden Frauen Harris ins frühe Grab gesunken, und wo wir keinen amerikanischen Missionar jetzt treffen würden. Um den Golf von Martaban biegend gelangen wir nach Maulmein, Dr. Wade und Missionar Hibbard in guter Gesundheit und bei ihren gewohnten Arbeiten treffend, jenen an seinen schriftstellerischen, diesen in seinen seelsorgerischen. Wade hat unter Anderem seine zwei Wörterbücher, das englisch-karenische und das ausschließlich karenische, unter Händen. Hibbard erzählt uns, wie er bei seinem letzten Besuche die Gemeinden im Allgemeinen in befriedigendem Zustande gefunden. In mehreren war die Cholera eingefehrt, in einer ihr Pastor und sieben Gemeindeglieder an derselben gestorben. Zwei Gemeinlein waren im Laufe des Jahres in eine verschmolzen, eine andere gar aufgehoben worden und ihre verschiedenen Gegenden angehörige Glieder deren betreffenden Heimathgemeinden zugethieilt; 7 wurden von der Gemeinde ausgeschlossen, 20 stillegestellt, 26 weitere getauft. Die normalschule in der Stadt mit 60 Jöglings erweckt fortwährend gute Hoffnung. Möge Maulmein auch ferner ein Licht- und Feuerherd für die Barmanen, Karenen und Engländer blieben!

Und nun zur letzten Station. Um zu ihr zu gelangen, wählen wir den Weg zu Wasser. Den Salwen hinab, rechts an der schönen Balu-Insel vorüber, dann links an Amherst, wo Anna Judson mit ihrem Kindlein schläft, der Tenasserimküste entlang, die kleine Christengemeinde Ne aus der Ferne grüßend, endlich um eine schmale Erdzunge schwankend segeln wir in die Lawoymündung nach Lamoy. Allein kein Missionar empfängt uns. Auch diese Station steht verlassen. Nur Hibbard hat sie jüngst von Maulmein aus sowie die Christengemeinden dieser Gegend auf einer 200 Stunden weiten Wanderung besucht, hat der Jahresversammlung in Mata angewohnt, und von dem christlichen Liebesgeiste, der sich hier kund that, weiß

er nur zu rühmen. — Weil es aber in Lawoy so still und einsam geworden, so läßt uns hinausgehen zum Ruheplatz der Todten, zur stillen Kammer eines Missionars wenigstens, zu Boardman's Grabe. Die Marmorplatte, die es uns finden lehrt, ist halb zerfallen. Ist's ja doch schon mehr als ein Menschenalter, daß sie ihn da unter Thränen hinabgesenkt. Aber „Friede ist um diesen Grabstein her, sanfter Friede Gottes“. Sezen wir uns denn für einige Augenblicke auf demselben, und denken wir, von der Erinnerung heiligem Hauche umweht, vergangener Zeiten. Es ist uns, als flüstere uns durch die Palmen und Cypressen eine ernste Geisterklage entgegen, vor Allem des seligen Boardman's Klage selber, darüber, daß neben andern auch dieß Feld seiner bis zum Tode treuen Arbeit so verlassen stehe, dieß Erstlingsfeld der Karenenmission mit seinen unvergeßlich schönen Erstlingsfrüchten. Und mit der Klage der Todten vereint sich die der Lebenden. Es scheint, als sollte die traurige Zerrissenheit Nordamerika's auch hier recht schmerzlich empfunden werden. Während der Bruderkrieg dort die junge Mannschaft zu seiner blutigen Fahne ruft, flaggt die friedliche Missionsfahne einsam im Winde. In den letzten Jahren löst, so zu sagen, ein Nothruf aus Barma den andern ab, der Nothruf um mehr Missionare. Der neueste, äußerst bewegliche des Missionar Carpenter (Febr. 1864) fleht um wenigstens 25 junge Männer, die in das weite Erntefeld Hinterindiens eintreten sollten. Und wir begreifen diese Bitte. Denn für's Erste Männer wie Bennett, Brayton, Haswell, Kincaid, Mason, Simons und Wade, die zum Theil ein volles Menschenalter und länger auf dem dortigen Missionsfelde gearbeitet haben, sind Knechte, die auf ihren Herrn warten, denen die steigenden Abendschatten zeigen, daß für sie die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann. Da sollten Jüngere, ausgerüstet mit dem „Geist der ersten Zeugen“, in ihre Reihen treten, um noch angeichts dieser Vorkämpfer auch ihre Kampfesbahn eröffnen zu können. Für's Andere ist es unlängsam, daß es auch hier noch lange des vertiefenden Einflusses abendländischgebildeter Missionare bedarf, wenn nicht leichthin gearbeitet und das schön Errungene nachgerade wieder verloren gehen soll. Denn noch ist, abgesehen von den noch vielen unbelehrten Karenen, nicht wenig zu thun unter den bereits gesammelten Gemeinden. Auf den Lenz der ersten Liebe muß bei den meisten derselben noch erst der Sommer der Bewährung folgen. Und wir wissen es aus den Erfahrungen der alten Christen-

heimath, daß, obwohl wir „mit dem theuren Blute Christi losgekaust sind von dem eiteln, von den Vätern überlieferten Wandel“, eben noch viel von diesem letzteren abzuthun ist. Nicht anders bei jenen Karenen. Die Geschichte ihrer Evangelisirung ist noch jung, erst 36 Jahre umfassend, die in drei gleiche Abschnitte mit je 12 Jahren zerfällt: der erste bis zu Ko Tha-Bju's Tode (1840), der zweite bis zum zweiten britisch-barmanischen Kriege (1852) und der dritte bis zur Gegenwart. Eine vierte Periode, mit einer inneren Krisis anhebend, hat bereits begonnen. Von ihrer Entfaltung wird außerordentlich viel abhängen. Wie sie verlaufen und enden wird, ruht in Gottes Hand und in der Zukunft verhülltem Schoße. Wir sitzen auf Boardman's Grabe, Auferstehungshoffnung im Herzen, aber es ist uns, als riese sein Geist uns aus der vollendeten Gemeinde zu:

Noch ist's ja nicht
Erntetag. Drohen im Licht
Reisen der Thränenstaat Nehren!

Mit diesem Troste scheiden wir vom lieben Lande der Karenen, gehoben und gestärkt, auch unsre Thränenstaat treu zu bestellen, sinnest mal wir wissen, daß unsre Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn (1 Kor. 15, 58). Drüben über dem atlantischen Oceau feiert unsre amerikanische Schwesterngesellschaft ihr fünfzigjähriges Jubiläum, — jene Baptisten-Missionsgesellschaft, der der Herr in den letzten fünfzig Jahren in Hinterindien so schöne Siege, wenn auch nicht ohne Niederlagen, beschieden hat. Ihre Jubelfreude wird im Blick auf ihr Vaterland und ihre Missionen mit tiefem Ernst gepaart sein, dem wiedergekehrten Israel beim zweiten Tempelbau ähnlich, „da das Volk nicht erkennen konnte das Tönen mit Freuden vor dem Geschrei des Weinens im Volk“ (Esra 3, 10—13). Anders zu jubiliren geziemt sich's überhaupt in der streitenden Kirche nicht. Auf den Jubelaltar unserer Schwestern möchten wir vom Herrn der Ernte die Namen von 25 opferfreudigen Männern erbitten, die willig wären als rüstige Schnitter in das weithinwogende Erntefeld Hinterindiens auszuziehen. Unser Festgruß aber, mit dem wir im Blick auf ihre schönste Tochter, die Karenenkirche, in herzlicher Mitsfreude sie grüßen, sei:

Halte, was Du hast, daß Niemand Deine Krone raube!

Offb. 3, 11.

Missionsliteratur.

Die Märtyrer von Carthago. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig,
Verlag von Ernst Bredt. 1863.

Die Missionsgeschichte unserer Tage ist, freilich bei vieler Schwäche und Armeseligkeit, doch in Wahrheit ein Ab- und Nachbild der uranfänglichen Ausbreitungsgeschichte des Christenthums. Das Heidenthum ist seinem inneren Kern und seinen wesentlichen Erscheinungen nach heute noch dasselbe, wie vor zwei Jahrtausenden; das Evangelium ist heute noch, wie damals, eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben, und zugleich ein Geruch des Todes zum Tode, wie des Lebens zum Leben; die Missionare unserer Zeit sind, so vieles ihnen auch an apostolischer Kraft und Gabe fehlen mag, dennoch Diener Gottes und Botschafter an Christi Statt, wie die Zeugen der ersten Kirche; die Erfahrungen in der heutigen Mission sind unzweifelhaft ähnlich, wenn nicht gleich, denen der ersten Jahrhunderte, und die inneren und äusseren Kämpfe derer, die aus der Finsternis des Göhndienstes zum Glauben an Jesum durchdringen, sind heute nicht anders und nicht geringer, als wie sie am Anfang waren. Hat es in der ältesten Zeit Blutzeugen unter den Missionaren, und Märtyrer unter den neubeklehrten Christen gegeben, so fehlt es auch heute nicht daran. Wenn uns nun in dem vorliegenden Büchlein aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts eine ebenso rührende als erschütternde Märtyrergeschichte vor die Augen geführt wird, so liegt für die Missionsfreunde unserer Tage darin, trotz der Entfernung und Verschiedenheit der Zeiten, nichts Fremdes oder Fremdartiges, und wir thun kein Unrecht, wenn wir dem Büchlein eine Stelle in der Missionsliteratur einräumen.

Es war im Jahr 193 nach Christo, daß **Septimius Severus**, ein Afrikaner von Geburt und eben so kecker als schlauer Soldat, mit dem Schwert sich den Weg zum römischen Kaiserthron bahnte. Auf unumschränkte Herrschaft bedacht, schob er alle übrigen Staatsgewalten, die ihm etwa hindernd im Wege stehen konnten, zum Theil mit blutiger Hand auf die Seite, vereinigte in seiner Hand die absolute Gewalt und schuf sich aus dem Kern aller seiner Legionen eine Leibwache von 60,000 Mann. Seine übermässige Bevorzugung des Soldatenthums führte freilich zur Unterdrückung des Bürgerthums, und die Habsucht

seiner Prokuratoren und Kriegsknechte stürzte in allen Provinzen seines Reichs das Volk in Armut und Elend. Vor Allem aber ist seine Regierung berüchtigt durch den Erlass der strengsten Gesetze gegen den Uebertritt zum Christenthum und durch die furchtbare und blutige Verfolgung der Christen, welche die Folge davon war. Anfangs zwar den Christen hold, weil ein Christ ihn von einer Krankheit geheilt haben soll, änderte er jedoch nur zu schnell in politischem Argwohn seinen Sinn. Denn die römischen Kaiser konnten sich je länger je weniger des Gefühls erwehren, es möchte der Staat selbst in seiner heidnischen Form vor dem Christenthum nicht mehr bestehen können, und so übernahmen sie selber den Kampf gegen dasselbe, — einen Kampf, der nun wegen der größeren aufgewandten Machtmittel nur um so härter und gefährlicher wurde. „Täglich,“ so konnte ein Kirchenvater im Anfang des dritten Jahrhunderts schreiben, „täglich sehen wir viele Märtyrer vor unsren Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten.“ Mit dem Jahr 202, wo das strenge Verfolgungsseditz des Kaisers erschien, stieg das Morden und Wüthen gegen die Christen auf's höchste. Am schrecklichsten scheint man in Egypten und in dem prokonsularischen Afrika gegen die Jünger des Herrn gewüthet zu haben. Unter den vielen Märtyrern aber, welche damals den Christennamen mit ihrem Tode verherrlichen, nimmt wohl die edle *Vibia Perpetua* in Karthago den ersten Rang ein. Sie war 22 Jahre alt, aus einem edeln patrizischen Geschlecht, Gattin eines vornehmen Mannes und Mutter eines zarten Kindleins. Sie wird ergriffen, mit ihrem Säugling in's Gefängniß geworfen, widersteht dort und auch noch auf dem blutigen Kampfplatz den herzerreibendsten Bitten ihres Vaters, der sie zum Abfall bewegen wollte, und wird nach einem treuen Bekenntniß vor dem heidnischen Richter sammt ihrer Glaubens- und Leibensgenossin, der Sklavin *Felicitas*, bei einer Thierheze einer wilden Kuh vorgeworfen und zuletzt von einem Gladiatoren mit dem Schwerte vollends getötet.

Dies ist die herzergreifende Geschichte, welche der Verfasser des vorliegenden Büchleins zum Gegenstand einer dramatischen Behandlung gewählt hat. Daß bei der dichterischen Ausstattung des Ganzen und bei der Anordnung des Stoffes von der „poetischen Lizenz“ ein so maßvoller Gebrauch gemacht wird, ist einer der Vorzüge des Gedichts. Man wird übrigens in lebendigster Weise in die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der damaligen Zeit hineinversetzt. Wir begegnen dem philosophisch gebildeten Römer, der den Götterglauben des Volks längst

weggeworfen und in der Tugendlehre des Stoicismus sein Ideal gefunden hat; dem epikuräischen Staatsmann, der von „Wahrheit“ nichts mehr wissen will und die Welt verachtet; dem fanatischen Gözenpriester, der rohen Soldaten, dem halslosen und wetterwendischen Pöbel und andern charakteristischen Erscheinungen jener Zeit. Auf diesem dunkeln Grunde aber treten nun um so herrlicher die Lichtgestalten einer Perpetua und Felicitas hervor, die in kindlicher Einfalt, erhabener Würde und heldenmuthiger Kraft sich zu Christo bekennen, allen Verlockungen und Drohungen ruhig und standhaft widerstehen und willig ihr Leben zum Opfer darbieten, um der Hoffnung willen, die in ihnen ist. An ergreifenden und gewaltigen Scenen aller Art, wie auch an den feinsten Seelenmalereien fehlt es nicht. Auch das Schreckliche des blutigen Ausgangs ist durch zarte künstlerische Vermittlung gemildert und verklärt.

Was die Form dieses Drama's betrifft, so sucht sie der antiken Tragödie (ohne Chor) sich zu nähern. Sie verschmäht mit vollem Recht den sinnlichen Prunk und die zerstreuende Mannigfaltigkeit der Scenerie, wie sie im modernen Drama herrschend ist, und strebt die Aufmerksamkeit mehr durch die Macht der Ideen und durch den inneren Gang der Dinge zu fesseln. Die Anordnung und Gruppierung des Stoffes ist zum Theil ächt künstlerisch und hält den Leser, ohne ihn aufzuregen, in steter Spannung. Die Sprache ist edel, des großen Gegenstands würdig, meist leidenschaftslos und wahrhaft poetisch. Selbst wo tiefe Leidenschaften gezeichnet werden, wird das Maß des Schönen nicht leicht überschritten. In der psychologischen Zeichnung und Durchführung der einzelnen Charaktere wird nur wenig vermisst, und selbst in der schwierigsten Persönlichkeit (Satur, dem Bruder der Perpetua) hat der Dichter seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens zu bewähren verstanden.

Wir freuen uns des schönen Talents, das uns in dieser (anonymen) Dichtung entgegen tritt, und wünschen von Herzen, daß es ihm und noch manchem begabten Geiste unserer Zeit gegeben sei, seine dichterische Kraft an ähnlichen würdigen Stoffen in gleichem Sinne zu üben.





Chinesische Kuli's (Feldarbeiter)
in den Zuckerpflanzungen Westindiens.

Das holländische Missionsfest zu Wolfheze.

Die Feier von Missionsfesten ist seit einiger Zeit fast in allen evangelischen Ländern eine so allgemein verbreitete Sitte geworden, daß in manchen Gegenden beinahe kein District, ja fast kein Dorf mehr ist, wo nicht — wenigstens je und je — ein solches „Fest“ gefeiert würde. Es ist dies ohne Zweifel in vieler Hinsicht eine sehr erfreuliche Erscheinung; denn wenn diese festlichen Vereinigungen einerseits ein schönes Zeichen sind von dem wachsenden Interesse der christlichen Gemeinden an der Sache des Reiches Gottes, so dienen sie andererseits augenscheinlich zur kräftigen Weckung und Belebung dieses Sinnes. Zugleich wird dadurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und brüderlichen Gemeinschaft unter den sonst durch Dertlichkeit und andere Verhältnisse von einander getrennten Christen so lebendig geweckt und gestärkt, wie dies kaum auf irgend einem andern Wege geschehen könnte. Gleichwohl wird es einem nüchternen Beobachter nicht entgehen, daß nach manchen Seiten hin mit diesen Missionsfesten eigenthümliche Gefahren verbunden sind, ja daß auch in Wirklichkeit da und dort sich bedenkliche Schäden dabei einstellen. Sie sind eben Kinder unsrer Zeit, diese Feste, und tragen unwillkürlich mancherlei charakteristische Merkmale des modernen Zeitgeistes an sich. Wir brauchen nur darauf hinzudeuten, wie auf der einen Seite das Bedürfnis nach Aufregung, die geistliche Genüßsucht und der Hang zur Veräußerlichung ihr reiches Spiel dabei haben können, und wie auf der andern Seite die Bielrednerei, das Haschen nach effektmachenden Erzählungen und eben deshalb die auf Gefühlsereggung berechnete „Schönfärberei“ und Nebertreibung gegenüber den wirklichen Thatsachen eine so nahe liegende Gefahr sind. Wer es

mit der heiligen Sache der Mission treu meint, wird mit großem Ernst und unermüdlichem Eifer gegen diese Gefahren ankämpfen und dadurch der schädlichen Rückwirkung entgegenarbeiten, welche die sonst so reichgesegnete Sitte der Missionsfeste auf die heilige Sache der Mission selbst haben müßte.

Bis in die neueste Zeit haben diese festlichen Vereinigungen überall nur einen partikularen, d. h. auf einzelne Distrikte oder auf bestimmte Missionsgesellschaften beschränkten Charakter gehabt. Das reformirte Holland aber hat im vergessenen Jahr das erste, wahrhaft erhebende Beispiel eines Missionsfestes von nationalem, und fast dürfen wir sagen universellem Charakter gegeben. Denn nicht nur war es — wenigstens der Idee nach — eine Vereinigung aller niederländischen Missionsfreunde, die sich aus allen Theilen des Landes hier zusammenfinden sollten, sondern es war auch ein brüderliches Zusammentreten aller Mitglieder der sonst getrennt und unabhängig von einander arbeitenden Missionsgesellschaften und Vereine des Landes. Dies gab jenem denkwürdigen Feste eines Theils den erhebenden Charakter einer nationalen Feier, andertheils aber die Signatur einer wahren, aus dem Geist geborenen Union. Wie bedeutungsvoll und folgenreich aber ein solches Fest für die Entwicklung und Förderung der Missionssache in Holland sein mag, ist gar nicht zu verkennen. Doch knüpfen wir daran nicht blos allgemeine und unbestimmte Hoffnungen, sondern erwarten davon, so Gott der Herr Gnade giebt, namentlich und vor Allem Eine große und gesegnete Folge. Das verhältnismäßig kleine Holland hat nicht weniger als elf (respektive vierzehn) verschiedene Missionsgesellschaften oder selbständige Vereine, die durch die mannigfältigsten, wichtigeren oder unwichtigeren Differenzen von einander getrennt, ihre besondere Organisation, ihre besonderen Hülfsmittel, Arbeiter und Arbeitsgebiete haben. Wie nachtheilig diese unendliche Zersplitterung der Kräfte, zumal in einem verhältnismäßig so kleinen Lande, wirken muß, wird jedem unbefangenen Beobachter einleuchten; ebenso klar aber ist, daß durch Vereinigung und Concentration aller dieser getheilten Kräfte auf Ein gemeinsames Werk Großes und Herrliches geschafft werden könnte. So hoffen und beten wir, daß jenes erste nationale Missionsfest, dem wohl noch andere folgen werden *), die gesegnete Frucht tragen möge,

*) Während wir diese Blätter in die Presse senden, ergeht von Rotterdam

daz die Zersplitterung der Kräfte und Thätigkeiten aufhöre, die vorhandenen reichen Gaben an Geist und an materiellen Mitteln in Ein gemeinsames Bette zusammenfließen und alle holländischen Missionsfreunde zu Einer großen und in brüderlicher Einheit mächtig wirkamen Missionsgesellschaft sich vereinigen. Erst dadurch und nur dadurch wird es den Missionsfreunden in Holland auch möglich sein, auf die Kolonialpolitik ihres Vaterlandes einen wohlthätigen und reformirenden Einfluß zu gewinnen, und anderntheils in den ostindischen Kolonien selbst etwas Rechtes und Bleibendes zu schaffen.

Ueber die Veranlassung und den Verlauf des schönen Festes giebt eine eigene inhaltsreiche Broschüre*) genauen Bericht. „Seit einigen Jahren,“ heißt es darin, „hatte das Missionsfest der Brüdergemeinde in Zeist, welches alljährlich ganz in der Stille gefeiert wird, eine immer größere Schaar von Missionsfreunden dahin gezogen, namentlich seitdem durch die Eisenbahnen das Reisen so außerordentlich erleichtert wird. Dies war besonders im vorigen Jahr (1862) der Fall. Der Zubrang von Fremden in dem kleinen Gemeindort war so groß, daß das im Freien errichtete Zelt zu klein war, um die Menge zu fassen; auch war die Aufmerksamkeit der Gemeindebrüder so vollauf mit der Bedienung der Gäste in Anspruch genommen, daß ihnen selbst natürlich der Festgenuß verkümmert ward und die Feier überhaupt ihren bisherigen stillen Charakter verlor. Da fannen etliche Freunde auf Mittel, um dem Strom ein neues angemesseneres Bette zu graben und womöglich in Gottes freier Natur ein allgemeines national-holländisches Missionsfest zu feiern, bei welchem alle Missionsgesellschaften in den Niederlanden repräsentirt wären. Drei Freunde nahmen sich der Sache besonders an, konstituirten sich zu einer Festkommission und beriehen die Mittel und Wege, wie der Plan zu verwirklichen wäre. Was zunächst den Ort des Festes betrifft, so fiel durch eine besondere Fügung ihr Auge auf ein hügeliges, waldreiches Terrain, das zum Besitzthum der Frau Baronin von Brakell Voorwerth gehört, und das von ihr mit großer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurde.

aus die Einladung zum zweiten Feste dieser Art, welches abermals in Wolfheze (14. Juli d. J.) gehalten werden soll.

*) Het eerste algemeen evangelisch nationaal Sendingsfeest, den 6. Aug. 1863 te Wolfhezen gehouden, herdacht etc. Rotterdam, Poeschmann, 1863.

„In der Nähe der ersten Eisenbahnstation zwischen Arnheim und Utrecht liegt das Erbgut Wolfsheze (sprich: Wolfsheze), ursprünglich Wolfsheze (Aufenthalt der Wölfe) genannt. Diese Gegend ist bekannt durch die malerische Schönheit ihrer landschaftlichen Natur. Der wellenförmige Boden ist überall mit schattenreichen Bäumen bepflanzt; ein klarer Bach, der auf dem Gute entspringt, fließt zwischen Usern, die mit Moos und duftigen Kräutern bewachsen sind, munter dahin; ein einsamer Pfad schlängelt sich zwischen Bäumen und Gebüschen dem Bach entlang, während in der Umgebung saftige Matten den Wanderer zum Ausruhen einladen. Dort, wo früher das Raubthier am Bach sich lagerte und den Wald mit seinem schauerlichen Geheul erfüllte, dort führt jetzt der Hirte ruhig und friedsam seine Schafe, und der Hirsch stillt seinen Durst am frischen Wasserquell.

„Am Eingang eines ausgedehnten Walbes von hochstämmigen Bäumen liegt in einem Thale, da wo früher ein Schloß oder eine Burg gestanden, die Meierei des Landguts. Wann die Burg erbaut und wann sie später gebrochen wurde, darüber finden sich keine geschichtlichen Urkunden; dennoch deuten die halb verschütteten Umfassungsgräben an, daß sie von großem Umfang war und einst eine würdige Stelle unter den mittelalterlichen Ritterschlössern einnahm. Im Süden der Meierei, auf einem mit Gras bewachsenen Hügel, findet man einen Begräbnisplatz. So viel man durch Nachforschungen erkundet hat, soll dort in uralten Zeiten eine Kapelle oder Kirche, vielleicht auch ein Kloster, gestanden haben. Etwas weiter ab steht man auf die bekannte 'Hunnenchanze', welche an die ältesten und rohesten Zerstörer oder Vertheidiger dieser stillen Wohnstätte erinnert. Nicht weit davon liegen so viele Reste zerbrochener Urnen und anderer Gefäße, daß man auf eine zahlreiche Bevölkerung, die hier ihren Sitz hatte, zu schließen veranlaßt ist. Dies alles wird begrenzt einerseits durch die uralten Dörfer Redichem und Heelsum, andererseits durch das reizende Osterbeek, während den Mittelpunkt aller dieser Orte das Schloß Doornwerth bildet.

„Die unzähligen Reste von irdenen Gefäßen, Feuersteinen, Pfeilern und andern Waffen, noch mehr aber die noch heute erkennbaren Überreste von kriegerischen Feldlagern, deuten darauf hin, daß vielleicht in diesen Wälfern, vielleicht auf dem 'heiligen Berg' bei Weckrom und Roekel, einst die Hauptopferstätte der hier wohnenden rohen heidnischen Sachsen sich befand. Sie waren es, die die fried-

lichen Ortschaften rings umher verwüsteten, die Kirchen verbrannten und die Gefangenen in die unzugänglichen Wälder schleppten, um sie dann zu Sklaven zu machen und je einen aus Zehn den Göttern zu opfern. Noch bei einem ihrer letzten Niederfälle zerstörten die Sachsen, vereint mit den Friesen, nicht weniger als 45 Kirchen in der sogenannten 'Betuwe' an der Maas. Bekannt aber ist der furchtbare und langjährige Kampf, den damals die Pippine und Karl der Große gegen die Sachsen führten, um sie zur Unterwerfung und zur Annahme des Christenthums zu bringen.

„Erfreulicher und wohlthuender ist es, die aufopferungsvolle Treue der alten christlichen Missionare anzuschauen, die mit Gefahr ihres Lebens den Angelsachsen und Friesen das Evangelium zu verkündigen bemüht waren. Das sind die schönsten Seiten unserer vaterländischen Geschichte. Wie viele Männer aus dem Bisthum von Utrecht giengen hin, jenen heidnischen Völkern die selige Botschaft des Friedens zu bringen! Wie drang ein Wulfram selbst in die dunkeln Wälder hinein, um ganze Scharen gefangener Christen vom blutigen Opfertod zu erretten! Ein Willibrord, ein Bonifacius, welche Männer und Helden des Glaubens!

„Der Platz, der in Mitten dieser erinnerungstreichen Umgebungen für das Fest ausgewählt wurde, ist wellenförmig und reich an hohen prächtigen Waldbäumen. Von höheren Hügeln theilweise umschlossen, bildet er einen schönen Thalgrund, durch welchen ein munterer Bach sich schlängelt. Hier wurden unter freundlicher Beihilfe der Gutsbeamten die nöthigen Vorbereitungen für die Festfeier getroffen. Zugleich entwarf die Festkommission ein genaues Programm, worin die Ordnung der Feier festgestellt war, und das durch den Druck veröffentlicht und nach allen Seiten versandt wurde. Mit den verschiedenen Eisenbahnverwaltungen wurden Verträge in Betreff der Einrichtung von Extrazügen geschlossen; der Regierung aber ward die ganze Sache zur Kenntnissnahme und Genehmigung vorgelegt.

„Der lang ersehnte Tag, der 6. Aug. 1863, brach endlich an. Am frühen Morgen strömten große Scharen von allen Seiten nach den Bahnhöfen; viele waren die halbe Nacht hindurch gegangen oder gefahren, um die Extrazüge noch zu erreichen. Unter einem dicht umwölkten Himmel setzten sich die Züge von Amsterdam und Rotterdam aus, die in Utrecht zusammentreffen sollten, in Bewegung. Aber bald stiengen die Wolken an, in Regen sich aufzulösen. Dennoch

blieben die Reisenden in fröhlicher Stimmung, und stärkten ihren Muth durch Gesang und geistliche Gespräche. Als aber der letzte Festzug bald nach neun Uhr bei Wolsheze eintraf, — siehe, da hatte der Regen aufgehört. Siebentausend Menschen aus allen Ständen und Klassen bewegten sich nun voll Begeisterung und doch in vollkommener Ordnung nach dem Festplatz, wo das Utrechter Sängerchor, von der Zeister Musik begleitet, das Bewillkommungslied anstimmte, — ein Augenblick, der auf alle Ankommende einen unbeschreiblichen Eindruck machte." —

So schilbert der Bericht die Vorbereitungen zu der großartigen Feier. Den Gang des Festes selbst, das mit ausgezeichneter Umsicht durch die Festkommission geordnet und geleitet wurde, und das zu höchster Befriedigung aller verlief, können wir hier nicht im Einzelnen vers folgen. An verschiedenen Punkten zugleich waren Rednerbühnen errichtet, wo durch geeignete Festredner Ansprachen gehalten wurden, abwechselnd von Gesang und Gebet unterbrochen. Zwischen hinein wurden während einer längeren Pause Erfrischungen eingenommen, bis gegen Abend in ebenso vollkommener Ordnung die mit Dank und Freude erfüllten Gäste wieder den Heimweg antraten.

Aus den Vorträgen, die an jenem Tage gehalten wurden, glauben wir nur denjenigen des Herrn Looman aus Amsterdam hier mittheilen zu sollen, weil derselbe eine sehr lehrreiche geschichtliche Darstellung der gegenwärtigen Missionsbestrebungen in Holland enthält.

Herr Looman stieg damit an, daß er seine lebhafte Freude aussprach, eine so große Schaar von Missionsfreunden hier versammelt zu sehen, und zugleich durch eingelangte Berichte den Beweis in Händen zu haben, daß man seinem Vaterlande [Holland] nicht mehr den Vorwurf machen könne, es sei für die heilige Sache der Mission gleichgültig. Jetzt wünsche er eine Uebersicht aller holländischen Missionsbestrebungen zu geben, die, wie er hoffe, handgreiflich darthun würde, welch' eine beträchtliche Bewegung auf diesem Gebiet, besonders in den letzten Jahren, stattgefunden habe. Er wolle von jedem Missionsverein nach der Zeitfolge seiner Entstehung reden. Dann fuhr er fort:

"Zuerst nennen wir als die älteste und ohne Zweifel die eifrigste Missionsgesellschaft, die allen andern zum Vorbild und zur Anregung gedient hat:

„1. Die Missionsgesellschaft der Brüdergemeinde, vertreten in Zeist. Im J. 1732 gegründet, also vor 130 Jahren, arbeitet sie jetzt in fünfzehn Ländern: in Grönland, Labrador, Nord-Amerika, St. Thomas, St. Jan, St. Croix, Jamaika, Antigua, St. Kitts, Barbados, Tabago, Moskitoküste, Surinam, Süd-Afrika, Australien und West-Himalaya. Auf 82 Stationen sind jetzt 314 Missionare thätig, die das Wort des Kreuzes predigen und 78,000 Personen unter ihrer Pflege haben. Von diesen Arbeiten ist die umfassendste und auch für uns die wichtigste die in Surinam, wo allein 64 Missionare, ein Fünftel von allen Heidenboten der Gesellschaft, an zwölf verschiedenen Orten arbeiten; es stehen 27,000 Personen dort unter ihrer geistlichen Aufsicht. Wie segensreich die Arbeit dort ist, bezeugt die neuerdings stattgehabte Emancipation der Sklaven, die wir besonders als eine Frucht der Missionsarbeit zu betrachten haben, und welche ohne diese beinahe gewiß nicht, ganz gewiß nicht unter solchen günstigen Erscheinungen als es jetzt geschehen ist, würde stattgefunden haben. Diese Gesellschaft gibt ein eigenes Monatsblatt heraus: Berichte aus der Heidenwelt. Auch besitzt sie ein Missionshaus. Im vorletzten Jahre hat sie eingenommen fl. 10,720, und ausgegeben fl. 10,440, so daß sie einen Überschuß von fl. 80 übrig behalten hat. Da jetzt in Folge der Emancipation der niederländischen Sklaven in Westindien die Missionsarbeit dort von größerer Bedeutung und Ausdehnung geworden ist, so braucht sie außergewöhnliche Hülfe, worauf sie von unsrer Seite als eine niederländische Kolonie allen Anspruch hat.

„2. Erst sechzig Jahre später entstand eine andere Gesellschaft, die einen schärfer bestimmten holländischen Charakter an sich trägt: die niederländische Missionsgesellschaft, welche im Jahr 1797 gegründet wurde. Sie heftete das Auge mehr auf Süd-Afrika, das aber später, als unsre dortige Kolonie an die Engländer überging, wieder verlassen ward; dann wandte sie sich nach niederländisch Ostindien, wo sie jetzt noch laut den letzten Berichten in vier Genden arbeitet: auf Amboina mit 9, in Menahasse mit 12, auf Süd-Celebes mit 1, und auf Java mit 4 Missionaren. Sie hat im Ganzen 26 Missionare in ihrem Dienst, wovon vier in diesen Tagen abreisen werden. Unter den Sendboten draußen befindet sich Einer, Bruder Euyke, der bereits 67 Jahre alt ist, aber dessen Eifer mit den Jahren noch zunehmen scheint. Diese Gesellschaft zählt 53

Hülfsvereine, die über unser ganzes Vaterland zerstreut sind und größtentheils blühen. Das beträchtlichste und fruchtbarste Arbeitsfeld der Gesellschaft ist in Menahasse, wo die Missionare im Jahr 1862 allein 777 Erwachsene und 1690 Kinder getauft, und 229 konfirmirt haben, während dort 147 Schulen gefunden werden mit 12,000 Kindern, die unter der Leitung der Missionare stehen. In dem Missionshause zu Rotterdam, dessen Direktor Prebiger Voorhoeve ist, werden jetzt 16 Jöglings erzogen, während neulich vier ordinirt wurden, die bald abreisen werden; einer wurde auf seine eigene Bitte hin entlassen, und von sieben, die sich neu angemeldet hatten, sind vier auf Probe aufgenommen worden. Außerdem besitzt die Gesellschaft eine Anstalt (gleichfalls in Rotterdam) für Kinder der in Ostindien wohnenden Europäer. Sie hat ihre Monats- und Jahresberichte; ferner erscheinen kleine Blätter, wovon im letzten Jahre 16,293 Exemplare, darunter nicht weniger als 11,000 der illustrierten Missionskarte, verbreitet wurden. Einst in einer großen Missionsversammlung in Amsterdam erzählte Herr Koenen, daß man in früheren Jahrhunderten fast in jeder niederländischen Haushaltung eine Weltkarte an der Wand gefunden habe, weil beinahe in jeder Familie irgend jemand war, der entweder in einer unserer über die ganze Erde verbreiteten Kolonien wohnte oder auf dem großen Weltmeer umherfuhr. Dann drückte der Redner, indem er auf die große Missionskarte hinwies, die in dem Saal hing, den Wunsch aus, daß auch bald in jeder niederländischen protestantischen Haushaltung eine solche Missionskarte hängen möge, zum Zeichen der Theilnahme und des Interesses an der Mission. Damals war ich so frei, dem geachten Redner zu bemerken, daß nur wenige für eine so große Karte in ihrer Wohnung Raum hätten; aber jetzt kann ein jeder eine [kleinere] Missionskarte in seiner Wohnung aufhängen, die so billig ist, daß jeder sie sich anzuschaffen vermag, und so schön ausgeführt, daß sie keinen Salon verunstalten und manches Wohnzimmer freundlich zieren würde. Es wäre eine Schande, ein Freund der Mission sein zu wollen, und diese Karte nicht zu besitzen.

„Außer obgenannten Schriften erscheinen noch ausführliche Mittheilungen der Direktion; auch hat die malaiische Presse im letzten Jahre 5000 Exemplare mit einer Karte von Menahasse herausgegeben. Die Gesellschaft nahm im letzten Jahr wohl fl. 1029 mehr ein als im vorangehenden, nämlich die ansehnliche Summe von

fl. 95,036; aber dennoch fehlten am Schluß fl. 9282, da die Ausgaben, welche in den zehn letzten Jahren um 30 Prozent gestiegen sind, auf fl. 104,318 sich beließen. —

„Die zwei genannten Gesellschaften arbeiteten ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der Gründung der zuletzt erwähnten allein fort. Bald war der erste Eifer abgekühl, und die Christen in unserem Lande, freilich noch lange nicht Alle, thaten bald nicht viel mehr, als daß sie etwas Geld gaben, wobei sie meinten, die Missionssache genug gefördert zu haben, wenn sie nur 'Mitglieder der Missionsgesellschaft' hießen. Die monatlichen Befstunden wurden immer weniger besucht, die Berichte wenig oder gar nicht gelesen. Auch hier galt das Sprichwort: 'Unbekannt macht unbeliebt.' Die geistliche und kirchliche Neu belebung aber, die sich seitdem langsam, aber gründlich und entschieden entwickelte, hatte auch eine größere Theilnahme an der heiligen Missionssache zur Folge. Durch Mittheilungen aus dem Gebiete der Mission in 'dem Verein zur Verbreitung der Wahrheit' zu Amsterdam entstand dort eine Willigkeit, etwas für die Heiden zu thun. Durch entstand:

„3. Der Verein zur Beförderung der Missionssache unter allen Heiden, im Jahr 1850. Sein Zweck war, besonders die ärmere Klasse mit dem Werk der Mission bekannt zu machen, und unter ihr die Theilnahme dafür rege zu machen durch monatliche Befstunden und Berichte, so wie auch durch ein Blatt, genannt: Mittheilungen, welches eine regelmäßige und deutliche Uebersicht giebt von der verschiedenen Missionstätigkeit auf der ganzen Erde, und den Leser durch fesselnde Erzählungen angiebt. Die meist kleineren Gaben der wenig bemittelten Klassen sammelt der Verein, und verteilt sie unter verschiedene Gesellschaften. Als Beweis des Eifers, der dadurch hervorgerufen wird, dient folgendes: 'Eine arme Frau, welche Zündhölzchen verkauft und von diesem kleinen Handel leben muß, wollte so gerne wöchentlich ihren Cent beitragen. Aber oft geschah es, daß sie durch Mangel und Hunger in die Versuchung kam, für den Cent, der für die Mission bestimmt war, ein Stück Roggenbrot zu kaufen. Um diesem Nebelstand ein Ende zu machen, bat sie ihre Nachbarin, jenen Cent jedesmal für sie aufzuheben; und nun holt der Bote alle drei Monate die 13 Cent dieser Frau bei ihrer Nachbarin ab.'

„Dieser Verein, welcher jetzt 600 Mitglieder zählt, hat bereits

fl. 5500 gesammelt, wovon er fl. 3200 für das Werk der Mission verausgaben konnte. Für sein Blatt ('Mittheilungen'), welches gegenwärtig unter Tausenden der ärmeren Klasse, nicht allein in der Hauptstadt, sondern auch in vielen andern Orten unseres Vaterlandes, gelesen wird, hat er circa fl. 2300 ausgegeben.

"4. Das Java-Comité als niederländische Abtheilung der Gesellschaft für innere und äußere Mission in Batavia, bildet einen Zweig des 'Vereins zur Verbreitung der Wahrheit' in Amsterdam, und ist gegründet worden im Jahr 1855, in Folge eines erweckenden Vortrags, den in genanntem Verein Herr Effer, damals eben aus niederländisch Indien angekommen, hielt.

"Die Gesellschaft für innere und äußere Mission in Batavia wurde schon im Jahr 1851 gegründet. Ihr Zweck ist die Verbreitung des Evangeliums zu Batavia, wie auch an andern Orten. Von der Gründung der Gesellschaft bis auf heute haben die Missionare Mühlnickel, Grimm, Michaelis, Weiß, Beukhof, und von den eingeborenen Christen: Johannes, Andreas, Thomas, der Chinese Gangkwee und eine Frau mit Namen Christine, der Reihe nach für dieselbe gewirkt. Die Arbeit besteht im Unterricht der Kinder und Erwachsenen, im Besuch der Spitäler, der Kaserne und des Gefängnisses; in Verbreitung von Bibeln und Traktaten, und in der Predigt des Evangeliums. Jetzt wirkt der ordinirte Missionar J. Beukhof mit grossem Segen zu Batavia, wo er nun auch eine malaiische Christengemeinde hat, sowie auf der Insel Onrust, wohin die Regierung ihm freie Uebersahrt gewährt. Im letzten Jahre hat das Werk sich durch Errichtung eines Evangelisations- und Missionshauses in Batavia zur Erziehung eingeborner Kinder zu künftigen Colporteuren und Evangelisten wesentlich erweitert. Der Chinese Gangkwee evangelisiert gegenwärtig unter seinen eingewanderten Landsleuten zu Samarang, wo kürzlich 57 Chinesen und Malaien der protestantischen Kirche einverlebt wurden. — Zu Pagaroean auf Sumatra wirken die Missionare Dammerboer, Koster und van Dalen nicht ohne Segen. Die Gesellschaft wird aber dieses Arbeitsfeld aus Mangel an Mitteln aufgeben müssen. Dieser Gesellschaft verdankt man es auch, daß alle aus Europa kommenden Missionare in Batavia mit Rath und That unterstützt werden, so daß alle Gesellschaften und Vereine ihr zu Dank verpflichtet sind.

"Das Java-Comité nun, das zu Amsterdam seinen Sitz

hat, sucht so viel wie möglich die Interessen der eben genannten Gesellschaft zu befördern, indem es das niederländische Volk aufmerksam macht auf Java's Bedürfnisse; zugleich sucht es den Christen dort (in Java) durch Gebet, Briefwechsel und materielle Unterstützung zu Hülfe zu kommen. Unter seiner Aufsicht empfing der Missionar Beukhof seine Ausbildung, und wurden zwei eingeborene Knaben erzogen, sowie ein chinesischer Knabe, dessen Erziehung noch nicht vollendet ist. Durch das Java-Comité werden monatlich öffentliche Missions- und Betstunden gehalten, so wie auch ein Blatt herausgegeben unter dem Titel: *Mittheilungen des Java-Comité*. Die Thätigkeit desselben wird unterstützt durch Hülfsvereine, deren Mitglieder und Freunde im ganzen Vaterlande zerstreut sind. Im letzten Jahr hat es fl. 3300 eingenommen, und von Anfang bis auf dieses Jahr sammelte es zu diesem Zweck, den Berichten zu Folge, zwanzigtausend Gulden.

„5. Die Ermeloer-Gesellschaft. Die geistliche Erweckung, die vor ungefähr 16 Jahren zu Ermelo*) stattfand, brachte nach Innen und Außen mancherlei Wirkung hervor. Seit Ostern 1851 haben die Freunde zu Ermelo, erst nur wenige, meist Kinder, angefangen, regelmäig für die Mission thätig zu sein, obgleich anfangs nur mit dem Zweck, die Arbeit anderer Gesellschaften zu unterstützen. Als der Herr ihnen aber im Jahr 1856 in dem theuern Bruder van Asselt einen eigenen Missionar gab, dessen Leiden und Freuden sie zu theilen hatten, da wurde auch ihre Arbeit mehr selbstständig, und sie hesteten das Auge nun vorzugsweise auf Sumatra. Seitdem giengen aus ihrer Mitte in die Heidemission aus: 1857 einige Brüder nach den Talaut-Inseln, 1858 Bruder Andriessen nach Süd-Afrika, wo er jetzt als ordinirter Missionar arbeitet, die Brüder Dammerboer und Koster nach Sumatra. Da es namentlich die Mission war, welche die gläubigen Gemeindeglieder zu Ermelo aus

*) Ermelo ist ein holländisches Dorf an der Zuider-See, wo seit einer Reihe von Jahren Pastor Witteveen angestellt war. Durch Anfeindungen aller Art, selbst durch die Regierung, vom Amt gesezt und zum Austritt aus der Landeskirche gedrängt, hat er in Ermelo ein eigenes Missionskirchlein gebaut und eine Missionsgemeinde gesammelt, die — ähnlich wie Hermannsburg — reich ist an Opfern der Liebe und des Glaubens. Auch andere Stiftungen für innere Mission zeugen von dem herrlichen Geiste, der in dieser kleinen Gemeinde walte.

der Staatskirche auszutreten veranlaßte und sie nöthigte, die äußerliche Gemeinschaft der ihnen sonst so theuern reformirten Staatskirche zu verlassen, so nennen sie sich jetzt: Christliche Missionsgemeinde zu Ermelo, die ihre Filialgemeinden zu Middelburg, St. Oedenrode und Gerbeck hat, alle verbunden zu der Liebesaufgabe, zu arbeiten in der Mission unter Israel und den Heiden. Als Erstlinge dieser Missionskirche wurden im Jahr 1860 ordinirt: Bruder van Dalen, der nach Sumatra geschickt wurde. Sie besitzt jetzt eine Missionskirche, eine Missionsschule und ein Missionshaus, woneben auch fleißig gebaut wird an einem Hospital für invalide Missionare, für deren Frauen und Kinder. Die allgemeine Direktion ist dem 'Missionsrath' übertragen. In dem Missionshaus wohnen gegenwärtig 7 Missionszöglinge, 2 Evangelisten, 1 Chines, 1 Deutscher. Von den durch sie ausgesandten Missionaren, obgleich nicht mehr alle in unmittelbarer Verbindung mit dieser Missionskirche stehen, arbeiten 4 auf Sumatra, 4 auf den Talaut-Inseln, und 1 in Süd-Afrika. Ihr Blatt heißt: Das Ermeloer-Missionsblatt.

„6. Der Missionsverein der freien evangelischen Gemeinde. Als im Jahr 1856 durch Pastor de Liefde eine freie evangelische Gemeinde gestiftet wurde, meinte er, sie müsse, um zu gedeihen, eine Missionsgemeinde sein. Es war seine tiefste Überzeugung, daß eine ernste Befähigung in der Mission den deutlichsten Beweis liefern würde von dem Leben der Gemeinde; denn wo in einer Gemeinde die Mission vernachlässigt werde, da müsse der geistliche Tod die unvermeidliche Folge sein. Dieser Überzeugung gemäß sah diese Gemeinde sich bei ihrem Entstehen als einen Missionsverein an. In demselben Jahre wurde dabei noch ein Kinder-Missionsverein gegründet, des Wortes von Luther eingedenkt: 'Wer im Reiche Gottes mit Frucht arbeiten will, der fange bei den Kindern an.' Dieser Kinderverein, der in periodischen Versammlungen durch Erzählungen, sowie auch durch das Kinder-Missionsblatt 'Paulus', mit den Heidenländern und Völkern bekannt gemacht wird, wurde bald sehr blühend. Die Mitglieder der Gemeinde halten monatlich Befestunden für die Mission und Vorträge über das Missionswerk. Zwei Jahre später wurde auch ein Töchter- und Frauenmissionsverein gestiftet. Die Versuche, einen eignen Missionar zu bekommen, mißlangen bis jetzt aus Mangel an hinreichenden Mitteln; doch steht nun dafür eine gegründete Hoffnung in Aussicht, da alle die freien

Gemeinden unseres Vaterlandes sich bald zu diesem Zweck in Einen Missionsverein zusammenthun werden. Unterdessen hat man mit dem zusammengebrachten Gelde, sowie mit einer Summe von fl. 600, die man unverzinslich entlehnen konnte, einige junge Leute, welche Lust Missionare zu werden bezeugten, oder auswärtige in Noth sich befindende Missionare unterstützt und dafür fl. 566 ausgegeben; während ein Saldo übrig geblieben ist von fl. 850, die bald, so der Herr will, zur Aussendung eines eigenen Missionars dienen sollen.

„7. Die Mission der christlichen ausgeschiedenen reformirten Kirche. Im Jahr 1857 nahm die Synode der Christl. ausgeschied. ref. Kirche als solche die Mission unter den Heiden zur Hand. Schon im darauf folgenden Jahre schickte sie Herrn Postma, Prediger in Zwolle, nach der Transvaalschen Republik in Südafrika, um sich dort der Heiden und Christen anzunehmen und beißen, so wie er's am passendsten fände, zu dienen. Als die dortige reformirte Kirche sich getrennt hatte, gieng Pastor Postma zu ihr über, und zwar zu demjenigen Theile, der dem damals noch einzigen Pfarrer van der Hoff gegenüber stand. Die Synode der heimathlichen Christl. ausgeschied. Kirche hat sich noch nicht im Stande gefühlt, ein billigend oder mißbilligend Urtheil über die dort stattgehabte Trennung auszusprechen.

„Die Synode, im J. 1860 zu Hoogeveen gehalten, hat die Förderung der Missionsache ausdrücklich einem Kollegium von Kura-toren und Docenten der Theologischen Schule zu Kampen übertragen und die Gemeinde aufgefordert, jährlich am Psingfest in den Kirchen dafür zu kollektiren. Im J. 1861 hat das obengenannte Kollegium ein Missionsreglement aufgestellt, vier Zöglinge aufgenommen und eine Kommission ernannt, welche die ganze Sache zu überwachen und das Studium der Missionszöglinge zu ordnen hat. Diese Kommission, zusammen mit dem Kollegium der Kura-toren und Docenten, hatte die große Freude, zwei ihrer Zöglinge (P. Beenstra und C. de Best) den 20. Mai 1863 nach Surinam aussenden zu können, wo sie ihre Arbeit unter den Schwarzen in dem Jahr und an dem Tage ihrer Emancipation anfangen sollten. Die Kommission hat wieder drei Missionszöglinge aufgenommen, welche nach den Sommerferien ihre Studien an der Theologischen Schule zu Kampen beginnen werden. — Noch kann als ein besonders erfreuliches Beispiel christlicher Opferwilligkeit bemerkt werden, daß eine der Gemeinden

der Christl. ausgeschied. reform. Kirche schon seit Jahren einen jungen Mann auf ihre Kosten studiren läßt, um ihn nach Beendigung seiner Studien der Transvaal'schen Kirche als Prediger zuzuschicken.

„8. Die Niederländische Missions-Vereinigung wurde den 2. Dezember 1858 gegründet, in einer Versammlung von zehn Brüdern. Zur Direktion wurden gewählt die Brr. W. Lagerwey, J. Voorhoeve und A. Meyer. In dieser Versammlung wurde die erste Gabe empfangen und zwar von einer Witwe, bestehend in 50 Cent., und eine andere von fl. 10. — Diese Vereinigung zählt jetzt in unserem Vaterlande 30 Hülfsvereine an verschiedenen Orten, mit mehr als 900 Mitgliedern und 621 Beisteuernden. Seit Oct. 1862 ist die Vereinigung im Besitz eines Missionshauses, wo sechs Missionszöglinge Pflege und Unterricht erhalten, unter der Aufsicht eines verheiratheten Bruders, der für ihre äuferen Bedürfnisse zu sorgen hat. Durch freie Gaben ist dieses Gebäude entstanden. Das Arbeitsfeld, welches die Vereinigung gewählt hat, um die frohe Botschaft der Gnade dahin zu bringen, sind die Sunda-Länder im südöstlichen Theil der Insel Java. Im August des vorigen Jahres (1862) sind die drei ersten Missionare dieses Vereins dahin ausgesandt worden, nämlich die Brr. Grashuis, Albers und van der Linden. Der erstere wurde besonders mit der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sundanesische Sprache beauftragt. Bald, so Gott will, werden im Sept. oder Oct. (1863) abermals 2 Missionare mit 3 Schwestern dahin abreisen. Wenn sie glücklich ankommen, so werden demnach 5 Missionare der Niederländischen Missions-Vereinigung auf Java wirksam sein. Die Gesellschaft hat unter Gottes Segen alle die großen und vielen Ausgaben, die dazu erforderlich waren, bestreiten können aus den Liebesgaben, die ihr von Missionsfreunden aller Orten unseres Vaterlandes zugiengen. Sie dankt dem Herrn, der die Herzen seiner Nachfolger dazu geneigt mache, und hofft im Vertrauen auf seine Verheißungen, auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren zu können, da sie weiß, daß ihre Arbeit die Sache dessen ist, der gesagt hat: 'Prediget das Evangelium aller Kreatur; und siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.'

„9. Der Missions-Verein zu Haarlem, gegründet durch den 'Verein zur Verbreitung der Wahrheit' den 30. Jan. 1859. Er hatte anfänglich den Zweck, Gaben zu sammeln zur Unterstützung anderer Missions-Gesellschaften, oder solcher Missionare und Zöglinge,

die in der Furcht Gottes der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden sich zu widmen begehrten. Er war im Stande, zwei Missionsjöglinge von Haarlem, die sich in dem schottischen Seminar zu Amsterdam befanden, bei ihren Studien materiell zu unterstützen, bis sie sich später der inneren Mission oder dem Evangelisationswerk widmeten. Sie genossen die Unterstützung bis Ende 1861. Von da an verpflichtete sich der Verein, für die Bedürfnisse des Missionars A. Vermeer, der durch den Niederl. Reform. Missions-Verein nach Tagal auf Java gesandt wurde, zu sorgen. Diesem Versprechen konnte er durch Gottes Segen nachkommen, indem er im ersten Jahr den Jahresgehalt des genannten Missionars im Betrag von 1440 Gulden der Kasse des Niederl. Reform. Vereins übergeben konnte. Der Verein hofft getrost, der Herr werde ihn in den Stand setzen, im darauffolgenden April (1863) aufs Neue die Arbeit unter den Heiden kräftig unterstützen zu können. Er zählt 250 Geber, die wenigstens 1 Cent. wöchentlich beitragen, und sucht auch in andern Orten Gaben zu bekommen, was der Herr bis auf heute reichlich gesegnet hat.

„10. Der Missionsverein zu Utrecht, im April 1859 gegründet. Die Stifter desselben, getrieben durch die Wahrnehmung, daß viele Christen in unsrem Vaterlande aus verschiedenen Gründen sich von der Missionssache fern hielten oder in letzter Zeit sich von ihr wieder zurückzogen, wünschten den Versuch zu machen, die Kräfte, die sonst für die Sache des Reiches Gottes verloren gehen sollten, wieder für dieselbe zu gewinnen oder zu behalten, namentlich aber ihr Interesse für unsere Kolonien jenseits des Meeres zu wecken. Zu dem Ende ließen sie ein Rundschreiben an ihre Mitchristen ergehen, worin sie mit dringendem Ernst zur Mitarbeit aufforderten. Der Zweck des Vereins ist, Missionare auszubilden und auszusenden. Um aber die Uebereinstimmung der Grundsätze zu bewahren, stellten die Stifter die Regel auf, daß die Direktion von sich aus jedesmal ihre Mitglieder wähle. Man bat um die Mitwirkung von Hülfsvereinen, denen man die Organisation und innere Einrichtung des Missionswerkes ganz überlassen will. Der Gang der Verwaltung wurde so einfach als möglich geordnet. Der Verein hat im vorigen Jahr seine drei ersten Missionare ausgesandt, die Brr. L. J. van Hasselt, verheirathet, L. Klaasen, verheirathet, und W. Otterspoor. Diese waren ausgebildet worden von den Herren Meerens, Ham und Barger, dem Herrn de Geer van Zutphaas, und dem Hauptlehrer

van Kummel. Die Einsegnung geschah in einer öffentlichen Versammlung, wobei eine große Anzahl von Predigern den Brüdern die Hände auslegten. Jetzt hat der Verein sechs Jöglinge und einen im Probejahr, die theilweise durch obgenannte Lehrer gebildet werden. Als Missionsfeld wurde im Anfang die Westküste von Neu-Guinea, von heidnischen Papua's bewohnt, ausersehen. Unterhandlungen sind angeknüpft über eine Niederlassung auf einer der Timor-Inseln; zur Vorbereitung dient eine Mission auf Bali. Außerdem unterstützte man ab und zu die Sendboten Goßners auf den Sangir-Inseln und an der Küste von Neu-Guinea.

„Im Anfang 1863 zählte der Verein 780 Mitglieder, verteilt über 175 Gemeinden. Hülfsvereine befinden sich zu Rotterdam, im Haag, Blaßingen, Ede, Elst, Serbierum und Hantum. Dazu noch zwei Frauen-Vereine, deren Mitwirkung sehr geschäftig wird.

„11. Der Niederländische reformierte Missionsverein, gegründet im October 1859. Zu Grunde wurden gelegt die Glaubensbekenntnisse der reformirten Kirche; und mit diesem festen Boden unter den Füßen, strekt der Verein die Arme weit aus nach allen Gesellschaften, die mit ihm verbunden sind durch den gemeinschaftlichen Glauben an unsern Herrn und Heiland Jesum Christum. Schon im Dez. 1861 gelang es ihm, durch Vermittlung des Missionsvereins zu Haarlem, den Dr. Vermeer als Missionar nach Tagal auszusenden, der mit Hülfe zweier eingeborner Colporteuere (die auf Kosten dieses Vereins und unter Aussicht der Gesellschaft für innere und äußere Mission zu Batavia schon einige Zeit auf Tagal wirksam waren) dort mit reichem Segen gearbeitet hat, so daß im Januar dieses Jahres (1863) eine kleine Javanesische Gemeinde von 37 Seelen, 13 Kinder eingeschlossen, entstanden ist. Eine kleine Kirche aus Bambus wurde von Vermeer erbaut, wo er selbst am 25. Jan. 1862 zum ersten Male in malaischer Sprache predigte. Die beiden Colporteuere evangelisierten die umliegenden Kampongs (Dörfer). Außerdem hat der eine von ihnen eine kleine Javanesische Schule unter seiner Leitung. Die Berichte von Dr. Vermeer lauten immer günstig. Er hat auf Kosten des Vereins noch zwei andere eingeborene Gehülfen dort angenommen, und die Aussichten sind günstig. — Der Herr sei gepriesen für soviel Segen und für das fröhliche Gedeihen des Werkes. Auf Salatiga hat der Verein die Javanesische Schule von Br. Hildring durch Gelbmittel unterstützt.

„Es ward auch der Versuch gemacht, verschiedene junge Leute hier zum Missionsdienst auszubilden, und im vorigen Jahre (1862) ist ein Missionshaus errichtet worden, dessen Direktor Herr Middelhoven ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine solche Einrichtung wünschenswerth sei, da die Zöglinge dann unter einer genauen Aufsicht stehen und man ihren Charakter, wie ihre Begabung, besser kennen lernt. Der Verein hat nach einander sechs Zöglinge gehabt; einen hat man nach der Probezeit entlassen müssen, da er keine Fähigkeit für die Studien zeigte; ein Anderer hat das Missionshaus verlassen, weil er sich verpflichtet fühlte, seinem alten Vater, der ohne menschliche Stütze war, zur Seite zu stehen; und endlich sah die Direktion sich genöthigt, drei Zöglinge zu entlassen, weil sie sich nicht willig finden wollten, im Nothfall und wenn die Hauptdirektion es nach Umständen für erforderlich halten sollte, unverheirathet auszugehen, obwohl man ihnen versprach, daß die Frau ihrer Wahl ihnen später folgen sollte. Bei einem unter ihnen sollte dies wirklich der Fall sein. Die Direktoren hätten ihn so gerne dem Br. Vermeer zu Hülse gesandt, der so dringend um einen europäischen Mitarbeiter bat; allein die Forderung, die Heirath um einige Monate zu verschieben, fiel ihm zu schwer. Diese Sache that den Direktoren unbeschreiblich weh, und man wird es leicht verstehen können, wenn der Verfasser des Berichts sagt: 'Darum können wir uns wohl mit den Brüdern freuen, aber was den Verein betrifft, kein Loblied anstimmen.'

„Es gibt jetzt einen einzigen Zögling im Missionshause, welcher der Direktion viele Freude macht und sich auch der obengenannten Forderung zu unterwerfen bereit ist. — Die öffentlichen Mittheilungen des Vereins erschienen früher zu unbestimmten Zeiten; jetzt erscheint monatlich seit Oct. 1861 'Der Heidenbote'. Die Mitglieder erhalten ihn gratis. — Die Zahl der Mitglieder ist 1750, welche über 125 Orte unsres Vaterlands zerstreut sind. Der Verein hat 14 Hülfsvereine mit eigener Direktion, wo meistenthals monatliche Betstunden gehalten werden. An 22 Orten sind regelmäßige Korrespondenten.“

„Es gab eine Zeit,“ fährt der Bericht fort, „wo unser Vaterland Eine Niederländische Missions-Gesellschaft besaß, oder wo man höchstens von zwei großen Missionsvereinen bei uns sprechen konnte. Diese Gesellschaften hatten zwar viele Mitglieder, aber es war noch

weit davon entfernt, daß die Missionssache eine Sache der Gemeinde gewesen wäre. Die Meisten wünschten genug gethan zu haben, wenn sie ihre jährliche Beisteuer bezahlten und den monatlichen Betstunden bewohnten, während die Berichte kaum gelesen und die Betstunden immer schwächer besucht wurden. Jetzt sind hier elf Missionsvereine repräsentirt, wovon acht ihre eigenen Missionare haben, die im Osten und Westen thätig sind. Diese alle haben ihre Mitglieder und seien in ihren öffentlichen Versammlungen und Betstunden zahlreiche Theilnehmer erscheinen; auch haben die meisten ihre Missionsblätter, die fleißig gelesen werden. Die Mission ist für die Gemeinde keine unbekannte Sache mehr. Sie hat vieler Herzen gewonnen. Wir sehen es vor unsern Augen an den Tausenden, die jetzt hier versammelt sind, — und doch sind diese Tausende nur ein kleiner Theil der Gesamtheit der Niederländischen Missionsfreunde! Der von Vielen schon lange gehegte Wunsch, ein nationales evangelisches Missionsfest zu feiern, ist heute erfüllt, zum Zeichen, daß trotz all' der großen Mannigfaltigkeit von Ansichten und Richtungen, dennoch Alle von Einem Geiste beseelt sind, daß von Allen nur das Eine Ziel ins Auge gesetzt wird.

„Die Gesellschaften — wir nennen sie gerne noch einmal der Reihe nach, sammt dem Jahre ihrer Entstehung — sind folgende:

1. Die Gesellschaft der Brüdergemeinde in Zeist 1732.
2. Die Niederländische Missionsgesellschaft 1797.
3. Der Verein zur Beförderung der Mission unter den Heiden 1850.
4. Das Java-Comité, seit 1855 als Niederl. Abtheilung der Gesellschaft für innere und äußere Mission in Batavia 1851.
5. Die Gesellschaft zu Ermelo 1851.
6. Der Missionsverein der freien Evang. Gemeinde 1856.
7. Die Mission der Christl. ausgeschiedenen Reform. Kirche 1857.
8. Der Niederl. Missionsverein (Rotterdam) 1858.
9. Der Missionsverein zu Haarlem. Jan. 1859.
10. Der Missionsverein zu Utrecht April 1859.
11. Der Niederl. Reform. Missionsverein Oct. 1859.

„Es bestehen noch, so viel uns bekannt ist, drei Gesellschaften in unserm Lande, die keine Berichte ausgegeben oder uns mitgetheilt

haben; wir können also von ihnen nichts Näheres erwähnen. Wir nennen sie bloß, um sie nicht zu übergehen:

„1. Das China-Comité, welches noch immer von seiner Existenz und Thätigkeit dadurch Zeugniß giebt, daß es der Gesellschaft für innere und äußere Mission zu Batavia eine jährliche Unterstützung spendet zu Gunsten des bekannten Chinesen Gangkwee, der unter den Chinesen auf Java evangelisiert.

„2. Der Verein der Wiedertäufer zur Beförderung der Verbreitung des Evangeliums in den Niederl. Besitzungen jenseits des Meeres. Die Arbeit dieses Vereins auf Java, sowie seine Arbeiter Jans und Klinkert, sind bei allen Missionsfreunden unter uns in gutem Gedächtniß.

„3. Die Lutherische Missionsgesellschaft, welche andere selbständige Gesellschaften, hauptsächlich (wie es scheint) die deutsch-lutherischen Missionare unterstützt.

„Zu allen diesen Gesellschaften gehören noch eine Menge von Hülfsvereinen, die außer kleineren Beiträgen die Gesellschaften vornehmlich dadurch unterstützen, daß sie populäre Mittheilungen aus der Mission verbreiten, Liebe für das große Werk unter dem Volke zu erwecken suchen, und dazu beitragen, daß die Missionare und ihre Arbeit mehr als je, im Familienkreise wie in öffentlichen Versammelungen, dem Herrn durch Gebet empfohlen werden. Ferner besteht eine Menge von Frauenvereinen, die durch ihrer Hände Arbeit manchen nützlichen Beitrag liefern. Selbst Jünglings- und Kindervereine, wovon der älteste in Amsterdam allein mehr als tausend Mitglieder zählt und deren man wohl zwanzig in unserm Lande findet, wirken dazu mit, daß bei Vielen das Verlangen rege gemacht wird, in die Missionslaufbahn einzutreten, und daß junge Leute wirklich zu Missionären gebildet worden sind, die nun mit Segen arbeiten. Ja wir scheuen uns nicht zu behaupten, daß der größere Missionseifer der neueren Zeit größtentheils diesen Jünglings- und Kindervereinen zuzuschreiben ist. Darum muntern wir Eltern und Lehrer auf, die Kinder schon frühe mit der Mission bekannt zu machen, und wünschen von Herzen, daß der Unterricht der Jugend, sowie die höheren Bildungsanstalten dienen mögen zur Beförderung des höchsten Wissens, das da besteht in der Erkenntniß und Verherrlichung Gottes.

„Ein zweites Zeichen der gesteigerten Theilnahme an der Mission ist das, daß während noch vor 50 und weniger Jahren nur zwei

Missionsblätter in unserer Sprache erschienen, deren jetzt nicht weniger als 13 oder 14 bestehen, so daß nun niemand mehr ein Fremdling zu sein braucht auf dem Gebiete der Ausbreitung des Evangeliums auf Erden. Diese Blätter sind:

1. Berichte aus der Heidenwelt. (Zeist.)
2. Monatsberichte der Niederl. Missionsgesellschaft.
3. Berichte von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. (Studenten-Verein El Peto.)
4. China.
5. Mittheilungen des Vereins zur Beförderung der Missionsache unter allen Heiden.
6. Mittheilungen des Java-Comité.
7. Mittheilungen der Direktion der Niederl. Missionsgesellschaft.
8. Missionsblatt von Ermelo.
9. Hermannsburger Missionsblatt.
10. Komm herüber und hilf uns. (Monatsblatt der Rheinischen Missionsgesellschaft.)
11. Organ des Niederländischen Missionsvereins.
12. Berichte des Missionsvereins zu Utrecht.
13. Der Heidenbote, früher unter dem Titel Licht und Schatten von dem Frauenverein zu Amsterdam herausgegeben, jetzt Organ der Niederl. Reform. Missionsgesellschaft.
14. Ein Blatt ist ausschließlich dem Interesse für die Mission unter Israel gewidmet: Die Hoffnung Israels.
15. Für die Kinder erscheint das Missionsblatt für die Jugend, welches, ebenso wie die Missions-Erzählungen, die Theilnahme der Kinder zu erwecken sucht.

„Soviel wir wissen, giebt es augenblicklich kein Land, wo so viele Missionsblätter herausgegeben, so viele Missionsvereine gefunden werden. Und möchte es jetzt auch wünschenswerther erscheinen, daß alle diese Kräfte in Eins sich vereinigten, so ist es doch besser, daß mit telst vieler Richtungen Alle theilnehmen, als daß nur Eine große Gesellschaft bestehé, der sich nur Wenige anschließen. Jetzt wenigstens kann niemand, der die Bitte versteht: 'Dein Reich komme', einen Vorwand finden, sich der Missionsache zu entziehen. Jeder hat die Gelegenheit, sich derjenigen Gesellschaft anzuschließen, mit der er am meisten übereinstimmt. Wer es nicht thut, kann schwierig

länger dem Vorwurf entgehen, daß Gleichgültigkeit oder Geiz es ist, was ihm das Herz verschließt oder die Hände bindet.

„Der Herr sei gelobt, der diesen Tag uns gegeben hat; denn heute hat es sich gezeigt, daß alle evangelischen Missionsfreunde in den Niederlanden, zu welcher Gesellschaft sie auch gehören mögen, sich Eins fühlen durch die Liebe, die das Band der Vollkommenheit ist; und wir Alle, die wir hier anwesend sind, werden gewiß von Herzen in den Psalm einstimmen: Siehe, wie sein und lieblich ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen!“ —

Fran Edkins in China.*)

Jane R. Stobbs, geboren den 28. Okt. 1838 in Stromness, außer zu den Orkaden gehörigen Insel Mainland, wo ihr Vater als Geistlicher wohnte, war das sechste Kind ihrer Eltern in einem Geschwisterkreis von vier Söhnen und sechs Töchtern. Drei Schwestern starben in zartem Alter, ein Bruder in der Blüthe der Jahre vor ihr. Sie selbst schien so zart gebaut, daß ihre Eltern sie erst nach dem gewöhnlichen Alter zur Schule schickten; zu Hause aber hatte sie sich, schon ehe sie vier Jahre alt wurde, ein Buch zum unzertrennlichen Begleiter erwählt, und ihr Fleiß war so ausdauernd, daß sie schnell darin lesen lernte. Auch die heilige Schrift gewann sie frühe lieb, und wenn am Sonntag Morgen nach der Familien-Andacht die Mutter nach schottischer Sitte ihre Kinder noch besonders um sich versammelte, um mit ihnen das Wort Gottes zu betrachten, war sie stets mit ganzem Herzen dabei. In diesen Stunden scheint der Herr Sein Gnadenwerk an ihrer Seele begonnen zu haben;

*) *Aus Chinese Scenes and People*, by Jane R. Edkins, with a Memoir by her father. London 1863.

wenigstens sprach sie davon oft in späteren Jahren, und noch in einem ihrer letzten Briefe schrieb sie: „Danke dem Herrn, meine theure Mutter, daß Er dir's in's Herz gegeben hat, unter deinen mancherlei Sorgen Zeit zu finden für deine Sonntags-Beschäftigungen mit uns und für alle die andern kostlichen Augenblicke, die ich mit dir genoß. Sie sind meine lieblichste, sonnigste Erinnerung aus der Heimath, und wie viele süße Erinnerungen habe ich nicht aus ihr.“ Fünfzehn Jahre alt, wurde Jane in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, da man schon erkennen konnte, daß sie „das gute Theil“ erwählt hatte. Um diese Zeit machte das Elend der Heiden einen so tiefen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie oft den Wunsch aussprach, der Herr möchte ihr einst einen Weg bahnen, um ihnen Sein Heil verkünden zu helfen. Angeregt war dieser Wunsch ohne Zweifel durch die schönen, alljährlich in der Gemeinde gefeierten Missionssfeste; doch schenkten ihm die Eltern längere Zeit keine besondere Beachtung, da sie ihn für eine vorübergehende jugendliche Begeisterung hielten. Der Erfolg aber zeigte ihnen, daß diese Sehnsucht im Herzen ihrer Tochter tiefer wurzelte und vom Herrn selbst gepflanzt war.

Die nächste Vorbereitung auf ihren späteren Beruf sollte Jane in der Schule schwerer häuslicher Trübsale erhalten. Der plötzliche Tod ihres ältesten Bruders, eines kräftigen jungen Mannes von 24 Jahren, erschütterte ihre Mutter körperlich und gemüthlich so tief, daß sie sich mehrere Jahre lang nicht von dem unerwarteten Schlag erholen konnte. Schnell hatte Jane erfaßt, was unter diesen Umständen der Herr von ihr fordere, und willigen Herzens entfagte sie dem Umgang mit ihren Freundinnen und der Beschäftigung mit ihren Lieblingsstudien, um ihre ganze Zeit und Kraft der Pflege und Erheiterung ihrer betrübten Mutter zu widmen. Unermüdet diente sie den Kranken, deren niedergeschlagenen Geist sie oft durch einen der kostlichen Liederverse aufrichtete, die diese selbst sie einst in den gesegneten Sonntagsstunden gelehrt hatte. Woraus sie für ihr eigenes Herz aber in diesen trüben Tagen Kraft und Freudigkeit schöpste, das konnte man am besten aus der Art und Weise sehen, wie sie dem umnachteten Gemüth ihrer Mutter die Verheißungen und Trostungen der heiligen Schrift vorhielt.

Im Dezember 1857 wurde den Eltern die Freude, ihren zweiten Sohn in das Predigtamt eintreten zu sehen. Die Gesundheit der Mutter hatte sich um diese Zeit etwas gebessert, eine jüngere Schwei-

ster war so weit herangewachsen, daß sie zu Hause Jane's Stelle vertreten konnte, und so begleitete diese ihren Bruder in seine neue Gemeinde. Es war ein folgenreiches Ereigniß in ihrem Leben. Vor Allem konnte sie durch den Umgang mit ihrem Bruder, durch eine gewählte, von ihm geleitete Lektüre und manche andere Vortheile, die ihr die neue Lage bot, ihre vorher schon gesammelten Kenntnisse bedeutend erweitern. Dann war es für ihre Eltern die erste Gelegenheit, ihre außerordentliche Leichtigkeit im schriftlichen Ausdruck kennen zu lernen. Alles, was sich die Woche über zutrug, wurde so genau ausgezeichnet und so lebendig geschildert, daß ihre Briefe in hohem Grade anziehend und unterhaltend waren. Ihre Montagsberichte über die Gottesdienste am vorhergehenden Sonntag und die treffenden Bemerkungen, die sie über dieselben machte, zeugten überdies ebensoviel von ihrer wachsenden Erkenntniß in göttlichen Dingen, als von ihrer innigen Freude daran. Auch suchte sie der Herr mit einer schweren Krankheit heim, die zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß gab; doch sie genaß, gestärkt im Glauben an ihren Erlöser.

Dort nun, in Ardrossan, machte sie die Bekanntschaft von Missionar Eblins, der nach 10jähriger, treuer Arbeit in Schanghai sein Vaterland besuchte und während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts bei schottischen Freunden die Schwester des jungen Predigers so lieb gewann, daß er sie um ihre Hand bat. Bereit, mit ihm zu ziehen, wenn ihre Eltern es erlaubten, theilte Jane ihnen seine Anfrage mit.

Die Entscheidung wurde den Eltern schwer. Auf der einen Seite die Rechte des königlichen Hauptes der Kirche an ihre Tochter, die Ehre, eines ihrer Kinder in den Reihen derselben zu wissen, die Sein Panier hinaustragen zu den Heiden, die Verbindung mit einem in jeder Beziehung ausgezeichneten Manne; — auf der andern aber Jane's Jugend, ihre zarte Organisation und das gefährliche Klima China's, die ganz besondere Liebe, deren Gegenstand sie zu Hause war, und die möglichen Folgen der Trennung für die Gesundheit der kaum erst wiedergenesenen Mutter, — alle diese Betrachtungen wogten in dem Elternherzen auf und ab, und zu einem fröhlichen „Ja“ wollte es nicht kommen. Mehr und mehr aber wurden sie sich der Verantwortlichkeit bewußt, die sie auf sich laden würden, wenn sie sich dem widerseztzen, was ihnen selbst durch alle begleitenden Umstände als göttliche Fügung erschien, und so lernten sie endlich sprechen: „Des Herrn Wille geschehe.“

Die Hochzeit fand am 7. Febr. 1859 in Stromness statt. Ende März schlug die Abschiedsstunde. In London verweilten sie noch etliche Wochen bei Missionar Edkins' Verwandten, während dieser mit Herausgabe eines Werks über den religiösen Zustand China's beschäftigt war; auch ein kleiner Absteher nach Frankreich wurde gemacht. Während dieser ganzen Zeit war Frau Edkins unermüdlich, alle ihre neuen Erlebnisse und Eindrücke nach Hause zu berichten. Endlich aber mußte England Lebewohl gesagt werden. Was Frau Edkins am meisten bewegte, war der Gedanke an ihre heißgeliebte, noch immer nicht ganz erholte Mutter. „O, wie krümmt und windet sich mein Herz, wenn ich an sie denke,“ schrieb sie am Vorabend ihrer Abreise der ältesten Schwester. — Doch der Herr stärkte sie wunderbar. Mit großer Fassung überstand sie den Abschied von ihrem Bruder aus Ardrossan, dem einzigen Gliede der Familie, das noch nach London kommen konnte, ehe sie sich mit ihrem Manne nach Schanghai einschiffte.

Am 1. Juni gieng die „Beemah“, auf der sie die Ueberfahrt machten, unter Segel. Durch Windstille einige Tage im Kanal aufgehalten, konnte Frau Edkins ihre Lieben in der Heimath noch durch mehrere Briefe erfreuen; dann folgte eine lange Pause, während die Reisenden auf der Tiefe dahinglitten, und vom herrlichsten Wetter begünstigt, ihrem Bestimmungsort näher und näher rückten. Am 9. Aug. langten sie vor Anger in Java an. Es war dieß ihr erster Landungsort nach fast dreimonatlicher Seereise, und zugleich die erste Gelegenheit, wieder Nachrichten in die Heimath gelangen zu lassen. Frau Edkins that dieß in einem tagbuchartigen Reisebericht, in welchem sie an den Ihrigen sowohl die kleinen Ereignisse des Schiffeslebens, als auch die Wunder Gottes in der Natur vorüberschrie, in die sie sich gern sinnend vertiefe. Mitte Septembers erreichten sie Schanghai, wo sie von den dort in großer Zahl versammelten Missionsgeschwistern verschiedener Gesellschaften mit großer Liebe aufgenommen wurden.

Es war Missionar Edkins' Absicht gewesen, sich bei seiner Rückkehr nach China in oder bei Peking niederzulassen; bald aber überzeugte er sich, daß vor Beendigung des Kriegs daran nicht zu denken sei, und so blieb er zunächst in Schanghai, sich mit den übrigen Missionaren in die englischen Gottesdienste theilend, und fortwährend bemüht, sowohl der Bevölkerung dieser Stadt als den benachbarten

Orten durch Predigt und Vertheilung von Traktaten und heiligen Schriften das Evangelium nahe zu bringen. Oft begleitete ihn seine Frau auf solche Ausflüge im Boot, und da sie ihre Zeichnungs- und Schreibmaterialien stets bei der Hand hatte, entwarf sie ihren Freunden in der Heimath gar manche Skizzen und Schilberungen von Allem, was dann an ihrem Auge vorüberzog. Der heiße Wunsch ihres Herzens aber, den chinesischen Frauen den Heiland der Sünder anpreisen zu dürfen und eine rechte Missionarin unter ihnen zu werden, sollte nach Gottes verborgenem Rath nur in sehr beschränktem Maasse in Erfüllung gehen. Fast über Vermögen an der Erlernung der Sprache arbeitend, an die sie schon auf der „Beemah“ sich gemacht hatte, mußte sie bereits im Frühling 1860 sich von einer seit Kurzem von ihr gegründeten chinesischen Mädchenschule trennen, um eine Erholungsreise nach dem 200 Stunden südlicher gelegenen Amoy zu machen. Nach Schanghai zurückgekehrt, bestand sie helbenmuthig die schwere Glaubensprobe, ihren Mann zweimal durch furchtbare Scenen der Verwüstung zu den Rebellen ziehen zu lassen, die sich eben der volkreichen Stadt Sutschau bemächtigt hatten, und deren Anführer Miss Edkins mit mehreren andern Missionaren damals noch dem Christenthum günstig gestimmt glaubte. Als jedoch nicht lange nachher die Insurgenten einen Sturm auf Schanghai versuchten und die Eingebornen nach allen Richtungen flohen, während die Fremden nur mühsam einige Fassung behaupteten, lag Frau Edkins schon wieder so schwer frank darnieder, daß, selbst wenn es die Rettung ihres Lebens gegolten hätte, es nicht möglich gewesen wäre, sie auf ein Schiff zu bringen. Obgleich auch unter dem Donner der Kanonen der Herr sie durch das Gefühl Seiner Nähe und Seines Friedens erquicke, giengen doch alle diese Angsten und Gefahren nicht spurlos an ihr und an ihrem Manne vorüber. Die Gesundheit Beider machte eine Lustveränderung wünschenswerth, und zudem sehnten sie sich nach einem freieren Wirkungskreis, bis sich die Thore Pekings öffnen würden; denn in Schanghai sammelten sich jetzt mehr und mehr englische und amerikanische Missionare, während durch die Fortschritte der Rebellen das Arbeitsfeld immer enger wurde. Missionar Edkins' Wahl fiel auf das 200 Stunden nördlicher gelegene Tschifu, damals der Sammelplatz der französischen Truppen. Außer der stärkenden Vergnüft Schantungs und der Gelegenheit, dem Worte Gottes eine neue Bahn zu brechen, waren freilich dort nur Entbehrungen aller Art zu erwarten,

und für die eifrige Missionsfrau namentlich auch die Mühe, eine neue Mundart der chinesischen VolksSprache zu erlernen. Im September 1860 langten sie mit einem der Brüder, der sich an sie angeschlossen hatte, an ihrem neuen Wohnort an. Eben waren die ersten Schwierigkeiten überwunden, und die völlige Abgeschiedenheit von allem weiblichen Umgang durch das Nachrücken einiger Missionsgeschwister geendet, da kam der Friede zu Stande. Peking selbst blieb zwar vorerst den protestantischen Missionaren nach verschlossen, aber Nichts hinderte Missionar Edkins, wenigstens bis Tientsin vorzubringen und sich bleibend dort niederzulassen. Während er sich schon ernstlich mit diesem Gedanken beschäftigte, durchkreuzte ein Ruf von ganz entgegengesetzter Seite seine Pläne. Einer der Rebellenanführer nämlich lud ihn dringend ein, mit einigen seiner Mitarbeiter in die Insurgentenhauptstadt Nanking zu kommen. Kurz darauf kam die Nachricht, Admiral Hope habe im Sinne, den Yangtse-kiang hinaufzufahren, und biete allen Missionaren, welche diese Gelegenheit bemühen wollen, freie Passage an. Konnte in diesem Zusammentreffen der Umstände nicht ein Wink des Herrn liegen? Missionar Edkins beschloß, wenigstens einen Besuch in Nanking zu machen, um sich selbst zu überzeugen, mit welchen Aussichten dort eine Mission gegründet werden könnte. Als er aber mit seiner Frau in Schanghai landete, war die Expedition schon seit zwei Tagen unter Segel gegangen. Nun blieb nichts übrig, als mit einigen Missionsbrüdern zwei Boote zu mieten und in diesen die Reise zu unternehmen. Abermals ein harter Abschied für Frau Edkins! Doch sie hatte sich rücksichtslos dem Herrn ergeben, Seinen, nicht ihren eigenen Willen zur Richtschnur erkoren; in Seinem Dienste und unter Seinem Schirme war sie also auch bereit, ihren Mann jetzt ziehen zu lassen, und ihm dann zu folgen nach Nanking, nach Tientsin — wo immer der Herr ihn brauchen wolle.

Erst nach längerem Schwanken entschied sich Miss. Edkins doch für Tientsin. Nach einer mühseligen und mitunter gefährlichen Reise that die Gassfreundschaft, die ihnen bei ihrer Ankunft im Hause eines englischen Freundes zu Theil wurde, doppelt wohl. Bald war die eigene Wohnung bequem hergerichtet und das neue Arbeitsfeld zur Heimath geworden. Frau Edkins hatte in der Erlernung der Sprache bedeutende Fortschritte gemacht, und freute sich, demnächst eine Waisenschule zu eröffnen; da begann auf's Neue ihre Gesundheit zu wan-

ken. Eine hartnäckige Diarrhoe, die keinem ärztlichen Mittel weichen wollte, ließ nochmals eine Lustveränderung wünschenswerth erscheinen. Da ein Aufenthalt in Taku an der Mündung des Peiho ohne Wirkung blieb, sollte auf ärztlichen Rath Tschifu versucht werden. Noch ehe aber das Schiff, das sie dahin bringen sollte, die Segel lichtete, rief unerwartet schnell der Herr seine Magd heim. Sie entschließt an Bord des „Simoom“ den 24. Aug. 1861, nicht ganz dreißig Jahre alt. Ihre sterbliche Hülle wurde von dem tiefgebeugten Gatten nach Tientsin zurückgebracht und auf dem dortigen Friedhof zur Erde bestattet. Ein einsaches Grabmal in der Fremdenabtheilung desselben bezeichnet ihre Ruhestätte. In der Heimath aber setzte ihr Vater ihr ein Denkmal durch die Veröffentlichung der Briefe, in denen sie ihre kurze Missionslaufbahn den Thürgen geschildert hatte, der Mutter aus zarter Schonung nur die Freuden derselben hervorhebend, den Geschwistern zuweilen auch ihre Mühen und Entbehrungen andeutend.

Wenn wir nun hier Einiges aus diesen Briefen wiedergeben, so geschieht es weniger in der Absicht, das liebliche Bild der frühe Vollendeten an unsern Lesern vorüberzuführen, als in dem Wunsche, ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme wieder einmal dem chinesischen Volke zuzuwenden, in dessen Mitte uns jene Berichte lebhaft versezen. Sie mögen als ein Seitenstück dienen zu dem Bilde eines fröhvollendeten chinesischen Missionars, des sel. Martig, das wir im vorigen Jahr (Miss. Mag. Nov. 1863) unsern Lesern vorführten. Beide, der Mann wie die junge Frau, sollten das Missionswerk mehr nur sehen, als selbst angefreien. Die Reihe unserer Mittheilungen, welche in freier Weise ausgelesen und zusammengestellt sind, möge ein Brief eröffnen, in welchem sich Frau Edkins über ihre Gefühle beim Eintritt in die Heidenwelt ausspricht, und der, obgleich noch vom Trennungsschmerz durchzittert, ein rechter Spiegel ihres kindlich frohen Gemüths ist.

1. Vor Anger, an Bord der „Beemah.“

20. Aug. 1859.

Gestern früh erreichten wir Anger (in der Sunda-Straße). Wie fröhlich eilten wir auf das Verdeck, um uns dieses längst besprochene Dörlein zu besehen! Und welch' überraschender Anblick bot sich meinem Auge dar, als sich statt einiger unregelmäßigen Häuserreihen, die

ich mir gedacht, ein kleines Paradies vor uns erschloß! Nie werde ich dieses Schauspiel vergessen. Wir kämpften noch außerhalb der Bucht mit der Brandung, so daß wir alle Muße hatten, es recht zu genießen. Der Morgenduft lag noch über den majestätischen Bergen und den herrlichen Bäumen. Ich saß neben meinem Manne und sah zu, wie sich allmählig der Nebel zertheilte, wie erst der üppige Rasen, dann die schattigen Bäume und endlich auch die Spizzen der Berge, an denen er sich einem dünnen Schleier gleich hinaufzog, deutlich hervortraten. Alles schien so jung und frisch, die Fluren schimmernd vom Thau, und die Höhen vergoldet von den ersten Strahlen der Sonne.

Zwei Boote mit Eingebornen näherten sich unserem Schiff, noch ehe wir ankerten. Lange, ehe sie es erreichten, hörten wir den eigenthümlichen Ton, „ho, ho,“ mit dem sie jeden Rüderschlag begleiteten. Am Steuer des einen Boots stand augenscheinlich der Anführer. Sein volles, schwarzglocktes Haar fiel unter seinem weiß und schwarz gefleckten Turban herab; seine weitgeöffneten schwarzen Augen hatten etwas Gläsernes, Ausdrucksloses; seine Gesichtszüge waren derb, die Hautfarbe nussbraun. Seine Kleidung bestand in blauen baumwollenen Hosen und einem kurzen Hemd. Am kleinen Finger trug er einen bleiernen Ring mit einem trüben grauen Stein. Als das Boot anlegte, sprang er behende heraus, kletterte am Schiff heraus, und in wenigen Augenblicken stand er auf dem Verdeck vor uns. Ohne uns Frauen auch nur eines Blickes zu würdigen, hatte er schnell den Kapitän erspäht, bei dem er sich durch eine tiefe Verbeugung einführte.

Während die Beiden mit einander verhandelten, besahen wir uns das Boot und die armen Malayen darin genauer. Ein niedlicher zehnjähriger Knabe mit großen feurigen Augen zog uns sehr an; die übrigen Leute hatten aber auch nur gar nichts Gewinnendes. Einer namentlich, ein unermüdlicher Tabakfauer, nahm vor unsern Augen eine Handvoll von diesem Zauberkraut aus einer Art Tasche, rieb sich tüchtig die Zähne damit, und fieng dann in aller Form an zu kauen. Dabei öffnete er seinen Mund so weit, daß wir das ganze Geschäft zu sehen bekamen. Ein Anderer machte sich an die Matrosen und bettelte in kläglichem Ton um einige alte Kleider. Alle sprachen ein wenig englisch. Da der Kapitän nicht alle Passagiere in sein Boot nehmen konnte, traf er mit den Eingebornen eine Uebereinkunft, daß sie die Uebrigen an's Land bringen sollten. Mir hatte er schon Wo-

chen zuvor versprochen, mich mitzunehmen ; jetzt, da die Zeit gekommen war, zog ich das Boot der Eingeborenen vor. Nach einer kurzen Fahrt von wenigen Minuten ließen wir in die kleine „Kannasch“ von Anger ein, und ich hüpfte am Arm meines Mannes über einige steinerne Stufen auf den schwelenden Rasen.

Es war 9 Uhr Morgens. Die Sonne brannte noch nicht so heiß, wie einige Stunden später. Desto besser für uns! — Unter dem Schatten eines Banianenbaumes, der sich mit Englands stolzester Eiche oder Schottlands stärkster Ulme messen könnte, saß ein Häuslein eingeborner Männer und Frauen. Ich betrachtete die armen Leute mit inniger Theilnahme und fühlte, daß ich fröhlich mein Zelt unter ihnen auffschlagen könnte, wenn hier das Arbeitsfeld meines Mannes wäre. O welche Wonne muß es für einen Missionar sein, wenn er Zeuge davon werden darf, wie die Liebe Christi die Herzen so erleuchtet und erwärmt, daß auch solche stumpfe, leere Gesichter dadurch verklärt werden! Ich glaube, ich fühlte nie ganz, was für ein herrliches Werk es um die Mission ist, ehe mein Auge auf dieser Gruppe halbnackter Malayen ruhte. In den Dank, der mein Herz erfüllte, daß ich die Gehilfin eines Missionars sein dürfe, mischten sich jedoch auch andere Empfindungen. Zum ersten Male fühlte ich mich hier auf fremdem Boden, fern, fern von der Heimath und allen Lieben dort; doch war ich glücklich und froh, nur etwas bekommen durch die Sehnsucht nach den Briefen, die ich zu finden hoffte.

Wir glaubten jetzt geraden Weges zum Gouverneur zu gehen, aber da wir den Kapitän nicht bei uns hatten, geriethen wir durch ein Mißverständniß in das holländische Fort. Ueber eine schmale kleine Brücke gelangten wir vor ein schönes, weit geöffnetes Thor, an dem zwei Solbaten die Wache hatten. Dann giengs zwischen Blumen, Hecken und prachtvollen Bäumen weiter, bis wir uns vor einem großen, langen Bangalo befanden, dessen Thüren alle offen standen. Ein netter, etwa 25jähriger Mann saß in einem geräumigen lustigen Bureau; wir Alle standen in der Verandah umher. Er erhob sich, kam auf uns zu und redete uns an, aber niemand verstand holländisch. Mein Mann, als unser Sprecher, versuchte es mit französisch. Er antwortete sogleich, und führte uns in ein herrlich kühles Zimmer, wo wir Frauen auf bequeme Ruheſessel niedersanken. Das war ein Labſal nach unserem Gang in der Sonnenhitze! Den Herren wurden Cigarren gebracht; dann sagte mein Mann, wir kommen von Eng-

land und hoffen hier Briefe zu finden. Noch ehe er eine Antwort erhalten kounte, trat ein anderer, sehr fein aussehender junger Mann ein. Es war der Doktor, der sehr gut englisch verstand. Er sagte uns, wir müßten zu dem Hafenmeister gehen, und beschrieb uns den Weg. Mein Mann fragte noch nach Neuigkeiten aus China und Europa, und da hörten wir einen kurzen Bericht über die furchtbare Schlacht in Italien. Nun brachen wir Alle auf und eilten nach unsern Briefen, in der festen Zuversicht, Nachrichten in Menge zu treffen.

Eben zählte ich meinem Manne alle die Briefe her, die ich zu erhalten hoffte, als ich eine Stimme rufen hörte: „Frau Edkins, keine Briefe für Sie.“ Es war einer unserer Mitpassagiere, der mit einigen Andern Einkäufe in einem chinesischen Laden machte. Ich konnte es nicht glauben, und sagte: „Es kann nicht sein; ich muß Briefe haben.“ Ich glaubte sie wollten mich nur necken, weil ich so gar verlangend war nach einem Wörthchen aus der Heimath; aber der Kapitän versicherte mich, es seien keine da. Das war eine bittre Täuschung! Anger, das paradiesische Anger schien mir jetzt wie in Trauer gehüllt. Mein Mann und ich trennten uns von der übrigen Gesellschaft, und ich rang nach Fassung. Wir streiften unter den schattigen Bäumen umher, und ich versuchte, allen meinen Lieben ein wenig zu grollen; aber das machte mich nur noch unglücklicher. Er versicherte mich, nur unsere schnelle Reise sei Schuld daran, und malte mir aus, welche Freude es sein werde, wenn wir nach jetzt nur noch 14tägiger Fahrt unsere Briefe in Schanghai treffen. Ich lebte wieder auf und bemühte mich, noch einmal das liebliche Anger vom Morgen zu erblicken, aber ganz so schön sah mir's doch nicht mehr aus. Ich weiß wohl, daß nur mein mürrisches Herz daran Schuld war, denn die unvergleichliche Schönheit dieses Platzen hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Wir setzten unsern einsamen Spaziergang fort, und welcher Genuß das für mich war, werdet ihr erst ganz verstehen, wenn ich euch sage, daß wir auf dem Schiffe nie allein sind, da unsere Nachbarn, wenigstens wenn sie horchen wollen, jedes Wort verstehen können, das wir sprechen. Wir kamen zur Moschee. Es ist ein kleines, rings von Bäumen umgebenes Gebäude. Alle diese armen Malayen sind Muhammedaner und haben dort ihren Gottesdienst. Wir versuchten hineinzugehen, aber die Thüren waren geschlossen. Im Weitergehen trafen wir eine Gruppe Eingeborner beim Thee. Einige von ihnen

neigten die Köpfe, als wir vorbeigingen. Alle kauerten auf dem Boden einer von Bäumen gebildeten Verandah. Die Gesellschaft bestand aus einigen alten, einigen jungen Frauen und einem ganzen Haufen kleiner brauner Geschöpfe. Ihre Einrichtung befriedigte mich sehr. Ihr Tisch war der Boden; ihre Tassen erinnerten mich an die, welche wir zu Hause als kleine Mädchen hatten; dann war etwas da wie eingemachter Ingwer, aber in sehr kleinen Portionen, und endlich zwei oder drei winzige Theekannen. Die Alten tranken aus den Ober- und die kleinen Dingerchen aus den Untertassen. Es war das erste Mal, daß ich eine so einfache, primitive Theegesellschaft sah. Wir trafen auf unserer Wanderung noch verschiedene Leute beim Thee, und waren auch einen Blick in die Verandah eines schönen lustigen Bangalo's mit Matten und Ruhebänken in chinesischem Styl.

Nun suchten wir Läden auf, um einen Fächer zu kaufen. Die Kaufleute sind alle Chinesen. Ich wollte, Ihr hättet sehen können, wie ihre Gesichter strahlten, wenn mein Mann sie in ihrer Muttersprache anredete! In fast allen diesen Läden sahen wir das Bild einer chinesischen Gottheit, Kwan Yen, mit chinesischer Umschrift. — Doch es war Zeit, uns wieder nach unserer Gesellschaft umzusehen. Wir fanden den Kapitän, eiligt zum Aufbruch mahnend. Allmählig versammelten sich Alle auf dem Damm, wo wir unter dem Banianenbaum Schutz suchten vor den glühenden Sonnenstrahlen. Von allen Seiten kamen jetzt Eingeborene herbei, um mit den Engländern Geschäfte abzumachen. Mein Mann kaufte mir um geringen Preis ein paar hübsche Papageien und einen Käfig.

Zögernd setzte ich meinen Fuß wieder in's Boot. Ich hätte so gerne länger verweilt und einen jener reizenden Berge erstiegen. Doch der Kapitän drängte, und das Boot stieß vom Lande, beladen mit Früchten, Gemüsen und Eiern. Als wir uns der „Beemah“ näherten, war mir's, als lehrten wir zu einer alten Freundin zurück, und hätte ich nur meine Briefe gehabt, so wäre ich fröhlich wieder in meine Kabine hinabgestiegen. — [Die Geduldsprobe wiederholte sich in Schanghai, doch nur auf kurze Zeit. Wie leicht haben es die Missionare der Neuzeit in diesem Stück, verglichen mit der früheren Generation, wenigstens in den meisten Missionsgebieten!]

2. Unkunft in Schanghai.

Schanghai, 19. Sept. 1859.

So sind wir denn glücklich in Schanghai angelangt und in unsere neue Heimath eingezogen! — Unser Schiff landete letzten Dienstag um 2 Uhr in Wusong, und um 4 Uhr fuhren wir Alle in einem niedlichen kleinen Boot nach Schanghai weiter. Wir ergötzten uns sehr an dem frischen Grün auf beiden Seiten des Flusses. Die Gegend, obgleich bei weitem nicht so schön als die von Anger, schien uns den heimathlichen Landschaften verwandter als jene. Der Wusong ist ein breiter Strom mit vielen Krümmungen, den viele englische Fahrzeuge und unzählige Dschonken ungemein beleben. Sehr erhöht wird das Malerische des Anblicks durch die Chinesen, die in ihren reinlichen leichten Gewändern an seinen Ufern ab- und zugehen, oder fröhlich in ihren kleinen „Sanpans“ umherrudern. Als wir um eine scharfe Ecke bogen, stießen wir auf eine starke Gegenströmung. Trotz des günstigen Windes konnten wir nicht vorwärts kommen; somit wandten wir um und ankerten in einer kleinen Bucht. Da beriethen wir, ob wir unsren Weg in Säntzen forsetzen oder die Rückkehr der Fluth erwarten sollten. Wir entschieden uns für letzteres als wohlseiler, und ließen uns mittlerweile in einem Sanpan in die Stadt Wusong rudern. In einigen Minuten waren wir am Ufer, und nachdem wir einen halbzerfallenen Damm ersteigert und ein großes Thor hinter uns hatten, befanden wir uns bald in der Stadt — auf allen Seiten umgeben von kaufenden, verkaugenden, schwatzenden, Thee trinkenden, rasirenden, kurz alles Mögliche auf offener Straße treibenden Chinesen. Die Läden haben keine Fenster und Thüren; Alles liegt, auf Tischen ausgebrettet, frei da. Hier näht ein halbes Dutzend Schneider emsig drauf los; die nächste Bude gehört einem Fleischer; in der folgenden sind Früchte zu haben, u. s. w. Die Straßen in Wusong sind nicht breiter als ein mäßiges Fenster — es können darauf nur zwei Leute nebeneinander gehen. Nach einer so langen Reise waren wir recht gestimmt, uns über Alles zu freuen, und so ergötzten wir uns auch nicht wenig an diesem bunten Leben. Die engen Straßen ausgenommen, fand ich Alles viel anziehender und freundlicher, als ich mir's gedacht. Durch die Stadt gelangten wir endlich in's Freie und brachten eine fröhliche halbe Stunde zwischen den schönen Reisfeldern und grünen Hecken zu. Allein waren wir da aber nicht,

denn ein Haufe Volks, Alt und Jung, kam wie eine Leibwache hinter uns hergelaufen. Wir Frauen waren der Gegenstand ihrer Neugierde und ihres Gesprächs. Eine alte Chinesin beschaut mich recht in der Nähe und fragte dann gemüthlich meinen Mann, ob ich seine Frau sei und wie alt? Alle lachten, als er ihr antwortete, die fremden Damen lassen nicht gerne ihr Alter wissen, das sei so ihre Art.

Im Boot erwartete uns ein köstlicher Thee mit frischen Eiern, Brod und Obst. Wir ließen's uns trefflich schmecken, dann kauerten wir auf orientalische Weise auf dem Verdeck nieder und verarbeiteten in einer traulichen Stunde die freundlichen ersten Eindrücke von China und seinen Bewohnern.

Neun Uhr Abends konnten wir Wusong verlassen, um im Mondschein stromaufwärts zu segeln; in drei Stunden erreichten wir Schanghai und ersteigten in der Mitte der Nacht den Hafendamm.

Da stehen, von reizenden Gärten umgeben, die palastähnlichen Häuser der Kausleute, mit ihren endlosen Fenstern, Thüren und Verandah's. Hier im Fremdenquartier sind die Straßen weit und lustig. Wir hatten eine gute Strecke derselben zu durchwandern, bis unser Zug, meinen Mann an der Spize, und vier Kuli's mit unserem Gepäck als Nachtrab, vor dem Missionsgehöfte ankam. Friedlich lag es vor uns im schönen Mondlicht, und die Bäume rauschten uns ein sanftes Willkommen zu, als wir uns dem Eingang von Missionar Muirheads Wohnung näherten. Wenige Minuten nachdem wir die Glocke gezogen, stand dieser schon vor uns und hieß uns herzlich willkommen. Auf der Treppe empfing uns Frau Muirhead mit offenen Armen. Alles wurde wach, und das Zimmer füllte sich mit Schlafrocken und Morgenkleidern zur herzlichen Begrüßung. Am Morgen fand sich noch eine ganze Menge anderer Freunde aus der Stadt ein, um uns zu begrüßen. Abends trafen wir bei Miss. John außer den Geschwistern von der Londoner Gesellschaft auch Miss. Burdon von der kirchlichen Mission, der schon im Pfarrhause in Stromnes war. Es war ein köstlicher Abend; ich fühlte mich ganz erfrischt in diesem Missionskreise, und freue mich, bald selbst auch Hand an's Werk legen zu dürfen.

Theure Mutter! Ich hoffe, du machst dir keine Sorgen um mich. So unbeschreiblich lieb ich die Heimath habe, kann ich sogar Dir, meiner Herzengsmutter, es fröhlich in's Angesicht sagen, daß ich

noch lieber hier bin, lieber mich verzehren will im Dienste Jesu, als irgend etwas Anderes in der Welt.

Wir haben eine nette, bequeme Wohnung; es herrscht aber darin noch solche Unordnung, daß ich sie dir lieber nicht schildern will, bis sie vollends eingerichtet ist. Morgen sollen meine chinesischen Stunden anfangen; o welche Mühe will ich mir geben.

2. Oktober.

Ich mache einige Fortschritte im Chinesischen. Manchmal sitze ich lächelnd, manchmal mit Thränen in den Augen über meinen Studien. Mein Lehrer Kih-Fu kann meine Begierde, chinesisch sprechen zu können, nicht begreifen, und sagt oft, um mich zu beruhigen: „Missus lernen sehr schnell!“ Die Sprache interessiert mich wirklich und wird mir mit jedem Tage lieber. Schon fange ich an, ein wenig mit unserem Diener zu radebrechen. Mein wunderliches Chinesisch bringt ihn zuweilen in Noth, im Ganzen aber verstehen wir einander erträglich. Mein Mann ist recht wohl und emsig wie eine Biene. Wir frühstücken jeden Morgen um 8 Uhr und haben vorher unsere Andacht. Den Vormittag bringt er zu Hause zu, und Nachmittags geht er in die Stadt, um zu predigen oder sonstwie Mission zu treiben. Ich habe sein Studierzimmer rechtnett in Ordnung gebracht, und da ist er in seinem Element. Von 9 Uhr an sitzt er am Schreibtisch und versenkt sich alle Tage tiefer und tiefer in die Geheimnisse der Schriftsprache und des Buddhismus und Confucianismus, um auch den Gelehrten Antwort geben zu können. Von 11—1 Uhr hat er einige bekehrte Chinesen bei sich, die ihren Landsleuten schon das Evangelium verkündigen, denen er aber noch eine gründlichere theologische Bildung geben möchte. Es sind deren fünf. Das ist eine kostliche Arbeit, und gerade jetzt vielleicht die wichtigste von allen. Heute nach dem Morgengottesdienst in der Stadt stand einer dieser Männer auf und schlug vor, die Chinesen sollten auch die englische Sitte annehmen, Betstunden zu halten; besonders in diesen unruhigen Zeiten, meine er, sollte man sich monatlich einmal vereinigen, um den Herrn zu bitten, daß Er alle schon Bekehrten stärke und ganz China zur Erkenntniß Jesu Christi bringe. — Hoffen wir, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in der jede Stadt wenigstens einen Missionar haben wird. Wohl sieht es gerade jetzt hier zu Lande traurig aus, aber die Missionare hoffen, daß sich Alles zum Besten wenden

und in kurzer Zeit ganz China offen sein wird. Es liegt ja Alles in weisen Händen, und in ihnen wollen wir's vertrauensvoll liegen lassen.

3. Ausflug nach Sutschau.

Oktober 1859.

Seit ich das letzte Mal schrieb, sind wir in Sutschau gewesen. Dieser Ausflug machte mir viele Freude. Wir verließen Schanghai an einem trüben Morgen; kein freundlicher Sonnenblick begrüßte uns, als wir mit Geschwister John's das kleine Boot, unsere einstweilige Wohnung betrat. Bald waren wir auf den friedlichen Wassern des Wusong-Kiang dem Geräusch Schanghai's entflohen. Manche alte ephaubewachsene Brücke und manch' kleiner, halb zwischen den Bäumen versteckter Buddha-Tempel zog an unsern Augen vorüber, während wir sanft auf dem Flusse dahin glitten. Dann und wann verließen wir unsere Boote, um ein wenig auf den üppig angebauten Ufern umherzuschweifen. Dabei schreckten wir manchen trägen Büffel aus seinem feuchten Elemente auf, wenn er sich behaglich sonnte und dazwischen hinein wieder in die frischen, kühlen Fluthen tauchte. Am dritten Morgen rief mich mein Mann, um die herrliche Aussicht zu sehen. Ich kam und weidete mich daran. Noch lagen die Schatten der Dämmerung auf der Gegend; nur hie und da drang ein Sonnenstrahl durch die dunkeln Wolken. Auf beiden Seiten tauchten schöne Trauerweiden ihre sanft gebogenen Zweige in den klaren Strom. Weiterhin wogten goldene Kornfelder, aus denen da und dort zwischen üppigen Baumgruppen ein niedliches Bauernhaus hervorschaut. Wir nahmen uns jetzt einer prachtvoll gewölbten und von blühenden Schlingpflanzen umrankten Brücke. Die Sonne war unterdessen hervorgebrochen und belebte die liebliche Gegend. Wir konnten's kaum erwarten, bis eine Krümmung des Flusses uns eine noch weitere Aussicht erschloss. Auf der Spize eines grünenden Hügels stand eine verwitterte Pagode, deren unzählige mit Bronze und Kupfer bekleidete Erker und Thürmchen sich noch in die Gluth der Morgenröthe zu hüllen schienen. In unserer Nähe lag ein munteres, volkreiches Dorf. Jetzt fuhren wir durch das Brückenthor in das Städtchen ein. Hauen Volks versammelten sich am Ufer, und manches Paar Eßstäbchen blieb mit Reis beladen auf dem Wege zum Munde stehen, damit man

die „Barbaren“ betrachten konnte. Könnte ich euch doch alle die Körbe voll schnatternder Enten, die mit köstlichen Früchten bedeckten Tische und die Ballen von rother Baumwolle vor Augen stellen neben der unendlichen Mannigfaltigkeit von Männern, Frauen und Kindern, die plappernd und schwatzend sich in engen Straßen und auf baufälligen kleinen Brücken hin- und herbewegten, und dann wieder in Gruppen beisammenstanden, um uns anzustarren! Ich bemerkte unter den Frauen manches hübsche Gesicht; im Allgemeinen aber sahen die Männer in China besser aus, als das weibliche Geschlecht. Doch ich kann unmöglich all' das Getreibe dieses Dorfchens zu Papier bringen. Es heißt Eding. Wir ließen ein Boot zurück, um einige Einkäufe zu machen, und eilten in dem andern aus dem Bereich s Städtchens hinaus, um die Gegend zu betrachten. Unser Weg führte uns an einem Buddha-Tempel vorüber. Seine Vorderseite war schmal und niedrig, aber nach hinten stieg er für ein chinesisches Gebäude zu einer beträchtlichen Höhe an. Die Thüre stand halb offen, und während unaufhörlich Leute aus- und eingingen, konnten wir im Vorbeifahren einen flüchtigen Blick in's Innere werfen, aus dem einige goldene Dinger hervorschimmerten. Lange, nachdem wir vorbei waren, tönten die Glocken zu uns herüber. Drei Priester standen am Rande des Flusses, unschuldig ausschuhende Männer, ich möchte fast sagen, Knaben, so jung schienen sie mir. In ziemlicher Entfernung von der Stadt landeten wir. Zum ersten Mal sah ich da in China Berge, die sich mit denen in der Heimath messen konnten. Wie schlug mein Herz! Es war mir, als wären es alte Freunde, von denen jede Spize, jeder Vorsprung tief in mein Gedächtniß eingegraben ist, und alle Jugenderinnerungen, die sich daran knüpfen, tauchten ungebeten in meiner Seele auf.

Schon liegt unser Boot friedlich an ihrem Fuße (es sind die grünen Saungkong Berge) vor Anker. Wir giengen am Rande des Flusses hin, pflückten Feldblumen und sprachen von vergangenen Zeiten und von unsren Missionshoffnungen. Wir sprachen von Sutschau, als von unserer künftigen Heimath, wenn der Herr es so füge. — Es war eine Freude, wie höflich die Chinesen uns aufnahmen. Wir bekamen nicht Ein unangenehmes Wort von ihnen zu hören, als wir auf einer Brücke ausruhten und die reichbewaldete Gegend, den Fluss mit seinen Krümmungen und den unzähligen Booten und Dschonken, überblickten. Am Ufer befand sich ein Grab, ohne Zweifel

das eines Mandarins. Manche solcher Grabmäler sind schön und geben Vieles zu denken. Dieses hier war von zwei steinernen Löwen bewacht; das Monument selbst stellte einen alternden, grün überwachsenen Bogen vor. Rings um das Grab waren Trauerweiden gepflanzt, die sich bei jedem Lufthauch wehmüthig darauf niederneigten. Verschiedene kleinere Denkmäler standen und lagen halb verwittert umher. Auf eines derselben setzten wir uns nieder und hingen unsfern Gedanken über China nach. Unser Urtheil über Land und Leute fiel sehr günstig aus. Je mehr ich von China sehe, desto lieber wird es mir, und mein Herz brennt schon jetzt für seine Bewohner, namentlich für die Kinder.

Nun gieng's zurück in unser kleines Boot, auf dessen Vordertheil wir uns zusammendrängten. Immer wieder gab's etwas Neues zu bewundern. Ein langer steinerner Damm trennte, so weit das Auge vom Fluß aus reichte, einen schönen See. Gerade als wir unser grösseres Boot einholten, gewahrten wir auch Sutschau, das chinesische Benedig, mit den Inselchen im breiten Yeho-See, mit seiner stolzen Pagode und seinen lieblichen Hügeln. Die Stadtmauer, die kurz darauf sichtbar wurde, gewährte mir eine angenehme Überraschung. Ich hatte sie mir so alt und morsch gedacht, wie die von Schanghai; aber hoch und stark stand sie jetzt vor uns und unvergleichlich rein, wo sie nicht grün überwachsen war. Sie hat fünf Stunden im Umsange. Da wir fürchteten, es könnte nicht ohne Störung abgehen, wenn wir geraden Wegs in die Stadt eindrängen, verweilten wir vorerst an ihrem nördlichen Eingang. War es nicht ein ergreifender Gedanke, daß wir uns hart neben zwei Millionen Seelen befanden, von denen nur Wenige je den Namen Jesu gehört hatten? Zwei Millionen! Zwei Drittel der Bevölkerung von ganz Schottland ohne Lehrer, ohne geistlichen Führer! Es ist doch etwas Anderes, dieß in einer Missionsstunde zu hören, oder an Ort und Stelle zu sehen.

Jetzt fiengen wir an, die Aufmerksamkeit der Leute auf uns zu ziehen. Mein Maun hielt es für gerathen, daß Frau John und ich in der Kabine blieben. Ich gehorchte halb widerstrebend, aber halb war ich dankbar für diesen Rath. Welch' ein gemischter Haufe sammelte sich am Ufer, um uns anzugaffen! Zu Hunderten standen die Leute da und sprachen durcheinander, doch ganz friedlich. Wir warteten, bis der Lärm allmählig verstummte und es in der Kabine zu schwül wurde, dann steuerten wir eine Stunde weiter, nach einem

stillen Platz. Wir erreichten ihn etwa fünf Uhr Nachmittags, und verließen fogleich das Boot, um den mit Tempeln übersäten und mit einer stolzen Pagode gekrönten Hügel zu besteigen. Unser Weg führte uns eine Zeit lang am Rande des Flusses hin, dann wand er sich zwischen schattigen Bäumen, verschlungenen Farnkräutern und in die Höhe strebenden Sonnenblumen rings um den Hügel herum. Ich überredete meinen Mann, in einen niedlichen Garten einzutreten, an dem wir vorbeikamen. Jede Pflanze, jeder Strauch war in einem Topf. Wir sahen da gar schöne und mannigfaltige Blumen; das hauptsächlichste Erzeugniß des Gartens aber war die Staude, deren zierliche weiße Blüthe zur Würze des Thees gebraucht wird. Im Weitereilen bemerkten wir, daß wir von dem Hügel noch durch einen Fluß getrennt waren. Ein alter Fährmann ließ sich bereit finden, uns überzusetzen. Dann ging's ein paar Stufen hinauf. Ueber eine kleine bemooste Brücke gelangten wir an das äußere Thor des ersten Tempels. Wir traten ein. Gerade vor uns stand im Freien, jedoch in einer Art Schrein, ein Bild. Eine endlose Treppe führte uns in den Tempel, dessen Dach auf schön geschnitzten und reich vergoldeten Balken ruht.

Eine ungeheure Messingstatue nahm die Mitte des Raumes ein. Auf jeder Seite standen sechs vollständig bekleidete Bildsäulen, einige in militärischer Uniform von rothem Tuch mit Goldborden und Stickereien. Es war ein seltsamer Anblick. Vor dem Hauptbild befand sich der Altar, auf dem drei Weihrauchpfannen und zwei riesige, wohl sechs Fuß lange Wachskerzen brannten. Kein Lichtstrahl von Außen drang in's Innere des Tempels, und der Wiederschein der Kerzen auf dem Messingkolos, vor dem sie brannten, war von ganz eigenthümlicher Wirkung. Die Bilder auf beiden Seiten standen auf einer erhöhten Plattform. Viele Leute giengen aus und ein, und zwar durch diesen Raum in andere Gemächer; aber wir folgten ihnen nicht. Durch Fragen erfuhren wir, daß das Hauptbild der Kriegsgott sei, und daß an diesem Tage seine Siege gefeiert werden. — Wir wurden auch um Beisteuer für den einen und andern Gott angegangen, weigerten uns jedoch, wie sich von selbst versteht. Auf einem schmalen Fußpfade erreichten wir endlich den Hügel, der sich aus der Ferne an einem ruhigen Herbstabend gar schön ausnimmt. Die Tempel, mit denen er von unten bis oben bedeckt ist, und deren schwarze Dächer zwischen den Bäumen und Felszacken hervorragen, gewähren ei-

nen ungemein malerischen Anblick. Vergeblich aber suchten wir uns hinaufzuarbeiten; meine Kraft versagte auf der Mitte des Wegs; doch hatten wir auch da schon eine weite Aussicht. Zudem begann es zu dunkeln, und als wir unser Boot erreichten, brach schon die Nacht herein.

Wir tranken Thee, und während ich unsere Erlebnisse niederschrieb, hörten wir plötzlich ein lautes Geklingel und Geschrei und Geschwätz. Es war eine Drachenprocesse, die vorbeizog. Zuerst kamen bunte, an hohen Stangen befestigte Laternen, dann gellende Glocken, hierauf ein ungeheurer papierner Drache, hoch über den Köpfen seiner Träger schwiebend und durch eine Menge kleiner Lichtchen erleuchtet. Lärmende Volkshäuser begleiteten den Zug.

Es war ein milder, ruhiger Abend. Der dünne Schatten unseres Boots zeichnete sich im Wasser; immer düsterer färbte sich das frische Grün der Bäume am Ufer, und auf ihren Zweigen spielten glänzende Leuchtkäfer. Ein Gefühl feierlicher Stille erfüllte meine Seele, bis der Mond aufging und einen Hauch von Leben über die ganze Scene ergoss. „China ist schön“, möchte ich an's Ende jeder Seite schreiben, so lieb habe ich das blühende Land.

Ja wirklich, es grünt und blüht allenthalben, und die Liebe der Chinesen zu den Blumen scheint mir ein gar ansprechender Zug in ihrem Charakter. An manchem morschen Häuslein mit elenden, kränkelnden Bewohnern, hab' ich unter dem zerbrochenen Fenster einige Blumen von entzückender Frische und Schönheit gesehen, und in mancher ärmlichen Dschonke, wo Alles so schmutzig und abstoßend scheint, daß man nichts Liebliches darin vermuthen sollte, ragt zwischen Bündeln von Lumpen und altem Geräthe, ein freundliches Blümlein hervor.

Am Sonntag brachte uns der Lehrer drei Neubelehrte und einen im Suchen der Wahrheit begriffenen Chinesen herbei. Mein Mann und Miss. John sprachen mehrere Stunden mit ihnen. Da der Neuzugekommene sehnlich nach der Lause verlangte und von den Andern warm empfohlen wurde, gewährten sie seine Bitte. Diese Stille herrschte in der kleinen Kabine, als mein Mann nach der Lause ein brünstiges Gebet für den Neubefehrten darbrachte. Möge, was hier vorgieng, im Himmel eingeschrieben sein! Möge er in den vielen, vielen Versuchungen bewahrt bleiben, die jetzt seiner warten! Denn bereits wird jedem, der sich uns anschließt, die Verbindung mit Frem-

den zum Verbrechen gemacht. [Neb beim nächsten Besuch — im Februar 1860 — wurde Edkins nicht in die Stadt eingelassen.] O welche Freude für das Herz eines Missionars, wenn er eine Frucht seiner Arbeit sehen darf! Abends predigten die beiden Brüder in der Stadt, während wir Frauen einen einsamen Spaziergang machten. — Es waren liebliche Tage; doch bald hatten wir Sutschau Lebewohl zu sagen, und wandten unser Boot heimwärts; und da sind wir nun wieder sicher in Schanghai. — Auch Miss. Muirhead hat einen Predigtausflug gemacht, auf dem ein Bekhrter die Taufe empfing. Und hier wurden auch wieder zwei Personen getauft. „Regnets nicht, so tröpfelst doch.“

4. Verschiedene Erlebnisse.

18. Nov. 1859.

Diese Woche machten wir einen reizenden Ausflug aufs Land. Wir hatten einen kranken Diener in der Nähe einer Pagode, die eine der Missionsfrauen schon längst gerne gesehen hätte, und so benützten wir die Gelegenheit, und machten uns auf den Weg. Es war ein schöner Morgen, an dem wir das Boot bestiegen; die Sonne schien so mild, und fröhlich schwirrten die Vögel zwischen den Bäumen am Ufer umher. Eine starke Gluth brachte uns schnell den Fluß hinauf an den Landungsplatz vor der Pagode. Meinen Mann voraus, kletterten wir auf einem Fußpfad zu einem weiten grünen Gefilde hinan, dann standen wir vor all' den Tempeln, die hier zusammengedrängt sind. Es war ein gutes Tagewerk, sie zu betrachten, und zu unserem Verdrüß war ein Freund meines Mannes, ein alter Priester, der uns hätte in den Gebäuden herumführen und die Gottheiten erklären können, nicht gleich zu finden. Beim Eintritt in den ersten Tempel war ich ganz betroffen von der Menge, Größe und Pracht der Götzen. Auf jeder Seite des nur spärlich erleuchteten Raumes standen auf einer eiliche Fuß hohen Plattform wohl 20 derselben in Lebensgröße. Einige in indischem, alle aber in prunkvollem Costüm. Wie Zwerge schritten wir durch ihre Reihen hin, in denen man neben allen Farben des Regenbogens auch reiche Goldstickereien glänzen sah. In der Mitte des Tempels saßen drei große Messinggestalten, wie mir anfangs schien; nachher fand sich, daß sie nur von schon ziemlich gebräuntem Goldpapier waren. Eine ungeheure Glocke gab dann

und wann einen traurigen Klang von sich. Jeder Vorübergehende versetzte ihr nämlich einen Stoß, und die eigenthümliche Art, auf welche der Ton dann durch den Tempel zitterte, hatte etwas wahrhaft Ergreifendes. Aus diesem Tempel gelangten wir in einen kleineren, in welchem nur eine einzige weibliche Gottheit thronte. Viele ihrer Verehrerinnen waren um ihre Füße geschaart; aber unser Eintritt schien ihre Andacht zu stören; denn sie nahmen uns sehr genau in Augenschein und schlugen endlich ein lautes Gelächter auf über die Fremden. Nun machten wir die Runde durch einen Hof, in welchem wir unsere Köpfe zu jeder Thüre hineinstreckten, oft aber eben so schnell vor dem uns entgegenqualmenden Geruch der chinesischen Kochkunst wieder zurückfuhren.

Nie habe ich etwas Imposanteres von Gözen und Gözendienst gesehen, als im nächsten Tempel, in den wir eintraten, und in dem wir eine große Menschenmenge versammelt fanden. Drei ungeheure, wohl 20 Fuß hohe Gestalten, aber nicht trüb, wie die vorigen, sondern neu und frisch, mit feingeschnittenen Gesichtern und hellblauem Turban um's Haupt, strahlten uns, von der Sonne beleuchtet, entgegen. Auch sie waren nur vergoldet, die Turbane, die von Flor zu sein schienen, in der That künstlich geschnitten und blau bemalt. Große Weihrauchpfannen brannten vor der Hauptfigur Buddha, zu deren Seiten je einer ihrer Jünger stand.

Aber welch' herrliche Aussicht genossen wir nicht, als wir endlich die Spitze errekommen. In der Ferne Saungkongs Hügel, und wieder in der Ferne Schanghai mit seinen Wäldern und Matten, dazwischen aber die grünen Felder, die schattigen Bäume, die romantischen Windungen des schönen Stroms unter dem sanftblauen Himmel! Lange konnten wir uns nicht von diesem Blick trennen.

Nun aber auch etwas von der Mission. Wir haben liebliche Gottesdienste in der Kapelle und aufmerksame Versammlungen. Von ihnen eilt mein Mann in die Stadt, um den Chinesen zu predigen. Er sagt mir, daß nach dem Gottesdienst einige Leute zu ihm kamen, um mit ihm über ihre Seelen zu sprechen. Einige derselben wünschen die Taufe. Unter solchen Erfahrungen lebt er neu auf.

Am letzten Sonntag Abend hatten wir auch eine Feier in unserem Hause. Zwei der eingeborenen Christen brachten ihre Kleinen zur Taufe. Wir versammelten uns in unserer weiten Vorhalle, auf deren beiden Seiten wir Stühle aufgestellt hatten. Vor meinem

Manne stand ein mit einem weißen Tuch bedecktes Lischchen mit einem Wasserbecken. Nach kurzer Ansprache und herzlichem Gebet tauften er die Kinder. Eine Menge Frauen füllte die Halle. Ist es nicht eine Freude zu sehen, wie Leute, die vor Kurzem noch ihre Kniee vor Buddha beugten, ihre Kinder jetzt zu Jesus bringen?

23. Nov.

Gestern war ich bei der Hochzeit einer jungen Chinesin, die vor drei Jahren von ihren Eltern verstoßen und von Frau Muirhead aufgenommen wurde. Diese besorgte jetzt auch mütterlich die Ausstattung und die ganze Festlichkeit. Ich sah zu, wie man die Braut ankleidete. Zuerst puderten sie einige Frauen mit einem violetten Pulver ein, und dann rasierten sie ihr in aller Form Gesicht und Nacken. Hierauf brachten sie ihr ein heißes Tuch, mit dem sie Gesicht und Hals rieb. (Die Chinesen gebrauchen zum Waschen immer heißes Wasser und keine Seife.) Und jetzt endlich begann das große Geschäft des Haarschlechterns. Die Chinesinnen verstehten diese Kunst wirklich vortrefflich; aber welche Zeit verwenden sie auch darauf! Es wurde Alles sorgfältig nach hinten gekämmt und dann eine Menge falschen Haares eingeschoben, um die hintere Schleife zu bilden, die zuletzt aber ganz mit Blumen überdeckt wurde. Nun war noch das karmoisinrothe Kleid anzulegen, und der Schleier, der das Gesicht verbüllt, zu befestigen. Jede chinesische Braut ist nämlich von Kopf bis zu Fuß karmoisinroth gekleidet; sogar die Schuhe sind von rother Seide.

Wir Alle waren schon vor der Hausthüre versammelt, als auch die Braut heraustrat. Neben ihre Blumen hingen noch Perlen in Menge herab, und der ziemlich weit hinten am Kopf befestigte Schleier reichte fast bis auf den Boden. Er war von schwerem Seidebrokat und etwa eine halbe Elle breit. Nach ziemlich viel Umständen setzte sie sich endlich in ihre Sänfte, die nun auch über und über roth bedeckt werden mußte; dann trat unser Zug den Weg zur Kapelle an. Dort wurde die Braut von Frau Muirhead und einer Chinesin an ihren Platz neben dem Bräutigam geführt, und der Gottesdienst begann. Als es zur Trauung kam, die der chinesische Prediger vollzog, verbeugten sie sich gegen einander, anstatt sich die Hand zu geben. Nach Hause zurückgekehrt, wurde sie in einem kleinen Schlafzimmer auf ein Bett gesetzt. Der rothe Schleier bedeckte noch immer ihr Gesicht; und jetzt drängten sich die chinesischen Frauen herbei, sie zu sehen. Im Speisesaal spielte unterdessen ein Musikchor die wehmü-

thigsten Melodien. Bald wurden wir zum Essen gerufen, dessen erster Gang aus den verschiedenartigsten Früchten bestand. Dann wurden Teller, Eßstäbchen und gehacktes Hammel- und Schweinefleisch gebracht. Ich sah beides, Stäbchen und Speisen, ziemlich ratlos an, als mir zu meinem großen Vergnügen ein Kult Messer und Gabel brachte. Nun kamen Gemüse und zuletzt nach allem Reis. Nach Tisch gieng die Gesellschaft auseinander; ich kam aber Abends wieder und machte der auch jetzt noch verschliefert auf ihrem Bett schlafenden Braut einen kurzen Besuch. [Hoffentlich wagt die Mission in diesem Stück mit der Zeit die chinesischen Bräuche etwas zu vereinfachen.]

25. Nov.

Ich suche mit der Sprache fortzukommen so gut ich kann. Mein Mann lächelt manchmal still vor sich hin, wenn er die Befehle hört, die ich den Dienstboten gebe. Wie gerne hüpfte ich mit einem Satze in die Sprache hinein, aber noch bin ich erst auf der Schwelle und zerarbeite mich an den oft so ähnlichen Schriftzeichen; doch fühle ich, daß ich Fortschritte mache. Ich habe jeden Morgen vor dem Frühstück eine chinesische Stunde bei ihm. Komme ich zu Fräulein Gay, einer gelehrten Amerikanerin, so bin ich ganz Ohr; denn die kennt die chinesischen Dichter gründlich und läßt ihre 47 Schüler — wohl-gemerkt Knaben — aus dem Englischen ins Chinesische übersetzen und umgekehrt, daß es eine Art hat. Überhaupt ist die amerikanische Mission hier stark vertreten, und nicht blos von Nordstaatlichen; einige vertheidigen die Sklaverei!

Letzten Samstag waren wir auf dem Lande in einem Dörfchen Namens Fawho, wohin mein Mann öfters reitet, um zu predigen. Das emsige Leben des Volks gefiel uns ungemein. Der Landmann begoß mit sorglicher Hand seine Pflanzen; der Wasserträger stieg durch hohes Gras und Schilfrohr zum Flusse hinab und brachte behutsam seine gefüllten Kannen zurück; vergnügt ausschendende Frauen spannen lustig innerhalb der offenen Thüren ihrer kleinen Hütten, und muntere Kinderhäuslein spielten an allen Ecken und Enden. Wir kamen etwa um drei-Uhr in Fawho an, und fogleich waren wir von einem Haufen Leute umringt, die mir in's Gesicht guckten. Ich zog meinen Hut tief über die Stirne; da knieten sie nieder, um drunter hinauf zu sehen, während wir in einem Theeladen saßen. Mein Mann predigte etwa eine Stunde lang. Um sechs Uhr waren wir wieder zu Hause.

5. Ausflug nach Saungkong.

Saungkong, 3. Jan. 1860.

Wir leben wieder für einige Tage im Boot. Soeben ist mein Mann an's Ufer gegangen um zu predigen. Der Regen fällt in Strömen; und das Bootleben hat wohl seine heitere, aber auch seine trübe Seite. Doch wenn es mir entleiden will, denke ich daran, wie viel größere Anstrengungen mein lieber Mann ohne Klage übernimmt. Und wie gering sind alle unsere Mühen, verglichen mit der Ehre und Freude, unsterbliche Seelen zu retten!

Wir verließen Schanghai am Montag Abend nach der Betstunde, die monatlich von den Missionaren aller Kirchen in der englischen Kapelle gehalten wird. Es war sehr unfreundlich und feucht, als wir das Boot bestiegen. Am andern Morgen erwachten wir schon ziemlich fern von der Stadt auf dem schönen breiten Hwang-pusluß, der sich malerisch durch sein liebliches, reich bebautes Thal hinwindet. Auf seinen Fluthen kreuzen sich in allen Richtungen so viele Boote, daß wenn für eines Raum wird, leicht ein anderes dadurch in's Stocken gerath. Ein sanfter Wind kräuselte die Oberfläche des Wassers und schwollte die Segel der schon durch die Fluth stromaufwärts getragenen Boote. Rechts und links fischten die Leute mit Cormoranen, d. h. abgerichteten Seeraben, denen der Hals durch einen Metallring zusammengepreßt wird, worauf ein Vogel um den andern untertaucht und die Fische im Schnabel zurückbringt. Eine Menge kleiner Nischen war voll dieser Vögel. In andern Booten wohnten ganze Familien; die kochten, essen und schliefen in einem Raum von sechs Quadratschuh. Andere noch kleinere slogen an uns vorüber, gerudert mit Händen und Füßen zugleich. An einem weiten Bogen, den der Fluß beschreibt, erblickten wir ein hübsches Dorf, bei dem wir landeten. Während mein Mann predigte, durchwanderte ich die Straße, die sich am Ufer hinzieht. Sie wimmelte von Menschen. Als er wieder zu mir kam, traten wir mit einander in ein winziges Häuslein ein, in welchem wir eine Schule fanden. Einige kleine Knaben lernten tüchtig drauf los, und der Lehrer schien ein Mann, dem schon verschiedene Auszeichnungen zu Theil geworden. Wohl sechs seiner Attestate, unter denen etliche über eine Elle lang, hingen von der Decke herunter. An einem Tempel vorbei, dessen äußere Gallerie zu Spielen benutzt wird, kamen wir zu einer Gruppe Männer, die, wie mein Mann

mir erklärte, vermittelst steinerner Schlägel mit ihren Füßen Reis zerstampften. An der nächsten Thüre sahen wir Matten schlechten; dann kam ein Reisladen, ein Theeladen u. s. f. Als wir in unser Boot zurückkehrten, ließen uns fast alle Bewohner dieser Straße nach, um uns einsteigen zu sehen. Da jetzt Ebbe war und der Wind sich gelegt hatte, konnten wir nicht weiter fahren. Unser Boot legte deshalb in einer nahen kleinen Bucht an, und wir giengen wieder an's Land. Ein enger Fußpfad führte uns über einige bausällige, schwankende Stege bald auf einen hübschen, freien Platz. Hier musste ich umkehren, um nicht die Aufmerksamkeit der Leute auf mich abzulenken, da sie während der Predigt gerne allerlei Fragen an mich richteten. Während ich in's Boot zurückkehrte, bestieg mein Mann einen alten Baumstamm am Ufer und hielt eine lange Rede. Auch hatte er eine lange Verhandlung mit einem Katholiken, deren es hier ziemlich viele giebt; wir waren an einer schön gebauten Missionsniederlassung derselben vorbeigefahren.

Nachmittags giengen wir unter strömendem Regen wieder an's Land: erst in einen Tempel, wo mein Mann dem alten Diener eine Bibel schenkte; dann in einige nahe Hütten, mit deren Bewohnern er auch Gespräche über göttliche Dinge anknüpfte. Sie schienen geneigter, sich mit mir zu unterhalten. Sie fragten, wie alt ich sei, und als mein Mann es ihnen sagte, riefen sie aus: „Wie jung!“ Auch mein Hut wurde sehr genau untersucht, und als ich anstreng zu gehen, ließen einige der kleinen Jungen vor mir her, um wo möglich meine Füße zu sehen. Ihre Größe war ihnen, glaub' ich, sehr anstoßig. Nachdem wir ziemlich viel gesprochen und Bücher ausgetheilt hatten, tranken wir Thee in unserem Boot, das am folgenden Morgen in Saunglong vor Anker lag. Es regnete den ganzen Tag; mein Mann brachte aber dennoch den größten Theil desselben in der Stadt zu, während ich von Besuchern umlagert war. Zum Mittagessen hatten wir zwei Chinesen bei uns. Es war sehr komisch, wie sie bei jeder Schüssel, die ich ihnen reichte, aufstanden und sie in die Höhe hielten, während sie mir dafür dankten. Nach dem Essen durfte ich mit an's Land; zuerst giengs zu dem Hause unsers Dien, wo ich mehr fand als ich erwartet hatte. Es sind hier vierzig erwachsene Kirchenglieder, mit denen nun gebetet und lange verhandelt wurde. [Im Februar durfte Edkins hier zwei weitere Jünger taufen.] Leider konnte ich mit dem besten Willen den Frauen nichts bieten,

wenn ich es auch ein wenig versuchte. So blieben sie an meiner Außenseite hängen; und eine schmutzige Hand um die andere fuhr in meine Handschuhe, die ich unbedacht bei Seite gelegt hatte. Am Sonntag nahm ich auch die Einladung, mit ihnen „Reis zu essen“, an. Da ich mit meinen Eßstäbchen noch nicht ganz zurecht kam, half mir der gute Dien zu wiederholten Malen mit den seinen zu allerhand Fisch- und Fleischbrocken.

6. Jan. 1860.

Ich bin wieder allein im Boot, aber es geht mir recht ordentlich. Das Wetter ist jetzt naß und kalt, und Edkins predigt in der Stadt herum. In der vorigen Woche nichts als Sonnenschein; in dieser trübe Wolkens! Ist dies nicht ein Bild des menschlichen Lebens? Und erweckt nicht auch der Jahreswechsel allerlei ernste Gedanken? Wie wichtig ist es doch, die Zeit zu nutzen. Ich habe ein unbeschreibliches Verlangen, mit den Frauen sprechen zu können, und so oft ich einige um mich versammelt sehe, thut mir's leid, daß es noch zu keinem zusammenhängenden Gespräch mit ihnen reichen will. Auch an eine Waisenschule für Mädchen denke ich öfters und frage mich: wird's gelingen? Oft meine ich, wir stehen dem Volke nicht nahe genug, und nöthigen sie nicht gehörig hereinzukommen. Wie gleichgültig gehen sie dahin im Wege ihrer Väter, so gründlich verschieden von den aufgeweckten Japanesen! Zu Zeiten will es uns auch fast scheinen, als seien unser zu viel in Schanghai; aber ehe der Friede hergestellt ist, können wir uns kaum tiefer in's Land hinein wagen.

(Schluß folgt.)



Missions-Beitung.

Der Direktor des öffentlichen Unterrichts in der Bombay-Präfidentschaft und die Missionare. — Seit 1854 hat die indobritische Regierung dem höhern und niedern Unterrichtswesen in Indien dadurch aufzuhelfen versucht, daß sie jeder Schule, ohne Rücksicht auf das darin vertretene religiöse Bekenntniß, Staatsunterstützung in Geld (grants-in-aid) in Aussicht stellte, vorausgesetzt daß die übrigen Leistungen der Schule gewissen billigen Forderungen entsprächen. (Vor drei Jahren belief sich die ganze Summe, welche aus dem Staatschaz für Unterrichtszwecke verausgabt wurde, auf etwa 300,000 Pf. Sterling; jetzt mag sie auf eine halbe Million steigen. Allein als grants-in-aid wird noch immer ein viel zu geringer Bruchtheil jener Summe verwendet.) Zur Prüfung derjenigen Schulen, welche Anspruch auf solche Unterstützungen machen, ist in jeder Präfidentschaft ein „Direktor des öffentlichen Unterrichts“ aufgestellt. Daß von seinem persönlichen Urtheil natürlich Alles abhängt, leuchtet ein.

In Bombay bekleidete ein Herr Howard diese Stelle, ein entschiedener Missionsfeind. Die Folge dieser Gesinnung war, daß die Missionschulen in dieser Präfidentschaft jedesmal mit ihren Ansprüchen auf grants-in-aid abgewiesen wurden. Howard machte auch kein Hehl daraus, daß Missionschulen von ihm niemals auch nur einen Heller bekommen würden. Kürzlich nun sandten die Missionare eine

Deputation an den wohlgesinnten Gouverneur von Bombay, Sir Bartle Frere, um ihm ihre Beschwerden vorzubringen. Zu dieser Konferenz wurde auch Howard eingeladen. Er aber sprach sich mit so roher und unverhältnismaßiger Bitterkeit über die Mission und die Missionschulen aus, daß alle Anwesenden sammt dem Gouverneur aufs schmerzlichste berührt wurden. Von diesen Ausschaffungen drang da und dort Eingeges in die Deßentlichkeit. Erbittert darüber, that nun Howard das Unglaubliche, daß er an einen der einflußreichsten Eingeborenen Bombay's einen offenen Brief schrieb, worin er „mit schlauer Berechnung andeutete, daß ja der Frömmel Sir John Lawrence neuerdings zum Generalgouverneur von Indien gemacht worden sei, und daß die Regierung augenscheinlich (man habe Beweise dafür) im Sinn habe, das Christenthum mit List oder Gewalt zur herrschenden Religion im Lande zu machen. Die Missionare seien nur die Werkzeuge der Regierung dabei!“ — Welchen Sturm der Aufregung dieses Schreiben in den bigotten Hindu's und Muhammedanern von Bombay hervorrief, läßt sich denken. Denn ein öffentlicher Staatsbeamter, wie Howard, müsse ja doch wohl von den Absichten der Regierung wohl unterrichtet sein! — Man drohte schon mit einer neuen Rebellion. Glücklicher Weise sind mehrere vernünftige Männer aus den Eingeborenen selbst beruhigend dazwischengetreten, und wie es scheint, so hat

sich bereits die Aufregung wieder gelegt. Howard selbst ist bald nachher von Indien abgereist. — Wenn aber englische Regierungsbeamte selbst sich herbeilassen, das indische Volk gegen die Mission aufzureißen, was ist da Gutes zu erwarten? —

Eine denkwürdige Stiftung. — Neuerdings hat einer der reichsten Parsi's in Bombay, der Baronet R. J. Dschidschibhoy, die Summe von 150,000 Rupies (Fr. 375,000) zu dem Zweck ausgefecht, eingeborenen Jünglingen Indiens die Reise nach England und das Studium der Rechtswissenschaft daselbst zu ermöglichen. Diese Stiftung soll fünf jungen Leuten zu Gute kommen, nemlich einem Parsi, einem Hindu, einem portugiesischen Abkömmling (diese aus Bombay), und einem Muhamedaner und einem Hindu (oder Halbstaatenmann) aus dem übrigen Indien. Als Grundbedingung ist ein „gutes Sittenzeugniß“ festgestellt. Wer nach einem wohlbestandenen (engl.) Examen zurückkehrt, erhält überdies Fr. 25,000 als Extrageschenk. — Das ist auch ein Zeichen der Zeit in Bezug auf den Stand der Dinge in Indien.

Ermordung zweier Missionare in Indien. — Es war am 24. März d. J., daß der amerif. Missionar Janvier, „einer der bekanntesten und gesegnetsten Arbeiter in der indischen Mission“, von einem fanatisch erhitzen Sih mittelst eines mit Eisen beschlagenen Knüttels auf offener Straße ermordet wurde. Janvier befand sich gerade in der Stadt

Anandpur, wo ein religiös-nationales Jahresfest der Siks gefeiert wurde. Das Zusammenströmen so vieler Eingeborenen aus allen Gegendern veranlaßte ihn, den Ort mit einem andern Missionar und etlichen Katechisten zu besuchen und ab und zu der Menge das Evangelium zu verkündigen. Sie hielten sich übrigens während der ganzen Dauer des Festes sorgfältig von dem eigentlichen Festplatze entfernt, um die religiösen Gefühle des Volkes zu schonen. Am letzten Festtage, als eben die heiligen Kriegsahnahen aus dem Tempel gebracht und der Verehrung des Volkes vorgehalten wurden, zogen sich die Missionare gegen Abend in ihr Zelt zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur morgenden Abreise zu treffen. Eben tritt Janvier nochmals aus dem Zelt, um noch einiges anzuordnen, als ein Mann, der offenbar auf eine passende Gelegenheit gepaßt hatte, von hinten auf ihn zustürzte und ihn zweimal mit einem Knüttel so heftig auf den Kopf schlug, daß er bestinnungslos zu Boden sank. Der Mörder suchte zu entrinnen, ward aber sogleich ergriffen. Janvier gab nach wenigen Stunden den Geist auf. Bei der Kriminal-Untersuchung behauptete der Mörder: er sei vor Jahren, da er noch als Soldat in der Armee diente, von einem britischen Offizier ins Gesicht geschlagen worden, weil er denselben nicht begrüßt habe; da habe er geschworen, sich am ersten besten Europäer zu rächen. Wie weit diese Aussage richtig und der angegebene Grund für diese blutige That der wahre gewesen, konnte nicht ausgemittelt werden. Er mußte sein Verbrechen mit dem Strang

büßen. Erfreulich aber ist die That-
sache, daß eine Deputation vorneh-
mer Sikhs (Priester sc.) zu dem eng-
lischen Oberbeamten sich begab, ihm
für die Witwe und die Kinder des
Ermordeten 100 Rupies, die sie
unter sich gesammelt, überreichte und
in einer Adresse sich unter Anderm
so aussprach: „Wir sind Alle über
die Maßen betrübt über dies trau-
rige Ereigniß. Der Missionar (Jan-
vier) besaß ein überaus freundliches
Wesen und große Herzensgüte gegen
Jedermann. Er wurde durch die
Hand eines Unwürdigen erschlagen.
Das erfüllt uns Alle mit tiefer
Trauer. Möge dem Mörder nicht
blos in dieser, sondern auch in der
andern Welt der verdiente Lohn zu
Theil werden.“ (Friend of India
19. May 1864.) —

Wenige Wochen später, am 27.
April, fiel ein anderer ungewöhnlich
begabter Missionar, Istdor Löwen-
thal, durch die Kugel eines Muha-
medaners. Er war ein polnischer
Jude von Geburt, fieng eben in Posen
zu studiren an, wurde aber wegen
politischer Untrübe bei der Regie-
rung verdächtig, und mußte etwa
20 Jahre alt nach Amerika fliehen.
Dort ließ er sich in Princeton (New-
Jersey) nieder und suchte sich sein
Brot durch einen Handel mit Schmuck-
sachen, der ihn mit den verschieden-
sten Menschen in Verührung brachte,
zu verdienen. Da wurde ein Pre-
diger der Stadt auf den ungewöhn-
lich intelligenten, bereitden und ge-
nialen Israeliten aufmerksam, bot
ihm seine Hülfe zur Fortsetzung sei-
ner Studien an, und so trat er als
Student in die Universität von Pin-
ceton ein. Es dauerte nicht lange,
so lernte er das Evangelium kennen

und lieben, ließ sich von dem er-
wähnten Geistlichen taufen und ver-
tauschte nun das Studium der Rechts-
gelehrsamkeit mit dem der Theologie.
Nach Vollendung seiner Studien bot
er sich der amerikanisch-presbyterianischen MG. zum Missionsdienste an,
sprach aber den Wunsch aus, nach
Afghanistan (zunächst Peschawar) ge-
sandt zu werden, weil er hoffte,
unter den Aghamen Reste der zehn
Stämme Israels zu finden. Im
Jahr 1856 traf er dort ein. „Bei
einer fast zwerghaft kleinen Gestalt
besaß er eine außerordentliche In-
telligenz, einen eisernen Willen und
eine unüberwindliche riesenmäßige
Ausdauer.“ Besonders eminent war
seine Sprachgabe. In vier Jahren
bemächtigte er sich des Paschtu
(Afghanischen) so vollständig, daß
er eine ebenso treue als meisterhafte
Überzeugung des N. Testaments in
diese Sprache zu liefern im Stande
war. Vielleicht Niemand in Indien
besaß eine so große Kenntniß der
asiatischen Literatur, der indischen
Sitten und Denkweisen, und des
ganzen Volkscharakters. Von seiner
immensen Thätigkeit läßt sich kaum
eine Vorstellung geben. Er schließt
kaum drei oder vier Stunden, ar-
beitete dann an wissenschaftlichen und
sprachlichen Werken, führte eine un-
geheure Korrespondenz, predigte täg-
lich auf verschiedenen Bazzars und
war doch für Fremde, wie für Freunde
allezeit zugänglich. Da erreichte ihn
plötzlich und unerwartet ein gewalt-
samer Tod. Er soll niemlich Morn-
gens früh um 3 Uhr in den Gar-
ten, der um sein Gehöft her liegt,
gegangen sein, wie er freilich oft
that; da hält ihn der von ihm selbst
angestellte bewaffnete Nachtwächter

für einen Dieb, schießt nach ihm und tödtet ihn auf der Stelle. — In der Gerichtsverhandlung wurde der Nachtwächter des „Todtschlags“ schuldig befunden und zu zwei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. (Christian Work, July 1864. Friend of India May 1864.)

oder 9 Jahren aber selbständige und ohne europäische Hilfe, blos von eingeborenen Katechisten begleitet, die Niger-Mission gegründet und mit sichtbarem Erfolg geleitet. Jetzt hat ihn die Universität von Oxford zum Doktor der Theologie gemacht, und am oben genannten Tage ist er zum ersten afrikanischen Bischof geweiht worden. Die Ceremonie war ungewöhnlich feierlich, und die Theilnahme von allen Seiten eine außerordentliche. Dr. Crowther's Aufgabe wird nun sein, die afrikanische Kirche auf der Westküste aufzubauen, tüchtige Negerkatechisten zum ordentlichen Predigtamt zu ordiniren und dem jungen kirchlichen Gemeinwesen einen gefunden evangelischen Geist einzuhauen. Die Aufgabe ist groß und schwer, und von dem Erfolg dieses mit Gott begonnenen Unternehmens wird unendlich viel abhängen. Die Missionsfreunde dürfen wohl den wackeren neuen Bischof mit ihren Gebeten begleiten. (Record, July 1864.)

Missionsliteratur.

Biblische Bilder zum Ausschneiden und Zusammensehen. Erste Sektion: Das Leben der Erzväter. Nach Motiven der „Bibel in Bildern“ von Jul. Schnorr von Carolsfeld. Entworfen, ergänzt und gezeichnet von Prof. F. Schubert [Schnorr's Schüler in Berlin]. Herausgegeben und verlegt zum Besten der Zülchower Anstalten von G. Jahn. Zülchow bei Stettin. Eigenthum des Herausgebers.

Wir geben diesen „biblischen Bildern“ absichtlich einen Platz in der „Missionsliteratur“, nicht weil sie über die Mission Kunde brächten, sondern weil wir wünschen und hoffen, daß dieselben nach und nach

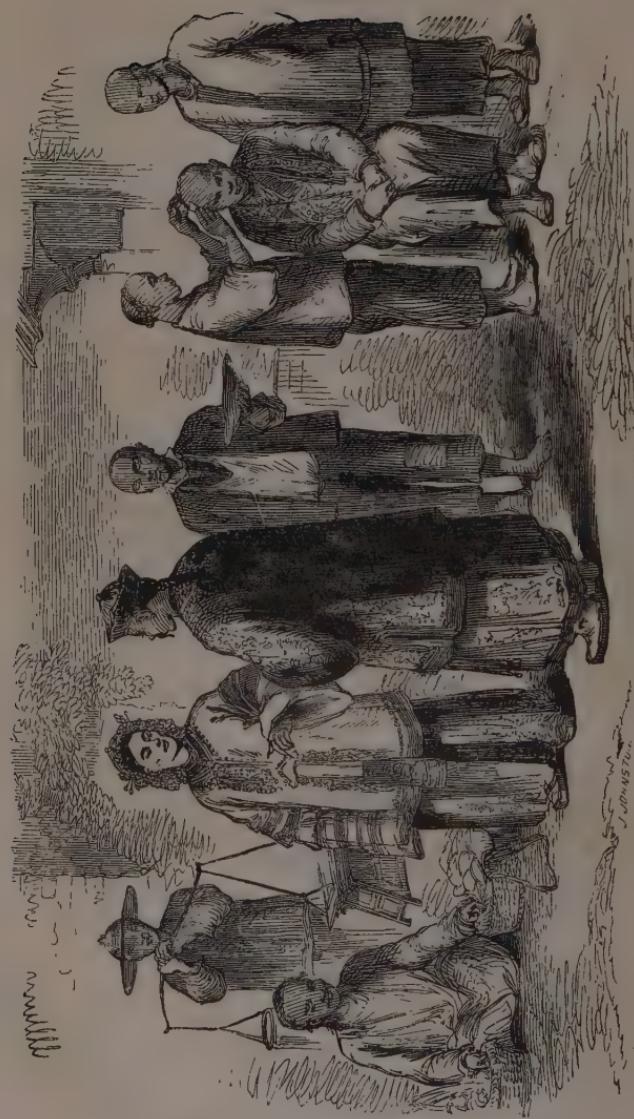
auf allen Missionsgebieten, zumal in den mancherlei Missions-Erziehungsanstalten, Waisenhäusern ic., wo nur immer Heiden- oder Christenkinder zu Christo geführt werden sollen, Eingang finden und als willkommene Haussfreunde sich einbürgern. Selten ist uns in unsern erfundungsreichen und vielgeschäftigen Tagen eine erfreulichere und lehrreichere Erscheinung begegnet, als diese „biblischen Bilder“, und wir können's uns nicht anders denken, als daß sie, wenn sie nur einmal bekannter geworden sind, ein theurer Hausschatz in allen christlichen Familien und Anstalten, wo nur Kinder sind, werden müssen. Versuchen wir es, von der neuen und eigenthümlichen Art dieser biblischen Bilder eine klare Idee zu geben.

Schon der Umstand, daß dieselben in Beziehung auf die künstlerische Darstellung biblischer Geschichten sich an die allbekannte, unvergleichliche „Bibel in Bildern“ von Schnorr anlehnen und nach Auffassung und Gruppierung, obwohl in größerem Maßstab und durchweg schön kolorirt, im Wesentlichen sie wiederzugeben bestrebt sind, spricht entschieden zu ihren Gunsten. Das schöne, durchaus maaßvolle Kolorit erhöht natürlich die Lebendigkeit der Bilder. Während aber in allen sogenannten Bilderbibeln die einzelnen dargestellten Geschichten unbeweglich und fest auf dem Blatte dem Auge sich darbieten, so zerlegt Jahn in dem vorliegenden trefflich gelungenen Versuch jedes Bild in seine einzelnen Theile, macht jeden dieser Bestandtheile zu einem freien, beweglichen Individuum, und will nun, daß das sinnende Kind in freier Selbstthätigkeit diese Theile wieder zu einem einheitlichen Ganzen gruppiere, — und zwar jetzt nicht mehr in liegender Haltung auf dem flachen Papier oder auf dem Tische, sondern (gleich den beliebten, in Blei oder Karton ausgeführten Aufstellsachen von Soldaten, Jagden ic.) aufrecht in freier, das Leben nachahmender Stellung und perspektivischer Gruppierung. Zu dem Ende müssen erst die einzelnen Figuren, welche auf 14 großen, auf Karton aufgezogenen Blättern in buntem Durcheinander sich finden, sorgfältig ausgeschnitten und so zur Verwendung freigemacht werden. Zum Behuf des Aufstellens aber sind sodann grüngefärbte, der Größe der verschiedenen Figuren entsprechende, und mit einem Blechfalg zum Einsticken derselben versehene Holzklötzchen beigegeben. Bevor nun das Aufstellen selbst, behußt der plastischen Darstellung einer einzelnen biblischen Geschichte, geschehen kann, ist es nöthig, daß das Kind, das dabei zur sinnenden Selbstthätigung kommen soll, die betreffende Geschichte selbst gründlich kennen lerne und inne habe, dann aber die

darzustellende Gruppe in dem beigegebenen Büchlein, wo sich von jeder Geschichte in Holzschnitt eine kleine Darstellung findet, nachsehe und sich lebendig einpräge, und nun zunächst zur Auswahl der dazu gehörigen Haupt- und Nebenfiguren schreite, um schließlich zu seiner eigenen höchsten Besiedigung eine lebensvolle, perspektivisch geordnete Gruppe vor sich erstehen zu sehen. — In der That, wir wünschten weder ein geeigneteres und befriedigenderes Mittel, um dem Kinde eine lebendige und tiefhaftende Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte zu ermöglichen, noch einen besseren Weg zu einer geistig erfrischenden Beschäftigung des Kindes, noch endlich eine erfreulichere Art und Weise, frühe schon einen künstlerischen Sinn im kindlichen Gemüthe zu wecken. Deßhalb sind wir dem theuern Herausgeber, der zur Herstellung dieser kostbaren Bilder persönlich so große Opfer gebracht hat, zum wärmsten Danke verpflichtet, und hoffen getrost, daß die edle und schöne Gabe, die er damit der christlichen Kinderwelt (daheim und auf dem heidnischen Missionsgebiet) darzureichen angefangen hat, allenthalben dankbare, freudige und geegnete Aufnahme finden wird.

Bis jetzt ist von diesen „biblischen Bildern“ nur die erste Sektion erschienen, auf 14 großen Blättern das Leben der Erzväter in 25 biblischen Bildergruppen enthaltend. Wie schon erwähnt, ist denselben ein Büchlein beigegeben, das in der Vorrede Zweck und Ziel des Unternehmens klar und anregend schildert, worauf dann in 25 Abschnitten diejenigen biblischen Geschichten, welche in den Bildern zur Darstellung kommen, in einfacher, möglichst schriftmäßiger Sprache erzählt werden. Jeder dieser Erzählungen steht ein Holzschnitt voran, der die darzustellende Gruppe anschaulich vor Augen stellt; zugleich ist jedesmal angegeben, wie viele Sektstücke dazu zu verwenden sind. Im Schlußwort wird eine sehr genaue und höchst dankenswerthe Gebrauchsanweisung ertheilt, die um so nothwendiger ist, je neuer und eigenthümlicher die ganze Sache erscheint. Schließlich seien folgende Preise bemerkt: 1. Biblische Bilder zum Ausschneiden und Zusammensezzen. I. Sektion, 14 kolorirte Tafeln nebst Textbuch, einschließlich Verpackung: 3 Thlr. 15 Sgr. — 2. Dieselben nebst 40 Stück Holzklößen mit Blechfälzen zum Einschieben der Figuren [unentbehrlich], mit Verpackung: 4 Thlr. — 3. Dieselben nebst Holzklößen und einer Mappe zum Aufbewahren der ausgeschnittenen Figuren, mit Verpackung: 5 Thlr. 10 Sgr. (Die 40 Klöze allein 15 Sgr., die Mappe allein 1 Thlr. 10 Sgr.)





Scenen auf einer Straße in China.

Frau Edkins in China.

(Schluß.)

6. Das chinesische Neujahr.

28. Jan. 1860.

Das war eine fröhliche und geschäftige Woche in China! Das Neujahr, auf dessen festliche Begehung man sich schon seit Monaten rüstete, ist also endlich gekommen, und hier wenigstens gründlich genossen worden. Ihr könnt Euch keinen Begriff machen von der Kleiderpracht, welche die Chinesen in der letzten Woche entfaltet haben. Seiden und Pelze von allen Farben und Gattungen prangten in solcher Fülle, daß sogar der schmuzige Kuli sich in ein seidenes Gewand hüllen konnte. Ich sah Damen erstaunt zurücktreten, wenn schlanke Burschen in vollem Gala mit schwarzem Hut und rothen Quasten sich tief verbeugend die Thüre öffneten. Auf die Frage, wer sie seien, konnte man gewöhnlich die Antwort hören: „Kuli“ oder „Koch“. Unser Diener hatte bei dem Mittagessen noch seine gewöhnlichen Kleider an. Kaum waren wir aber in's Wohnzimmer hinaufgegangen, so hörten wir etwas die Treppe heraufpoltern, und er und der Koch traten in höchstem Glanz herein, machten ihren Bückling und sagten „Kiangtschi“. So komisch mir's zu Muthe war, antwortete auch ich möglichst feierlich: „Kiangtschi.“ Nachmittags gieng ich mit meinem Mann in die Stadt. Der Anblick, den sie gewährte, erinnerte mich lebhaft an unsere heimischen Märkte, und zwar im großartigsten Maassstab, nur mit dem Unterschied, daß hier alle Fenster geschlossen waren. Straßen und Tempel waren gedrängt voll. Eine größere Menschenmenge aber als in den Theegärten habe ich nie beisammen gesehen. In dem weiten Biered war

kein leerer Raum. Die Brücken schienen unter ihrer Last von Zöpfen zu schwanken, die Theebuden konnten die Gäste kaum fassen. Manch' fröhliches Gelächter drang an unser Ohr; eine vereinzelte Gruppe ließ unermüdlich Raketen in die Luft steigen. Auch die kleinen Tempel auf beiden Seiten des Gartens hatten manche Besucher. Alles zusammen machte einen sehr heitern Eindruck. Man sah so fröhliche, strahlende Gesichter, und doch waren gewiß auch traurige Herzen darunter. Der Lärm wurde aber allmählig so betäubend, daß ich meinen Mann bat, mich wegzuführen. Auf einem kleinen Spaziergang am Fluß atmete ich wieder auf, und wir konnten mit einander sprechen, was im Gedränge der Stadt unmöglich war.

7. Die Regenzeit. Abreise nach Amoy.

März und April 1860.

... Wir haben, seit ich das letzte Mal schrieb, fast unaufhörlich Regen gehabt. Nur dann und wann brach ein Sonnenstrahl durch die dunkeln Wolken und erfreute das Herz; die Luft ist aber sehr feucht und schwer. Bei solch' trübem Wetter nahm ich manchmal einen recht kräftigen Anlauf im Chinesischen, bald in der Buchsprache, bald im Provinzialdialekt, um die Sehnsucht nach der Heimath zu bekämpfen, die es so leicht erweckt. Eine Zeit lang hab' ich fast zu viel gethan für meine Kraft. Um drei Uhr aber geht mein Mann regelmäßig in die Stadt mit Schirm und wunderbaren Wasserstiefeln, und wenn er heimkommt, hat er oft Erfreuliches zu berichten. Ich wohnte inzwischen auch einer Ordination bei, welche der gute Bischof von Victoria vollzog. Die Anrede war eindringlich; als er aber das Wort aussprach: Nehmet hin den heiligen Geist, entseztet ich mich nicht wenig. Die englische Form ist mir einmal zu kalt und steif.

Vor 14 Tagen hatte ich den ersten wirklichen Fieberanfall. Er war ziemlich heftig, und ich habe mich noch immer nicht ganz davon erholt. Auch mein Mann ist nicht recht wohl. Es ist uns in acht bis zehn Tagen freie Uebersahrt nach Amoy angeboten worden, und wir denken ein wenig daran, sie zu benützen. Mein Mann glaubt, es könnte mich für den Sommer wieder zu Kräften bringen.

Seit einigen Tagen habe ich in seinem Predigtlokal eine kleine Schule angefangen. In einer Bambuhütte ohne Fenster, deren eine Seite der Sonne und der frischen Luft — soweit diese in eine dicht-

bevölkerte kleine Vorstadt eindringen kann — offen steht, sitzen in der hinteren Abtheilung meine zehn Mädchen, während im vorderen Raum mein Mann einer zahlreichen Zuhörerschaft predigt. Ich lasse die Kinder in dem „San si Kiy“, einem ersten Lesebuch lesen, und richte dann alle Fragen über den Heiland und über den Himmel an sie, die mein chinesischer Wörtervorrath mir erlaubt. Ihr könnt Euch kaum denken, wie mich dieser erste Versuch beglückt, etwas in der chinesischen Sprache zu leisten. . . .

8. Amoy.

Amoy, 30. April 1860.

Da sind wir in Amoy. Eine zehntägige Fahrt auf dem „Palmerston“ brachte uns, wenn nicht schnell, doch endlich sicher hieher. Der Kapitän ist ein freundlicher Schotte, der einmal mir viel zu denken gab durch die Bemerkung, die er über sein Alter fallen ließ: „Schon dreißig Jahre in der Welt — eine lange Zeit für all das Gute, das ich schon gethan habe!“ Ach, mußte ich mir sagen, was habe denn ich gethan? Und werd' ich in weitern zehn Jahren — die Frage besser beantworten können? — Ich fühle mich schon wohler, obgleich die Hitze sehr groß ist. Es war ein herrlicher Abend, an dem wir ankerten, und nicht minder schön die Gegend, die uns umgab: pagodengekrönte Felsen, die Einfahrt überragend; majestätische Felszacken hinter einander aufgetürmt, so weit das Auge reichte; Felseninseln, die Heimath von Schwärmen wilder Vögel, rings um uns her im Meer; an seinem Rande aber der weiche, sandige Strand. Die dunkle Rasendecke der Berge vergoldend und ihre nackten Seiten erwärmend, goß eben die Sonne ihre letzten milben Strahlen über diese entzückende Scene aus, und mein Herz hüpste vor Freude; denn mir war, als sähe ich wieder die heimischen Hügel. Weder das Rasseln der Ankertkette, noch der laute Gesang der Matrosen störte mich in meinen süßen Träumereien vom geliebten Schottland. Noch lieblicher fast war's nach dem Thee im Mondschein auf dem Verdeck. Den leisen Schritt der Wache ausgenommen war Alles still, da schauten wir zwischen den hohen Masten und dem Tackelwerk hindurch zu dem tiefblauen, sternbesäten Himmel empor. Mit sanftem Gemurmel umspülten die Finthen den Fuß der dunkeln Hügel, die von schnell aufleuchtenden Blitzen manchmal plötzlich für einen Augenblick erhellt wurden.

Am andern Morgen rief mich mein Mann, um die Einfahrt in die Bucht zu sehen. Hohe, theilweise mit Moos bewachsene Felsen von jeder Gestalt und Größe ziehen sich auf einer Seite der Bucht hin. Manche von ihnen haben lange Inschriften, andere scheinen verwittert und dem Einsturz nahe. Unter ihnen liegt nestähnlich das eng zusammengedrängte Amoy, vor dem wir um 9 Uhr Anker warfen. Wir begaben uns sogleich zu Miss. Stronach, bei dem wir jetzt wohnen. Die hiesige Mission ist sehr blühend; gleich zum Einstand wohnten wir einer Prüfung von sechs Frauen bei, die sich zur Laufe gemeldet haben.

Samstag Nachmittag machten wir einen Ausflug nach Kolangsu, einer lieblichen, etwa eine Viertelstunde entfernten, kleinen Insel. Eine schattige Allee führte uns in einen Garten, der von Rosen, Reseden und anderen schönen Blumen bestand. Die Felsen umgaben ihn von zwei Seiten wie Mauern; doch waren sie mit Geisblatt und Schlingpflanzen überwachsen. Durch einen zweiten Garten gelangten wir zu einer kleinen Treppe, die uns auf einen Hügel führte. Auf einem Fußpfad, der sich rings um denselben windet, erreichten wir ohne Anstrengung eine seiner Spitzen, die uns eine interessante Ansicht von Amoy gewährte. Verglichen mit Schanghai sind hier sowohl die Häuser der Kaufleute als die der Missionare armelig; von Kolangsu aus betrachtet, nahm sich aber Alles recht hübsch aus. In einer wohl geschützten Ecke lagen eng gepackt die chinesischen Dschonken und Fischerboote, draußen dagegen die englischen Schiffe im weiten Blau, unterbrochen von lieblichen Eilandern.

Wir giengen wieder hinab, um durch frische grüne Felder langsam zu einem andern Hügel hinan zu steigen, auf dem wir die andere Seite der Insel überblicken konnten. Das weite Meer, nur da und dort durch Inseln unterbrochen und von majestätischen Bergen begrenzt, das sich hier plötzlich vor unseren erstaunten Blicken ausbreitete, machte einen ganz überwältigenden Eindruck auf mich; doch nicht nur die Ferne, auch die Schönheiten zu unsrer Füßen waren der Beachtung werth. Ein stolzer Banyanbaum mit seinem dichten Laube und seinen weit ausgebreiteten Nesten beherrschte den Vordergrund, und ein füchsler, mannigfach geschlungener Pfad führte uns an den Ort, nach welchem wir unsere Schritte zu lenken wünschten, — den Ruheplatz der Todten. Auf einer schönen Anhöhe liegen im Schatten der düstern Felsen die Gräber der Missionare, die dem Herrn hier ge-

lebt haben und ihm gestorben sind. Mein Herz war voll, als wir ihm nahten, und mehr noch, als wir eintraten und die Inschriften der Grabsteine lasen. Es war ein wehmüthiger und doch ein ermunternder Anblick; wehmüthig, weil sie alle so frühe heimgerufen wurden; aber auch ermunternd: denn gibt es wohl einen schönen Tod, als auf dem Missionsfelde? Und Amoy ist unstreitig die gesegnetste Station in diesem weiten Gebiet. Wir ruhten auf dem grünen Rasen aus, und sprachen leise von einem und dem andern der Vorangegangenen. Das schien mir doch der liebste Platz auf dieser kleinen Feeninsel. Die völlige Abgeschlossenheit seiner Lage und der stille ruhige Abend trugen vielleicht auch dazu bei, daß ich mich wie auf heiligem Boden fühlte. Ich werde nie vergessen, wie wohl mir da war, und wie mir das Herz aufging. Hier hat man kein Gefühl des Todes; das Grab hat seine Schrecken verloren; Alles ist Friede. Es überkam mich eine wahre Sehnsucht, auch zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen zu dürfen; doch dieß war unrecht. Raffen wir uns vielmehr zu doppelter Thätigkeit auf, um die Lücken der Abgerufenen auszufüllen! — Ernst und schweigend ruderten wir wieder heim.

Sonntag giengen wir durch enge Straßen mit gar schmützigen Bewohnern zur Kirche. Sie steht auf einem reinlichen, viereckigen Platz und hat in englischer und chinesischer Sprache die Inschrift: „Londoner Missions-Kapelle.“ Das Innere ist sehr hübsch eingerichtet. Ein großer, für die Frauen bestimmter Theil desselben ist durch einen Vorhang abgesondert. Von der Gallerie aus, auf die mich Miss. Stronach geführt hatte, konnte ich jedoch zu ihnen hinabsehen. Wie freudig bewegt war mein Herz beim Anblick so vieler reinlich und anständig aussehenden Frauen, die mit ihren Kindern in's Haus Gottes gekommen waren! Auch die Männer schienen sonntägliche Kleider zu tragen, und im Vorbeigehen hatten wir zwei geschlossene Läden bemerkt, — gewiß ein seltener Anblick in China! Es waren ungefähr 200 Gemeindeglieder anwesend. Missionar Stronach predigte. Alle waren sehr aufmerksam und das Ganze machte den Eindruck einer wohlgeordneten heimischen Gemeinde. Viele der Frauen kamen mir beim Herausgehen die Hand zu schütteln. Ich labte mich recht an diesem Gottesdienst, obgleich ich kein Wort davon verstand; denn der Amoy-Dialekt ist sehr verschieden von dem von Schanghai. Nachher hielt mein Mann eine englische Predigt.

Außer den drei zur Londoner Mission gehörigen Familien sind

hier auch einige Missionare von der engl. presbyterianischen Kirche und zwei oder drei amerikanische Brüder. Sie Alle wirken in Eintracht zusammen. Wenn ich nur auch den edlen Burns getroffen hätte, diesen bei den Chinesen so überaus beliebten Einsiedler! Sämtliche drei Missionare haben etwa 500 Befahrte [jetzt 830 Kommunitanten!], und hier hat jeder zu leiden, der seinen Glauben an Christum offen bekannt. Dann habe ich auch eben vernommen, wie leicht der Missionar in Gefahr gerath, wenn er die Außenstationen besucht [deren 17 um Amoy herum liegen]. Miss. Douglas wurde auf einer derselben mit Keulen und Steinen angefallen, und war sehr froh, sein Boot, rein ausgeplündert, doch unverletzt, zu erreichen. Fast fürchte ich mich, meinen Gatten hinsort allein ausgehen zu lassen.

9. Rückkehr nach Schanghai.

Juni 1860.

Wir sind glücklich von Amoy zurückgekehrt, und unsere Reise hat uns sehr gut gethan. Eine französische Fregatte brachte uns über Hongkong nach Hause. Schanghai aber ist in den letzten vierzehn Tagen in einer traurigen Lage gewesen. Es geht das Gerücht, die Rebellen seien ganz in der Nähe, und die meisten Bewohner der Stadt sind schon auf der Flucht. Der Handel stockt, und wie den Rebellen zu entkommen sei, ist die Eine große Frage, die alle Gemüther bewegt. Geht man durch die verödeten Straßen, so sieht man nur ängstliche Gesichter. Die Eltern von vielen unserer Kinder sind nach Ningpo geflohen und haben ihre Kleinen mitgenommen; natürlich leiden darunter sämtliche Missionsschulen. Wir brachten einen lieblichen Nachmittag in einer kleinen Schule zu, deren Kinderzahl auf sechs herabgeschröpft ist. Während ich mit ihnen sprach und sie fragte, predigte mein Mann den Erwachsenen. O möchte der Herr die schweren Wolken, die jetzt so drohend über China hängen, gnädig zertheilen! Möchte das chinesische Volk in diesem Sturme dem Einen sichern Port zueilen! Wann werden wir einmal sagen dürfen, daß der Tag des Heils für dieses Land angebrochen ist?

Mein Mann ist gerade jetzt mit allen Missionsgeschwistern in unserer wöchentlichen Gebetsstunde in der Kapelle. Ich wäre gerne mitgegangen, muß mich aber noch schonen, weil ich kürzlich wieder einen Fieberanfall hatte. Die hiesige Mission ist jetzt überfüllt, und

wir sehnen uns sehr darnach, daß der Gang der Ereignisse uns bald erlauben möchte, in's Innere vorzudringen und auf einem weniger besetzten Missionsfeld zu arbeiten. In diesem Sinne wünsche ich der Flotte, die jetzt an den Peiho hinauffährt, schnellen gebeihlichen Fortschritt. — Mit jedem Tage gewinne ich die Chinesen lieber; ich hätte nie gedacht, daß auch ihr Land mir so theuer werden könnte.

Die Rebellen sind noch immer in der Nähe, werben aber Schanghai nicht angreifen. Die Stadt gewinnt allmählig wieder ihr voriges Aussehen. Das Volk faßt wieder Muth und die Geschäfte beginnen von Neuem. Unsere Missionskapelle ist besuchter als je. Edkins unterrichtet täglich 20 Licentiaten, Flüchtlinge von Nanking, für die er Almosen gesammelt hat. Mit 9 Kreuzer des Tags muß ein solcher Gelehrter sich jetzt durchbringen. Edkins liest die Schrift mit ihnen in der Hofsprache, und predigt den Flüchtlingen zu Zeiten im Nanking-Dialekt. Es sind darunter seine begabten Männer, die ein tiefes Interesse an der Bibel zeigen.

10. Miss. Edkins' Besuche bei den Rebellen.

Juli 1860.

Vorige Woche gieng mein Mann nach Sutschau, um die Anführer der Rebellen dort zu besuchen. Es war ein schwerer, thränenreicher Tag für mich, als er Abschied nahm, aber ich gürte mich mit Muth und empfahl ihn Gott; und die sechs Tage, die er ausblieb, konnte ich seinetwegen ruhig sein und fröhlich meinen Weg gehen. Jetzt ist mir's unbegreiflich, wie mir das möglich war; aber in jenen Tagen schenkte mir's der Herr. Die Nachrichten, die während seiner Abwesenheit täglich in die Stadt gelangten, waren sehr beunruhigend, die Scenen der Verwüstung und des Todes, von denen er und seine Reisegesährten Zeugen wurden, Entsezen erregend, die Gefahren, die ihrem eigenen Leben drohten, zahlreich; aber der Herr war mit ihnen und brachte sie sicher nach Sutschau. Dort wurden sie von dem Rebellenkaiser wie Fürsten empfangen. Er saß, in Gold und Purpur gekleidet und von einem glänzenden Hofstaat umgeben, auf seinem Thron, als unter Glockengeläute und schmetternder Musik die Missionare in den festlich beleuchteten Audienzsaal eingeführt und zur Rechten des Kaisers gestellt wurden. Da stand mein Mann volle

zwanzig Minuten und sprach über die Religion Jesu. Doch hierüber will ich ihn selbst schreiben lassen.

Ist es aber nicht etwas Wunderbares um diese Insurgentenbewegung? Sie halten den Sonntag heilig wie wir; sie beten täglich zu Gott, lesen die h. Schrift, zertrümmern die Gögen und sehnen sich nach der Zeit, wo an der Stelle der Heidentempel christliche Kapellen stehen werden, in denen sie vereint mit uns ihren Gottesdienst feiern. Das ist jedoch eine sehr ermutigende Zeit für Missionare und ein merkwürdiger Abschnitt in der chinesischen Geschichte. O möchte auch die Kirche zu Hause ihre Anstrengungen verdoppeln und mehr Männer senden, begleitet mit brünstigen Gebeten; wir können beides so nöthig brauchen.

31. Juli 1860.

Mein Mann ist zum zweiten Male nach Sutschau gegangen, und ich bin wieder allein. Er verließ mich gestern Abend in der festen Überzeugung, daß es seine Pflicht sei. Ich empfahl ihn dem Schutze unseres himmlischen Vaters und fühlte, daß Er ihn behüten wird.

Letzte Woche hatten wir eine überraschende Nachricht von den Rebellen, nämlich einen langen, auf gelbem Atlas geschriebenen Brief von dem Kauwang (dem Zweiten der Taipings) selbst, der den ernstlichsten Wunsch aussprach, daß mein Mann ihn besuchen und ihm mehr von Jesus und von dem Weg des Lebens sagen möchte. Er bedient sich christlicher Ausdrücke und sagt, er sei den ganzen Weg von Nanking nach Sutschau gekommen, um meinen Mann und Miss John zu sehen. Er habe gehört, sie seien dort gewesen und haben mit dem Tschang-wang (Kaiser) gesprochen, und er möchte meinen Mann daran erinnern, daß er ein alter Freund von ihm sei. Mit diesem Brief kam auch einer vom Tschang-wang, der sie dringend bat, noch einmal zu kommen. Mußten sie es unter diesen Umständen nicht thun? Mein Herz widersprach, aber meine Lippen vermochten es nicht. Am liebsten wäre ich mitgegangen; aber die Greuel des Krieges, die sie auf dem Wege zu sehen bekommen, sind zu schrecklich für eine Frau. Ein Buch und einige Pamphlete begleiteten die beiden Briefe. Sie kennen die Hauptlehren der h. Schrift und nehmen die Grundwahrheiten an, auf denen die christliche Kirche ruht. [?]

Nie ist wohl eine fröhliche Botschaft an's Ohr eines Missionars gedrungen. Sie hat hier große Bewegung verursacht und wird es gewiß zu Hause nicht weniger thun. Die Rebellen laden sechs Mis-

sionare auf einmal nach Nanking ein. Der Kan-wang scheint ein wirklich frommer Mann zu sein. Er versichert, daß er dem Unterricht der fremden Missionare viel verdanke, schreibt in sehr demütigem Ton und sagt, er habe die Ehrenstelle, die er einnehme, nicht gesucht, sondern sie nur angenommen, um mehr Gutes wirken zu können, als ihm auf irgend einem andern Posten möglich wäre. Die hiesigen Missionare begleiten meinen Mann und Miss. John, an die sich noch drei andere Brüder anschlossen, mit ihren heißen Wünschen und Gebeten.

11. Chinesische Charakterzüge.

Juli 1860.

Ihr möchtet eine ausführliche Schilderung der Chinesen haben? Nun gut, da will ich gleich mit einem Gelehrten den Anfang machen, der eben jetzt im Studirzimmer meines Mannes ist. Er ist ein guter Repräsentant einer ziemlich zahlreichen Klasse der Gebildeten in diesem interessanten Land. Nicht ganz sechs Fuß groß und von stämmigem Wuchs, hat er eine hohe, etwas rückwärts geneigte Stirne und ein Paar dunkler Augen, deren unsäter, jedoch gutmütiger Ausdruck sehr verschieden ist von dem schnellen Aufleuchten eines wirklich gedankenvollen Blickes. Seine Gesichtszüge, namentlich seine Lippen, sind plump; im Lachen zeigt er aber hübsche Zähne. Sein Gang hat das Schwankende, das alle Chinesen von ächtem Schrot und Korn für etwas höchst wichtiges halten. Er ist ein ausgezeichneter Gelehrter und ein geschätzter Literat. Wenn man bedenkt, welche Masse Papier er jeden Tag mit chinesischen Schriftzeichen füllt, so kann man ihm wenigstens eine sehr gewandte Feder nicht absprechen.

Doch genug von ihm. Ich lasse ihn mit meinem Manne die Druckbogen eines neuen Werkes korrigiren, das dieser herausgibt, und will versuchen, vom Volk im Allgemeinen zu sprechen. In sittlicher Beziehung steht es in mancher Hinsicht auf einer niedern Stufe. Nicht nur unter einander, sondern auch gegenüber von Fremden sind die Chinesen dem Lügen sehr ergeben, und weit entfernt sich dessen zu schämen, scheinen sie vielmehr ganz vergnügt, wenn sie jemand hintergangen oder überlistet haben. Schön ist es dagegen zu sehen, wie dieser Fehler und manche andere, in denen sie von Kindheit auf erzogen wurden, bei solchen, die unter dem Einfluß des Christenthums

stehen, der Macht des Evangeliums weichen. Eigenthümlich ist ihr häusliches Leben gestaltet. Die Frau steht unter der Schwiegermutter, und da sie dieß voraus weiß, ergibt sie sich ganz geduldig darein. Ist eine zweite Frau da, was nur zu häufig vorkommt, so steht diese unter der ersten u. s. f. Ein schöner Zug im Charakter der Chinesen ist ihre Achtung vor dem Alter und ihr Sinn für Freundschaft. Jeder Chinese hat einen oder mehrere Freunde. Sogar der arme Kuli hat die seinen, und weiß sogleich, in welche Straße oder auf welchen Platz er zu laufen hat, wenn er zum Tragen seiner Last einer Hilfe bedarf. Die Dienstboten haben die ihren, und suchen ihnen wieder zu einem Platze zu verhelfen, wenn sie keinen haben; bis dies aber gelingt, theilen sie oft ihren Reis mit ihnen. Am Großartigsten wird die Freundschaft unter den Reichen gepflegt; mit solchen bin ich selbst aber noch nie in Verührung gekommen. Es ist wohl mehr eine Folge der Erziehung als Naturanlage, daß die Chinesen kalt und phlegmatisch erscheinen; denn sieht man chinesische Knaben aus der Schule gehen, so lärmten und schreien und hüpfen und springen sie so lustig, als nur immer schottische Knaben es können. Auch bei einem plötzlichen Schrecken zeigt sich der Volkscharakter. So verbreitete sich gestern das Gerücht, die Rebellen kommen. Es drang auch zu uns, und während mein Mann ruhig die Wahrheit zu erkunden suchte, stießen schon Boote vom Damm ab gefüllt mit Männern und Frauen, auf deren Gesichtern sich die Angst malte. Kuli's, die mit ihren Lasten „aho“ singend durch die Straße zogen, hörten den Lärm, standen stille, horchten, warfen ihre Bürden weg, flohen in die Boote und ruderten davon. Leute, die sich in Sänten befanden, wurden plötzlich zu Boden gesetzt, und die erschrockenen Träger rannten dem Flusse zu. Gelehrte, welche in ihrer eigenthümlich gemessenen und würdevollen Weise einherschreitend, den Schreckensruf vernahmen: „Dai ong m'ah“, „lac“ ic., giengen zuerst nur etwas schneller, dann aber stiengen auch sie an zu laufen, und Würde und Gelehrsamkeit waren mit einem Male vergessen. Es war jedoch ein falscher Lärm, und recht komisch sah es aus, als die Flüchtlinge wieder landeten, und jeder zu seinem Geschäft zurückkehrte.

Man hat schon die Bemerkung gemacht, der Charakter eines Volks sei vielfach durch den Charakter der Gegend bedingt, in welcher es lebt. Dies ist in China unverkennbar. Die Gebirgsbewohner sind ein füchtes, unerschrockenes Geschlecht, in dessen hohen Gestalten

noch ein Hauch von Poesie liegt. Ihre Gesichtszüge sind bestimmter und regelmäßiger und tragen den Stempel ausgeprägter Individualitäten. Sie kommen aus dem Norden, von Tientsin und andern Orten. Ich habe unter ihnen einen Mann von so kräftigem Wuchs und so frischem und freiem Aussehen bemerkt, wie man nur immer unter den markigen Söhnen Schottlands finden mag. Ganz anders im Liesland, wo Alle nur darauf bedacht sind, reich zu werden, und man Allen die traurige Gewohnheit ansieht, unaufhörlich ihren Gewinn und Verlust zu berechnen, und jede Person, die ihnen begegnet, nach dem Stand ihrer Börse zu schäzen.

Ohne Kenntniß der chinesischen Sprache ist es natürlich unmöglich, das Volk recht kennen zu lernen oder auch nur es mit wahrer Theilnahme zu beobachten. Eine Menge Fremder kommen und gehen ohne einen einzigen chinesischen Satz verstehen und gebrauchen zu lernen, und sie schelten dann die Chinesen dummi und träge u. s. f. Um sie aber billig zu beurtheilen, müßte man ihre Sprache verstehen, in ihre Familien Zutritt haben, und ihre Freuden und Leiden theilen. Könnte dies geschehen, so bin ich überzeugt, daß eine unparteiische Feder sie im Ganzen als ein höchst interessantes Volk schildern müßte. Mir scheint, schon seine in's graue Alterthum hinaufreichende Geschichte und seine reiche eigenthümliche Literatur gebe China ein Recht auf die Achtung anderer Länder, wenn es auch nicht so lebensfrisch und thatkräftig ist, wie diese.

Müßte ich nicht zum Schluß eilen, so bliebe mir noch von seiner reichen tropischen Vegetation, seinen dunkeln, undurchdringlichen Wäldern, seinen lieblichen Seen und herrlichen Strömen zu erzählen, auf denen sich mit Reis, Obst, Porcellan, Seide und Thee beladene Boote drängen, und endlich von dem blauen Ocean, der auf einer Strecke von 1000 Stunden seine Ostküste bespült und ihm die Flotten der Welt zuträgt.

Wie ist doch das arme China durch innere und äußere Feinde bedrängt! Im Norden sind die Truppen gelandet, eine große Armee unter Sin-koling-siang sammelt sich, ihnen zu begegnen. Das Volk aber ist wie gelähmt und durchaus unsfähig, dem Evangelium jetzt ein Ohr zu leihen. Ost durchläuft die Stadt das Geslüster, die Rebellen nahen. Wir sind auf ihren Empfang gerüstet, hoffen aber zuverlässiglich, sie werden nicht so thöricht sein zu kommen, nachdem die Westmächte erklärt haben, sie werden die Stadt schützen. Wir

find hier sicher, beschützt von 2000 englischen Soldaten, und wohl geborgen unter dem starken Arm Dessen, der Alles wohl macht. Zuweilen ist's ja süß, ein wenig in Gefahr zu sein, weil das so mächtig zu unserem himmlischen Vater zieht; doch fürchten und fühlen wir jetzt keine. . . .

12. Weiteres über die Rebellen.

September 1860.

Es ist jetzt Alles still und ruhig in Schanghai. Vorige Woche war es nicht so. Da erdröhnte der Donner der Kanonen und das Krachen der Bomben, mit denen die Rebellen empfangen wurden. Sie begegneten den Fremden mit großer Achtung. Mehrere Meilen von uns drangen sie in einige Häuser ein; sobald sie aber bemerkten, daß die Bewohner derselben Schangti (Gott) anbeteten, waren sie mild und höflich und klebten ein Plakat an die Thüre an, daß Jeder, der sich gegen dieses Haus Gewaltthäigkeiten erlaube, der strengsten Strafe verfalle. Sie erwiederten unser Feuer nicht, augenscheinlich verwundert über den ungnädigen Empfang, behaupteten aber ihre Stellung 3—4 Tage. Montag Nacht, nachdem das furchterliche Getöse verstummt war, zogen sie sich ein wenig zurück, und Dienstag begannen Unterhandlungen, die mit dem Abzug der Rebellen endeten. Der Tschangwang warf den Franzosen insbesondere ihr Benehmen vor; und nicht ohne Grund, denn sie haben die Vorstädte verbrannt und dort schrecklich gehaust. Ob die Taipings wieder kommen werden läßt sich nicht vorausbestimmen, wahrscheinlich ist es aber nicht; uamentlich wenn sie hören, daß in wenigen Tagen 9000 Mann aus dem Norden hier landen sollen. Es war eine rechte Prüfungszeit für unsern Glauben; doch wurden wir wunderbar gestärkt. Viele flohen auf die Schiffe, als sie den blutigen Kampf herannahen sahen. In unserer Mission blieben Alle zu Hause mit Ausnahme einer einzigen Frau. Mich hätte man schon gar nicht fortdringen können, so krank war ich in jenen Tagen. War der Herr nicht unaussprechlich freundlich, mich vor aller Furcht zu bewahren? — Obgleich noch sehr schwach, war ich die letzten drei Tage wieder außer Bett, um meinen kranken Mann zu pflegen, der sich mit den Rebellen fast zu viel abgemüht hat. Gestern und heute fühlt er sich Gottlob wieder etwas besser, und wir dürfen hoffen, daß er sich auf dem Wege der

Genesung befindet. Im Norden sind die Festungen gefallen, so mutig auch die Chinesen sie vertheidigten; wohl 5000 von ihnen sind gefallen gegen zwanzig Tode der Alliierten!

13. Fahrt nach Hanng-kong.

Im Boot, 18. September 1860.

Wir haben wieder einen Ausflug auf's Land gemacht. Frühmorgens verließen wir Schanghai, begünstigt von Wind und Fluth. Wie fröhlich schaukelte sich unser Boot in den nächsten sechs Stunden auf den kühlen Fluthen des Wampu; wie labten sich unsere Herzen an dem frischen Grün der Felder! An einer unerwarteten Krümmung des Flusses begegnete uns die kaiserliche Flotte von Oschonken, die der „Favatai“ hersandte, um das Volk vor den Rebellen zu schützen. Von Mast, Bug und Steuer flatterten stolze Fahnen, während eine Anzahl verkommen aussehender Chinesen nachlässig auf dem Verdeck herumlungerte. Bald hatten wir sie überholt, denn „Wind und Fluth warten auf Niemand“. Als der Abend kam, ankerte unser Boot in einer kleinen Bucht.

Wir giengen ein wenig an's Land. Nicht fern von dem Platz, auf dem wir uns befanden, hatte einen Monat zuvor eine Schlacht mit den Rebellen stattgefunden, in welcher 500 erschlagen wurden. Das ist nur eine der traurigen Geschichten, die das Volk zu erzählen weiß. Welch' dunkle Seiten würden sie füllen, wenn sie alle bekannt wären! Wir hoffen und beten, daß aus dieser Rebellenbewegung viel Gutes komme; aber das Herz blutet, wenn man die Stätten besucht, wo der Krieg wütete und die traurigen Spuren seiner Verheerungen zurückließ.

Am andern Morgen wollte mein Mann einen alten Bekannten in dieser Gegend besuchen. Begleitet von Missionar Burdon, machten wir uns auf den Weg. Eine Weile schritt ich ganz leicht und rüstig einher, bald aber gieng es langsamer, und als wir etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von unserem Boot entfernt waren, war mein und meines Mannes Kraft zu Ende. Glücklicherweise erreichten wir ein Dörlein, wo wir uns in einem Laden niederließen und mit wohl 40 Chinesen Thee tranken, des Haufens nicht zu gedenken, der sich außerhalb des Ladens um uns sammelte. Durch freundliche Worte gelang es uns, ein Boot von ihnen zu erhalten; und während dieses gereinigt und in

Vereitschaft gesetzt wird, will ich versuchen, Euch den Theeladen zu beschreiben.

Denkt Euch zwölf Tische auf beiden Seiten eines langen, langen, schmuzigen Zimmers, dessen Boden die Erde ist, und an jedem der Tische vier schwerfällige, schmierige Chinesen mit schlaftrigen Augen. Wir saßen hart an der Thüre, von wo ich mit Alles gut beobachten konnte. Am entgegengesetzten Ende des Saals konnte ich dann und wann zwei geschäftige Köche unterscheiden, wenn gerade der Dampf, der sie gewöhnlich umgab, sich ein wenig zertheilte. Wir aber waren das Wunder Aller, und jedes Auge und jeder Mund schien zu fragen, was für Geschöpfe wir seien. Ein gewaltiger Stoß an die Thüre, und herein trat das Haupt des Dorfes, offenbar ein Mann von Bedeutung; denn alle Lippen verstummten, sobald er sprach. Wie soll ich doch seine Haltung beschreiben? Jedenfalls lag darin für einen Chinesen etwas ungewöhnlich Charakteristisches. Er nahm ein Buch aus unserem Vorraath und las uns daraus sehr schnell das Geschlechtsregister des Heilands vor, in jenem affektirten und wegwerfenden Ton, der den chinesischen Gelehrten eigen ist. Wir hörten ihm in ziemlich komischer Stimmung eine Weile zu; dann aber knüpften mein Mann und Missionar Burdon ein ernstes Gespräch mit ihm an, das Gott für seine Seele segnen wolle. Wir ließen ihm ein Buch zurück mit der Bitte, es den Leuten vorzulesen, wünschten ihm guten Abend, und giengen auf unser Boot zu. Ein schmutziges kleines Ding. Doch in China darf man nicht wählerisch sein, und nach Allem waren wir noch froh, ein Ruhelosigkeitlein für unsere müden Glieder zu haben. Wir ruderten durch einige hübsche, schattige Buchtchen, in denen kleine Knaben fischten, und hatten bald das Dorf erfragt, in welchem der Freund meines Mannes, ein reicher Chinese, wohnte. Welcher Zusammenlauf und Jubel der Ortsjugend aber, als wir landeten, und sie die Barbaren gewahrte! Immer größer wurde die Menge, die sich hinter uns herwälzte, immer betäubender ihr Geschrei und Gelächter. Wir erreichten endlich das bezeichnete Haus, aber auf Ruhe und Stille hatten wir vergeblich gehofft, denn der ganze Hause stürzte uns nach. Anfangs wurde er mit Gewalt zurückgedrängt, aber sein ungestümes Pochen an der Thüre ließ wohl erwarten, daß er nicht gesonnen sei, zu weichen. Unterdessen sah ich mich in den zwei schönsten chinesischen Zimmern um, die ich seither betreten hatte. Sie waren groß und lustig, und mit hochlehnigen

Stühlen von Ebenholz und einem Tisch in der Mitte möblirt. Zu unserem Unglück war der Hausherr krank, und während wir warteten, ob mein Mann ihn nicht doch vielleicht sprechen könne, sprang die Thüre auf und herein wogte der ganze Strom. Schon waren die niedern Verandah's mit ihren grünen Blumentöpfen mit Menschen überfüllt, und immer noch rückten Andere nach. Sie drangen in das Zimmer, in dessen Mitte ich mit meinem Manne und Missionar Burdon an einem viereckigen Tische saß, und hastig einige seltsame chinesische Speisen verschlang, Thee trank und Nüsse knackte. Mit den Chstäbchen wußten wir, oder vielmehr ich, nicht umzugehen, und so gebrauchte ich (entsehet Euch nicht allzusehr!) statt Löffel und Gabel meine wirklichen, leibhaftigen Finger. Hungrig wie ich war, hatte ich mich einige Augenblicke so eifrig in dieses Geschäft vertieft, daß ich nicht bemerkte, was um mich her vorging. Welches Schauspiel aber, als ich wieder auffah! Kopf an Kopf und Reihe hinter Reihe hatte sich um uns ein Kreis von Zuschauern gebildet, aus dem hoch oben auch niedliche Kindergesichtchen hervorglänzten. Wie sie so in die Höhe kamen, kann ich nicht sagen; ohne Zweifel mußten Stühle das ihrige dabei thun. Wir fühlten, daß das Gedränge zunahm, je länger wir blieben, und so brachte Herr Burdon mich, als den Hauptgegenstand der Neugierde, in's Boot zurück, während mein Mann unangeschaut bei seinem Freunde verweilte. Einmal im Boot, machte ich meinen Schirm auf und verbarg mein Gesicht so gut es gieng. Sie aber knieten am Ufer nieder und guckten unter meinem Hut und Schirm hinauf. Ich wandte mich auf die andere Seite, doch auch dort sahen dutzenweise neugierige Köpfe zwischen dem Schilf und dem Gebüsch hervor. Jede Bewegung, die ich machte, erregte ein schallendes Gelächter. Mußte ich niessen, so wurde der Lärm so groß, daß auch von einer etwas entfernteren Gruppe, die sich auf einer alten Brücke aufgestellt hatte, ein Echo herübertönte. Dies mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als mein Mann endlich zurückkehrte und wir weiterfahren konnten. Eine Zeitlang ließen noch Viele am Ufer neben uns her; bald aber wurden sie's müde, und nach einer Stunde hatten wir glücklich unser eigenes Boot erreicht, das uns gegen Abend nach Saung-kong, dem Ziel unseres diesmaligen Ausflugs brachte. Es ist mir immer eine große Freude, diese Station zu besuchen. Kürzlich hausten da die Rebellen, aber nur zwei Christen geriethen in Gefangenschaft; sonst wurden Alle verschont.

Rings umher jedoch gewahrten wir nur Ein Bild der Zerstörung: ob die Brandstätten und wüste Schutthäuser. Am Ufer hin ist kaum Ein Haus unversehrt, eine halbe Stunde weit ist dasselbe mit Trümmern bedeckt. Wir durchwanderten die verödeten Straßen, in denen jetzt kein anderes Geräusch hörbar war, als das Gebell der Hunde und der Wiederhall unserer Schritte. Die Stufen der sonst von Menschen wimmelnden Brücke waren so von den Zweigen der Schlingpflanzen überwuchert, daß der einsame Fußgänger kaum darauf fortkommen konnte. Allenthalben fiel unser Blick auf geschlossene Fenster, verrammte Thüren und halbzerstörte Häuser. Selbst in den Theeläden, aus denen sonst fröhliches Geplauder und Gelächter erschallte, war es still; nur einer oder zwei standen offen. Wo wir uns sonst kaum durch die geschäftige Menge durchdrängen konnten, strauchelten wir jetzt über Gras und Unkraut. All' das ist die Folge des Kriegs. O möchte China doch bald davon erlöst werden! Das ist unser tägliches Gebet. Keine Feder kann erzählen, was nur Ein Auge sah, den ganzen Jammer jeder einzelnen Familie, jedes einzelnen Herzens in der Zahl der einst glücklichen Bewohner dieser verlassenen Häuser. Welch' ein süßer Gedanke, daß Er, unser himmlischer Vater, Alles weiß, und auch unerleuchteten Herzen in ihrem Elend einige Linderung schenken kann!

Jetzt haben wir die Stadt wieder hinter uns, unser Boot ist heimwärts gerichtet, und rechts und links von uns prangen wogende Kornfelder und Baumwollpflanzungen im herrlichsten Grün. Die Sonne neigt sich zum Untergang und verbreitet einen goldenen Schimmer über den Rasen und das Schilf am Ufer. Die Rüderschläge unseres Fährmanns und das Rauschen des Wassers bringen melodisch an mein Ohr, und der kühle Abendhauch weht sanft zu unsren Fenstern herein. Eben fahren wir an einer Maschine vorbei, durch welche ein im Kreis herumgetriebener Büßel Wasser in die Reissfelder pumpt.

Wir sind jetzt sehr verlangend, aus dem Norden etwas von Lord Elgin's Unterhandlungen und von seinen Absichten in Beziehung auf die Rebellen zu hören. Wir hoffen, es werde ein für die Fremden günstiger Vertrag geschlossen werden, und sobald dies geschehen ist, denken wir unser Zelt in Schanghai abzubrechen, und entweder im Innern des Landes oder in irgend einer andern Hafenstadt das Missionswerk ernstlich aufzunehmen.

14. Tschifu.

6. Oktober 1860.

Schon sind wir — nach schmerzlichem Abschied von den Freunden im ungesunden Schanghai — in den kühlen Norden gezogen. Gestern erreichten wir Tschifu. Noch am gleichen Abend fuhren wir mit unserem Kapitän an's Land. Alles Land die Hügel hinan ist in Terrassen angebaut, wo nicht Felsen oder niedliche Häuser das Grün unterbrechen, welches von zahlreichen Heerden belebt wird. Französische Soldaten, die sich da in Menge ergiengen, waren kaum weniger erstaunt als die Chinesen, eine lebendige Europäerin zu sehen. Ein Stück weit auf dem weichen Ufersand, dann auf einer breiten Straße hingehend, kamen wir auf den chinesischen Marktplatz, den gewöhnlichen Sammelplatz der Franzosen. Glänzende Zelte erhoben sich auf dem grünen Rasen, und außerhalb derselben saßen an langen Tafeln lustig plaudernde Soldaten beim Mittagessen. Sie schienen etwas betroffen durch unsere Erscheinung, und die verschiedenen Wachen starrten uns an, sagten aber nichts. Durch Gruppen von Franzosen und Haufen von Chinesen, vorbei an Buden voll Aepfeln und allen Arten von Früchten, kamen wir aus „Mentai“, — so heißt der Ort, wo sich die Franzosen eingerichtet haben, — in das chinesische Dorf. Dort hatten wir bald wieder einen immer wachsenden Volkshaufen hinter uns her. Wir traten in einige Häuser ein, um uns nach einer Wohnung umzusehen; sie schienen uns aber auch den bescheidensten Ansprüchen kaum zu entsprechen.

In einem Laden, in den wir nun giengen, trafen wir, die Pfeife in der Hand, einen angenehm aussehenden alten Chinesen, mit dem mein Mann bald in ein ernstes Gespräch vertieft war. Zu seinem Erstaunen wußte er von Jesus und von der heiligen Schrift. Auf die Frage meines Mannes, wie er denn das erfahren, da noch kein Missionar hier war, hörten wir, daß eine unserer Bibeln ihren Weg in diese dunkle, kleine Bude gefunden hatte, und die Botschaft daß es einen Heiland der Sünder gibt, in sein Herz gedrungen war. Wie viel Segen kann doch die Verheilung heiliger Schriften stifteten, auch wo kein christlicher Lehrer in der Nähe ist, das Wort auszulegen!

Für diesmal wünschten wir unserem Freunde gute Nacht, denn die langen Schatten der bunten Gruppe am Eingang des Ladens mahnten uns an den Heimweg. Langsam schritten wir durch das

Dorf, an dessen Ende wir eine gar schöne Aussicht hatten. Gegenüber von uns glänzte in den letzten Abendstrahlen ein terrassensförmiger Hügel, auf dessen Spitze von einem kleinen Thurm die französische Flagge herabhieng. Neben dem Thurm standen einige französische Offiziere, deren Gestalten durch die Mäntel, in die sie gehüllt waren, und durch den trügerischen Schein des Abends überraschend groß schienen. Die Wache gieng langsam und mit gesenktem Bayonett auf und ab. Lebhafte Franzosen standen oder saßen vor ihren Zelten in kleineren und grösseren Gruppen fröhlich plaudernd beisammen; ihre feurig rothen Hosen und dunkeln Stiefel stachen malerisch ab von dem grünen Boden, über dem sich der klare blaue Himmel, mit feinen, weißen Wölkchen besät, ausbreitete. Ein rosiger Schimmer verklärte noch die fernen Hügel, über welche glockenbehängte Maulthiere zu Hunderten sich durchwandten, als wir unser Boot bestiegen, und kräftige englische Jungen uns, nur zu schnell für meinen Geschmack, aufs Schiff zurückruderten, das unsre Heimath bleibt, bis wir ein Haus gefunden haben.

Nach dem Thee war ich mit meinem Manne wohl noch eine Stunde auf dem Verdeck. Wir sprachen von unserer Niederlassung in diesem Theile China's, wenn der Herr uns den Weg dazu bahne. Kein Missionar hat bisher die Fahne des Kreuzes unter den umnachteten Millionen dieser Provinz (Schantung) aufgepflanzt, und mein Mann scheint schon durch seine Kenntniß ihrer Sprache (des Mandarin) und durch seine sonst gesammelten Erfahrungen zu diesem Pionier-Dienst bestimmt, sei's nun hier oder in Tientsin oder gar in der Haupstadt selbst, wohin es ihn schon lange zieht.*)

In Beziehung auf häusliche Bequemlichkeiten wird unser Leben hier sehr verschieden sein von dem in Schanghai, aber es wird mehr acht Missionenarbeit geben, und ich fühle, wie klein alle Mühen und Beschwerden dieses Lebens sind gegen der Herrlichkeit, die der Herr Denen bereitet hat, die hienieden Sein Werk treulich betreiben. Betet für uns, daß wir zu dieser Zahl gehören!

*) Erst jetzt, 1864, hat sich diese, damals fast abenteuerliche Hoffnung verwirklicht. Edkins arbeitet derzeit — mit neun andern Missionaren — in Peking, und der englische Minister, der noch kürzlich so geringschätzig über die evangelische Mission abgeurteilt und sie möglichst von Peking fern gehalten hatte (s. Miss. Mag. 1863 S. 429 ff.), lässt die Missionare merken, daß er nun seine Ansichten geändert habe und ihrem Werke seine volle Theilnahme zuwenden werde.

November 1860.

Letzten Sonntag wurde ich 22 Jahre alt. Ein Geburtstag bringt immer viele Erinnerungen mit sich, und das ist nun der zweite, den ich in China feiere. Mein heißer Wunsch ist, im nächsten Jahre, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, größere Fortschritte in der chinesischen Sprache und in der Kenntniß des chinesischen Charakters zu machen. Es entmuthigt mich manchmal ein Bischen, daß mein ordentlich erlernter Schanghai-Dialekt mich hier so wenig nützt; doch hoffe ich, in einigen Monaten das Mandarin erträglich zu sprechen, und die Schantung-Dienerschaft, die wir uns zusammensuchen, muß auch dazu helfen. — Alles ist noch sehr einfach hier; die Wäsche z. B. macht viel Noth, und das Bügeln muß ich scheints selbst besorgen. Wir haben eine sehr armselige, unbequeme Wohnung gehabt, jetzt aber ein besseres, steinernes Haus gefunden. Freilich mit Mühe, denn die Chinesen haben nicht gerne Fremde in ihrer Nachbarschaft, noch weniger in ihren Häusern; und auch in diesem gab's viel zu hämmern und zu klopfen, bis es für uns hergerichtet war. Einige Zeit hatte ich unaufhörlich nach den trägen Arbeitern zu sehen. Beim Weihmalen mußte ich manchmal selbst den Pinsel in die Hand nehmen und ihnen zeigen, wie sie's machen sollten. Es ist wirklich ermüdend, zu sehen, wie sie ihre Zeit vertändeln. Sie strecken und dehnen sich und rauchen fast den ganzen Tag. Ihre chinesischen Arbeitgeber erlauben ihnen, siebenmal des Tags zu rauchen, und diese Erlaubniß benützen sie auch trenlich, wenn sie zu uns kommen. Ich bin dankbar, daß wir noch vor dem Winter ein Haus mit gevielten Böden beziehen konnten. Das Kamin freilich raucht, was wir auch versuchen mögen, und die Möbel sind noch in Schanghai. Aber mehr als sie vermisste ich die Briefe aus der Heimat.

Unsere Missionsarbeit hat ihren guten Fortgang. Jeden Tag um 4 Uhr Nachmittags finden sich wohl hundert Personen zur Predigt bei uns ein. Es ist die erste regelmäßige Verkündigung in dieser Gegend. Die Zuhörerschaft geht jedoch ab und zu, und bleibt selten länger als eine halbe Stunde dieselbe. Leute, die mehrere Stunden aus dem Innern kommen, binden ihren Esel an, treten ein und horchen, bekommen ein Testament — Jedermann fragt nach Büchern — und tragen die Kunde von dem, was sie gehört, tief in die Gebirge hinein. Manche sind auf diese Weise schon herzugebracht worden, und mein Mann fühlt täglich mehr, daß hier ein Platz ist,

an dem unter Gottes Segen viel gethan werden kann. Unser Kolporteur kehrte neulich aus dem Innern mit der Nachricht zurück, daß die neuen Lehren aus unserem Versammlungssaal schon in eine 30 Stunden entfernte Stadt gedrungen seien. Seine Erzählungen von der Willigkeit des Volkes, dem Evangelium sein Ohr zu leihen, sind herzerquickend. Dazwischen besucht Edkins Dörfer und Tempel, um das Wort zu verkündigen. Als er letzthin von Jesus sprach, fragte ihn ein Greis sehr ernsthaft, ob Jesus ein Franzose sei, und atmete ganz auf, als das verneint wurde. Die Franzosen gehen gar scharf mit dem Volk um, während wir ihre Zuverkommenheit nur rühmen können. Edkins hat ihnen schon Stundenlang als Dolmetscher gedient. Einmal hat er dadurch einem Europäer, welchem 48,000 fl. aus dem Boot gestohlen wurden, wieder zu seinem Gelde verholfen; denn die Franzosen drohten, auf die Dschonken zu feuern, wenn es nicht zurückkäme. Die Diebe aber blieben unentdeckt.

Dezember 1860.

Ihr habt ohne Zweifel unsere politischen Neuigkeiten gehört. Die Gesandten sind nun in Tientsin und Alles steht friedlich aus; die Missionare dürfen das Land in seiner ganzen Länge und Breite durchziehen. Wie geht uns das Herz auf, wenn wir daran sowohl, als auch an die doppelte Verantwortlichkeit denken, die unsere Stellung uns fest auferlegt. Es ergeht an uns der Ruf: Auf, und nehmt das Land ein! Unsere größte Sorge ist, daß wir nicht mehr thun können. Mein Mann möchte in Peking, in Tientsin und in Tschifu zugleich sein, so fließt er über von Liebe zu seinem Beruf. Doch steht sein Sinn am meisten nach der Hauptstadt, die er am liebsten zu seiner Heimath machen möchte. Betet, daß der Herr ihm seine Kraft und Gesundheit erhalte, und seinen Eifer noch verdopple; wir können dessen nie zu viel haben in der Sache Christi.

Wir haben diese Woche viel Schnee gehabt, und noch liegt er fußtief rings um uns her. Das Wasser in unserem Schlafzimmer gefriert bei Nacht, und ein Becher mit Wasser, den wir gestern Abend im Wohnzimmer ließen, enthielt diesen Morgen nur noch einen harten Eisklumpen. Die Predigt wird jetzt weniger besucht, denn die Chinesen setzen sich nicht gern solchem Wetter aus. Mein Mann hat aber dennoch Missionsarbeit genug. Abends kommen oft ernste Nachfrager, und er ist überdies mit einer verbesserten Uebersetzung des Neuen Testaments in die hiesige Mundart vollauf beschäftigt. Dazu

läßt er durch zwei eingeborene Christen eine neue Station in Tschuan beginnen, wo wir auch auf einem kurzen Besuch freundliche Aufnahme fanden. Ost unterhalte ich mich in seiner Abwesenheit mit unserm guten alten Lehrer Schen-stien-fung, und da fließt mir die Sprache so leicht, daß ich mich manchmal selbst wundere. Der Alte hat ein Geschwür, das ihm ein franzößscher Chirurg geöffnet hat. Doch will es nicht besser werden. Er lebte immer im sonnigen Süden, und der rauhe Nordwind hier ist nur gar nicht nach seinem Geschmack. Mir gefällt dieser ächte Chinese, ungeachtet seiner oft an Schmeichelei gränzenden Höflichkeit, wegen seiner unverkennbaren christlichen Einfalt. Mit Kataplasmen auf der Seite geht er doch immer in das Predigtzimmer und verkündigt das Wort mit großer Kraft. Ich machte ihm Vorstellungen, aber sein strahlendes Gesicht gibt der kurzen Antwort: „Frau, so viele Leute da!“ einen eigenthümlichen Nachdruck. Auch über dem Singen habe ich ihn schon betroffen, obwohl es ihm der Doktor verboten hat; und Nachts hören wir ihn oft beten. Mein Mann hat ihm zur Erkenntniß der Wahrheit verholfen, daher er überaus anhänglich an ihn ist. Ich hoffe, er kommt wieder zu Kräften; denn sein Einfluß auf die Chinesen ist sehr wohltätig.

Edkins' Entschluß, im Norden zu bleiben, ist ein wenig wankend geworden durch einen sehr freundschaftlichen Brief von dem Kan-wang, der ihn in Nanking haben möchte. Dazu treffen hier immer neue Missionare ein. Ist es in solchen Fällen nicht schwer zu entscheiden, was man thun soll? Der Herr helfe meinem Mann das Rechte treffen. Zunächst will er Schantung bereisen, um über die besten Punkte für Missionsstationen sich ein Urtheil zu bilden und dieses dann mit den Brüdern in Schanghai zu besprechen.

15. Missionar Edkins in Nanking.

Hier unterbrechen wir Frau Edkins' Berichte, um einige Mittheilungen ihres Mannes über seinen im März 1861 ausgeführten Besuch in Nanking einzuschalten. In den schönen Frühlingstagen führen die Missionare von Schanghai aus den vielbelebten Hwang-pu Fluß hinauf. Am Abend des zweiten Tages verkündete ihnen die Inschrift eines kleinen Gebäudes: „Tien-fu-hung-ngen — durch die große Gnade unseres himmlischen Vaters“, daß sie die erste Außen-

station der Rebellen im Osten von Sutschau erreicht hatten. Mit Sonnen-Untergang ließen sie in die äusseren Wassergräben dieser stark befestigten Stadt ein. Todtenstille herrschte längs der mit Trümmern von Häusern und Geräthschaften bedeckten Ufer. Die Wache am Thor wollte die Fremden nicht einlassen. Auch ihre Bitte, einen ihnen bekannten Anführer von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, blieb unbeachtet. Herbeigelaufene Männer und Knaben wiederholten die Versicherung, es sei unmöglich, durch dieses Thor Einlaß zu erhalten. Munttere, zwölf- und vierzehnjährige Bursche thaten sich besonders hervor durch ihren Widerstand. Überhaupt bilden diese ein sehr belebendes Element im Rebellenheer. Zu jung, um schon recht am Kriegsdienst theilzunehmen, belustigen sie die älteren Soldaten durch ihre halb spielenden militärischen Übungen, und erleichtern ihnen viele Beschwerden durch ihre große Dienstfertigkeit. Welche Schule des Verderbens ist aber für die armen Jungen ein Leben, bei dem Raub und Mord an der Tagesordnung ist!

Am andern Morgen gelang es den Reisenden, durch ein anderes Thor Einlaß zu erhalten. Von dem zweiten Rebellenhäuptling freundlich empfangen und mit einem Paß im Namen der „großen himmlischen Friedens-Dynastie“ ausgestattet, konnten sie nun unbelästigt die Reise nach Nanking fortführen. Auf dem großen Kaiser-Kanal wurde ihnen freundlich ein Weg eröffnet durch die laugen Reihen von Booten, welche, mit Erzeugnissen aller Art für die „himmlische Hauptstadt“ beschartet, vor Anker lagen. In der ungeheuren westlichen Vorstadt Sutschau's war Alles still und öde. Die Häuser lagen in Trümmern; in dem hohen Ufergras nisteten Fasanen und Wachteln; nur da und dort sammelten einige arme Leute Kräuter für den Markt von Nanking; auf den schweigenden Wassern des Kanals tummelten sich nicht mehr die mit Blumen und bunten Laternen geschmückten Dschonken, in denen sonst wohl nicht nur erlaubter Freude, sondern auch der Sinnenlust gepflegt wurde.

Von Pau-yen an musste der Weg theilweise zu Fuß, theilweise in sehr primitiven Tragesseln auf dem Rücken von Küli's fortgesetzt werden. Daz die Boote der „oceanischen Brüder“ nicht ganz sicher unter „den Brüdern“ im kleinen Pau-yen zurückgelassen werden konnten, war eine ausgemachte Sache; und nur ungern übernahmen die Fährleute die Verantwortlichkeit, sie mit einem Schreiben, das sie dem Schutz der Behörden empfahl, allein in eine sieben Stunden

entfernte, größere Stadt zurückzubringen. Doch thaten sie's, und als die Missionare nach sechszehn Tagen wieder dort eintrafen, fanden sie die Boote unversehrt und mit dem königlichen Siegel versehen, das allein fremdes Eigenthum iumitten der „Brüder“ zu schützen vermag. Auch in der neuen, durch Mangel an Bewässerung an und für sich schon weniger fruchtbaren Gegend, die sie jetzt zu durchreisen hatten, überall die deutlichsten Spuren der furchtbaren Bedrückungen, welche sich die das Christenthum zur Schau tragenden Herrscher gegen das Volk erlaubten: unbebaute Felder, verödete Städte und bittere Klagen verlassener Frauen, wie die Männer zum Frohn- und Kriegsdienst gezwungen werden! Etwa freundlichere Eindrücke erhielten die Missionare erst in einer noch fünf Stunden von Nanking entfernten Stadt. Unter dem gastlichen Dache des dortigen Befehlshabers Tschulernten sie eine in ihrer Weise fromme Taiping-Familie kennen, bei der mit der täglichen Morgen- und Abendmahlzeit immer eine Hausandacht verbunden wurde. Dabei wurden drei Schüsseln mit Reis als ein Opfer für die heilige Dreieinigkeit auf den Tisch gesetzt und nach dem Gebet wieder abgetragen. An der Wand des Speisesaals war eine Proklamation von Hung-siu-tseuen's Sohn angeklebt, welche den Soldaten der himmlischen Dynastie strenge Mannschaft und ihren Offizier den Schutz aller Eigenthumsrechte empfiehlt. Das elfjährige Söhnlein des Hauses las mit seinem Lehrer eifrig in Hung-siu-tseuen's Schriften. Die Mutter des Befehlshabers, eine fast siebzigjährige Frau, war 200 Stunden weit hergekommen, um das unståte Leben ihres Sohnes zu theilen, und freute sich jetzt, von den Fremden Arzneimittel für verschiedene Beschwerden zu erhalten. — An dem Schlachtfeld von Tsi-kin-tschan vorüber, wo der kaiserliche Feldherr ein Jahr vorher eine so furchtbare Niederlage erlitten hatte, gieng es nun endlich nach Nanking selbst. Schon eine Stunde vor seinem südlichen Hauptthor war die Straße mit Käufern und Verkäufern bedeckt. Zu beiden Seiten derselben waren frische Vorräthe aufgehäuft, die Läden mit Kleidern und Schuhen gefüllt, eine Menge gelber Seide und Baumwollenstoffe für den Gebrauch der Rebellen aufgeschichtet. In ihre Handelsgeschäfte vertieft, bemerkten weder die Soldaten noch die Landleute die Fremdlinge, die jetzt die Brücke erreicht hatten und zwischen all den von Männern und Frauen gerittenen Ponies, die sich auf derselben drängten, behutsam ihren Weg verfolgten. Bald lagen die äußenen Verschanzungen hinter ihnen,

und durch ein mächtiges Thor, oder vielmehr durch eine Reihenfolge tunnellaartiger Eingänge gelangten sie in's Innere der Stadt, stürmend über ihre gewaltigen Mauern, einst die Macht und der Stolz der Ming-Dynastie. Nach einer halben Stunde standen sie vor dem Palaste des Kan-wang oder Schildkönigs. Daß er, der sie hergerufen, schnell zur Süd-Armee hatte gehen müssen, war freilich für die Missionare sehr mißlich. Doch fanden sie da Miss. Roberts, dessen Bemühungen mit Hung-siu-tseuen in diesen Blättern schon früher besprochen wurden.*.) Durch seine Vermittlung lernten sie einige hochgestellte Anführer der Taipings kennen, und aus ihrer Unterredung mit diesen sowohl, als aus der ihnen mitgetheilten Korrespondenz Miss. Roberts' mit Hung-siu-tseuen schöpfe Eddins die Überzeugung, daß die ganze Taiping-Bewegung nicht sowohl in einer bewußten Betrügerei, als in einer fanatischen Verblendung und Selbsttäuschung wurzelt, daß aber mit Hung-siu-tseuen nicht länger zu verkehren sei, da ihm die Wahrheit vorgelegt, das Falsche seiner Lieblingslehren nachgewiesen worden war, und er dennoch kein iota davon abwich, obgleich er sich gegen Miss. Roberts fortwährend freundlich bewies. Unter andern hochgestellten Taipings fand Miss. Eddins neben Solchen, die fest an die neue Offenbarung glaubten und hofften, sie werde auch bei den westlichen Völkern noch Anerkennung finden, auch Andere, die es vermieden, ihre eigene Ansicht über Hung-siu-tseuen's Visionen auszusprechen, und lieber die Ansicht der Missionare hörten. Viele derselben bedauerten aufrichtig die von den Soldaten verübten Greuel, hatten aber nicht die Macht, sie zu verhindern.

Wichtig war den Missionaren der erste Samstag (der Sabbath der Rebellen), den sie in Nanking verlebten. Auf dem Paradeplatz, wo sich eine große Schaar zu Fuß, zu Pferd und in Sänften unter den rothen, gelben, weißen und grünen Fahnen und Flaggen versammelt hatte, war eine Plattform errichtet, auf der ein roth und gelb behangter Tisch stand. Dort hielt ein junger Taiping, der Sohn eines der sogenannten Könige, mit leiser, schüchtern Stimme eine Ansprache an die horchende Menge, in der er den Soldaten ihre täglichen Pflichten, die Sorge für ihre Familien und die Beobachtung der vorgeschriebenen Gebete empfahl. Nach ihm trat ein gewandter Sprecher von mittleren Jahren auf, und verbreitete sich über einige

*) Miss. Mag. 1861 und 1862: „Die Taipings in China.“

Fragen der Politik und der Moral. Dann knieten Alle in einem Halbkreis auf dem grünen Rasen nieder, als beteten sie still zu dem „himmlischen Vater“. Nach einigen Minuten erhoben sie sich, und die Meisten gingen wieder auseinander. Viele aber blieben auch noch, um zu hören, was die fremden Missionare zu sagen hätten; und diese ergriffen freudig die Gelegenheit, ein Zeugniß von den Hauptwahrheiten des Christenthums abzulegen. Es war ein merkwürdiger Platz, an dem sie das thun durften. Im Südwesten davon erhoben sich in geringer Entfernung die gelben Mauern von Hung-fu-tseuen's Palast; zur Rechten lag ein kleiner Hügel, den einst der Palast der Dynastie Liang einnahm, welche im 5. Jahrhundert Nanking zu ihrer Hauptstadt erwählt hatte; zur Linken die Mandschu-Stadt, deren zerstörte Häuser und Mauern mit den einst so schönen, jetzt völlig verödeten Zugängen ein Bild der Verheerung darboten, wie die Propheten es in so erschütternden Worten von Städten entwarfen, deren junge Mannschaft in den Straßen gefallen und deren Kriegerleute umgekommen seien.

Die Möglichkeit, solche Predigten zu wiederholen, war den Missionaren gegeben; denn Hung-fu-tseuen erlaubte ihnen, sich bleibend in Nanking niederzulassen. Mit welcher Aussicht auf Erfolg konnte aber das lautere Evangelium den Untertanen eines despotischen Herrschers gepredigt werden, der selbst darauf Anspruch machte, als Gottes Sohn verehrt zu werden? Erwog man dabei noch die Schwierigkeit, in einer fast in ein Heerlager verwandelten Stadt, die für zehn Jahre allem Handel verschlossen bleiben sollte, seinen Wohnsitz aufzuschlagen, so sprach Alles dafür, einen solchen Plan für jetzt fallen zu lassen. So wurde denn die Rückreise angetreten, und nach dreiwöchiger Trennung kehrte Edkins wohlbehalten zu seiner in Schanghai harrenden Frau zurück. — Wir wenden uns wieder zu den Briefen der Letzteren.

16. Tientsin.

1. Mai 1861.

Nach 14tägiger Fahrt sind wir endlich glücklich in Tientsin angelommen. Wir hatten unterwegs einen furchtbaren Sturm, der unser Schiff mit Ungezüm hin und her warf. Als er ausbrach, befanden wir uns gerade zwischen den Mia-tau Inseln, und der Kapitän fürchtete, wir möchten gegen eine derselben geschleudert wer-

den. In ernster und feierlicher Stimmung hörten wir in der Kabine diese Mittheilung an, danu knieten wir nieder und mein Mann betete. Wir Alle schreien zum Herrn und Er erhörte uns und errettete uns aus der Noth; denn so lang mein Mann noch sprach, drehte sich der Wind und erlaubte uns, unsern Kurs zu ändern. Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir thut?

Tientsin ist Alles, was wir für ein Missionsfeld nur wünschen können, aber an Flachheit der Gegend ist es ein zweites Schanghai. Obgleich wir erst seit zwei Tagen hier sind, hat mein Mann sich schon fast die ganze Stadt besehen und findet einen Theil derselben immer bevölkerter als den andern. Zu seinen Ansprachen in Straßen und Tempeln drängt sich das Volk zusammen. Unter all' den einstöckigen Häusern ist nicht viel zu wählen. Die Stadt scheint ziemlich alt, und an jedem ihrer hohen eisernen Thore geht ein Rothrock mit seiner Flinte auf der Schulter auf und ab.

Gestern ließen sich Frau Innocent und ich in Säften durch einige Straßen der Stadt tragen. Wir erregten allgemeine Verwunderung, und unsere Annäherung wurde überall schon zum Voraus von kleinen barsüßigen Schelmen verkündet, die sich den Spaß machten, vor uns herzulaufen. Kuli's, die in der größten Eile einherleuchten, hielten plötzlich inne und gafften mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund die „Barbarenfrauen“ an. Unsere Träger mußten durch unaushörliches Singen die Leute daran mahnen, uns aus dem Wege zu gehen. Die Straßen sind breit und extragäßig rein, die Läden hübsch; aber welches Gedränge und Getreibe! Der amerikanische Missionar Blodget hat sich zuerst hier angesiedelt und schon bedeutenden Einfluß gewonnen. Unsere Freunde, die Innocents, ziehen in sein Haus. Blodget hat auch schon Peking besucht, das ihm von allen chinesischen Städten trotz des verhältnismäßigen Verfalls am besten gefiel. Unser Gesandter aber will keine Missionare nach der Hauptstadt ziehen lassen. Es sei doch bloße Neugierde, was solche Besuche veranlässe; und viel wichtiger scheint ihm, durch ihre Fernhaltung dem chinesischen Kaiser Mutth zur Rückkehr zu machen.

Eine Revüe, die dem Geburtstag unserer Königin zu Ehren gehalten wurde, gewährte einen großartigen Anblick. Unter den Tausenden von Soldaten in ihren schönen Uniformen und blitzenden Waffen nahm sich das Regiment der Sikhs mit seinen rothen Turbanen, kleinen Fahnen, den glänzenden Schwertern und schwarzen

Schlachtrössen besonders stattlich aus. Auch die Artillerie mit den Armstrong'schen Geschützen war dabei, und wie mahnte erst die Musik an die Heimath! Die Chinesen drängten sich ein wenig näher an uns heran, als uns angenehm war; nicht eher hatte das aber einer der Offiziere der Sikhs bemerkt, so sprengte er mit zwei englischen Zuschauern unter sie und trieb sie in wunderbarer Eile zur Flucht. Einen Augenblick nachher war er wieder in den Reihen seiner Soldaten. Wie trefflich verstehen sie doch ihre feurigen arabischen Rossen zu behandeln!

10. Juni 1861.

Heute ist der Tag des Herrn. Rings umher kein christlicher Gottesdienst außer dem unsern, und die Hitze schon so groß, daß wir ihn nur in den frühen Morgenstunden oder am Abend haben können. Diesen Morgen predigte mein Mann den Soldaten in ihren Baracken. Es klang seltsam und unwürdig, die Musik auf dem Wege zur Predigt und zurück weltliche Lieder spielen zu hören. Wir Missionsleute versammeln uns gewöhnlich in einem geräumigen Zimmer und haben da liebliche und gesegnete Zeit mit einander. Vor acht Tagen feierten wir das heil. Abendmahl. Unsere Herzen fühlten sich innig vereint, als wir Alle als Pilgrime in einem fremden Lande um den Tisch des Herrn her saßen, und die Entfernung von der Heimath und unsern Lieben dort machte uns Seine Nähe desto kostlicher.

Juli 1861.

Seit wir ein Haus haben, sammeln sich sonntäglich die Hörer im Saal. Darunter kam neulich auch ein chinesischer Muselman, der uns sagte, es gebe in Tientsin 4000 Muhammedaner und fünf Moscheen. Dies wunderte uns ein wenig. Wir hatten nicht gedacht, daß der Islam so weit nach Norden vorgedrungen sei. Wie viel schneller breitet sich doch der Irrthum aus, als die Wahrheit!

Vor einigen Tagen machten wir einen Spaziergang auf der Stadtmauer, von der wir ganz Tientsin und seine Umgebungen überblicken konnten. Die Stadt nahm sich sehr hübsch aus mit ihren niedlichen Lehmhäusern, ihren alterthümlichen, malerischen Erkern und ihrem großen Thurm, dessen rothe Mauern von den letzten Strahlen der Sonne sanft beleuchtet wurden. Aus allen Höfen sahen Bäume hervor, und aus den nächststehenden blickten auch einige schüchterne Gesichter zu den Fremden heraus. Da und dort stand eine einsame englische Schildwache auf den verlassenen Wällen, auf denen chinesische Eisen-

helme in Menge umherlagen. Von ihren Zinnen schauten wir hinüber auf die geschäftige Vorstadt, und das Erste, was unserem Auge begegnete, war eine Gruppe Sikhs, die gymnastische Übungen machten und große Bewunderung bei den umherstehenden Chinesen erregten, wenn sie schwere Gewichte vom Boden aufhoben und sie mit nachlässiger Leichtigkeit über ihre Schultern zurückwarfen. Weit hinter ihnen wogte die betriebsame, geldmachende Menge der Vorstadt, aus deren Mitte das Geräusch des Geschäftslebens voller zu uns herübertönte als aus der Stadt selbst.

3. Juli 1861.

Kürzlich hatten wir Regenwetter. Dann dürfen Frauen nicht daran denken, anders als in Säften das Haus zu verlassen, und auch so ist es kaum sicher. Wenn sich Herren hinauswagen, sind sie ganz seltsam gestiefelt, um durch die Pfützen von Wasser und Schlamm durchkommen zu können. Heute haben wir 97° Grab im Schatten, und einmal stieg die Hitze auf 106. Da ist es unmöglich, den Tag über viel zu arbeiten; das meiste muß Morgens und Abends geschehen. Vor Sonnenuntergang machen wir gewöhnlich einen kleinen Spaziergang, und nachher gehen wir noch in unserem Hof auf und ab und freuen uns der traulichen Dämmerung und der lieblich blinkenden Sterne. Den Thee trinken wir der Abendkühle wegen im Hofraum. Die Einrichtung unsers Hauses hat mich bei diesem Wetter sehr in Anspruch genommen; ich mußte, da der Knecht nichts verstand, selbst kochen und den Tisch decken, dann wieder waschen &c., daher ich ziemlich unbehag wurde. Nun kaufe ich mir einen Muskitovorhang, nicht gegen Stechfliegen, welche sich hier kaum vorfinden, sondern gegen die unbeschreiblich lästigen Sandfliegen, die mir das Aussehen eines Pockenkranken gegeben haben.

Es sind hier einige fromme Offiziere stationirt, und auch unter manchen der Soldaten scheint ein Suchen nach der Wahrheit zu erwachen. Die Offiziere besuchen uns manchmal und die Soldaten sind unsere täglichen Gäste. Zuweilen sitzen 5—6 derselben bei mir in unserem Wohnzimmer, so vertieft in Gespräche über göttliche Dinge, daß es ganz aussieht wie eine Bibelklasse. Ich lege es ihnen dringend an's Herz, sich um ihre Kameraden zu bemühen, und sie versprechen, sie wollen's versuchen. Möchte der hiesigen Garnison doch ihr Aufenthalt zum Segen werden! An Mitteln dazu fehlt es nicht. In einer Ecke des „Tempels des Ruhms“ ist jetzt eine niedliche Ka-

pelle für sie eingerichtet worden, in welcher jeden Morgen und Abend Gottesdienst gehalten wird.

Mein Mann ist so geschäftig wie immer. Jeden Morgen um 7 Uhr wird unser Versammlungssaal geöffnet, und er bringt mit den Dienstboten und Allen, die eintreten wollen, eine Stunde mit Gebet und Bibelerklärung zu. Zuweilen kommen sehr viele. Um 4 Uhr geht er wieder in den Saal und spricht lange mit den Versammelten. Gestern war fast nicht Raum für Alle, und lange nach der gewöhnlichen Zeit besprach er sich noch mit den Angesetzten.

Ich selbst habe seit unserer Ankunft meine chinesischen Studien nicht so fortführen können, wie ich gewünscht hätte, aber ich hoffe sie bald wieder ernstlich anzunehmen und wo möglich eine Anstalt für chinesische Waisenkinder zu eröffnen.

17. Aus den letzten Briefen.

Taku, 5. Aug. 1861.

Als ich das letzte Mal schrieb, war ich sehr schwach und elend, aber ich glaube, die Lustveränderung hat mir schon gut gethan. Ich muß Euch doch erzählen, wie wir hieher kamen. Vorige Woche besuchte uns ein befreundeter Kaufmann mit seiner Frau. Sie fanden mich sehr krank und Herr A. schlug meinem Manne vor, mich nach Tschifu zu bringen, indem er uns Beiden auf einem seiner Schiffe freie Passage anbot. Dieses freundliche Anerbieten leuchtete mir sehr ein. Ich dachte mir's gar schön, jenes herrliche Gestade wieder zu sehen, um einige Wochen dort zuzubringen. Als ich den Arzt fragte, fand er, das sei gerade, was ich brauche. Meinen Mann hielt auf der einen Seite das kaum erst betretene, vielversprechende Arbeitsfeld, auf der andern zog ihn sein frisches Weib. Er fragte daher den Arzt, ob die Reise nach Tschifu zu meiner Genesung unerlässlich sei, und als dies verneint wurde, entschlossen wir uns, vorerst Taku zu versuchen, und nur wenn dies nicht den gewünschten Erfolg hätte, weiter an Tschifu zu denken.

7. August.

Die letzten zwei Tage war ich wieder weniger wohl, und der Heimgang meiner Schwiegermutter, welchen wir mit letzter Post erfuhrten, hat mich viel beschäftigt. Doch ist mir's zum Dank, daß ich mich heute stark genug fühle, ein wenig zu schreiben. Der Herr

sucht mich sehr heim durch diese lange Krankheit, und wie unwürdig, bin ich Seiner Liebe! Welcher Schatz ist doch Sein Wort für die Betrübten! Unter vielen andern Stellen der heiligen Schrift sind mir die Psalmen besonders thener, namentlich der 116. Die Aerzte haben gute Hoffnung für meine Genesung, und auch mit scheint es immer wieder, der Herr habe hienieden noch etwas zu thun für mich, aber Er allein weiß es. Wie füß ist's, daß „unsere Zeit in Seinen Händen steht.“

Soll ich Euch nun auch unsere hiesige Wohnung beschreiben? Durch die Vermittlung englischer Freunde sind wir im Zollhaus am Strand einquartirt, und zwar in einem früheren Tempel. Unser Wohnzimmer, das einzige nicht zu ebener Erde befindliche Gemach des ganzen Gebäudes, ist auf drei Seiten von einer hübschen Veranda umgeben, auf der wir täglich ein köstliches Küstchen und die herrliche Aussicht auf Fluß und See genießen. Sein gemalter Plafond gehört zu den schönsten, die ich in China sah. Er ist durch große, roth, grün und gelb bemalte Balken in drei Felder getheilt. Das erste derselben zeigt 15 Störche mit glänzend weißen Flügeln, rothem Kamm und einer Rose im Schnabel — jeder in einem eigenen, geschmackvoll abgegränzten Viereck. Das mittlere Feld befindet sich gegenüber von einer großen Nische, in welcher das Bild der Göttin Quan-Yien stand, bis die unbarmherzigen Hände der Barbaren es entfernten. Der kaiserliche Drache, ein wunderliches Phantasiegebilde in lebhaften und doch angenehmen Farben ausgeführt, nimmt in demselben ein kleines Viereck ein; im dritten Feld sind wieder Störche. In der bis zur Decke hinaufreichenden Nische sind nur noch die reich vergoldeten Messing-Ornamente und das Piedestal von schönen grünen Felsstufen zu sehen. Davor steht ein großer rother Weihrauchtisch, den wir „Barbaren“ zu unserm täglichen Gebrauch herabwürdigten. Zwei Mandarinen, die einen andern Theil des Gebäudes bewohnen, sagten meinem Manne, sie halten es für eine große Entweichung, daß der Tempel ihrer geliebten Quan-Yien von Fremden bewohnt werde. Freilich werden sie in der blassen Engländerin, die nach Sonnenuntergang in einen großen braunen Shawl gehüllt auf der Veranda umhergeht, wenig Nehnlichkeit mit ihrer Göttin entdecken. Abends sitze ich in der Veranda und sehe über die vergoldeten Felder und den silberhellen Strom bis zu den zahlreichen Oschonken im Osten. Auch ein Schiff liegt dort, welches uns im Nothsall nach Tschifu nehmen soll.

22. August. An Bord des Simoom.*)

Meine thure Mutter! — Ich hoffe Dir durch die nächste Post einen langen Brief schicken zu können. Ich bitte den Herrn inbrünstig, meine Gesundheit durch diese Reise nach Tschifu wieder zu stärken. Er kann es, und Er will es, wenn Er es für gut hält. Ihm stelle ich Alles anheim. Wir sind auf dem Schiffe und werden in den nächsten Tagen abfahren.

Mit der innigsten zärtlichsten Liebe für Euch Alle Eure

Jenny.

Missionsliteratur.

Bilder aus dem Missionsleben. Nach Musterdarstellungen bearbeitet von F. E. Paulig. Erster Band. Leipzig, Verlag von Ernst Bredt, 1863.

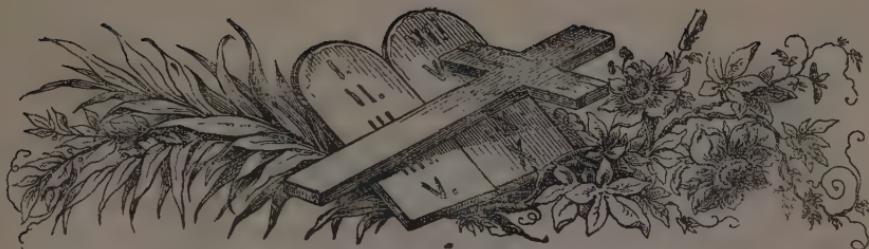
Jeden neuen Zuwachs von Missions-Literatur begrüßen wir mit aufrichtiger Freude, indem die Bekanntschaft mit der Mission sowie die Theilnahme daran unter unserem deutschen Volke noch immer viel zu gering ist. Der Verfasser des vorliegenden Buches möchte nun in seinem Theil dazu beitragen, „eine allgemeinere Bekehrung und ein lebhafteres Interesse“ an diesem heiligen Werke dadurch zu befördern, daß er aus der neuesten Missionsgeschichte eine Reihe höchst lehrreicher Bilder uns vorführt, in welchen sowohl die Zustände der Heidenwelt, als auch die Arbeiten und Erfolge der Missionare zu lebendiger und eindrücklicher Anschauung gebracht werden. Er selbst sagt: es sei ihm nicht daran gelegen, „bloße Belehrungsgeschichten zu bieten“, sondern „hauptsächlich darum sei es ihm zu thun, „das gesamme Missionsleben, wie es sich auf den verschiedenen Missionsgebieten verschieden gestaltet, in möglichster Allseitigkeit zur Anschauung zu bringen“. — „Das vorliegende Werk,“ fügt er hinzu, „will daher nicht eine bloße Sammlung von Missionsgeschichten, nicht ein Herbarium getrockneter Exemplare von Thatsachen aus der Geschichte der Mission, sondern ein lebendiges Bild von den Kämpfen und Siegen, Gefahren und Bewährungen des Missionslebens daheim und draußen geben.“ — Und wie die Mission überhaupt einen rückwirkenden Segen auf die christliche Heimath ausübt, so soll auch durch diese „Bilder aus dem Missionsleben“ der Glaubens- und Liebessinn der heimathlichen Kirche unter Gottes Segen neu geweckt und belebt werden.

*) Kurz vor ihrem Heimgang geschrieben.

Daß nun der Verfasser die ernste und schöne Aufgabe, die er damit sich selbst gestellt, mit großem Fleiß und treuer Hingebung in dem vorliegenden Buche zu erfüllen bemüht war, ist nicht zu verkennen. Er hat die Quellen der neueren Missionsgeschichte eifrig studirt und mit glücklichem Takt dasjenige hervorzuheben verstanden, was vorzugsweise geeignet scheint, auf den Leser starke, tiefe und bleibende Eindrücke hervorzubringen. Nachdem er im ersten Abschnitt das Wesen der Mission, ihr heiliges Recht, und somit die Pflicht der Christenheit, dieselbe zu treiben, aus der Natur des Christenthums dargethan, führt er dann den Leser in einer Reihe von lebensvollen Schilderungen auf den verschiedensten Missionsgebieten der Neuzeit umher, um jedesmal in einzelnen, individuell gehaltenen Bügeln den Gesamtcharakter eines bestimmten Missionsgebiets zu veranschaulichen. Wir begegnen da einzelnen Bildern aus Neu-Guinea, Süd-Afrika, Ostindien, China, der Südsee, Patagonien und der Türkei; auch der Mission unter den Juden ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Ein lehrreiches Wort über „Beteiligung und Anregung zur Mission“ schließt den Band. Sämtliche Stoffe, die hier behandelt werden, sind voll Interesse und können nicht versäumen, nicht nur die Aufmerksamkeit zu fesseln, sondern auch gesegnete Eindrücke zurückzulassen.

Was die Sprache und Form der Darstellung betrifft, so können wir nicht verbergen, daß uns die Worte auf dem Titelblatt: „nach Musterdarstellungen bearbeitet“ unglücklich gewählt scheinen, und daß wir dieselben viel lieber weg gewünscht hätten. Denn diese Worte schließen Prätentionen in sich, welche das Buch nicht erfüllt, auch nicht zu erfüllen nöthig hat. Wenigstens macht der Herausgeber des Missionsmagazins — und dem letzteren sind ja in den vorliegenden „Missionsbildern“ viele Stücke entnommen — nicht von ferne darauf Anspruch, „Musterdarstellungen“ zu liefern; ebenso wenig wird dies bei den übrigen Missionschriftstellern, aus deren Blätter hier Stellen entnommen sind, der Fall sein. Auch dem lieben Verfasser der „Missionsbilder“ selbst dürfte wohl die Prätention ferne liegen, seine eigenen Schilderungen als „Musterdarstellungen“ auszugeben. Allerdings legen auch wir großen Werth darauf, daß wir Deutsche nicht blos in Missionsberichten, sondern immer und überall einsch, klar und lebendig reden und schreiben lernen; ob aber die Sprache eines Buches wirklich „musterhaft“ sei, darüber wollen wir doch lieber das lesende Volk entscheiden lassen, als gleich auf dem Titelblatt selbst das Urtheil proklamiren.

Inzwischen können wir diese „Bilder aus dem Missionsleben“ mit guter Zuversicht unserem deutschen Volke als schöne Missionsgabe empfehlen und bitten den Herrn, daß er dem Buche, dessen zweiter Band noch zu erwarten ist, den Weg zu vielen Herzen bahnen möge.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt. John Hall, der Verfasser des Trakts:

„Des Sünder Freind“.

Mr. 3.

1. Wie ein Brand aus dem Feuer. 2. Die Früchte des Geistes. 3. „Des Sünder Freind.“ 4. Der Heimgang.

1864.

John Hall,

der Verfasser des Trakts: „Des Sünder Freind“.

Der Ausspruch Pauli (Römi. 9, 16): „So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen,“ — dieser Ausspruch gehört zu den größten und gewaltigsten der ganzen heiligen Schrift. Damit wird aller Hochmuth und Selbstzufriedenheit der Menschen, all' ihr Stolz und Eigendunkel gründlich zu Boden geschlagen und in den Staub gelegt. Gottes Erbarmen, ja Sein freies, souveränes und unverdientes Erbarmen, — das und das allein ist es, was Geltung auf Erden hat und behält, und dagegen vermag keines Menschen eigenes Wollen und Laufen aufzukommen. An Gottes Erbarmen hängt Alles, wenn es unsre ewige Rettung und Seligkeit gilt; an diesem Erbarmen hängt auch Alles, wenn es um die Entscheidung über unsre zeitlichen und irdischen Angelegenheiten sich handelt. Es vermag Niemand sich etwas aus eigener Machtvollkommenheit zu nehmen, es sei ihm denn von Oben gegeben. Gesundheit und Leben, Gut und Ehre, Gaben, Kräfte und Talente, alle unsre Wege, Wünsche und Anschläge, — immer und überall liegt es nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern

ausschließlich an Gottes souveränen Willen und freiem Erbarmen. Selbst bei unsren bestgemeinten Vorfäßen und Plänen, selbst da wo wir bei irgend einem Werk und Vornehmen nur Gottes Ehre und das Wohl unsrer Mitmenschen im Auge zu haben glauben, hängt dennoch das rechte und fruchtbare Gelingen nicht von unsrem Wollen und Laufen ab, sondern abermals und immer wieder von Gottes Wahl und Erbarmen, „auf daß kein Fleisch sich rühmen möge.“

Wie wahr dies Alles ist, das kann ein aufmerksamer und denkender Beobachter bei sich selbst und Andern bis in die kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Lebenserfahrungen hinein vielfach wahrnehmen. Da hat man z. B. vor einigen Monaten einen der edelsten Knechte Gottes den reichbegabten Dichter Albert Knapp, zu Grabe getragen. Wie, manches herrliche Lied hat er gesungen, und vielleicht seine beste Dichterkraft, die edelsten Schätze seines reichen Geistes, den erhabensten Schwung seiner glühenden Phantasie in ein solches Lied hinein gelegt, um dadurch die Welt mit fortzureißen! Aber das Lied ist vielleicht spurlos und ohne Wirkung in der Welt verhallt und verklungen, und Niemand hat darauf geachtet. Ein andrer Mal schreibt er in rascher, kunstloser und unvorbedachter Eingebung einer einfachen Bürgerstochter am Tage ihrer Konfirmation ein Lied ins Stammbuch, — das Lied: „Eines wünsch' ich mir vor allem Andern,“ und er selbst vergißt wieder was er geschrieben und gedichtet hat. Und eben dieses Lied ist es, was der Herr nach seinem freien Erbarmen dem Dichter und durch ihn der ganzen evangelischen Kirche zu bleibendem Segen geschenkt hat. — Wiederum mag es geschehen, daß ein vielbegabter, gelehrter und erfahrener Mann Gottes, die Schäden und Bedürfnisse seiner Zeit wohl erkennend, sich mit herzlichem Wohlmeinen anschickt, ein Buch oder Büchlein zu schreiben, das, wie er hofft, gleich einem leuchtenden und zündenden Blitzstrahl die Gemüther treffen und große Dinge wirken soll. Aber das wohlgemeinte Buch bleibt unbeachtet und wirkungslos. Mittlerweile macht sich (wie es bei John Hall der Fall war, von dem wir gleich Näheres erzählen werden) ein unbekannter und anspruchsloser Kaufmann, den der Herr wie einen Brand aus dem Feuer gerissen, daran, aus einem Erbauungsbuch einige Notizen oder Auszüge sich aufzuschreiben; da und dort fügt er eigene Herzenserfahrungen in aller Einfalt hinzu; es entstehen auf diese Weise ein paar Dutzend beschriebene Blätter, die er zum eigenen Segen jeweilen wieder liest. „Vielleicht,“ denkt er, „dienen diese

Blätter einigen meiner Freunde auch zum Segen," und so läßt er sie in Form eines Traktats drucken. Und siehe, diese Blätter machen bald in hunderttausenden von Exemplaren und in mehr als 30 Sprachen die Runde durch die Welt, und gereichen Tausenden und aber Tausenden zu ewigem und unvergänglichem Segen.

Ja, es bleibt dabei: „Es kann sich Niemand etwas nehmen, es sei ihm denn von Oben gegeben;“ und wiederum: „So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“ In diesem Lichte möge uns auch die nachfolgende Lebensgeschichte zu einem Gegenstand gesegneter Betrachtung werden.

1. Wie ein Brand aus dem Feuer.

Es war in dem englischen Städtchen Maidstone, daß am 14. März 1774 einer gottesfürchtigen und wohlhabenden Bürgersfamilie, Namens Hall, ein Söhnlein geboren wurde, das bei der Taufe die Namen John Vine (sprich: Dschon Wein) erhielt. Von seiner Kindheit und ersten Jugend ist uns nichts bekannt worden. Es mag da, wie bei allen Adamskindern, durch allerlei Gutes und Böses hindurchgegangen sein. Als er aber bei heranreisenden Jahren in einem Kaufmannshause in die Lehre kam, da trat die Versuchung zur Sünde in allerlei Gestalten näher an ihn heran. Es war damals eine traurige Zeit in England. Fast vom ganzen Land und Volk konnte gesagt werden, was der Prophet Hosea (4, 1. 2.) von Israel spricht: „Es ist kein Glaube, keine Barmherzigkeit, keine Erkenntniß Gottes im Lande; sondern Schwören und Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen.“ Dazu gieng die Trunksucht unter Alt und Jung furchtbar im Schwang. Nun war John von lebhaftem Temperament, liebenswürdig in seinen Manieren, harmlos und unbefangen gegen Jedermann, dabei ein fröhlicher Gesellschafter, und ein Freund von heiterm Scherz und lustigem Gesang. Darum war er überall gerne gesehen, und er mußte immer dabei sein, wenn es irgendwo lustig zugehen sollte. Natürlich wurde bei solchen Gelegenheiten wacker drauflos getrunken, und selten gieng man bei vollen Sinnen auseinander. So kam John unversehens ins Trinken hinein.

Oft hat er nachmals unter Thränen erzählt, wie er zu jener Zeit unter seinen ausgelassenen Kameraden einer der schlimmsten ge-

wesen und allen Andern mit schlechtem Beispiel vorangegangen sei. Daz er dabei vornemlich den Sonntag durch sündliches Treiben aller Art entheiligt, daz er das Haus Gottes gemieden und die Bibel nicht mehr gelesen habe, ist nicht zu verwundern. Aber er sank noch tiefer. In den gottlosen Gesellschaften, in welchen John sich bewegte, gab man sich nicht damit zufrieden, von Gott und Seinem heiligen Worte nichts wissen zu wollen, sondern man machte sichs zur Aufgabe, darüber zu spotten und zu lästern, und namentlich die heilige Schrift für ein Fabelbuch zu erklären, an das nur noch „Pfaffen und alte Weiber“ zu glauben fähig seien. Anfangs bestel unsern armen John vor solchen gotteslästerlichen Reden doch ein Grauen, und in diesen Ton wollte er nicht einstimmen. Allein wenn Einer einmal anfängt, (nach Psalm 1, 1.) jeweilen „in dem Rath der Gottlosen zu wandeln“, d. h. sich ab und zu daselbst einzustudien, bei dem kommt es nach und nach dazu, daz er „auf dem Wege der Sünder steht“, d. h. mit Wohlgefallen stehen bleibt, und endlich geschieht es, daz er „sizet da die Spötter sitzen“, als wäre da seine eigentliche Heimat. So gieng es auch bei John Hall. Seine Lieblingslektüre wurde Paine's „Zeitalter der Vernunft“, — ein Buch, das mit frechem Spott sich über die heilige Schrift und über die heiligsten Wahrheiten des Christenthums lustig macht, und das unser John wie einen kostlichen Schatz oft in der Tasche mit sich führte.

Aber der Herr, der gute und barmherzige Hirte, hatte Mitleid mit diesem irrenden und in Dornen des Unheils verstrickten Schaf und gieng aus, das Verlorene zu suchen. Der erste Anlaß, der den armen Jüngling zu einiger Besinnung brachte, war ein Büchlein, das ein wohlmeinender Freund ihm zum Lesen gab. Es war die treffliche Schrift von Bischof Porteus, die den Titel führt: „Beweise für die Wahrheit des Christenthums.“ Er las das Buch mit steigendem Interesse und sah bald, daz die christliche Wahrheit doch nicht auf so unsichern Gründen beruhe, als ihn Paine's „Zeitalter der Vernunft“ hatte glauben gemacht. Ja, obschon er noch nicht daran dachte, sein Herz und sein Leben zu ändern, so wurde doch sein Verstand von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, und er ärgerte sich förmlich darüber, daz er sich von Paine's Buch so habe berücken lassen. Als er deshalb eines Tags wieder vor dem flackenden Feuer des Kamins saß und eifrig in den „Beweisen“ las, sprang er plötzlich auf, zog das „Zeitalter der Vernunft“ aus der Tasche

und warf es ärgerlich ins Feuer mit den Worten: „Tom Paine, du hast mich betrogen! Du bist ein Lügner! Fort mit dir ins Feuer!“

Freilich damit war noch nicht viel gewonnen. Eine Befehlung war das noch lange nicht. Aber doch ein Schritt zum Besseren war gethan. John fieng auch an, wieder das Haus Gottes zu besuchen, und zwar gieng er am liebsten in eine wesleyanische Kapelle, in welcher ein eifriger Prediger allsonntäglich die Herzen und Gewissen aufzuwecken und zu Christo zu führen bemüht war. Allmählig fühlte unser junger Freund doch, daß auch ihm der Ruf zur Befehlung gelte, und er fieng an, sich mit ernsteren Gedanken über den Weg der Seligkeit zu beschäftigen. Daß er sich von seinen Sünden zu dem lebendigen Gott bekehren und von Grund des Herzens ein anderer Mensch werden müsse, sah er immer deutlicher ein, und daß es ihm damit auch ein rechter Ernst zu werden anstieg, dafür zeugt sein Tagebuch aus jener Zeit. Denn darin klagt er sich oft aufs bitterlichste seiner Sünden wegen an, seufzt nach Rettung, faßt immer wieder die heiligsten Vorsätze und fleht zu Gott um Erbarmen. Allein er lag an einer Kette, die er nicht zu brechen wußte, und diese Kette hieß — Trunkliebe. Da hälften die heiligsten Vorsätze nichts. Die leiseste Versuchung überwältigte ihn und brachte ihn wieder zu Fall. Zwar die ernste und entscheidungsvolle Zeit, wo er ein eigenes Kaufmännisches Geschäft begründete und zugleich mit einer gottesfürchtigen Jungfrau sich vermählte, schien darin eine bleibende Besserung zu bringen; ja er selbst glaubte, es sei nun für immer gewonnen. Aber siehe, als er eines Tags in eine Gesellschaft kam, wo er sich harmlos der Fröhlichkeit überlassen zu dürfen glaubte, fiel er dem Teufel wieder ins Netz, und er steckte bald noch tiefer als zuvor in der schrecklichen Leidenschaft des Trinkens. Lassen wir aber ihn selbst erzählen.

„In der Stadt, in welcher ich wohne,“ — so sprach er im Jahr 1836 vor einer großen Versammlung in London, bei Anlaß des Jahresfests des Mäßigkeitsvereins, — „in jener Stadt befanden sich zwölf junge Leute, die gewohnt waren, regelmäßig zum Trinken und zu Ausschweifungen aller Art zusammenzukommen. Im Lauf der Zeit gründeten etliche von ihnen ihr eigenes Geschäft und schienen zu Wohlstand und Glück sich emporzuarbeiten; allein ihre alte Gewohnheitssünde ließ nicht von ihnen. Ihr Geschäft gieng rückwärts und endigte mit dem Bankerutt. Acht von ihnen starben vor dem vierzigsten Jahr, und acht, ohne Hoffnung für die jenseitige Welt. Drei Andere ver-

sanken ins äußerste Elend, in die bitterste Armut. Zwei von den letzteren hatten sich früher in den besten und anständigsten Kreisen der Gesellschaft bewegt, und nun leben sie in namenlosem Elend, in Jammer und Verachtung.

„Von Einem jedoch, dem letzten von den Zwölfen, dem schlimmsten von Allen, habe ich noch zu berichten. Er war eine Art Räubersührer unter ihnen, saß bei den Trinkgelagen zu oberst, blieb ganze Nächte beim Glase auf, hielt auch die Andern zum Trinken an, und gieng niemals nüchtern zu Bett. Er war ein Ungläubiger, ein Jünger Tom Paine's in Lehre und Leben, ein Spötter und Lästerer des Wortes Gottes. Daneben war er ein gutmütiger Mensch, gegen Jeden bereit, ihm Dienst oder Gefälligkeit zu beweisen. Endlich verließ er den Ort, schlug anderswo seine Wohnung auf, enthielt sich eine Zeitlang des Trinkens, verehrte sich, und Alles schien sich glücklich und erfreulich bei ihm zu gestalten. Aber statt Gott von Herzen für alle seine Barmherzigkeit dankbar zu sein und über sein Herz sorgsam zu wachen, fiel er aufs Neue in seine Lieblassünden und brachte über sich und seine Familie nichts als Elend und Unheil. Viele seiner Freunde liebten ihn herzlich, weil er in nüchternen Augenblicken freundlich und dienstfertig war gegen Jedermann; aber durch seine Trunkliebe entfremdete er sich die Herzen Aller.

„Da geschah es, daß er einst auf einem benachbarten Dorfe seinem unglückseligen Hange zur Unmäßigkeit aufs Neue sich überließ. Völlig betrunknen und seiner selbst nicht mächtig machte er sich in stockfinstrer Nacht auf den Heimweg, mitten zwischen einer Menge von Kohlengruben umhertaumelnd, von denen viele damals ohne Umzäunung offen gelassen wurden. An ihnen jedoch kam er glücklich vorüber. Aber der Weg, den er gieng, führte über einen breiten und tiefen Kanal. Er verfehlte die Brücke, taumelte den Abhang hinunter und rollte das steile Ufer hinab bis hart an den Rand des Wassers. Er schien verloren. Aber Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, hatte es so gesügt, daß ein großer Stein gerade dort am Ufer lag, der ihn aufhielt. Noch ein einziger Ruck vorwärts — und er wäre mitten in seinen Sünden in die Ewigkeit gerückt worden, um dort zu empfangen, was seine Thaten werth waren. Aber der Arm der göttlichen Barmherzigkeit hielt ihn vom Abgrund zurück; er kam für ein paar Augenblicke zur Besinnung, sah das Wasser unter sich, erschrak, froh so gut er konnte wieder den Abhang hinauf auf

die Straße, ward hier von einem Vorübergehenden gefunden und endlich für die Nacht in einer nahen Schenke untergebracht.

„Diese wunderbare Rettung — sollte man denken — müßte doch einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht haben; aber nein, er sah darin nur einen glücklichen Zufall und fuhr in seinem gottlosen Wesen nach wie vor in unbegreiflicher Verblendung fort. Er sah wohl sein Unrecht ein, erkannte auch, wie seine Geschäfte darunter leiden, wie seine besten Freunde ihn verachteten müßten, und wie er vor Allem über Frau und Kinder großen und schweren Jammer herbeiführe, — das Alles sah er ein und sahste immer wieder gute Vorsätze, aber seine alte Leidenschaft hielt ihn mit dämonischer Gewalt gefesselt. Ein einziger Tropfen Wein, den er kostete, schien jedesmal eine so unwiderstehliche Lust nach dem verderblichen Getränk in ihm zu wecken, daß er nicht eher zu trinken aufhörte, als bis er völlig von Sinnen war.

„Und hier muß ich namentlich Eines Falles erwähnen, wo ihm der Besuch eines jungen Geistlichen zu einem neuen Rückfall gerieth. Derselbe bat nemlich zu seiner Erfrischung um etwas Branntwein und Wasser, und trank es mit sichtbarem Behagen. Gi, dachte der unglückliche Hausherr, wenn ein Geistlicher sich unbedenklich ein Glas schmecken läßt, so kann ja an der Sache nichts Unrechtes sein, — füllte sein eigenes Glas und war bald wieder für lange Zeit hinaus im alten Glend.

„Eines Tags, nachdem er einmal wieder nüchtern geworden war, kam das Gefühl seiner Schuld und seines ganzen Jammers mehr als je wie ein Gewappneter über ihn. Er hielt sich vor, wie viel Gutes Gott an ihm gethan habe, und wie schändlich und schändliche er Ihm mit Undank und Sünde lohne. Er wollte neue Vorsätze fassen; aber da fiel ihm ein, wie oft er das schon versucht habe, und wie er doch immer wieder in das alte Wesen zurückgesunken sei. ‘Ach,’ rief er endlich in aufgeregtem leidenschaftlichem Tone, ‘für mich istts doch nutzlos, Buße zu thun; meine Sünden sind zu groß, als daß sie mir könnten vergeben werden!’ Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, so schien eine Stimme mit heiligem Nachdruck zu ihm zu sagen: ‘Wenn du deine Sünden aufgeben willst, so sollen sie dir vergeben werden.’ Der arme Mann fuhr bei dieser Stimme auf, wandte sich nach ihr um, um zu sehen, wer es sei, der da zu ihm rede, und da er Niemand sah, sprach er zu sich selbst:

‘Wahrhaftig, so weit ist es mit mir gekommen, daß ich den Verstand verloren habe.’ Wie versteinert stand er da, nicht wissend was er denken sollte, bis ihm ein Strom von Thränen das Herz erleichterte. ‘Ja wahrhaftig,’ rief er nun aus, ‘das war die Stimme deines ewigen Erbarmers, die dich noch einmal zur Buße ruft.’ Er warf sich auf die Kniee und schrie, halb erstickt von Schluchzen: ‘Gott sei mir Sünder gnädig!’ Der Unglückliche lag mit zerbrochenem Herzen da. Seine Sünde erschien ihm jetzt schrecklicher als je. ‘Aber jetzt,’ rief er, ‘jetzt gilt es siegen oder ewig verloren gehen!’ Und nun begann ein Kampf, furchtbarer als eine Feldschlacht zwischen zwei kriechenden Heeren. Der Seele Seligkeit stand auf dem Spiel. Es galt, einem gewaltigen, abwärtsreißenden Strom sich entgegen zu stemmen, ja mit Gottes Hülfe stromaufwärts zu dringen. Nun fieng er an, in der heiligen Schrift zu forschen, die er einst so gering geschätz hatte. Und hier fand er, daß auch Sünden, die blutroth und wie Scharlach wären, noch könnten abgewaschen und weiß gemacht werden wie Schnee. Hier fand er, daß es eine allmächtige, allvermögende Gnade gebe. Er enthielt sich aller geistigen Getränke, fieng an, mit den Seinigen Hausandacht zu halten, und schöpfte neue Hoffnung. Aber sein Todfeind war ihm noch immer auf den Fersen und versorgte ihn auf Schritt und Tritt. Und ach, er ward aufs Neue von ihm zu Fall gebracht.

„Nun erschien ihm seine Sünde und Schande entsetzlicher als je, und mit einer Seelenangst, die sich nicht beschreiben läßt, rief er aus: er sei eben zu ewigem Verderben bestimmt, und da helse nun Alles nichts, — er könne seinem Schicksal nicht entrinnen. Und was habe das Leben für ihn denn noch für einen Reiz? Es sei besser, demselben rasch ein Ende zu machen. Schon hatte er das Kastermesser in der Hand, — aber der Geist des Herrn trat dazwischen, und die tödtliche Waffe fiel ihm aus den Händen.

„Gleichwohl konnte der Unglückliche seiner Leidenschaft nicht Herr werden. Tage und Wochen lang mochte es ihm wohl gelingen, nüchtern zu bleiben, aber dann ward es wieder so schlimm als jemals. Alle Hoffnung schien nun verloren. Seine Verzweiflung stieg aber aufs Höchste, als er eines Tags in Folge neuer Unmäßigkeit in eine große körperliche Schwäche verfiel und dem Tode ganz nahe zu sein schien. Sein Seelenzustand war furchterlich, und er fühlte, daß kein Augenblick zu verlieren sei. Noch einmal warf er sich zu

den Füßen seines lang geshmähten Herrn und Heilandes nieder und rief in der höchsten Seelenangst: 'Was ist nütze an meinem Blut, Herr, wenn ich ins Verderben fahre? Wird dir auch der Staub danken und deine Treue verkündigen? Höre, Herr, und sei mir gnädig; Herr, sei Du mein Helfer!' (Ps. 30, 10.) Erschöpft sank er nieder, er konnte nichts weiter hervorbringen. Dieses Gebet wurde erhört, und eine Stimme vom Himmel schien zu antworten: 'Ich will dir helfen, ich habe deine Kämpfe gesehen, und will nun zu deinem Feinde sprechen: bis hieher und nicht weiter!'

„Am gleichen Tage wurde ein Arzt zu Rathé gezogen, um von ihm zu erfahren, ob möglicher Weise irgend ein Heilmittel wirksam genug sei, den Hang zur Unmäßigkeit und Trunksucht zu schwächen oder zu überwinden. Denn der arme Mann hätte sich bereitwillig alle seine Gliedmaßen amputiren lassen, wenn eine solche Operation ihn von seinem Todfeinde hätte befreien können. Der Arzt erklärte, daß, wenn sein unglücklicher Patient sich streng an seine Vorschriften halten wolle, in wenigen Monaten nicht blos die Unmäßigkeit im Trinken, sondern selbst die Lust an starken Getränken verschwinden werde. Ach meine Freunde, hättet ihr dem armen Manne damals ins Angesicht sehen können, als der Arzt solche Worte zu ihm sprach, — hättet ihr sehen können, wie da Furcht und Hoffnung abwechslungsweise auf seinen Zügen sich malte, und wie er den Arzt beim Arme sah und rief: 'O mein Herr, sind Sie auch Ihrer Sache gewiß, daß Sie mir diese Hoffnungsthüre aufthun? Denn wenn dieselbe sich wieder schließt, so bin ich auf ewig verloren.' Der Arzt gab wiederholt sein Wort, daß, wenn pünktlich nach seiner Vorschrift gehandelt würde, die erfreulichsten Wirkungen nicht ausbleiben könnten. Die Medicin bestand in einem einfachen Präparat von Stahl, und wie begierig verschlang der Unglückliche, der so lange der Sklave seiner Trunksucht gewesen war, dieses heilsame Gegengift! Jedes Fläschchen davon aber wurde mit ernstlichem Gebet zu Gott um seinen Segen genommen. Er stieg damit in der ersten Woche des März 1816 an, und setzte die Kur fort bis Ende September; und zum Ruhm und Preis des harmherzigen und treuen Gottes, der seinen Engel gesandt, um dem armen Manne ins Ohr zu flüstern: 'Ich will dir helfen' — ja zu Seiner Ehre sei es gesagt, daß von da an nicht ein Tropfen geistigen Getränks irgend welcher Art über die Lippen des Mannes gekommen ist.

„Die Geschichte, welche ich Euch so eben erzählt habe, könnte fast wie ein Märlein klingen, welches erdichtet worden wäre, um Effekt zu machen; aber jede Silbe ist Wahrheit. Gott sei ewig hoch gelobt und gepriesen, — der Mann, der so wunderbarlich errettet ward, ist nun vollkommen gesund und ein seliger Knecht des Herrn Jesu Christi; ja dieser Mann, der wie ein Brand aus dem Feuer gerettet und aus der Gewalt des Satans erlöst ward, — er steht hier vor Euch! Preiset mit ihm den Namen des Gottes, dessen Güte ewiglich währt!“

So hat John Hall bei Anlaß jenes Jahresfestes im Jahr 1836 geredet, und als man nach seinem Tode ein Kistchen öffnete, worin er seine wichtigsten Papiere aufzubewahren pflegte, fand sich darin unter anderem ein kleines Päckchen mit der Aufschrift: „Was die unaussprechliche Gnade Gottes an John Hall gethan hat.“ Das Päckchen aber enthielt ein Apothekerfläschchen, sammt einem Zettel, worauf folgende Worte geschrieben standen: „Dieses Fläschchen ist eines von den mehr als dreihundert, woraus John Hall im Jahr 1816 ein Stahlpräparat getrunken hat. Er hat es wie ein Mannakrüglein aufbewahrt, damit er dadurch immer wieder an das Mittel erinnert werde, dessen der Herr sich bediente, um seinen Knecht aus der grausamen Wüste, aus der schrecklichen Grube, aus dem Abgrund seiner Lieblingssünde zu erretten. Hoch gepriesen sei der Herr! Diesen Trank hat er sieben Monate lang gebraucht, und vom 19. Sept. 1816 an bis zum 22. Nov. 1836 (dem Tag, wo er dieses schreibt) ist nicht ein Tropfen Wein oder irgend eines geistigen Getränks jemals über seine Lippen gekommen; ja seit den letzten achtzehn Jahren hat er kein stärkeres Getränk getostet, als Thee, Kaffee, oder Milch. Ach, daß alle Welt mit mir den Herrn prieße für seine unaussprechliche Güte.“ — Daß aber der theure Mann auch bis an sein Ende (1860) vor allen Rücksäßen bewahrt blieb und in Kraft des Glaubens und des Gebets den Sieg behielt, das gab ihm täglich neuen Stoff zum Loben und Danken.

Mancher möchte hier fragen, ob denn jene Medizin es gewesen sei, wodurch John Hall von der Trunksucht geheilt ward. Die Antwort ist nicht schwer. Sünden und Leidenschaften, wie die Trunksucht, die Wollust u. c., haben zwei Seiten: eine leibliche und eine geistige. Nach ihrer geistigen Seite sind sie eine schreckliche Kneidenschaft und Gebundenheit des Willens, und davon kann eine Seele

durch keinen Apothekertrank geheilt werden. Da hilft nur gründliche Buße, gläubiges Flehen zum Kreuze Jesu, unablässiges Wachen und Beten. Und dies ist und bleibt immer die Hauptsache. Weil aber eine solche Sünde auch eine leibliche Seide hat, das heißt, weil dadurch auch der Leib geschwächt und zerstört, und in ihm ein stets nagenbes, quälendes Begehrn nach immer neuer Befriedigung der bösen Lust geweckt wird, so kann ein verständiger Arzt durch passende Arzneimittel einem solchen Unglücklichen zu Hülfe kommen, den ngenden Reiz schwächen und mindern, und so dem ernstlich kämpfenden Sieg über die Sünde erleichtern.

So war jene Medicin für unsern John Hall nur ein gesegnetes Hülfsmittel,*)) aber nicht die wirkende Ursache seiner völligen Befreiung von der Trunksucht. Wenn somit eine Seele aus den Sündenketten, womit Satan sie gebunden, ernstlich und aufrichtig erlöst werden will und bei dem lebendigen Gott die rechte Hülfe sucht, da wird sie auch in gleicher Weise, wie John Hall, den herrlichen Sieg gewinnen. Es ist aber nicht zu verwundern, daß Letzterer von jenem unvergesslichen Zeitpunkt an ein eifriger Freund und Verfechter aller Mäßigkeits-Vereine geworden ist und immer wieder darauf den höchsten Nachdruck legte, daß ein Trunkenbold, nicht etwa durch die Mahnung zum mäßigen Genuss geistiger Getränke, sondern einzig und allein durch völlige Enthaltung davon zum Sieg über diese — Leib und Seele zu Grunde richtende Leidenschaft zu gelangen vermöge.

2. Die Früchte des Geistes.

Von jener denkwürdigen Zeit an, die wir eben geschildert haben, war John Hall ein neuer Mensch, eine neue Kreatur in Christo Jesu geworden. Er konnte mit Paulus sagen: „Das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo, hat mich frei gemacht von

*) Wen es interessiren sollte, zu erfahren, was für eine Medicin es denn war, für den fügen wir das Recept bei: — „Eisenphosphat 5 Gran; Magnesia 10 Gran; Pfefferminzwasser 11 Drachmen; Muskatnussgeist 1 Drachme. Dies bildet einen Trank auf einmal; zweimal täglich ein Fläschchen zu nehmen.“ — So viel wir verstehen, sollte dadurch ein Ekel vor geistigen Getränken bewirkt werden. Ohne Beirath des Arztes sollte aber dieses Recept von Niemand gebraucht werden.

dem Gesetz der Sünde und des Todes. . . . So bin ich nun Schuldner, nicht dem Fleische, daß ich nach dem Fleische lebe, sondern daß ich durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödte" (Röm. 8). Von nun an nahm er auch stetig zu in der Gnade und Erkenntniß Christi. Da so groß war die Veränderung, die mit ihm vorgieng, daß manche seiner früheren Genossen das Gerücht aussprechen, er sei vom Verstand gekommen und „toll“ geworden. Wenn ihm dergleichen Gerede zu Ohren kam, so konnte er wohl scherzend sagen: es wäre ihm Nichts lieber, als daß er die Leute „beijßen“ und sie so mit seiner „Krankheit“ anstecken könnte, damit auch sie „toll“ würden wie er. Wer aber auch seine religiösen Anschanungen nicht theilen konnte, mußte wenigstens seinen Charakter achten und bewundern. Er wandelte in allen Stücken unsträflich und untabeilig vor der Welt. In Geschäftsaangelegenheiten war er ein Muster von Pünktlichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit. Besonders hervorstechend aber war seine Bereitwilligkeit, Jedermann zu dienen, so viel in seinen Kräften stand. Wo immer sich eine Gelegenheit darbot, da war er bereit nach Kräften zu helfen. Auch wollte er lieber an zehn Unwürdige einen Liebessdienst verschwenden, als einen einzigen wirklich Hülfsbedürftigen ohne Handreichung von sich weisen. Jeder Leidende oder Unglückliche fand in ihm einen Freund. Dabei war er allezeit bestrebt, das Gute an Andern hervorzuheben, und man konnte in seiner Gegenwart niemals von den Fehlern Anderer reden, ohne von ihm auf eine milde Weise zurechtgewiesen zu werden.

Daß er auch nach seiner Befahrung mit mancherlei Sünde und Gebrechen behaftet war, wußte Niemand besser als er selbst. Vornehmlich war es eine Schwachheit, mit der er stets zu kämpfen hatte: sein rasches und heftiges Temperament. „Ich habe,“ schreibt sein eigner Sohn, „meinen seligen Vater oft mit diesem Fehler kämpfen sehen, war aber oft erstaunt über den vollständigen Sieg, den er immer wieder über sich selbst davontrug. Manchmal sah ich ihn, wenn er seine innere Aufregung fast nicht mehr bemeistern zu können schien, schweigend das Zimmer verlassen, um dann nach kurzer Zeit vollkommen gesäuft und ruhig wieder zurückzukehren. In späteren Jahren ist er über diese Leidenschaftlichkeit so sehr Meister geworden, daß Niemand geahnt hätte, unter was für Kämpfen er sich zu der Sanftmuth und Milde, die ihm allmählig zur anderen Natur ward, hindurchgearbeitet habe.“

Die Quelle, aus welcher er die Kraft zu diesem gottseligen Wandel schöpste, war sein steter Umgang mit Gott. Er war im eigentlichen Sinne des Worts ein Mann des Gebets. Wer ihn einmal in öffentlichen Versammlungen oder bei den Hausandachten im Kreis seiner Familie beten gehört, der konnte es nicht wieder vergessen. Selbst die Gleichgültigsten wurden aufs Liebste ergriffen von der heiligen Inbrunst und Salbung, die in jedem seiner Gebetsworte lag. Und nicht blos zu bestimmten festgesetzten Stunden pflegte er des Gebetsumgangs mit Gott, sondern „stets und in allem Anliegen ließ er Bitte, Gebet und Flehen mit Danksgung vor Gott kund werden“. Auf einsamen Gängen, wie inmitten größerer Gesellschaften, daheim wie auf Reisen, im Werktagsleben mit seinen tausend Zerstreuungen, wie in der stillen Sonntagsfeier, verstand er es, „zu beten ohne Unterlaß.“ Selbst manche Stunde der Nacht war dem Gebet geweiht, und nie legte er sich zur Ruhe, ohne daß er dem Herrn noch die Bitte vorgetragen hätte, daß auch seine Träume geheiligt und mit göttlichen Dingen erfüllt sein möchten. Und wie oft hat er dann am Morgen es dankbar gerühmt, wie der Herr auch diese Bitte gnädig erhört habe.

Dß es dem theuren Manne dabei das höchste Bedürfniß war, fleißig in der heiligen Schrift zu forschen, ist nicht zu verwundern; denn das Wort Gottes lehrte ihn ja allein, um was er zu bitten, auf welche Verheißungen er sich zu stützen, und in welchen Stücken er auf göttliche Erhörung zu hoffen habe. Das Wort Gottes war ihm das unentbehrliche Schwert des Geistes, womit er nach dem Vorbild seines göttlichen Meisters die Anläufe des Bösewichts zurückzuschlagen vermochte. Deßhalb waren stets die ersten und frischesten Morgenstunden täglich dem Bibellesen geweiht. Um aber in der gefundenen Erkenntniß der göttlichen Wahrheit und in der gründlichen Einsicht in den ganzen Zusammenhang des Heilsplanes Gottes immer mehr zu wachsen, hatte er die Gewohnheit, die treffliche Bibel-Auslegung des englischen Gottesgelehrten Scott — ein umfassendes Werk von drei starken Quartbänden — mit unermüdlichem Fleiß zu studieren. Nicht weniger als sieben Mal las er die drei Bände von Anfang bis zu Ende durch, und die vielen unterstrichenen Stellen, sowie die mit Bleistift gemachten Randbemerkungen, zeugen dafür, wie ernst er es mit dieser Lektüre genommen. Auf dem weißen Blatt am Schluß des dritten Bandes schrieb er jedesmal den Tag auf, an

welchem er das Werk wieder zu Ende gelesen hatte. So heißt es einmal: „Ich beendigte das vierte aufmerksame Lesen dieses Werkes den 21. März 1824, und danke Gott von ganzem Herzen, daß dadurch mein Glaube an den Herrn Jesum aufs Neue gestärkt und vermehrt ward. In Ihm ruht alle meine Hoffnung, auf Ihn gründet sich meine Gewissheit der ewigen Herrlichkeit. Möge dies auch die felige Erfahrung aller meiner Kinder und meiner innig geliebten Gattin werden.“ — „Ich stieg das fünfte Lesen am 23. Sept. 1824 an,“ heißt es ein andermal, „Gott preisend, daß er in mir den Hunger und Durst nach dem Brode des Lebens bis dahin beständig erhalten hat. Gott sei gepriesen, daß er mein Leben so viele Jahre hindurch gefristet, — gelobt sei sein heiliger Name, daß er meine Seele unter so vielen Gefahren bewahrt und in mir noch immer die Lust und Freude an seinem Wort erhalten hat. O möge dieses Verlangen, das nicht von der Erde stammt, in mir mit jedem Atemzug wachsen, bis auf meiner Stirne gezeichnet und im Mittelpunkt meines Herzens geschrieben steht: Heilig dem Herrn.“

In späteren Jahren begnügte er sich mit einer einfachen Bibel ohne Erklärungen und Anmerkungen. Sie war und blieb auch sein unzertrennlicher Gefährte, wo er immer gieng und stand, ja fast das einzige Buch, das er noch las. Viele Stellen prägte er noch in hohem Alter seinem Gedächtnisse ein, indem er sie auswendig lernte; während die zahlreichen unterstrichenen Stellen Zeugniß von dem geben, was seinem Herzen jedesmal besonders wichtig und eindrücklich war.

Seine Liebe zum Herrn war brünstig und feurig, und sein Sinn so unablässig auf das Himmliche und Unsichtbare gerichtet, daß er manchmal nicht mehr auf Erden, sondern gleichsam schon im Himmel zu leben schien. „Oft war ich Zeuge,“ sagt sein Sohn, „wie er mitten im Gedränge der Geschäfte, wo jede Störung oder Unterbrechung ihm höchst peinlich gewesen wäre, bereitwillig seine Feder niederlegte und für einige Minuten in ein religiöses Gespräch eintrat, und zwar mit eben so großer Innigkeit und Sammlung, als wenn er eben erst im Gebetkämmerlein von den Knieen aufgestanden wäre. Er pflegte in dieser Beziehung sein inneres Wesen mit einem Gefäß zu vergleichen, in welchem Öl mit Wasser gemengt ist. Schüttle man das Gefäß, so mischen sich die beiden Substanzen miteinander und durcheinander; lasse man sie aber auch nur ein paar

Augenblicke wieder ruhen, so steige das Oel gleich wieder nach oben.“ — Uebrigens hielt sich John Hall an die einfachsten Grundwahrheiten des Evangeliums, und vor Allem an die Person des Gekreuzigten und Auferstandenen. Mit geheimnißvollen und schwierigen Fragen der Theologie hielt er sich nicht auf. Jesus, der Mann der Schmerzen, der barmherzige Hohepriester und mitteidige Freund der Sünder, der sein Leben für uns zum Opfer gab und im oberen Heilighum noch für die Sünder bittet, — dieser Jesus war ihm das Ein und Alles, war ihm stets gegenwärtig und eine heilige lebendige Realität. — „Worauf gründen Sie denn Ihren Glauben an Christum?“ fragte ihn einst ein Mann des Unglaubens. John Hall erwiederte: „Ich habe einen Beweisgrund, dem Sie nichts anhaben können. Ich glaube an Ihn, weil ich Ihn in meinem Herzen fühle und habe, — da ist und lebt Er.“ Auch fand in seinem Hause Jeder, der den Herrn Jesum lieb hatte, die herzlichste und freundlichste Aufnahme, mochte er im Uebrigen einer kirchlichen Partei angehören, welcher er wollte. Namentlich rechnete er sich's zur Freude und Ehre, Diener des Evangeliums bei sich beherbergen zu dürfen. Sektdunkel und Sektenwesen war ihm ein Gräuel. „Mir liegt nichts daran,“ konnte er sagen, „was für einen Kirchennamen Einer tragen mag; hast er die Sünde und hat er Christum lieb, so ist er mein Bruder.“ Manchmal konnte er auch sagen: das Christenthum sei die rechte Freimaurerei; denn die Glieder dieses Ordens, mögen sie auch zu den verschiedensten Ständen, Klassen und Nationen gehören, hätten doch ihre Zeichen, an denen sie sich erkennen und einander sofort als Brüder lieben.

Daz ihm das Haus Gottes eine Lieblingsstätte war, wo er niemals in den Stunden des Gottesdienstes fehlte, ist leicht zu begreifen. Auch von den abendlichen Wochen-Gottesdiensten konnte ihn kein Wetter, keine Anhäufung von Berufsgeschäften abhalten. Sein Grundsatz war: Gott zuerst — dann die Berufspflicht — das Ungeheure zuletzt. Den Sonntag aber weihte er ganz seinem Gott, und keine Schwierigkeit war zu groß, daß er sie nicht im frischen Glaubensmuthe überwunden hätte, wenn es galt, auch seinen Untergebenen den Segen des Sonntags zu sichern. So geschah es, daß er eine der gelesensten und ältesten Zeitungen der Grafschaft Kent käuflich an sich brachte. Bald erfuhr er, daß die Sezler und Drucker auch am Sonntag zu arbeiten gewohnt waren.

Sofort ließ er den Druckerei-Aufseher kommen und erklärte ihm, dies müsse von nun an aufhören. Der Mann erwiederte: das sei unmöglich, indem das Blatt sonst nicht zur rechten Zeit am Montag erscheinen könnte; auch würden die Arbeiter die Offizin eher verlassen, als den Lohn verlieren, den ihnen die Sonntagsarbeit eintrage. „So sagt Ihnen,“ rief John Hall mit Bestimmtheit, „dass ich Ihnen eine Stunde Bedenkzeit lasse; wollen Sie die Sonntagsarbeit nicht lassen, so können Sie Ihren Lohn in einer Stunde bei mir abholen, und ich werde andere Arbeiter zu finden wissen.“ Von diesem Tage an wurde in der Druckerei nie mehr am Sonntag gearbeitet.

An den Liebeswerken der inneren Mission nahm unser Freund, so viel er nur konnte, immer den thätigsten und eifrigsten Anteil. Jahre lang besuchte er regelmäßig das Gefängniß und das Arbeitshaus seiner Vaterstadt, und las und erklärte den Leuten die heilige Schrift. Gelegentlich hielt er wohl auch die Abendandacht mit den Gesangenen, und keiner, der ihn da jemals gehört hat, wird seine herzandrängenden Ermahnungen, seine kindlichen Einladungen zum Heiland der Sünder, seine brünstigen Gebete vergessen können. Doch am liebsten hatte er es mit einzelnen Seelen zu thun, und nicht leicht ließ er in dieser Beziehung irgend eine Gelegenheit, die sich ihm darbot, unbenuützt vorüber. Es war sein tägliches Gebet, dass ihn doch der Herr würdigen möge, Andern zum Segen zu werden. Auf seinem Comptoir, auf den Spaziergängen, im Omnibus, im Eisenbahnwagen, — überall wußte er ein religiöses Gespräch anzuknüpfen, und zwar in so würdiger und freundlicher Weise, dass er selten Anstoß gab, vielmehr gewöhnlich von Leuten jeder Art und Gattung mit Ehrerbietung und Dank angehört wurde. Dabei vergaß er nie, seine Taschen mit passenden Traktaten zu füllen, und wenn er Abends nach Hause kam und der Diener seine Kleider zu bürsten hatte, so fanden sich immer noch in den Taschen dergleichen kleine Büchlein, worin häufig auch noch ein Groschen eingewickelt war, weil er gerne mit der geistlichen Speise auch irgend eine leibliche Gabe den Dürftigen zu reichen pflegte. Es war aber sein fester Grundsatz, niemals einen Traktat wegzugeben, den er nicht zuvor selbst gelesen und genau geprüft hätte; deshalb wußte er auch bei jedem einzelnen Fall aus dem reichen Vorrath von Büchlein, die er mit sich führte, jedem das rechte und für ihn passende darzureichen. Selbst seinen Briefen legte er zuweilen irgend ein kleines Schriftchen

bei, von dem er hoffen konnte, daß es für den Empfänger von Segen sein möchte. Seine Briefe selbst, wenn sie nicht bloße Geschäftsbriebe waren, enthielten immer irgend eine erbauliche oder aus Herz dringende Stelle, die auf den Zustand des Empfängers berechnet war. Ueberhaupt war es das Element seiner Seele, für den Heiland, der ihn selbst wie einen Brand aus dem Feuer gerettet, auf jede erdenkliche Weise Seelen zu werben.

3. „Des Sünder Freund“.

Wir haben noch von dem schönsten und gesegnetsten Liebesdienst zu reden, den der selige John Hall der evangelischen Christenheit erweisen durfte, und für welchen ihm noch Tausende in der Ewigkeit dankbar sein werden. Wir meinen das kleine Schriftchen, das er herausgab unter dem Titel: *Des Sünder Freund*. Es ist ein ganz unscheinbares Büchlein; aber welchen unglaublichen Segen der Herr darauf gelegt hat, läßt sich schon daraus erkennen, daß seit seinem erstmaligen Erscheinen (etwa ums Jahr 1836) gegen zwei Millionen Exemplare verbreitet wurden, und daß es in nicht weniger als dreißig verschiedenen Sprachen übersetzt worden ist. Darunter befinden sich Uebersetzungen ins Französische, Holländische, Deutsche, Lettische, Estnische, Spanische, Portugiesische, Italienische, Malaiische, Neugriechische, Türkische, Bengالية, Canarese, Malayalam (die beiden letzteren Sprachen werden in denjenigen Gebieten Indiens gesprochen, wo die Basler Missionen liegen), ins Telugu, Tamil, Madagassische, Tahitische, in die Yoruba-Sprache, ins Chinesische und viele andere Sprachen und Dialekte. Es gibt wohl wenige menschliche Schriften, die eine so außerordentliche Verbreitung in so kurzer Zeit erfahren haben. Niemand aber ahnte weniger, daß der Herr einen solchen Segen darauf legen würde, als John Hall selbst. Hören wir, wie er dazu kam, diesen Traktat zu verfassen.

Er war gewohnt, täglich in Bogatzky's Schatzkästchen zu lesen und an den kostlichen Betrachtungen, die sich darin finden, sein Herz zu weiden. Eines Morgens kam ihm der Gedanke, es möchten vielleicht diejenigen Stellen, die ihm selbst für sein inneres Leben so förderlich und erbaulich waren, auch Anderen, die sich das Buch nicht zu verschaffen im Stande wären, zu gleichem Segen gereichen.

So entschloß er sich, etliche seiner Lieblingsstellen abzuschreiben und sie in der Form eines Traktats zu unentgeltlicher Vertheilung drucken zu lassen. Er selbst schrieb dazu eine Einleitung mit der Ueberschrift: „Sünder, dies Büchlein ist für dich.“ Zunächst wurden zweitausend Exemplare gedruckt und nach allen Seiten hin verschenkt. Bald aber kamen von vielen Freunden dringende Bitten an ihn um weitere Exemplare, und eine neue Auslage mußte veranstaltet werden. Jetzt aber bestanden etliche seiner gleichgesinnten Freunde darauf, daß er die Druckkosten nicht allein tragen solle, und steuerten mit frei-gebiger Liebe das Thürge dazu bei, so daß die zweite Auslage viel größer gemacht werden konnte als die erste. Auf diese Weise wurde der Traktat bald ein öffentliches Gemeingut und fand eine immer weitere und größere Verbreitung. Eine weitere Auslage folgte der andern. Mittlerweile aber zog der Verfasser die meisten Stellen aus Bogatzky wieder aus dem Schriftchen zurück und fügte statt derselben eigene Gedanken und Erfahrungen ein, wie sie ihm selbst wichtig geworden waren; und so wurde das Büchlein nach und nach mit wenigen Ausnahmen ganz sein eigenes Werk.

In kurzer Zeit nahm die große Londoner Traktat-Gesellschaft, sowie diejenige in Amerika, den Traktat unter ihre Schriften auf, wodurch die Verbreitung derselben in noch höherm Grade befördert wurde. Wie oben erwähnt, folgten auch bald Uebersetzungen in die verschiedensten Sprachen. Und überall, wohin es kam, gieng der Segen des Herrn mit. Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, wurden dadurch zu Christo geführt. Aus allen Ländern der Erde kamen Briefe an den Verfasser, um ihm für den Segen zu danken, den das Büchlein gestiftet habe, und hunderte von Fällen gelangten zu seiner Kenntniß, wo dieser Traktat in Gottes Hand das Mittel zur Bekehrung bald dieser, bald jener Seele geworden. Worin aber lag das Geheimniß der großen und umfassenden Wirkungen dieses Büchleins? Man könnte sagen: in seiner einfachen und direkt auf Herz und Gewissen losdringenden Sprache, — in der Bestimmtheit, womit es den Sünder auf den Sünderheiland und auf Ihn allein hinweist, — in dem heiligen Ernst, der das Ganze durchhaucht, — in der brennenden Liebe zu den Seelen, die man jedem Worte abfühlt. Allein das Gleiche findet man ja auch in andern Schriften, und doch waren sie nicht mit solchem Erfolge gekrönt. Das eigentliche Geheimniß wird wohl in dem brünnstigen Gebet liegen, mit

welchem John Hall jede Zeile geschrieben, womit er auch jede neue Auslage begleitet und jedes einzelne Exemplar weggegeben hat. Von allem Anfang an war das Büchlein im betenden Aufblick zum Herrn geschrieben worden; betend hat er es auch nachmals dem Herrn immer wieder förmlich geweiht. So fand sich nach des Verfassers Tode unter seinen Papieren ein Exemplar der franzößischen Ausgabe, worauf die Worte geschrieben standen: „Dem Herrn geweiht am 15. Juli 1839.“ Daraus lässt sich der Schluss ziehen, daß er jede neue Übersetzung auf ganz spezielle Weise dem Herrn im Gebet geweiht habe. Als ihm einst einer seiner Söhne erzählte, wie er mehr als einmal schon den Traktat an irgend einer Hecke habe stecken sehen, und zwar so, daß die erste Seite aufgeschlagen war, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, da bemerkte der Entschlafene: „Ja, und jedes einzelne Exemplar wurde mit einem Gebet dahin gesteckt.“ Ach, wie viel mehr könnte zur Ehre unseres großen Gottes und zur Rettung verlorener Seelen ausgerichtet werden, wenn wir das Geheimniß des Gebets besser verständen und uns treuer darin übten!

Ob der Traktat: *Des Sünder Freunde*, auch bei allen Niederlagen kleiner religiöser Schriften zu finden sei, wissen wir nicht; aber fehlen sollte er doch nirgends. Freilich herrscht noch bei manchen Christen eine Abneigung, ja ein Widerwillen gegen diese kleinen Büchlein; aber sie gehören eben doch zu den gesegnetsten Mitteln in der Hand Gottes, um bald da, bald dort eine Seele vom ewigen Verderben zu erretten. Sie sind wie Funken, die rechts und links in erstorbene Herzen hineingeworfen werden; — wie aufgehobene Finger, welche eine Seele warnen: siehe zu, daß du nicht verloren gehst; — wie Wegweiser am Wege, welche nach der Stadt des Friedens weisen. Laß hunderte solcher Büchlein umsonst ausgestreut werden, wenn nur eines unter tausend einer Seele zum Leben verhilft! Freilich möge uns das Beispiel John Halls lehren, wie wir den Samen ausstreuen sollen. Das Gebet, mit dem wir einen Traktat begleiten, wird nach der Verheilung Gottes nicht wirkungslos bleiben.

Doch wir müssen wieder zu unserm Freunde zurückkehren, indem wir noch die Schlussseinen seiner denkwürdigen Lebensführung zu erzählen haben.

4. Der Heimgang.

Es war am 22. Mai 1860, daß unser John Hall, obßchon nun ein Greis von 86 Jahren, mit seiner Familie einen Ausflug nach einem benachbarten schönen Punkte am Strande des Meeres zu machen gedachte. Bis dahin hatte er sich so wohl und kräftig gefühlt, daß er noch immer selbst in den von Menschen und Gefährten wimmelnden Hauptstraßen von London ohne Begleiter seine Gänge zu machen pflegte, ja daß er oft allein in seinem Chaischen ausfuhr und mit eigner Hand die Pferde lenkte. So wußte er auch an jenem Tage nichts von Altersschwäche und Gebrechlichkeit. Rüstig wie ein Bierziger wanderte er mit den jüngeren Gliedern der Familie am Meeresufer auf und ab, und freute sich mit jugendlicher Fröhlichkeit der herrlichen Natur, die ihn umgab. „Als wir am Abend die Rückkehr antraten,“ so schreibt sein Sohn, „und mein Vater eben den Wagen wieder besteigen wollte, bewegten sich die Pferde in dem Augenblick etwas vorwärts, da er den Fuß auf den Wagentritt setzte, so daß er rücklings zu Boden fiel. Bestürzt umringten wir ihn und halfen ihm wieder zurecht; er aber erklärte, er sei nicht viel beschädigt, und nahm seinen Sitz im Wagen ein. Aber es fand sich bald, daß er eine schlimme Wunde am Bein erhalten hatte. Eine Zeitlang schien die Heilung glücklich vor sich zu gehen; jedoch eine Entzündung trat hinzu, welche seine Kräfte schnell aufzehrte und seinem theuren Leben ein rasches Ende bereiten zu wollen schien. Nun empfahlen die Aerzte zu seiner Stärkung etwas Wein, aber meine Mutter erklärte sogleich, dazu werde der Kranke sich nun und nimmer verstehen. So wurde denn Bier angerathen. Da rief mein Vater, der in großer Schwäche und scheinbar ohne Bewußtsein dalag, plötzlich mit grossem Nachdruck: „Nimmermehr, nimmermehr!“ *) Merkwürdiger Weise trat bald darauf eine wohlthätige Krise ein, und zum Erstaunen Aller, selbst der Aerzte, erholtete der Kranke sich soweit, daß er nach einigen Tagen das Bett verlassen und bald sogar wieder ins Speisezimmer zum Mittagstisch kommen konnte. Am folgenden Tag

*) Schon viele Jahre früher war John Hall einmal vom Nervenfieber befallen worden, und auch damals hatten die Aerzte etwas Wein als unumgänglich nothwendig zu seiner Rettung verordnet. Aber der Kranke wollte auch da mit seinem Todfeinde nichts zu schaffen haben und rief: „Lieber sterben, als einen Tropfen Wein!“ — und er genaß ohne Wein.

(6. August) sollte er nach Brighton reisen, um Seebäder zu gebrauchen, allein die Anzeichen einer wiederkehrenden Verschlimmerung traten ein, und er mußte aufs Neue das Bett hüten. Von nun an gieng es sichtbar dem Ende zu.

Und wie seine Seele in den gesunden Tagen ihren Wandel droben im Himmel hatte, so war es auch bis zu dem Augenblick der Fall, wo er aus der irdischen Fremdenschaft wirklich in die ewige Heimath gehen durste. Sein Kranken- und Sterbebette war eine Predigt für Alle, die demselben nahen durften, — eine Predigt von der Seligkeit eines durch Christum begnadigten Sünders. Eine Zeitlang zwar versuchte der Widersacher unserer Seelen sein Gemüth mit Zweifeln zu beunruhigen, ob er auch wirklich bei Gott in Gnaden stehe und die Seligkeit zu hoffen habe. Aber diese bange Nacht des Zagens gieng bald vorüber, und von nun an war und blieb es hell in seinem Herzen. „Was würdest Du antworten, lieber Vater,“ fragte ihn einmal sein Sohn, „wenn Jesus Dich jetzt fragte: Hast du mich lieb?“ — Mit ungewöhnlicher Inbrunst erwiederte er: „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe!“ — „Wenn diese Krankheit mich hinüber in die Ewigkeit führt,“ sprach er ein ander Mal, „so hab' ich Nichts zu fürchten; ich bin bereit, ganz bereit. Meine Hoffnung gründet sich nicht auf die Erfahrung einer Stunde oder eines Tages, oder eines Monats, sondern auf die Erfahrung von vierzig Jahren.“ — „Seit vielen Jahren,“ sagte er einmal zu den Steinen, „bin ich auf der Reise nach dem ewigen Vaterland; ach, was wird es sein, wenn diese arme, elende Hülle abgelegt ist, und mein Jesns mich mit weißen Kleidern anhünen wird! Da gibt's keine Bekleidung mehr — keinen Flecken oder Nunzel oder deß etwas — nein, nichts mehr soll mich scheiden von der Liebe Christi.“ —

Als ihn sein Sohn an den Spruch erinnerte, den die Familie am Neujahr gezogen und für das ganze Jahr zur Lösung genommen hatte — an den Spruch: „Erlöst mit dem kostbaren Blute Jesu Christi,“ — da erwiederte der Kranke: „Ich habe seit vielen Jahren jeden Tag gebetet, daß Er kommen und Besitz — ganzen und ungetheilten Besitz von meinem Herzen nehmen möge, daß Er erfaust hat mit seinem Blut.“ — Mehrmals kam die Rede darauf, daß er durch den Traktat, den er geschrrieben, vielen Seelen ein Führer zum Himmel geworden sei, und daß diese Alle nun mit Dank und Freuden ihn bei seinem Eingang in die Herrlichkeit begrüßen würden. „Ach,“

rief er da, „wenn ich nur auf Händen und Knieen in den Himmel kriechen kann, will ich ganz zufrieden sein. Herr, sei mir armen Sünder gnädig, — das ist mein Gebet jeden Tag, ja hundertmal des Tages.“

„Es macht mir schwer,“ konnte er öfters sagen, „daß ich so wenig über meine Sünden bekümmert bin. Ich bin ein großer Sünder gewesen, und ich brauche einen großen, allmächtigen Heiland.“ Als ihm ein Brief vorgelesen wurde, worin ihm eine Dame für die portugiesische Uebersetzung des „Sünderfreunds“ ihren Dank aussprach, hob er beide Hände feierlich in die Höhe und rief: „Gelobt sei der Herr! Gelobt sei der Herr! Gelobt sei der Herr! Wie wunderbar ist es, daß ich armer unwürdiger Knecht meinem Heiland den Lohn seiner Schmerzen durfte einsammeln helfen!“ — „Zu Maidstone,“ fügte er nach einer Weile hinzu, „lebte eine gute alte Frau, der es zu Ohren kam, daß ich einen franken Mann besucht und mit ihm gebetet hätte. 'Was,' rief sie, 'John Hall betet mit einem Kranken? Nun werd' ich an keinem Menschen mehr verzweifeln.'“

Bis in die letzten Tage hinein konnte er es nicht lassen, alle diejenigen, die ihm nahe kamen, zu Christo zu weisen. So sagte er zu seinem Barbier: „Sie werden wohl nicht mehr lange mit mir zu thun haben; hier ist aber ein kleines Schriftchen, das ich vor vielen Jahren geschrieben habe. Der Herr hat es an Tausenden gesegnet; nehmen Sie es, und ich hoffe, es wird auch an Ihnen gesegnet sein. Folgen Sie dem, was darin steht. Suchen Sie Christum von ganzem Herzen. Ich hoffe, ich treffe Sie wieder im Himmel.“

Vom Sonntag den 16. September an verlor er fast gänzlich die Sprache, und es war sehr peinlich zu sehen, wie er sich oft vergeblich abmühte, ein Wort zu sagen. Der Ausdruck seines Angesichts aber und sein sanfter Händedruck gab Zeugniß, daß er stets bei vollem Bewußtsein war. Am Dienstag Morgen blickte er mit unaussprechlicher Liebe seine weinende Gattin an und rief mehrmals verständlich: „Marie! Marie! Marie!“ Kurze Zeit nachher raffte er sich trotz seiner Athemnot nochmals zusammen und rief mit feierlichem Ausdruck: „Jesus! Jesus! Jesus!“ Dieses Aussprechen der beiden Namen, die ihm die theuersten im Leben gewesen waren, und von denen der erste den Gegenstand seiner irdischen Liebe, der zweite

den seiner himmlischen Liebe nannte, war überaus rührend. Denn seit mehr als fünfzig Jahren war sein Herz mit dem Herzen seiner Gattin durch die Bände der stärksten und zärtlichsten Liebe verbunden; seit mehr als vierzig Jahren war der Name Jesu die Lust und Wonne seiner Seele. In dieser gedoppelten Liebe gieng sein ganzes Wesen auf; in ihr war sein Element.

Noch etliche Male konnte man den theuren Jesu-namen von den Lippen des Sterbenden vernehmen. Am Donnerstag Morgen lispele er: „Er ist —, er ist —;“ sein Sohn ergänzte: „Er ist bei mir, Jesus ist bei mir!“ Der Sterbende nickte zustimmend und lispele wieder: „Betet!“ Alle knieten um sein Bett her und flehten inbrüstig, daß Jesus eilend seinen Knecht erlösen und aufnehmen möge in die Versammlung der vollendeten Gerechten. „Amen! Amen!“ konnte man von den Lippen des Sterbenden noch vernehmen, und nach wenigen Stunden eilte seine erlöste Seele in die Arme des himmlischen Sündersfreundes.

Unter seinen Papieren fand sich ein Schreiben, das an seine Gattin gerichtet war, mit der Bemerkung, daß sie es nach seinem Hinschied lesen sollte. „Gräme dich nicht, Theuerste,“ heißt es darin, „daß dein Freund, den du von jeher so zärtlich geliebt hast, nun von dir genommen ist; er wird dir wieder geschenkt werden, wenn die Stunde Gottes da ist. Freue dich aber vielmehr, daß seine Seele erlöst ist von der armen gebrechlichen Hülle, um ewig bei dem Herrn zu sein. Ja, auf ewig, bei dem Herrn! Wenn ich diese Gewißheit ausspreche, so liegt darin, wie ich glauben darf, keine Unmaßung, kein Uebermuth, Nichts, was einem armen, begnadigten Sünder unziemlich wäre. Hat er doch in meinem Herzen schon so viele Jahre hindurch Wohnung gemacht, — Er, der theure, der tausendmal und millionenmal willkommene Gast, — Er, der allezeit die Wonne meines Lebens, die Freude meiner Seele war.

„Der treue Herr, unser hochgelobter und barmherziger Gott wird dich niemals verlassen, noch versäumen. Wir haben ja seine Treue erprobt und erfahren.

„Meine Seele hat lange über meine Sünden in tiefer Buße getrauert, aber Gott hat sie mir vergeben. Ich selbst habe sie mir niemals vergeben, noch habe ich je aufgehört, darüber auf's Tiefste zu trauern; aber Gott sei gelobt, das kostbare Blut Jesu Christi macht rein von allen Sünden, ja auch von meinen Sünden,

blütroth wie sie sind. Und ach, was für eine besondere Gnade ist es, daß ich schon längst von aller Furcht vor Tod und Sterben befreit bin. Ob ich im schweren Lodeskampfe, oder sanft und friedlich sterben soll, — ich weiß, der Herr wird mir ein seliges Sterben aus Gnaden bescheren, und einen andern Willen als den Seinigen habe ich nicht. Ich habe Ihn zu herzlich lieb, als daß ich Ihm nur einen Augenblick mißtrauen sollte." —

Sein Leichenbegängniß war nicht wie das eines einfachen Kaufmanns, sondern wie eines Großen und Edeln in Israel. Tausende folgten dem Trauerwagen, und Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Männer und Frauen strömten herbei, um dem Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Und als am Sonntag darauf einer seiner Söhne, ein geachteter Prediger Londons, ihm die Gedächtnispredigt hielt, blieb kein Auge trocken. Ja, das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen.

Was sollen wir noch hinzufügen? Wir können nicht besser schließen, als mit den eigenen Worten des Entschlafenen, wie sie in „des Sünder Freund“ stehen: „Sünder! Dies Büchlein ist für Dich! Es will Dir Hoffnung und Trost, Freude und Friede geben! Glaube nur an die Bereitwilligkeit Gottes, jedem bußfertigen Sünder zu vergeben; bitte ihn ernstlich um Gnade, und sei versichert, daß, wenn Du wahrhaft bußfertig bist, — anders nicht, — Er Dir (ja gerade Dir) vergeben wird und vergeben will, um seines geliebten Sohnes willen.

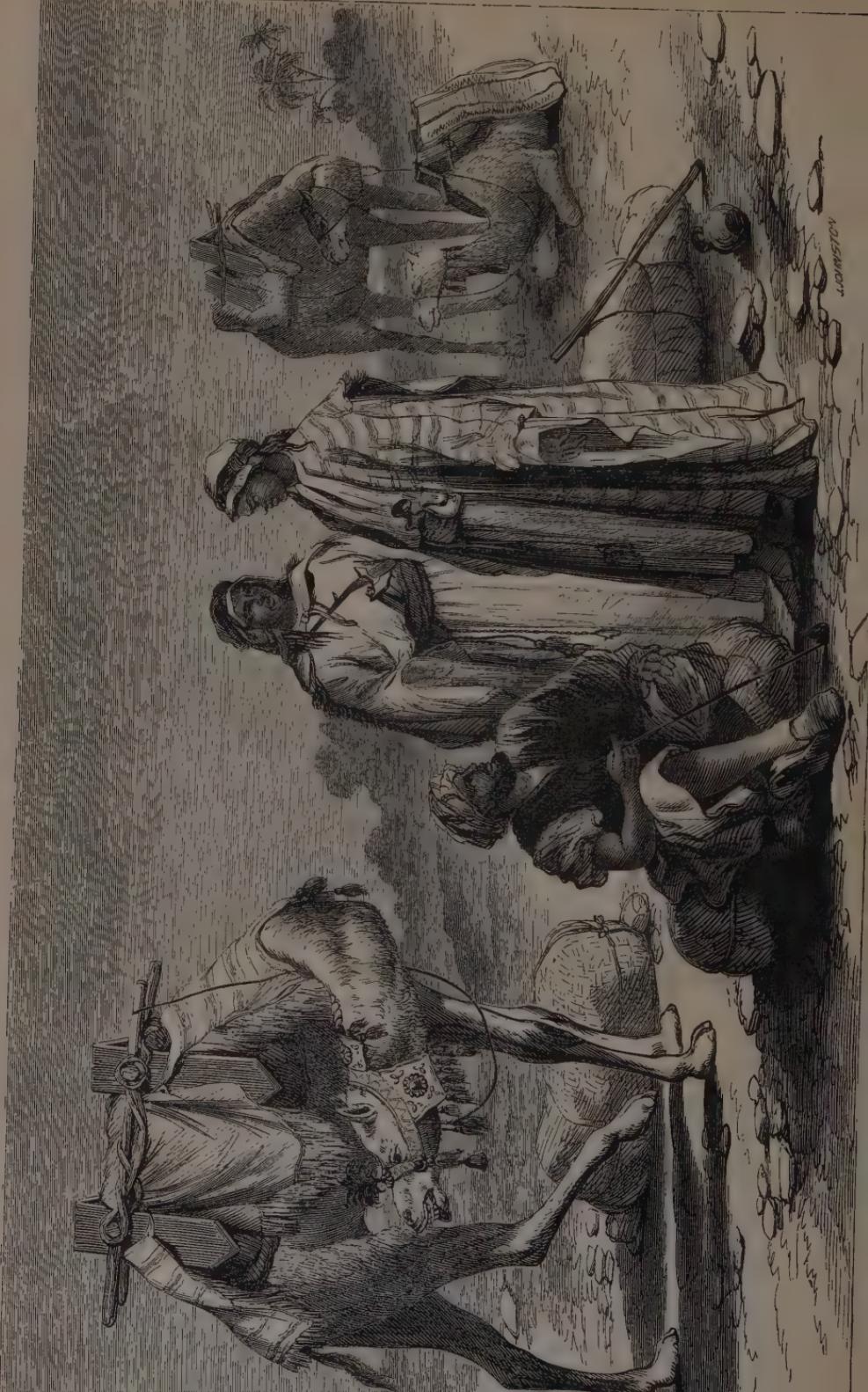
„Nun denn, armer besleckter Sünder, wer du auch seist, oder wie schwer du auch gegen Gott mögest gesündigt haben, blick' empor zu dem Herrn Jesu Christo, und glaube an ihn, und Du sollst gewißlich selig werden; denn Er selbst hat bezeugt, daß er gekommen ist, zu suchen und selig zu machen eben solche Leute wie du bist. Darum thue Buße und glaube an ihn, auf daß deine Sünden durch Sein Blut abgewaschen werden.“

Nedactor: Dr. A. Öpertztag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 Fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Das Land der Nilquellen.

Haben schon die Alten sagten: Afrika hat immer etwas Neues aufzuweisen, so müssen wir nach allen Entdeckungen unserer Zeit den Spruch noch immer wiederholen. Das ist der nächste Eindruck, welchen Capt. J. H. Speke's Bericht von seiner letzten Entdeckungsreise*) auf uns macht.

Es ist nicht unsere Sache, den wissenschaftlichen Werth dieses Buchs zu besprechen, oder über die geographischen Probleme, welche dasselbe theils löst, theils vermehrt, zu verhandeln. Vielmehr wollen wir nur im Anschluß an das, was über Speke's frühere Reise in diesen Blättern gesagt ist (Miss. Mag. Jan. 1861), die Resultate zusammenfassen, welche aus seiner zweiten Reise für das Werk der Mission von Bedeutung sind.

Die Schwierigkeiten, mit welchen die beiden Reisenden Speke und Grant, beides Hauptleute im Dienst der ostindischen Regierung, von dem Tage an zu kämpfen hatten, da sie im Sept. 1860 von Zanzibar aus auf dem Festlande Uza-rāmo gelandet waren, bis sie in's höhergelegene Gebirgsland hinaufsteigen konnten, übergehen wir um so mehr, als solche schon aus jener ersten Reise bekannt genug sind. Die ganze durchreiste Länderstrecke theilt sich nämlich in drei Regionen, von denen die erste und letzte bedeutende Ähnlichkeit mit einander haben, sofern in beiden der Einfluß des Muhammedanismus sich bemerklich macht.

An der Küste nämlich hat der Reisende arabische Handelsleute zur Seite, welche jeden Nebenbuhler mit Misstrauen bewachen, weil

*) Journal of the discovery of the source of the Nile, by J. H. Speke, Capt. H. M. Indian Army. London 1863.

sie die von ihnen durchzogenen Länder bereits als ihr Gebiet ansehen. Speke ließ sich einmal von dem Häuptling Hembe erzählen, wie er dazu gekommen sei, den Franzosen Maizan zu ermorden. Derselbe war vom Sultan von Zanzibar auf jede Weise begünstigt und empfohlen; aber die Araber fürchteten, die ungeheuren Gewinne ihres Elsenbeinhandels mit Fremden theilen zu müssen, und hatten Hembe zu der Uebelthat vermocht. Speke selbst gerieth in vielfache Verwicklungen mit solchen Händlern, deren gewissenlose Raubzüge mit allen ihren Folgen er in der Nähe beobachtet und treu berichtet hat. — Für dieses ganze Land der eigentlichen Neger hat er keine andere Hoffnung als die, daß es einmal von Europäern besetzt und mit einer Regierung wie die indische beglückt werde. Gegenwärtig giebt es dort keinen Staat; es existiren nur kleine Gemeinden unter Häuptlingen, denen Graubärte berathend zur Seite stehen, während der Mganga (Zauberer), bewaffnet mit seinem Kuhhorn und dem Zauberpulver in demselben, auch den mächtigsten Fürsten beherrscht. Die Vielweiberei lässt die Häuptlingsfamilien zu keinem Fortschritt kommen; denn die vielen Halbbrüder kämpfen allenthalben um die Herrschaft und das Erbe. Ebenso unterhält der Sklavenhandel beständige Kriege. Es geht daher Alles wie seit uralten Zeiten weiter: der Neger lässt sein Weib arbeiten, verkauft seine Kinder, knechtet wen er packen kann, und wenn er nicht in den Krieg oder auf die Jagd geht, trinkt er sein pombe (Bananenwein) oder singt und tanzt, um den morgenden Tag zu vergessen. Im Uebrigen hält ihn Speke für so bildungsfähig als irgend welchen Weisen, und wundert sich nur, warum ihm die Elemente der wahren Bildung bis heute noch nicht zugetragen worden sind. Freilich — warum wohl? Wir können nur die Trägheit der Christenvölker anklagen, während wir vor dem Rathschluß Gottes, der hinter dem menschlichen Thun und Lassen liegt, anbetend stillestehen.

Noch eine andere Seite aber bietet uns der muhammedanische Einfluß in diesem Gebiete dar. Es sind das die Wanguana, die besetzten Sklaven, durch welche allein es möglich wird, diese Länder zu durchreisen. In Zanzibar finden sich nämlich Neger aus allen Theilen von Ostafrika, die sich als Träger und Dolmetscher benützen lassen. Nähme man dazu, was sich in Congo mit leichter Mühe zusammenlesen ließe, so hätte man Vertreter aller afrikanischen Stämme, durch welche man auf das Innere wirken könnte. Leider aber sind alle diese Wanguana schon bekehrt, d. h. sie sind zu Muselmanen

gemacht, und haben nun gerade so viel Religion, um von ketnern andern hören zu wollen. Von Lehren und Beten ist dabei keine Rede; aber sie hüten sich zu essen, was der Islam untersagt. Geschossenes Wild z. B. können sie nicht genießen, wenn dem Thier die Halsadern nicht durchschnitten wurden. Sodann sind sie beschnitten, was bei den meisten Stämmen die Wirkung hat, daß sie solche verlorene Genossen nicht mehr aufnehmen. So schützt sich denn damit der arabische Händler gegen das Davonlaufen seiner Sklaven. Mit einem Haufen dieser Wanguana hat Speke die Reise gemacht und wenigstens 18 derselben glücklich bis Cairo gebracht, von wo er sie reich beschenkt nach Zanzibar zurück sandte. Hat er auch keinen wirklich fördernden Einfluß auf sie ausgeübt, so wurden sie doch so anhänglich, daß sie sich alle bereit erklärten, ein ander Mal mit ihm Afrika von Ost nach West zu durchreisen.

Von Uza-ramo, wo die Häßlinge bereits anstiegen, die Reisenden durch Bettelrei und Expressum auszuländern, gieng der Zug durch Ufa-gara, ein Land seiger Schwächlinge, in das schon wildere U-gogo, und dann hinauf in das Land der Mondberge U-ny-a-muezi, das sich bereits 4000 Fuß über das Meer erhebt und einst vielleicht ein größeres Reich gebildet hat. In Uzinza fanden sich auch schon zwei Wahuma-Häßlinge, ein Name, der bald erklärt werden soll. Hier waren Bündhölzchen ein besonders begehrtes Geschenk. Man war nun am Süden des Nyanza See's angelangt, von wo das Hochland Karague bald (Nov. 1861) erreicht wurde.

Karague ist ein schönes gesundes Bergland im Westen des See's, welches wohl zu 5000 Fuß ansteigt und abendwärts in den Ruanda-Gebirgen einzelne Gipfel von 10000 Fuß Höhe aufweist. Hier nun ist endlich eine Regierung zu finden, und zwar stellt sich der König Rumaniaka als ein stattlicher Herr vom schönsten abessinischen Typus und fast riesiger Größe vor. Wir sind nämlich hier aus dem Negergebiet in die Reiche der Wahuma eingetreten. Wahuma heißen die Abkömmlinge semitischer Stämme, welche, wie einst die Hyksos in Aegypten, als Hirtenvölker in diese Berge eingedrungen sind und die ursprüngliche ackerbauende Bevölkerung unterjocht haben. Speke hält sie unbedingt für abessinische Stämme, welche er aber von den Gallas nicht unterschieden wissen will. Sie selbst haben manche alte Sage, wie z. B., daß sie einst halbweiss, halbbraun aussahen, die eine Hälfte des Haupthaars schlicht, die andere wollig war; sie fühlen

sich zu den Weisen hingezogen, vom früheren Christenthum ist aber keine Erinnerung mehr übrig. Doch gieng eine Rede von einem Amarastamm, welcher noch eigenthümlich christliche Ceremonien vertrichte, vielleicht auch den Namen Jesu ausspreche, jedenfalls ohne Verständniß. Rumanika selbst glaubte an keinen Gott, aber an die Wirksamkeit von Kuhopfern und dgl. In liebenswürdiger Weise erzählte er, durch welche Wunder ihm die Krone, um die er natürlich mit Halbbrüdern zu kämpfen hatte, zugesichert wurde. Er habe z. B. gewagt sich auf einem gewissen Fleck seines Reiches niederzusetzen, der die Eigenschaft habe, sich ungeheuer zu erheben, wenn ein Thronerbe darauf zu sitzen komme. Ist der Erbe den Geistern angenehm, so lassen sie ihn, nachdem er die Wolken erreicht hat, sammt dem Lande langsam zurückstinken; wenn nicht, so berstet der elastische Hügel, und der Hocherhabene wird zu Stücken zerschmettert. Auf die Frage, ob er — Rumanika — es droben kalt gefunden habe, sagte er erst ja, nicht ohne über den drolligen Einsfall zu lachen; doch wurde er daran wieder irre, denn natürlich: je näher der Sonne, desto heißer. Aber die Sonne — ist die alte, die morgen aussiegt? oder kriegt jeder Tag eine neue? Woher auch die verschiedenen Gesichter, die der Mond uns entgegenbietet? Das sind so einige der Fragen, die er an den Weisen richtete. Er war wirklich etwas lernbegierig, und froh an dem gelehrten Besuch. Auch mittheilsam zeigte er sich in allem, was Speke interessiren konnte. Der hörte dort von Ruanda, wo Pygmäen auf den Bäumen wohnen sollen; von einer andern Menschenart die als furchtbare Ungeheuer beschrieben wurde, welche sich nur zeigen, wenn Weiber vorübergehen, und diese dann zu Tod drücken; von Wilyanwantu, Kannibalen weiter im Westen, welche „ihre Kühe begraben und Menschen fressen“, die keine andere Nahrung als Menschenfleisch genießen oder solche jedenfalls mit Menschenfett schmelzen u. s. w. (Auch Petherick, der Konsul in Chartum, hat 1858 von solchen gehört; er heißt sie nyam nyam „Frissfrisch“).

Gerne hätte Speke ein paar von des Königs Kindern nach England mitgenommen, um wieder aus ihnen zu machen, was ihre Vorfahren einst gewesen seien; und der König war nicht abgeneigt. Denn die Nachricht von dem Buche, das die Wazungu (die Weisen) so groß gemacht, übte einen eigenthümlichen Reiz auf ihn aus. Am Ende kam es aber doch nicht dazu. Der wunderbaren Erziehung, welche den Königstöchtern dort zu Theil wird, sah Speke wiederholt

zu. Ihre höchste Pflicht ist von klein auf, möglichst viele Milchböpfe zu leeren; unter diesen sijen sie nackt und werden mit dem Stock zu eifriger Erfüllung ihrer Aufgabe angehalten. Dadurch wird denn eine unsörmliche Fettmasse erzielt, welche den Weibern das Gehen, ja das Aufrechtstehen unmöglich macht; acht Mann stehen daher bereit, zu irgend welchem Bedürfnis die Damen vors Haus hinauszutragen. Speke hat die Dimensionen eines solchen Fleischkolosßen von Königin gemessen; der Umfang des Arms belief sich z. B. auf 1 Fuß 11 Zoll, des Schenkels auf 2 Fuß 7 Zoll u. s. w.

An der Sicherheit, mit welcher sein Gast Rhinoceross niederschoß, an allen seinen Geschenken und Mittheilungen hatte Rumania die größte Freude, wie er sich auch königlich zeigte in den angebotenen Gegengeschenken, welche Speke jedoch nicht annahm. So geistlos es auch Allem nach in Karague hergeht, bezeugt doch der Reisende, daß daselbst das Wahumablut als überaus kostbar in jeder Weise geschont wird. Ein Missionssfreund kann sich kaum des Wunsches erwehren, es möchten bald einige Friedensboten in jenes Land geschickt werden; wenn nur nicht anderseits die Erfahrung lehrte, daß das einmalige Schicken nicht hinreicht, sondern eine Operationsbasis und sichere Verkehrsmittel zur Fortführung der Mission unentbehrlich sind. Und in dieser Beziehung sind die Aussichten trübe genug. Handen die Reisenden es schon schwer, von Osten her ins Hochland zu bringen, so zeigt das nächste Reich, das sie beschreiben, wie bedenklich der Weg von Norden her ist.

Denn es galt nun, von Karague nach Uganda zu reisen, dessen König Mtesa Leute sandte, um Speke abzuholen. Und zwar ihn allein; denn Grant war frank, und ein Kranker darf nicht nach Uganda. Was ist nicht Alles dort verboten und geboten! Es ist ein Reich der Formalitäten, der ausgebildetsten Etikette; auch ein Esel muß Hosen tragen, wenn er hinein soll; dem Europäer wurde zu den Hosen noch ein Unterrock empfohlen. Wie ist nur das „Nyanzig“-Wesen dort in seiner Mannigfaltigkeit so genau festgesetzt, jenes hündische Hinkriechen und Anbeten und die ganze Verhaltungsweise vor dem König und den Oberen! Man möchte lachen, wenn es nicht eine so ernste Seite hätte. Wer beim Herankriechen auch nur einen Zoll seines Fußes entblößt, hat sein Leben verwirkt, — während alle weiblichen Dienstboten im Palast ganz nackt einhergehen. Sieht aber ein Mann des Königs Frauen, berührt er nur durch Zufall dessen

Thron oder Kleider; oder träumt es dem König, daß sein Vater jemand todt haben will, so führt der Scharfrichter ihn bald hinaus, und von Gnade ist keine Rede. Bei der Krönung des Königs werden alle seine Brüder, zwei ausgenommen, verbrannt; die Erhebung Mtesa's bereitete mehr als 30 Prinzen dieses Loos. Speke hatte dem Gerüchte, daß sein Einzug Etlichen das Leben kostet werde, keinen Glauben geschenkt. Er hatte Grant zurückgelassen und nahte sich nun der Residenz. Der König war über diese Aussicht so erfreut, daß er alsbald „50 große und 400 kleine Leute“ hinrichten ließ: denn wer anders als seine Untertanen konnte schuld daran sein, daß bisher kein Weißer zu ihm gekommen war! Wir mögen diesen ersten Besuch eines Europäers für noch so unbedeutend halten, — Gott muß doch seine Absichten dabei haben, wenn er zuläßt, daß derselbe 450 Unschuldigen das Leben kostet!

Durch ein schönes Land, in welchem Speke sich gerne länger umgesehen hätte, wenn nicht des Königs Ungebärd Eile geboten hätte, giengs nun nach Bandawarogo (Febr. 1862), wo auf einem Hügel, umringt von gewaltigen Hütten, wie bisher noch keine sichtbar gewesen waren, des Königs Palast stand. Die Audienz verzögerte sich durch allerhand Formalitäten; alle Geschenke mußten, sorgfältig in Zeuge gewickelt, vorausgetragen werden. Speke hatte Zeit gehabt, sich über die Art seines Aufstretens zu besinnen. Er beschloß, von Anfang an als Bana (Lord) einen hohen Ton anzuschlagen, wollte also nicht, wie es die Etikette erforderte, auf dem Boden kauernd warten, sondern lehrte noch im letzten Augenblick zornig um. Man schickte ihm nach, der König werde nicht essen, ehe er ihn gesehen. Da bedang er sich aus, auf einem eisernen Schemel, den er mitgebracht, sitzen zu dürfen, und wurde nun endlich vorgestellt. Weil aber niemand reden durste, er werde denn gefragt, auch alles Aufheben der Augen gefährlich war, da der König seine nackten Weiber um sich hatte, saßen sich die beiden Herren eine ganze Stunde lang gegenüber, und sahen einander an. Der König redete zu den Nächststehenden über den Hut, den Schirm und die Kleidung des Ankömmlings, stand endlich vom Throne auf und schritt in lächerlich nachgemachtem Löwengange hinaus, sein Frühstück einzunehmen. Die ungemeine Schwierigkeit des Gesprächs verminderte sich später nach Entfernung der Weiber; es kam aber nur zu thörichten Fragen über den unverständlichen Gebrauch der vielen Geschenke. Später begnügte sich Speke, nachdem er seine

Würde gewahrt, mit dem Sitz auf einem Grasbündel; der König aber ließ gleich die geschenkte Glinte von seinem Pagen versuchen, welcher auch den nächsten besten Mann damit niederschoss, ohne daß dies (den Weißen ausgenommen!) irgend jemand störte, und sich dann sehr befriedigt über das Gewehr aussprach. Zu seinem eigenen Gebrauch ließ es der König erst mit einem mächtigen Zauber vervollkommen.

Indessen hörte Speke von dem Hof der Königin Mutter, wo es weniger steif zuging, und wo schlüpfrige Unterhaltung und entsetzliches Pombe-Trinken an der Tagesordnung war. Aber es war und blieb ungemein schwierig, mit den Leuten zu verkehren; durfte doch bei Todesstrafe Niemand vom königlichen Stammbaum reden, noch die eroberten oder benachbarten Länder nennen, noch überhaupt ohne Erlaubniß des Königs Gäste besuchen. Das Intriguenspiel zwischen den zwei Höfen führte zu keinem Ziel; was unsern Reisenden dem König am nächsten brachte, war seine Schützenkunst. Diese reizte den Fürsten so sehr, daß er die Etikette verabschobete und von Speke zielen lernte. Aber es war ein kostspieliger Aufenthalt; der König wollte immer neue Geschenke, kleidete sich damit in europäischer Weise und bettelte täglich; überdies ließ er seinen Gast Nachts bestehlen. Zu Gegengeschenken zeigte er keine Lust; wohl waren die 45 hungrigen Begleiter, die Wanguana, angewiesen, sich Bananen und Pombe zu nehmen, wo sie's fänden, sie kamen aber darüber in allerlei Nöthen und Händel. Dazwischen paradierte der König seine Truppen vor dem Gast, und kriegte ihn daran, ihm aus Pombe einen Brantwein zu distilliren. Seinen Fragen und Bitten aber um Auskunft über den Weg nach Norden und baldige Entlassung schenkte Mtesa kein Gehör.

Es war ein grauenhaftes Leben am Hofe dieses Wahumafürsten! Täglich führte man zwei bis vier Weiber des Königs zur Hinrichtung. Mit dem schmerzlichen Rufe: o mein König! o meine Mutter! folgten sie dem Henker hinaus, ohne daß irgend Jemand sich ihrer annahm. Um jeder Kleinigkeit willen wird dort dem Schuldigen durch eine zugespitzte Keule der Nacken zerschlagen und dann das Fleisch mit scharfem Gras den Bögeln zur Speise zerstückt. Einmal waren es dreißig Weiber, die der Strafe verstießen; da wagte es Speke, eine derselben loszubitten. Auch dem Sohn des Schafrichters (eines hohen Kronbeamten) hat er das Leben durch seine Fürbitte gerettet. Sonder-

bar — fast beschämend für den Europäer — war eine Scene: Ein Knabe von 16 Jahren drohte einmal den König zu tödten, der nur durch die vorgehaltene Flinte sein Leben rettete. Der Knabe hatte ihm derb vorgeworfen, er sei ein Tyrann, der ungerechte Hinrichtungen anordne, — und dieser Hochverräther wurde nicht am Leben gestraft, sondern entkam mit einer Geldstrafe! Einmal fuhr der König mit Speke auf dem Nyanza herum; wenn das Boot zu sehr rollte, hielt er sich am Bart seines Gastes fest. Man landete auf der Insel, wo der Hauptzauberer der Tiefe wohnt, und pflegte der Jagd. Da wagte es eine der begünstigtesten Gemahlinnen, eine Frucht zu pflücken und dem Könige zu überreichen. Sogleich befahl er ihre Hinrichtung. Sie ergab sich aber nicht in ihr Loo, sondern schrie und flehte, rief auch den Mzungu (Weisen) um seine Fürbitte an. Der Fürst im höchsten Zorn schlug ihr den Stab über den Kopf, bis Speke es nicht länger anzusehen vermochte und des Königs Arm festhielt. Darauf lachte derselbe und ließ sie los; Alles aber lobte nun den Mzungu, daß er Gerechtigkeit handhabe, wie ein König in seinem eigenen Lande. Dafür wurde Niemand gestraft; ein Page aber, der eine Botschaft Speke's falsch überbrachte, verlor darüber seine beiden Ohren: er hätte sie besser brauchen sollen. — Es ist uns noch Vieles unverständlich in diesem Uganda; das Gesagte möge hinreichen, die Christen zu neuem Lob und Dank für das stillsche geruhige Leben aufzufordern, das ihnen Gott durch „mangelhafte“ Regierungen und unsere ganzen Zustände bereitet hat. „Unerträglich“ kann dieselben doch wahrlich nur der Undank oder die Unwissenheit schelten.

Kinder von hier mitzunehmen, um sie später mit geistlichen Gaben in ihr Vaterland zurückzusenden, wäre hier sehr angelegt gewesen. Allein es wollte sich nicht machen, wenigstens nicht mit Knaben. Freilich gab die Königin Mutter dem Reisenden zwei junge Mädchen, von denen die Größere weinte, die Kleinere lachte, als sie dem Fremdling in sein Zelt nachfolgten. Dort aber war auch gerade keine Schule für junges Volk; Alles besuchte ihn, um seinen Kaffee zu kaufen (so allein wird die Kaffeebohne im Innern Afrika's genossen), seinen Pombe zu trinken, und ihm zu schmeicheln. Wer stahl, that es nur zu Gunsten des Königs; denn europäische Waaren durften in keines Unterthanen Besitz gesunden werden. Daneben gab es so viele Nöthen mit der Dienerschaft, so viele Intrigen unter den Mädchen, daß Speke sich ihrer gern irgendwie entledigte.

Wenn er nur endlich vorwärts käme! Es wurde Mai (1862), ehe Grant nachgetragen werden konnte, und Juli, bis die Erlaubnis zum Weiterziehen ertheilt wurde. Diese kam endlich — und zwar aus dem einzigen Grunde, weil Mtesa hoffte, für seine werthvollen Gewehre leichter Schießbedarf zu bekommen, wenn eine Straße nach Norden geöffnet würde, als wenn die Weisen auch forthin durch Kumanika's Land zu ihm reisen müßten.

Es gieng nun abwärts, der Senkung des Hochlands entlang, welches gegen Norden allmählig abfällt. Alles floh vor den verschrienen Gästen, deren Eskorte überall plünderte und daher auch von bewaffnetem Widerstand zu leiden hatte. Am 21. Juli erreichte man den Nil, — es war ein herrliches Land, voller Elephanten, Löwen und Antilopen. Dort an den Kipon Wassersäulen, von denen Speke sich kaum losreißen konnte, hat er sich ausgedacht, wie schön es wäre, an diesem Ausfluß des Nils aus dem Nyanza-See zu wohnen mit einer Familie, einem Garten und einem Boot. „Welch ein Platz für Missionare! Sie könnten nie Hunger leiden in diesem reichen Lande!“ Für Einstedler mag sich eine solche Stelle prächtig eignen; Missionare aber müßten sich doch niederlassen, wo Menschen beisammen wohnen. Indem wir jedoch von Uganda Abschied nehmen, können wir wenigstens die Hoffnung nicht unterdrücken, daß der Weg in dieses Land nicht blos gefunden worden ist, um dem Tyrannen des Landes Schießpulver und Branntwein zuzuführen!

Die Reisenden versuchten nun, in das dritte der Wahuma-Reiche, Unyoro, auf Booten einzudringen. Der Argwohn von dessen Einwohnern, und die Gewaltthätigkeit der Waganda (Leute von Uganda) führte aber zu einem blutigen Zusammenstoß auf dem Strom. Man mußte umkehren und auf dem Landwege die Grenze überschreiten. Hier nahm nun schon die Vegetation bedeutend ab; die Mondberge mit ihrer Anziehungskraft für den Regen lagen alle hinter den Reisenden. Je näher man Aegypten kommt, desto kleiner wird das Gras. Es tritt hier ein dritter Wahuma-König auf, *Kam rasi*, der sich vor den Reisenden fürchtete, weil sie als Kannibalen verschrien waren; und daß sie sich die untern Vorderzähne nicht ausrißsen, schien doch unerträglich. Während er zwischen Furcht und Hoffnung schwiebte und lange in seinem Zaußerrohre schaute, kehrte die Eskorte der Waganda nach Süden um; mit ihnen desertierte auch die Mehrzahl der in Zanzibar angeworbenen Wanguana. Erst am 9. September

wurde den Reisenden der Zutritt gestattet, nachdem sie sich schon bereit erklärt hatten, nöthigenfalls ihre Haut schwarz zu färben, falls sich der König vor der weißen Farbe fürchte. Seine Habfucht gewann am Ende den Sieg über seinen Überglauben; er gewährte den Fremden eine Audienz in einer eigens errichteten Hütte. Daß sie nicht in den Palast kamen, war ihnen keine Strafe; denn dieses Volk von Unyoro ist so roh und unreinlich, daß man fast nur auf Stelzen in den Königshof gelangen könnte, wo natürlich auch Kühe gehalten werden und den Kälbern kein Zimmer verschlossen bleibt. Das erste, was Kamrafi erreichte, war, daß er Speke seinen Chronometer abhettelte oder abpreßte; so schwer diesem auch das Opfer fiel, es ließ sich nicht abwenden. Der Schlag der Uhr galt natürlich auch hier für die Wirkung eines inwohnenden Gottes; zum Aufziehen wurde sie Abends Speke zurückgeschickt, bereits eines Zeigers beraubt. Furchtbarlich war dann der Gegenbesuch des Königs; was er nur sah, verlangte er augenblicklich, Musketovorhänge, Sertant, Thermometer &c. Alles wollte er haben und wunderte sich, wenn ihm nicht sogleich Folge geleistet wurde. Er klagte auch über Nebelbefinden, worauf ihm mit Pillen und einem Tränklein gedient wurde; was natürlich zur Folge hatte, daß er auch von allen Arzneien einen Theil haben wollte, — getrennt oder zusammengeschüttet, darauf kam es ihm nicht an. Er schied endlich, nicht ohne noch um ein Abschiedsgeschenk zu bitteln, was ihm abgeschlagen wurde. Man versuchte zulegt Grobheit mit dem schwachen Manne, und kam damit etwas besser durch.

In Unyoro werden die Brüder des Königs nicht getötet, sondern nur unter seinen Augen als Gefangene gehalten. Kamrafi hatte eben Krieg mit einigen von ihnen und wünschte sehr, die weißen Schützen in demselben zu verwenden. Davon wollte aber Speke nichts hören: er habe das nicht für Rumanika gethan, auch ihm werde er hierin nicht dienen, sonst würde seine Königin mit ihm zürnen. — Alle Milch wird in dem Palast verbraucht, um Frauen und Kinder fett zu machen; jede Schwester des Königs hat zu diesem Zwecke ihre 10—12 Kühe und erfüllt ihre Pflicht mit solchem Erfolg, daß vom Gehen keine Rede mehr sein kann. — Verglichen mit Mtesa ist übrigens Kamrafi ein milder Regent. Nur selten wird Einem mit der geschrägten Keule der Nacken zerbrochen, ehe man ihn in den Nyanza wirft; die meisten Vergehen werden mit Schlägen erledigt.

Ein Hauptanliegen des Königs war, ein Mittel zu bekommen, das ihn stärke und sein Leben verlängere; sodann eines, das ihm das Herz seiner Unterthanen gewinne. Darauf meinte Speke, er wolle ihm Missionare schicken, welche durch Unterricht im Lesen und Schreiben seine Unterthanen heben würden; nur brauche das Mittel nicht ein, sondern zehn Jahre, ehe es seine ganze Wirkung thue. Kamrafi zeigte sich sodann bereit, zwei Knaben zur Erziehung nach England zu schicken; weil er aber blos gewöhnliche Negerknaben anbot, wollte Speke sich nicht dazu verstehen, es müßten seine eigenen Kinder sein. Doch das hielt der König für unmöglich, sie seien bloße Butterballen und noch zu klein, die Heimath zu verlassen. Einmal zeigte ihm Speke eine Bibel und erzählte ihm die Anfänge des Menschengeschlechts, von Adam und Noahs drei Söhnen. Der König ließ sich dann das Buch reichen und zählte, soweit seine Geduld reichte, die Blätter desselben, weil er meinte, ihre Zahl sei der der Weltjahre gleich.

Im November 1862 durfte Speke endlich weiter reisen und zwar im Boot, mit bedeutend erleichtertem Gepäck. Es gieng nun auf Gani zu; unterwegs machte man noch allerhand wunderliche Bekanntschaften. Hatte man in Unyoro von den Kannibalen im Westen gehört, und von gehörnten Hunden ic., so begegnete hier ein Gouverneur, der alle ihm geborenen Kinder in den Nil wirft; sinken sie, so müssen sie einen andern Vater haben, schwimmen sie, so werden sie wieder aufgefischt und dürfen leben. Männer und Weiber gehen gleich nackt, nur mit Federn, Fasern und Metallschmuck ausstaffirt. Die gemeinen Leute waren erst überaus erschrocken über den Fremdling, wurden aber gastfreudlich und zutraulich, wenn sie sich überzeugt hatten, daß er nicht auf Raub ausgehe.

Armes Volk, zerrissen, geplündert und zertreten (Jes. 18, 2) seit Menschengedenken! Wir treten nämlich hier in den Gürtel des muhammedanischen Einflusses ein, der die Wahuma-Reiche im Norden umschließt. Am 3. December war's, daß unsere Reisenden in Madi ($3^{\circ} 10'$ nördl. Breite) das Lager Pethericks, des britischen Konsuls von Chartum, erreichten, der in England Geld gesammelt hatte, um Speke entgegen zu gehen. Es scheint aber, daß derselbe 1—2 Grad weiter im Westen gewinnreiche Geschäfte machte, während sein Lager einem ägyptischen Offizier Muhammed anvertraut blieb. Mit Freudenschüssen und Fahnen schwingen begegneten sich die

beiden Jüge. Muhammed umarmte Speke, der sich aber seinen Küssen entzog und Zeit brauchte, über die Sachlage erst klar zu werden. Da standen also 200 Türken; so hießen sie, waren jedoch mehr Nubier und Sklaven aller Art, erträglich exercirt, unermüdet im Trommeln und Pfeifen, und scheinbar alle dem Dienst der Reisenden ergeben. Doch konnten sie nichtogleich ans Weitermarschiren denken; sie hatten hier Weiber genommen und Korn gepflanzt, und eben warteten sie auf die Ernte. An Aussichten fehlte es nie, um den Aufschub zu entschuldigen. Der ließ nun Speke einen Blick thun in die dortigen Verhältnisse. Er stieß einmal Nachts auf die Bevölkerung eines Dorfes, die eben ihre unbeschreiblich unzüchtigen Nachttänze aufführte. Doch ruhige Einwohner waren nur in der Ferne zu finden. In der Nähe des Lagers wanderte Alles aus; die Leute nahmen ihre Hütten auf die Köpfe und trugen sie in den Wald; denn mit jedem Tag wurden die Türken unerträglicher und grausamer, indem sie entweder Elsenbein zusammenraubten, oder Plünderungszüge nach Sklavenmädchen unternahmen. Wenn das unter der nominellen Aufsicht eines europäischen Konsuls geschieht, lässt sich leicht denken, wie die eigentlichen Negypter und die Abenteurer aller Nationen dort hausen mögen!

Am 11. Januar 1863 zogen die Reisenden endlich weiter und zwangen dadurch die Türken, ihnen zu folgen. Natürlich plünderten diese auf dem ganzen Weg, und Speke fand diese Strecke seiner Reise geradezu noch schwieriger, als das erste Drittheil derselben. Denn nichts könnte entmutigender sein, als ganz vom Raube leben zu müssen; dagegen sei es ein kleineres Uebel, sich von Negern berauben zu lassen. Dorfbewohner, mit denen er da und dort zusammentraf, wunderten sich über die Maßen, was für ein Herr er doch sei! Denn ehe er kam, hatten sie noch nie erfahren, was es heißt, etwas geschenkt zu bekommen, außer Schläge!

In Gondokoro gieng die Entdeckungsreise zu Ende. Da begrüßte ihn der erste Landsmann Baker, der bekannte Elephantenjäger von Ceylon, der ihm nun die erste Nachricht vom amerikanischen Kriege und andern Weltereignissen entgegenbrachte. Auch drei holländische Damen waren Speke in einem Nil dampfer soweit entgegengereist, hatten aber durch Krankheit gendächtigt sich nach Chartum zurückzubegonen. — Was Speke von der östreichischen Mission erzählt, deren schönes Haus und Kirche in Gondokoro, sowie die Hütte mit dem

Kreuz in Kitsch (weiter abwärts am Nil), er nicht ohne Wehmuth beschaut hat, dürfen wir nicht übergehen. Nach ihm wären in 13 Jahren (seit 1849) 20 Missionare auf diesen fernen Posten abgeschickt worden, von denen 15 starben, ohne daß eine Seele sich bekehrte. Alles Volk um sie her war und blieb träge und bettelarm; und das besonders darum, weil keine Sicherheit für das Eigenthum zu finden war. Uebrigens wurde den Missionaren vom Volke nie unfreundlich begegnet; besonders zeigten sich die Bari-Leute in Gondokoro anfangs zuvorkommend und hoffnungsvoll. Später sollen die Ein gebornen die Missionare sogar verflucht haben, weil ihr Erscheinen auf diesem Fleck die Händler nachzog, welche nun rechts und links rauben und plündern. Die Missionare aber, behauptet Speke, seien nicht am Klima (das ihm gesund schien, wie er auch die ganze Reise in Luchkleidern zurücklegte), sondern an Thatlosigkeit gestorben: „Sie hatten keine Beschäftigung, aßen, tranken, rauchten und schliefen, bis der Tod sie wegraffte;“ daher die östreichische Regierung die drei Überlebenden (zwei waren Krankheitshalber heimgereist) abgerufen habe.

Diese Nachrichten scheint Speke von einem der drei übrigen Priester, den er Herr Moorlan heißt (vielleicht Möhrlen?), erhalten zu haben. Sie mögen Wahrheit enthalten, doch kaum die ganze Wahrheit. Andern Berichten zu Folge hätte die Opposition gegen den Sklavenhandel die Mission in Gondokoro unmöglich gemacht.*.) Einige der Missionare (wie der gelehrte Pater Knoblecher) sind jedenfalls thätige Männer gewesen; und wer wollte für protestantische Missionare ein Monopol der Thatkräftigkeit ansprechen? Immerhin zielt es sich, beim Blick auf diese neuentdeckten Länder, denen auch Speke christliche Missionare wünscht, ehe die muhammedanischen Händler dort eindringen (wie er denn seit seiner Rückkehr nach England 100 Pf. Sterl. zur Gründung einer Mission in denselben angeboten hat),

*) Aus amtlichen Berichten erhellt (Lond. Athenaeum 9 Apr. 1864), daß jährlich über hundert Fahrzeuge von Chartum flussaufwärts geschickt werden, um die Sklavenjagd zu betreiben. Der britische Consul, Petherick, hatte Maßregeln getroffen, dem Uebel zu steuern, als er — wahrscheinlich auf Speke's Berichte hin — entlassen wurde. Speke aber konnte leicht falsch berichtet worden sein, da $\frac{4}{5}$ aller Chartumer vom Sklavenhandel leben, die Petherick als ihren einzigen Feind betrachteten, und nun über seine Entlassung triumphiren, als habe damit die britische Regierung den Sklavenhandel längs des Nils gebilligt und freigegeben.

die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung ernstlich ins Auge zu fassen. Was es nun auch gewesen sein mag, das die katholische Mission unfruchtbare gemacht und ihr sobald ein Ende bereitet hat, dasselbe Hindernis wird auch einer protestantischen Unternehmung drohend in den Weg treten. Man möchte sich versucht finden, statt den Nil hinauf, lieber von der Ostküste her in jene reizenden Hochländer vorzudringen, wenn nicht der trübe Ausgang der von den Bischöfen Mackenzie und Tozer geleiteten centralafrikanischen Mission auch davon abzuschrecken schiene.*.) Man könnte auf abenteuerliche Gedanken verfallen: wie gut wäre es etwa, wenn man die Luft durchschiffen und eine Mission im Ballon nach Karague versetzen könnte? Oder warum sollte nicht eine deutsche Flotte in Ostafrika die erste deutsche Kolonie gründen, um den Weg ins Innere zu öffnen und offen zu erhalten? und so weiter. Damit soll natürlich nur die Rathlosigkeit eingestanden werden, mit der wir vor dieser neuen Aufgabe stehen.

Eines ist klar: es muß da geholfen werden. Zur bloßen Befriedigung der Neugier läßt unser Herr seinen Kindern diese Reiseberichte nicht mittheilen. Vielmehr wenn sie hören, wie groß der Mangel ist, sollen sie sich erst aus dem gefährlichen Klag- und Jammergeist aufraffen, der im Grunde nichts als Un dank ist, sollen sich überzeugen, daß ihnen viel geschenkt ist; und dann mögen sie zusehen, wie sie aus ihrem verhältnismäßigen Ueberflüß dem dortigen Mangel abhelfen, damit doch etwas wie Gleichheit entstehe (2 Kor. 8, 14). Haben sie erst einmal herzlich gedankt und die darbenden Brüder in ihre Fürbitte genommen, so wird sich im Verlauf erweisen, daß aus dem ernstlichen Gebet auch Rath und That entspringt.

*) Vergl. Centralafrika in „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden.“ August 1864.

Radschputana.

1. Land und Leute.

Ußerhalb der großen Handelsstraßen Indiens, von dem fruchtbaren Pandschab durch eine weite Sandwüste, von dem schönen Tieflande des Ganges durch fast unbewohnte Flächen getrennt, liegt die mehr als 6000 Quadratmeilen große Provinz Radschputana. Fern vom Meere, ohne schiffbare Flüsse und von einem Volke bewohnt, das, der Industrie abgeneigt, sich nie ganz unter die Willkür despotischer Herrscher beugte, blieb sie lange Zeit den europäischen Eroberern fast unbekannt. Und doch — wie wohlthuend und heimathlich sprechen gerade den Europäer die schönen Gebirgslandschaften Radschputana's und der stolze Unabhängigkeitssinn seiner Bewohner an, gegenüber von so manchen Ebenen Indiens mit ihrer kriechenden Bevölkerung!

Das Land hat seinen Namen erhalten von einem der Stämme, die sich in seinen Besitz theilen. Radschputen, Königsohne, heißen noch jetzt die Großen, die Fürsten desselben, nachdem lange Kriege und viel Müßgeschick ihre Zahl gelichtet.

Sie regieren nach einem milden Feudal-System. Der König bewohnt seine Hauptstadt und theilt die Ländereien und Dörfer als Lehen an die Prinzen oder Thakurs aus, die ihm fast alle blutsverwandt sind. Selten findet man unter ihnen irgend eine Spur von Geistesbildung; sie fragen darnach so wenig, als einst die kriegerischen Ritter des Mittelalters; dabei aber sind sie so stolz, daß sie lieber ihre Töchter unverheirathet lassen; als daß sie sie einem Manne gäben, der nicht ihres Stammes ist, selbst wenn er ein König wäre. Sonstige seine Rassenunterschiede kennen sie nicht; auch die Scheu der Hindu's vor Fleisch ist ihnen fremd; sie verzehren vielmehr mit Vergnügen die Hasen und Eber, die sie auf der Jagd erlegen.

In allen großen Städten Indiens trifft man Radschputen, welche die Armut zur Auswanderung nöthigte. Vortheilhaft unterscheiden sie sich da gleich auf den ersten Blick von den andern Hindu's durch ihren schönen Wuchs, ihr offenes Gesicht, ihre entschlossene Haltung;

man röhmt auch ihre Kraft, Ausdauer und Treue in der Arbeit. Nichts geht ihnen über ihre Waffen. Ihr Säbel, ihr aus dem Hauzahn des wilden Ebers verfertigtes Jagdmesser und ihr furchtbarer Dolch sind ihre unzertrennlichen Begleiter, und leider! keine ungefährlichen; denn ihr leicht erregter Grimm lässt einen Streit selten ohne Messerstiche enden. Doch, suchen wir sie lieber in ihrer Heimat auf, wo der Thakur in seinem Schlosse, umgeben von einem Kreise von Hößlingen, an deren Scherzen er sich belustigt, auf seinem Divan sitzend und gravitätisch seine Huka (Tabaksschlauch) rauchend, seine Gäste empfängt. Seltsam stechen da von seiner einfachen baumwollenen Weste und seinen Pomphosen die Perlen und Juwelen ab, womit er sich vom Turban bis zum Knöchel, ja bis zu den Zehen bedeckt. Macht er selbst Besuche, so hat er gewöhnlich ein Gefolge ritterlicher Begleiter und eine Art Major Domus bei sich, der sein silbernes Scepter vorausträgt. Gegen den Fremden ist er stets höflich, oft sogar herzlich und entgegenkommend. Seine Macht jedoch ist sehr beschränkt, und selten vermag er seine Unterthanen vor den frechen Räubern zu schützen, die da und dort Hirten und Landleute brandschatzen.

Die Geschichte der Radschputen ist, wie bei vielen Gebirgsvölkern die eines Kampfes auf Leben und Tod um ihre Freiheit. Aufbewahrt ist sie in den Archiven der Fürsten, theils in der Form von Geschlechtsregistern, theils in den oft schwülstigen Gesängen, in denen ihre Barden die Thaten ihrer Vorfahren verherrlichten. Ihr Glanzpunkt sind die Kämpfe mit den Muhammedanern. Als alle umliegenden Länder die Waffen gestreckt und sich unter das Scepter des Großmoguls gebeugt hatten, da entbrannte in Radschputana ein ungleicher, aber immer erneuter Krieg mit den fremden Siegern. Ein Heer nach dem andern überschwemmte das Land und brach die Macht, aber nicht den Mut und Stolz seiner Bewohner. Ihre Eruen verbrennend, ihre Hütten verlassend, flüchteten sich die Radschputen in die Höhlen und Schluchten ihrer Berge, um sobald ihre Unterdrücker abgezogen waren, wieder daraus hervorzubrechen und ihre früheren Wohnstätte einzunehmen.

Einst soll eine ihrer Festen nach langer Belagerung vom Feinde gestürmt worden sein. Blut- und heutedürftig dringen die Sieger durch die verödeten Straßen bis in den Hofraum des Schlosses. Und welches Schauspiel erwartet sic da? Halb verbrannt liegen auf

einem großen, noch rauchenden Aschenhaufen die Frauen, Kinder und Schäze der Erschlagenen! Die Grinnerung daran belebte bei den Einen für lange Zeit eine mit Grausen gemischte Wuth, bei den Andern den Muth der Verzweiflung. Fast immer besiegt und doch nie ganz unterworfen, war Radschputana endlich nur noch eine von Trümmern bedeckte Wüste. Als die Macht des Großmoguls allmählig schwand, erstand ein Theil des Landes wieder; zu neuer Blüthe gelangte es aber erst, als die Engländer, gleich milde nach dem Siege, wie unwiderstehlich im Kampfe, den Schauplatz betraten. Ihr Eigenthum ist zwar nur die Stadt und Provinz Abtschmir, mit im Ganzen 400,000 Einwohnern, während das ganze Land wohl 17 Millionen Einwohner hat; ihr Einfluss aber erstreckt sich mehr oder weniger auf alle ihnen nun verbündeten Fürsten des Landes. Hievon jedoch später; denn noch haben wir ja nur einen der drei Hauptstämme seiner Bewohner in's Auge gefaßt.

Den zweiten derselben finden wir auf den Hügeln Mervars südlich von Abtschmir. Die Mers, die Bergbewohner, denn das heißt ihr Name, halten sich für die Urbesitzer der Gegend, die sie bewohnen; vermutlich sind aber Viele von ihnen auch Nachkommen von Räubern, die sich aus der Ebene in die undurchdringlichen Oschangels von Mervar flüchteten. Als Räuber waren auch lange Zeit die Mers im ganzen Westen Indiens berüchtigt. Seit Jahrhunderten hatten sie wohl durch die verheerenden Kriege die Gewohnheit des Feldbaus und jedes ehrlichen Erwerbs verloren, so daß ihre reichen Thäler allmählig zu Dicichten wurden, der Behausung der Tiger und Leoparden. Kaum minder rauhgierig als die letztern, schließen die Mers dann ihre Herberge auf den unzugänglichen Höhen auf, von denen sie, wieder und wieder herabsteigend, weit umher Schrecken verbreiteten. Ungestraf't trieben sie so ihr Wesen fort, bis die Engländer es unternahmen, sie in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Die Wälder wurden theils verbrannt, theils gelichtet; die Tiger, Leoparden, ja auch Löwen, jene furchtbare Schutzwache der Räuber, wichen zurück vor den muthigen Jägern; der Hunger sowohl als die Waffen der Feinde zwangen die Mers zur Unterwerfung. Dennoch geht bis auf diesen Tag kein Mer ohne Schwert und Schleuder aus.

Was könnte das Evangelium wohl aus diesen Menschen machen? — Was eine feste und doch milde, wenigstens für ihr äußeres Wohl besorgte Regierung schon aus ihnen gemacht hat, das zeigte sich im Miss. Mag. VIII.

Jahre 1857 während des furchtbaren Militär-Aufstandes. Viele Familien ermordeter oder bedrohter Engländer hatten sich nach Adschmir geflüchtet, ohne zu ahnen, daß die Besatzung dieser gewaltigen Festen auch aus Sipahis bestand, die nur das verabredete Zeichen erwarteten, um ihre machtlosen Feinde niederzumachen und den Schlüssel zum Nordwesten Indiens dem König von Delhi zu überliefern. Zwölf Stunden von Adschmir aber war ein Regiment Mers unter zwei englischen Offizieren kantonirt. Einer derselben hielt eine Ansprache an sie, um sich ihrer Treue zu versichern. „Ihr allein habt uns überwunden, ihr allein habt das Recht, uns zu befehlen,“ war die feste, einstimmige Antwort. Am gleichen Abend noch wurde ein Eilmarsch unternommen, am andern Morgen zog das Regiment in Adschmir ein, und Radschputana war gerettet.

Der Mann, welcher im Auftrage der englischen Regierung die Civilisation Merwars unternommen hatte, und dessen Namen man dort heute noch mit Liebe und Verehrung nennen hört, war Oberst Dixon. Schnell hatte sein praktischer Blick den Werth und die Bedeutung der wenigen künstlichen Wasserbehälter erfaßt, die sich als Überreste besserer Zeiten noch da und dort fanden; er ließ sie wieder herstellen und viele neue dazu graben. Oft genügte ein starker Damm am Ende eines Thals, um einen See zu bilben und eine dürre Strecke in einen blühenden Garten zu verwandeln; denn in jenen Gegendten gedieht selbst das Getreide nicht ohne tägliche Bewässerung. Alte Waffen wurden in Spaten und Pflugschaaren verwandelt, die Felsenwohnungen den Schakals überlassen, blühende Dörfer in den Thälern gegründet, und bald dehnten sich weit hin reiche Mais-, Hirse- und Kornfelder aus, während die Waideplätze sich mit Büffeln und Schafen bedeckten. Dixon blieb dabei nicht stehen. In einem schönen Thale an einem der von ihm gegründeten Seen gründete er Maya Nagar, die „neue Stadt“, und so groß war schon der Zauber, den sein Name und sein schöpferischer Geist übte, daß auf seinen Ruf von Nord und Süd Kaufleute und Handwerker herbeikamen und sich darin niederließen. Handel und Gewerbe stiegen an zu blühen; Baumwolle, Tabak und Opium wurden geschätzte Ausfuhrartikel, und bald sah man alljährlich große Karawanen von Kameelen und lange Reihen schwerbeladener Ochsenwagen gegen Süden ziehen. Durchreist man jetzt die Provinz Merwar, so kann man dem Manne seine Bewunderung nicht versagen, der mit Darangabe der besten Kraft

seines Lebens in so mancherlei Beziehungen ihr Wohlthäter wurde. Noch heißen sie ihn kurzweg Mā-bāp, Vater und Mutter in Einer Person.

Doch dieses lachende Gemälde hat für den tieferen Beobachter einen düstern Schatten. Dixon lebte in der Zeit, in der eine sogenannte christliche Regierung in mißverstandener Toleranz zerfallene Gözentempel wiederherstellte und in ganz Indien die abscheulichsten heidnischen Feste nicht nur duldet, sondern sogar begünstigte. Weiter vielleicht als irgend ein anderer Beamter der ostindischen Compagnie gieng hierin der Erneuerer Mervars. Die Mers hatten zwar einige Amulette und eine unbestimmte Furcht vor den bösen Geistern der Finsterniß; Gözen aber und eine irgendwie ausgebillbete Religion hatten sie nicht, bis Dixon sie ihnen gab. Nicht nur in den von ihm erbauten Tempeln, auch an den Thoren und auf den freien Plätzen der Stadt, ja auf den benachbarten Hügeln und an den besuchtesten Kreuzwegen errichtete er Gözenbilder. Ein Theil des Gelbes, das ihm die Regierung zur Erbauung seiner „Neustadt“ verwilligt hatte, wurde dazu verwendet, von ferne her Priester kommen zu lassen und diese Verführer des Volks zu besolden; und mit dem jährlichen Markte, den er dort einführte, vereinigte er ein Fest zu Ehren der neuen Götter.

Merkwürdig ist der Lohn, der diesem „christlichen“ Engländer geworden; die Mers zählen ihn selbst unter die Götter, mit denen er sie beschenkt. In heitern Nächten, unter dem prachtvoll gestirnten Himmel, der so laut die Ehre des lebendigen Gottes verkündet, kann man arme, irregeführte Geschöpfe auf dem Grabe dessen, der sie im Leiblichen so gut, ihre unsterblichen Seelen aber so schlecht berathen hat, anbetend Blumen, Kokosnüsse und Sandelholz niederlegen und eine kleine Lampe anzünden sehen, um die bösen Geister zu verscheuchen. Noch mehr. Erst im vorigen Jahre bemerkte Missionar Glardon, dessen lebendiger Rebe wir diese Mittheilungen entnehmen,*) bei einem Feste, das in Aßchmir zu Ehren des Affengottes Hanuman

*) Le Radjpoutana, trois séances par Auguste Glardon, Missionnaire genevois de l'Eglise presbytérienne unie d'Ecosse. Genève 1864. — Die genaueren Berichte, welche wir gelegentlich einschalten, stützen sich auf den Miss. Record of the United Presbyterian Church, eine Zeitschrift, die sich in der Missionsliteratur durch ihre Anspruchslosigkeit, Zuverlässigkeit und Umsicht gleich sehr auszeichnet.

gesieert wurde, unter den zahlreichen Gözen, welche da mehrere Tage für die zusammengeströmte Menge ausgestellt waren, mit Staunen auch das Bild des alten Obersten!

Kaum weniger verwundert, als er es war, sind die Mers, wenn europäische Missionare sie zum Verlassen der Götter auffordern, die ein Europäer ihnen gebracht; doch sind sie für die Predigt des Evangeliums viel zugänglicher als die eingewanderten Hindu's mit ihren Kastenunterschieden, deren es namentlich seit der Gründung von Maya Nagar ziemlich viele in Radschputana giebt. Diese letzteren sind sehr anhänglich an ihren Gözendiffienst, und besonders erschwert der Haß der Brahmanen die Arbeit der Missionare. Nur drei Stunden von Adschmir entfernt ist der uralte Teich Pokhar (Pushkara), dessen Wasser den Hindu's noch heiliger ist, als das des Ganges, und zu dem jedes Jahr Tausende von Pilgern wallfahrt, um sich in seinen trüben Fluthen von ihren Sünden rein zu waschen. Das Städtchen Pokhar, das an seinen Ufern liegt, besteht fast nur aus Tempeln und Brahmanenwohnungen. Wiederholt schon drohte ihm in der Regenzeit der Untergang durch den angeschwollenen See, dem ein natürlicher Abfluß fehlt, aber immer widersegten sich bisher die Brahmanen der Anlegung eines Verbindungskanals mit dem oft wasserarmen See von Adschmir, so sehr fürchten sie, mit den heiligen Wassern auch den Gewinn zerrinnen zu sehen, den ihnen die Pilger bringen. Ihr Eigennutz und ihre Unsitthlichkeit sind so offenkundig, daß viele Hindu's sich nicht darüber täuschen; aber ihr Glaube an die reinigende Kraft des Teichs wird dadurch nicht geschwächt.

Von der alten Buddhistensekte der Dschainas existiren noch namhafte Überreste in Radschputana. Noch pilgern sie andächtig auf den hohen Berg Abu (5000 Fuß hoch), und halten sich für die einzige wahre Fortsetzung des ursprünglichen Buddhismus, während doch im Verlauf der Zeit ein merklicher Kompromiß mit dem Gözendiffienst eingegangen wurde. Die Reaktion ist nicht ausgeblieben. Die Dhundhyas oder Dhundhayinis (d. h. „Forscher“) haben sich um des eingeschlichenen Verderbens willen von den Dschainas abgesondert, und beobachten nun aufs strengste das Grundgesetz des Buddhismus: Lebensschonung. Um kein Insekt zu verschlucken, tragen sie ein Tuch vor dem Mund; um keine Ameise zu zerquetschen, haben sie immer den feinen Besen zur Seite, womit sie den Platz reinkehren, auf welchen sie sich setzen wollen. Honig genießen sie nie, um gegen die

Bienen nicht ungerecht zu werden. Missionar Shoolbred hat die armen Leute mit seinem Mikroskop bitter enttäuscht. Wie sollten sie hinfert Wasser trinken, nun sie es mit Tausenden von Wesen angefüllt gesehen hatten! Wie aber das Wasser entbehren? Irgendwie mußte geholfen werden. Die Jünger haben sich nun dazu hergegeben, für den Priester ein lebloses Wasser herzustellen — sie füden es, und die Sünde fällt wenigstens nicht auf letzteren! Die Weiber aber sind dem Fasten ergeben als dem mächtigsten Heilungsmittel; und einige haben das so hoch getrieben, daß sie den Hungertod gestorben sind. Umsonst rebete Shoolbred einer solchen Heiligen zu, die er nach achttägigem Hungern in einer Ohnmacht gefunden hatte. Die Behörden, denen er Anzeige machte, thaten ihr Möglichstes, die unglückliche Frau vom Tode zu retten; es war zu spät, sie starb an den Folgen ihres Aberglaubens.

Ungefähr ein Drittel der Bevölkerung Afschmirs besteht aus Muhammedanern. Der englische Gouverneur bewohnt zwar jetzt den weißen Marmorspalast am Rande des Sees, wo einst die Herrscher von Delhi in der heißen Jahreszeit sich an der frischeren Luft und an dem Duft der Orangenbäume labten; aber nicht als die Besiegten, sondern stolz und übermuthig, als wären sie noch immer die Regenten des Landes, schreiten die Moslems einher. Den Hindu verachten, den Christen hassen sie, und sollte je in Indien wieder eine Empörung gegen die englische Regierung ausbrechen wie die vom Jahre 1857, so wären ihre Anstifter wieder die Muhammedaner. Unleugbar sind dieselben thatkräftiger, unternhmender und gebildeter als die Hindu's. Manche von ihnen könnten durch ihre tiefe Ehrfurcht vor dem Namen des Einen Gottes und durch ihre unerschütterliche Festigkeit im Bekennniß desselben gar viele Christen beschämen; Andere aber haben bei aller Verachtung des Götzendienstes im Zusammenleben mit den Hindu's doch allerlei davon angenommen. Es ist in Afschmir nichts seltenes, Muhammedaner das Bild des Propheten anbeten oder sich dem Gräberdienst ergeben zu sehen, und manchmal trägt der geschmeidige Hindu, seinen alten Göttern noch einen neuen beigesellend, im Dunkel der Nacht sein Lämpchen auch auf ein Grabmal, das schon vorher Muhammedaner mit Blumen schmückten. — Dürfen wir uns aber eigentlich wundern, wenn die gleichen Leute, die erst das Fest der blutdürstigen Kali feierten, auch an den Festlichkeiten teilnehmen, die zum Gedächtniß des Todes der beiden Söhne Ali's

veranstaltet werden? Ist's nicht überall so, daß der große Haufe immer gerne dabei ist, wo irgend es eine Festlichkeit giebt?

Etwas berührt wurden die Muhammadaner Adschmir's auch durch die indischen Kasten-Unterschiede, die sich bei ihnen in abgeschwächtem Grade als eine ziemlich strenge Abgränzung der Stände ausbildeten. Macht es aber die Kaste dem Hindu unmöglich, Profelyten zu werben, so versuchen die Muhammadaner dies jetzt durch List, seit ihnen die Anwendung der Gewalt nicht mehr möglich ist. Sie gebrauchen hiezu hauptsächlich zwei Mittel, wodurch der Hindu seine Kaste verliert und somit keine andere Wahl mehr hat, als sich den Muhammadanern anzuschließen: bei Kindern — die Beschneidung, bei Erwachsenen — gemischte Heirathen. Mehr ist zum Religionswechsel nicht nöthig. Wie schwierig ist es doch für den Missionar, dem Hindu begreiflich zu machen, daß das Christenthum nicht in äußern Ceremonien besteht, sondern das Herz des Menschen fordert; und daß ihn nicht das verunreinigt, was zum Munde eingeht, sondern die argen Gedanken, die aus dem Herzen hervorkommen. Dem armen Volke macht die Beschneidung den Muhammadaner, das Kuhfleisch den Christen, und es kann nicht fassen, daß die Missionare nur durch Überzeugung Gemeinden sammeln wollen. Heidnische Rabschputen haben nichts dagegen, wenn ihre Kinder in der Schule das Neue Testament lesen; ein Lebereinband aber, in welchem sie Kuhhaut witterten, würde eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen und ihren Kindern festigen; und als sie in großer Menge neugierig der Laufe des ersten Bekhrten aus ihrer Mitte bewohnten, erwarteten sie nichts anderes, als der Missionar werde denselben in den Mund speien oder ein Stück gebratenes Kuhfleisch zu essen geben.

Doch wir greifen vorans. Ehe wir auf die noch so junge Mission unter den Rabschputen übergehen, haben wir einige Bemerkungen über ihren sittlichen Zustand zu machen. Wir können uns dabei kurz fassen. Was der Apostel Paulus im ersten Kapitel des Römerbriefs von den Heiden im Allgemeinen sagt, das trifft auch bei ihnen wie im übrigen Indien zu, und an Sünden der Unreinigkeit stehen die Muhammadaner den Heiden nicht nach. Ein den Rabschputen eigenthümlicher Greuel, der in dieser Ausdehnung sonst nirgends herrschte, war bis in die neueste Zeit die Ermordung der weiblichen Kinder aus Furcht vor dem Aufwand bei ihrer einstigen Verheirathung. Es hat vielerlei und unablässige Anstrengungen gekostet, bis die

britischen Agenten die Zahl der heranwachsenden Mädchen mit der der Knaben auch nur einigermassen ins Gleichgewicht bringen konnten. Den menschenfreundlichen Vorstellungen haben die stolzen verkommenen Barone bald zugestimmt; aber die Ausführung des allgemein anerkannten Grundsatzes lässt noch immer etwas zu wünschen übrig. Das Klima, behaupten die Radschyuts, sei schuld an der grösseren Sterblichkeit unter der weiblichen Jugend.

2. Die Mission.

Als im Jahre 1857 die erste Kunde von der Empörung der Sipahis nach England kam und bei jeder folgenden Schreitenspost, war unter vielen der dortigen Christen das Gefühl der Schuld, daß das englische Volk dem durch Gottes Vorsehung anvertrauten Reiche so lange das Evangelium vorenthalten habe, noch stärker als die Trauer über jene furchtbaren Ausbrüche heidnischer Verrätherei und Grausamkeit. Besonders lebhaft äußerte sich dieses Schuldgefühl in der vereinigten presbyterianischen Kirche Schottlands; und sobald der Friede wieder hergestellt war, beschloß sie, die geistliche Eroberung irgend einer indischen Provinz sich zur Aufgabe zu setzen. Noch standen ihr deren gar manche offen, in die bis jetzt kein Lichtstrahl aus Gottes Wort gedrungen war; sie entschied sich für Radschyutana. Dort war zwar früher schon ein kleiner Missionsansang gemacht, seit nahezu 30 Jahren aber wieder aufgegeben worden. Im Herbst 1859 schifften sich ihre beiden Sendboten, Steele und Shoolbred, ein. Schon in Bombay erkrankte Steele; eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn dessenungeachtet dem ihm angewiesenen Arbeitsfeld entgegen; an der Grenze Radschyutana's aber rief ihn sein Herr aus diesem Leben ab. Sein Grab ist in Grinpura, eine ernste und doch ermunternde Predigt für alle nachrückenden Missionare. Allein setzte Shoolbred nun seinen Weg fort und ließ sich in Biawar nahe bei Mayanagar nieder, wo er eine Missionsstation gründete. Gleich im folgenden Jahre sandte die vereinigte presbyterianische Kirche dem vereinsamten Arbeiter zwei Gehilfen nach, und 1861 zogen in ihrem Dienst wieder zwei Sendboten hinaus, der eine ein Arzt, der andere Missionar Glardon mit seiner jungen Frau. Wie anders als er gedacht führte der Herr auch ihn! Auf dem rothen Meere traf ihn

ein Sonnenstich, in Folge dessen ihm während eines zweijährigen Aufenthalts keine andere Arbeit möglich war, als die Erlernung der Sprache und die Beobachtung der Bewohner, für die er nun heimgekehrt mit großem Eifer die Theilnahme seiner Gensei Freunde zu erregen sucht.

Nach Glardon wurden noch drei Missionare und ein zweiter Arzt ausgesandt. Bis jetzt hat sich die Wahl dieses Missionsfeldes als eine sehr glückliche erwiesen. Nicht nur werden die Missionare durch den Rath und die thätige Theilnahme des frommen Gouverneurs unterstützt, sondern die Lage Adschmirs lässt auch hoffen, daß, wenn das Evangelium einmal hier recht Wurzeln geschlagen hat, sein segensreicher Einfluß bald hinüberreichen wird in die andern, nicht sehr entfernten Hauptstädte Radschupatana's, Dschodpur, Dschai-pur und Ubayapur.

Zunächst nun hatten sämmtliche Brüder, wie auf jedem neuen Missionsposten, so auch hier, sich neben der Erlernung der Sprachen (dem Urdu der Muhammedaner, dem Hindi der Brahmanen und Gebildeten, und dem Merwari des Volks) um das Vertrauen der Leute zu bemühen, denen sie das Evangelium verkündigen wollten. Allerlei Vorurtheile traten ihnen da entgegen. Vergeblich suchten sie den Leuten vorzustellen, daß sie keinen Handel treiben und kein Regierungsamt bekleiden, daß nur die Liebe sie hergetrieben habe und der Wunsch, ihnen die gute Botschaft vom Heil in Jesu zu bringen. Die Einen sagten: „Diese Padres sind Verbrecher, die aus ihrer Heimath fliehen mußten und bei uns Schutz suchen“; die Andern entgegneten: „Das ist eine dumme Meinung. Sehet ihr denn nicht, daß sie Freunde des englischen Gouverneurs sind? Die Königin Viktoria hat sie hergeschickt und bezahlt, um uns Alle zu Christen zu machen. Wenn nun unsere Kinder in ihre Schulen kommen, werden sie einmal die Thüren schließen, ihnen mit Gewalt Ochsenfleisch zu essen geben und über das ganze Land einen Zauber werfen, daß wir auf Einen Tag Christen werden.“ Trotz dieses anfänglichen Misstrauens aber füllten sich bald die Schulen, welche die Brüder in verschiedenen Dörfern errichteten, und in denen das Neue Testament eines der ersten Bücher ist, das die Kinder in die Hand bekommen.*)

*) Zu Adschmir freilich hielt es schwer, ein Schullokal zu mieten. Nicht etwa aus Mistranen gegen die Bibel, bewahre! Die Missionare hatten nun zu

Diese Schulen stehen unter eingeborenen, heidnischen Lehrern, werden aber regelmäig von den Missionaren besucht. Raum nahen sie sich dem Dorfe, so laufen in der Regel die Leute, von der Arbeit auf den Feldern weg, ihnen nach und umstehen den freien Platz, auf den der Lehrer seine Schüler herausführt. Da hören sie dann bei der Prüfung, die der Missionar anstellt, mit Staunen die Fortschritte ihrer Kinder, und ihre lauten Bemerkungen verstummen allmälig, wenn dieser einen der vorgerücktesten Schüler herauft, ihm ein Neues Testament reicht und der Menge ankündigt, eines ihrer Kinder werden ihnen jetzt selbst Worte der Wahrheit und der Weisheit vorlesen. Hieran knüpft er dann eine einfache Predigt über den theuren Jesu-namen, der in diesen Gegenden noch nie gehört wurde. Weiter noch wird dieser Name auf den Predigtreisen getragen, welche in den drei Wintermonaten regelmäig unternommen werden.

In Abschmir haben die Missionare auch eine höhere Bildungsanstalt errichtet neben der sonst sehr guten Regierungsschule, in der aber die Bibel ausgeschlossen und der Kasten-Unterschied angenommen ist. Das BibelleSEN stieß in der neuen Anstalt nicht nur auf keinen Widerstand, sondern erfreute sich sogar in so hohem Grade der Zustimmung der Bevölkerung, daß mehrere junge Leute aus der Regierungsschule austraten, um fortan die der Missionare zu besuchen. Aber die Kaste? Eines Tages sah Missionar Shoolbred schüchtern einen verständig aussehenden Paria-Knaben (eigentlich Mehtar, Auskehrer) hereinschleichen. Er wies ihm einen Platz an neben den andern Schülern, aber sogleich flüchten sich diese ganz entsezt ans andere Ende des Saals. Das arme Kind, eine Thräne im Auge, will gehen. Shoolbred ruft es zurück, aber einen Augenblick nachher ist die Schule leer. Sie füllt sich zwar wieder, aber Alle kommen mit Steinen und Stöcken bewaffnet. Auf die Frage des Missionars, was das zu bedeuten habe, lautete die Antwort: „Um den ersten Paria zu vertreiben, der es wieder wagen würde, sich unter uns zu zeigen!“ Als ein Diener dessen, der gekommen ist, gerade den Armen das Evangelium zu verkünden, erklärte ihnen Shoolbred, daß er das nicht dulden werde. Am andern Morgen aber stellen sich von hundert Schülern noch zehn ein, und diese zehn sind Muhamme-

versprechen, auf dem abgetretenen Boden weder je zu schlachten noch Fleisch zu kochen.

daner, die der ganze Streit nichts angieng. Allmählig zwar fanden sich die Rebellen wieder ein und zahlten die ihnen auferlegte Geldbuße von 2 Anna's (9 kr.); trotz wiederholter Einladungen ließ sich aber kein Patria mehr blicken. Auch die Unterlehrer hatten ihren Abschied genommen und mußten nothdürftig ersetzt werden. Dieser Vorfall rief nicht nur in Abchmir selbst eine große Bewegung her vor, sondern führte auch in dem fünf Stunden südlich gelegenen Nasirabad auf einige Tage die völlige Auflösung der Schule des Missionars Martin herbei. In der Folge dursten indes die Brüder erfahren, daß diese praktische Predigt gegen die Kaste nicht ohne Wirkung geblieben war und ihnen sogar einige neue Schüler verschafft hatte.

Wir verweilen nicht länger bei den andern Zweigen ihrer Missionstätigkeit: Besprechungen mit Muhammedanern und Brahmanen, Bazar- und Reisepredigten und ärztliche Bedienung der Kranken, wie sie auf allen Missionsgebieten Indiens üblich sind, um noch kurz die Erfolge zu erwähnen, mit denen der Herr ihre vierjährige Arbeit gesegnet. Außer den oben besprochenen Schulen gelang den Brüdern während der großen Theurung im Jahr 1860 in Biawar die Gründung eines kleinen Waisenhauses, in welchem jetzt 16 Kinder, Knaben und Mädchen, erzogen werden und an den Segnungen eines christlichen Familienlebens teilnehmen. Bei ihrem Eintritt körperlich und sittlich tief verkommen und voll Furcht vor den weißen Gesichtern, fühlten sie sich bald wohl in der liebenden Pflege, die ihnen zu Theil wurde, und bildeten in ihren reinlichen Kleidern und fröhlichen Gesichtern einen lieblichen Kontrast mit den Kindern, die sich selbst überlassen in den Straßen sich herumtreiben. Alle sind getauft; acht können ihr Neues Testament lesen, und die Mädchen versetzen selbst ihre einfachen Kleider. Auf diesen Waisenkindern ruht der Blick der Missionare mit ganz besonderer Hoffnung und Freude, doch durften sie auch sonst schon recht ermutigende Erfahrungen machen. Die Anhänglichkeit vieler ihrer Schüler, das beschämte Schweigen mancher ihrer Gegner, die Empfänglichkeit der ländlichen Bevölkerung namentlich für die Predigt des Evangeliums, Alles das läßt sie hoffen, daß der Herr eine reiche Ernte in diesem Lande hat. Bereits hat er ihnen einige Früchte ihrer Arbeit geschenkt. Mit freudiger Bewegung spricht Missionar Glardon von dem Erstlinge der Befreiten aus einem Volke von 17 Millionen Seelen. Ein junger, stolzer, angesehener und gelehrter Brahmane trat eines Morgens in Maya

Nagar während des Morgengottesdienstes in die Wohnung des Missionars Shoolbred ein und griff in übermütiger Weise das Christenthum an. Geschlagen durch Shoolbreds Antworten kehrte er mehrere Tage mit wachsendem Ingrimm wieder, endlich aber blieb er aus. Shoolbred hatte seine Besuche fast vergessen, als er eines Morgens wieder eintraf, aber demütig und schweigend. Von nun an kehrte er täglich im Missionshause ein. Shoolbred war eben verreist, ersetzt durch Missionar Glardon, als sein einst so erbitterter Gegner mit dem Bekennniß hervortrat, er sei ein Christ und begehre die Taufe. Noch am gleichen Abend verkündete er im Bazar tief gerührt, aber mit fester Stimme der erstaunten und verblüfften Menge, daß er sein Herz dem einzigen wahren Gott, dem Gott und Vater Jesu Christi geschenkt habe. Auf die Bestürzung der Heiden folgte der Haß. Der Neubekehrte flüchtete sich zu den Missionaren, die ihn einen ganzen Monat beherbergten und nährten, weil kein Kaufmann ihm auch nur ein Pfund Mehl verkaufen wollte, um sein Brod zu backen. Die Aufregung legte sich indessen und schon zieht Paul Bischam (getauft 25. Januar 1863) regelmäßig hinaus, um seinem Volle Buße und Glauben zu predigen, während er selbst täglich noch Unterricht von Missionar Shoolbred empfängt, um tiefer in der Schrift gegründet zu werden.

Nach ihm bekehrten sich zwei Gebirgsjöhne aus dem eingebornten Regiment der Mers, denen ihr englischer Offizier das Zeugniß giebt, daß er keine bessere Soldaten habe als sie; ihnen folgte ein Landmann mit seinem Weibe. Einer der Soldaten verließ bei seinem Uebertritt sein heidnisches Weib, die jedoch seither durch die Taufe wieder mit ihm vereinigt worden ist; die beiden Landleute wurden fortan gehaft und gemieden von ihren Nachbarn und Freunden, aber sie bilden jetzt mit dem einstigen Brahmanen den Kern der jungen Gemeinde.

Der Stationen sind es nun vier. Die erste ist Biawar (März 1860), ein liebliches Thal neben Naya Nagar (7000 Einwohner) in den Aravalli Bergen, jetzt mit fünf Getauften und sechs Taufkandidaten, während 350 Kinder in elf Schulen unterrichtet werden und Dr. Valentine in einem Monat über 300 Kranke bedient; die zweite (seit 1861) Nasirabad, ein bedeutender Militärplatz mit 15000 Einwohnern, 15 Stunden nach Osten — mit einem Erstling; die dritte, Adschmir selbst, 5 Stunden nördlich von Nasirabad,

mit 30000 Einwohnern (1862), wo ein Oschaina-Priester zuerst den Uebertritt gewagt hat; die vierte, Todgarh, 18 Stunden südwestlich von Biawar gelegen, ein gesunder Erholungsort auf dem 2500' hohen Merwara Tafellande, wo im Dezember 1863 der Anfang mit Errbauung eines Missionsbangalo's gemacht wurde.

3. Missionsplane.

Während wir uns über diese verhältnismäig schnellen Erfolge der schottischen Brüder von Herzen freuen, bleibt uns noch ein Vorschlag zu besprechen übrig. Missionar Olschanon fordert nämlich die heimischen Kirchen, die Genfer und andere Schweizer Gemeinden auf, sich an dieser Mission thätig zu betheiligen. Wahrscheinlich meint er nicht, daß sie gerade im eigentlichen „Radschputana“ eine neue Station gründen sollten; wenigstens ließe sich leicht nachweisen, wie wünschenswerth es ist, daß jeder Mission ein unverkommertes Gebiet bleibe, sich darin weiter auszubreiten und neue Stationen zu gründen, und wie bedenklich bei der Schwäche des gespaltenen Christenthums unserer Lage die Arbeit verschiedener Missionen in nächster Nähe! Es sollte uns freuen, wenn irgend ein unbetretenes Gebiet, sei's nun Sindia's oder Holkars Reich, oder einer jener Schutzstaaten in Radschputana, von einer Mission in Angriff genommen würde. Und warum sollte es nicht eine Genfer Mission sein? Den bestehenden Gesellschaften kann durch eine solche Unternehmung, sobald sie sich auf einen Wink Gottes gründet, dem im Glauben gefolgt wird, kein wirklicher Schaden zugefügt werden. Im Gegentheil, auch sie müssen es erfahren, daß es im Reiche Gottes kein Monopol giebt, und daß der lange Bestand an sich keinen Anspruch auf fortwährende oder ungetheilte Unterstützung von Seiten der christlichen Freunde gewährt. Ohne Konkurrenz würden auch sie dem allgemeinen Gesetz der Ausartung, des Einschlafens, der Verknöcherung verfallen. Der Geist der ersten Gründer vererbt sich einmal nicht von selbst; und je ausgedehnter eine christliche Thätigkeit, je großartiger die Organisirung wird, in welcher sie sich verkörpert, desto näher liegt ihr die Gefahr der Verweltlichung, indem sie am Ende den ursprünglichen Zweck mehr oder weniger aus den Augen verlieren und in den Kampf um ihr Ansehen oder um ihre Existenz verwickelt werden kann. Also

bleibe es dabei: was durch Glauben gegründet worden ist, mag nur durch immer neuen Glauben erhalten und fortgeführt werden; und willkommen sei, was den Wetteifer darin neu belebt.

Auch gegen den Gedanken, daß eine Vereinigung von Gemeinden so gut oder besser Mission treiben dürfte als eine Gesellschaft von Individuen, läßt sich wenig einwenden. Es könnten sich dadurch innigere, zartere Bande schließen zwischen den Brüdern, die hinaussenden, und denen, die hinausgesandt werden, zwischen heimischen Gemeinden und Tochterkirchen in der Heidenwelt, als dies bei Gesellschaften der Fall ist. Davon läßt sich leicht ein idyllisches Bild entwerfen, wie das unter den künstlerischen Händen unsres Missionars in wirklich reizender Weise zu Stande kommt.

Wenn er aber meint, zur Verwirklichung seines Traumes (so heißt er selbst seine Gedanken) sei nur Eines nöthig, „un élan généreux“ — ein hochherziger Aufschwung seiner Zuhörer, so täuscht er sich ganz entschieden. Solche Anläufe sind nicht so selten; sie sind schon da und dort gemacht worden und haben liebliche Blüthen, ja auch Früchte getragen. Aber welch eine Arbeit es erfordert, den Aufschwung oder Anlauf zu erhalten, zu stärken und zu mehren, sei's nun, daß die Früchte lange ausbleiben, die Missionare schnell dahin sterben, oder krank oder entmuthigt zurückkehren, sei's daß die Früchte dergestalt zunehmen, daß neue, größere Anstrengungen nöthig sind, um sie einzuhemmen, während der bewegliche Sinn der Heimatgemeinden so leicht für irgend ein neues Feld der Thätigkeit sich begeistert, je mehr das alte Werk den Reiz der ersten Frische verliert, kurz welche Aufgabe es ist in unserer Zeit des Absfalls, den Glauben und die Geduld der Heiligen zu bewahren, bis etwas Ganzes zu Stande kommt, davon scheint der jugendliche Redner kaum eine Ahnung zu haben. Wir wollen keinen Aufschwung dämpfen — ach hätten wir nur mehr von diesem Element! — wir wollen nichts vor der Zeit richten; aber wir halten es nicht für recht, wenn ein Anfänger im Dienst am Reiche Gottes den Missionsgesellschaften ihr Entstehungsrecht abspricht, um geschwind Gemeindemissionen an ihre Stelle zu setzen. Herr Glardon meint nämlich, jene, die Missionsgesellschaften, repräsentiren nichts im Reiche Gottes als etwa die Sehnsuchtsseufzer einiger Gläubigen, sie seien „corps religieux sans raison d'être“. Mit historischen Erscheinungen aber, wie die Missionsgesellschaften sind, wird man nicht so schnell fertig. Wie kann man

ihnen so schnell die Berechtigung ihres Daseins absprechen? Warum kommen sie seit 1—2 Jahrhunderten bei allen christlichen Völkern auf? Wie erklärt sich's, daß auch die römische Kirche dieses Institut sich angepaßt hat? Man lerne erst den Grund ihres Entstehens und ihres Fortgangs begreifen, man erwäge die Resultate, welche sie ge liefert haben, und dann fange der Einzelne, den der Geist Gottes treibt, oder eine Gemeinde oder Vereinigung von Gemeinden an, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Auch wir halten die Gesellschaften nur für Nothbehelfe und deren Fortbestehen in Ewigkeit für ein Unding; wir stimmen mit Herrn Glardon überein, daß jede Gemeinde ihren Missionar und ihre Mission haben sollte (wie etwa auch Luther jeder einen Bibelübersetzer wünscht, und wie Paulus die Seinen gerne reich an jeder Gabe sähe), wir halten mehr auf Einen einfältigen Mann, schwarz oder weiß, welchen Gott irgendwie erweckt und zum Apostel eines Volkes macht, als auf viele Dutzende unserer regelmäßig gebildeten Missionare; kurz wir wollen uns freuen über alles, was Gott thut, um Seinem Sohne die Heiden zum Schemel Seiner Füße zu legen, wie Er es auch immer thue, — aber wir bitten den jungen Redner, seine Zukunftsträume mit geschichtlichen Thatsachen weder zu verwechseln noch auch nur zu vergleichen. Bischof Cozer ist vor einem Jahr nach Centralafrika abgegangen, nachdem er ein Wort hat fallen lassen, als werde bei andern Missions gesellschaften zu viel geredet, wogegen er sich das Thun werde ange legen sein lassen. Es ist ihm aber bis jetzt weiter nichts gelungen als das Eine: die Mission am Zambesi, welche sein sel. Vorgänger, Bischof Mackenzie, mit großer Ausopferung gegründet hatte, auf zuheben; und gegenwärtig ist er unterwegs, um für sie einen andern Boden zu suchen. Er hätte besser gethan, schweigend hinauszugehen und seine Thaten für sich reden zu lassen. Reden kann wohl für zurückgekehrte Missionare eine Pflicht sein; je mehr sie sich aber des Richtens und Großredens enthalten, desto leichter dürfte ihnen der Wiedereintritt in den Dienst am Reiche werden. Zum Schlusse danken wir dem beredten jungen Manne für jedes Wort, womit er den Missionseifer seiner Landsleute neu belebt; und mögen die Väter der Gemeinden zusehen, daß diesem neu belebten Eifer die wirklich ersprieß lichste Richtung gegeben werde.

Jamaika einst und jetzt.

(Fortsetzung von Seite 284.)

3. Der schwarze Baptistenprediger.

In Kingston wurde das Wort Gottes zuerst durch den Baptisten Georg Eiele verkündigt. Dieser, ein Sklave in Virginien, hatte nach seiner Bekhrung von seinem Herrn, der ihn hoch schätzte, die Freiheit erhalten, nachdem er vor seiner Gemeinde eine Probepredigt gehalten und darauf von den Kirchengliedern, unter welchen auch sein Gebieter sich befand, zum Predigtamt unter den Schwarzen berufen worden war. Dieser Herr war ein Royalist; als daher nach beendigtem Revolutionskrieg die britischen Truppen Savanna räumten, sahen sich Herr und Diener veranlaßt, Virginien zu verlassen. Mit einem Oberst Kirkland, bei dem er in Dienst trat, kam Georg noch 1783 nach Jamaika und begann dort wieder, nach Gewohnheit, seinen schwarzen Brüdern zu predigen. Zuerst brachte er in einem kleinen Privathaus eine Kirche aus vier Mitgliedern zusammen, lauter flüchtige Sklaven aus Nordamerika. Bald lockte seine Predigt viele Arme herzu, die oft schwer verfolgt wurden; daher er bei dem Ständehaus eine Petition einreichte, worauf seine Versammlungen genehmigt wurden, so daß er einige Zeit ungehindert weiter arbeiten konnte. Bis zum Jahr 1791 hatte dieser treue Diener Christi schon 400 Personen getauft, und seine Arbeit erstreckte sich bald weit über Kingston hinaus; dabei hielt er streng auf Kirchenzucht und Ordnung. Er schrieb einmal: „Ich habe mehrere Diakone und Aelteste, in allen kleinen Gemeinden der Stadt und auf dem Land sind Lehrer angestellt, und ich bin der Pfarrer. Ich predige des Sonntags zwei Mal und ebenso oft in der Woche, und bin, seit ich diese Kirche organisiert habe, noch keine sechs Sonntage abwesend gewesen; für meinen Dienst werde ich nicht bezahlt. Ich predige, taufe, theile das Abendmahl aus, reise herum, um das Evangelium an entfernten Orten zu verkündigen und Gemeinden zu sammeln: alles freiwillig. Einen Auserwählten meiner Getauften, einen Eingebornen der Insel, habe ich als Diakon angestellt, der die kirchlichen Geschäfte leiten und in Ordnung halten muß; dieser ist zugleich Lehrer in unsrer

Freischule, die zum Unterricht von freien und Sklaven-Kindern errichtet worden ist."

Georg Liele war daneben ein Pächter und hielt sich zugleich, als Fuhrmann, ein Gespann Pferde. Seine Gemeinde bestand größtentheils aus Sklaven, und auch die wenigen freien Schwarzen waren arm. Dennoch hatten sie östlich von Kingston ein Stück Land angekauft und bauten eine Kapelle aus Backsteinen. Dazu waren ihnen mehrere Glieder der Ständekammer behülflich. Liele sagt einmal: "Ich habe ein paar Bücher, etliche gute alte Predigten und eine große Bibel, die mir einst mein Herr verehrte. Eine schöne Anzahl unsrer Leute kann lesen, sie werden mit großem Dank jedes neue Buch annehmen, um es an Sonntagen oder in Freistunden zu lesen."

Um die Sache etwas bekannter zu machen und die Aufmerksamkeit andrer Christen zu wecken, schrieb der gute Pfarrer mit seiner Gemeinde ein Schriftchen: "Der Bund der Anabaptisten-Kirche. Begonnen in Amerika, Dec. 1777; und in Jamaika, Dec. 1783." Es wurde im Dec. 1795 gedruckt, zu welcher Zeit 24 Älteste in der Kirche waren: zwölf Männer und zwölf Frauen, deren Namen darin ausgezeichnet stehen und darunter die Worte: "Wir binden uns durch ein Versprechen, unsre Pflichten gegen König, Vaterland und Gesetze treulich zu erfüllen und darüber zu wachen, daß die festgestellten Ordnungen eingehalten werden." Augenscheinlich wußten sie gar nicht, daß der Name Anabaptist einen bösen Klang hat, wenn sie offen erklären: "Wir halten uns an die anabaptistischen Grundsätze, bieweil dieselben der heiligen Schrift gemäß sind." Sie sagen in dem Schriftchen noch weiter, daß sie des Herrn Ruhetag heiligen, öffentlichen Gottesdienst, Abendmahl und Taufe halten, letztere in einem Flus oder wo viel Wasser ist; auch einander die Füße waschen nach des Herrn Gebot; und zu dem Allem geben sie immer genau die beweisenden Schriftstellen an. Ferner heißt es: "Nach dem Worte Gottes Lukas 2, 27. 28 nehmen wir auch junge Kinder in unsre Kirche auf." Dies scheint aber nicht durch die Taufe, sondern durch einen besondern Gottesdienst gethan worden zu sein. Vielleicht gab dies den ersten Anlaß zu der, unter den eingeborenen Baptisten noch immer sehr gebräuchlichen Sitte, bei befreundeten Kindern, die in der anglikanischen Kirche getauft werden, Pathenstelle anzunehmen.

Weiter folgt die Erklärung: "Wir halten es für unsre Pflicht

über die Kranken zu beten und sie zu salben; einander zu vermahnen; unter uns Schiedsrichter aufzustellen; und kein Menschenblut zu vergießen. Sklaven können nicht in unsre Kirche aufgenommen werden, ohne ein gutes Zeugniß von ihren Besitzern mitzubringen. Wenn sie sich gegen ihre Gebieter schlecht verhalten, müssen sie bestraft werden. Jedes Vergehen muß zur Bestrafung der Kirche vorgelegt werden, und Jeder, welcher in Sünde gefallen ist, wird ausgeschlossen. Die von der Gemeinschaft Ausgeschlossenen, werden nicht auf unsrem Gottesacker begraben.“ Der Bund schließt mit der Versicherung, daß die Glieder alles halten wollen, sowohl was ihnen die heilige Schrift als auch was dieser Bund vorschreibt, um, so weit es ihnen möglich sei, dem Worte Gottes gemäß ihr Leben einzurichten.

Die Einfalt und biblische Sprache dieses Bekenntnisses ist schön, so sehr man auch darin die Neigung der Neger, viel Werth auf äußere Gebräuche zu legen, erkennt. Zwar müssen sich später eigenthümliche, fast thörichte religiöse Gebräuche geltend gemacht haben, doch kann man sich im Ganzen nur freuen über den segensreichen Einfluß dieser Kirche auf das Herz so vieler armen unwissenden Neger Sklaven. Die Statuten des Bundes wurden monatlich ein Mal vor der Feier des heiligen Abendmahls gelesen. Liele schreibt im Jahr 1792: „Die Meisten unsrer Gemeinde sind arme unwissende Sklaven; sie arbeiten auf den Zuckerpflanzungen, theilweise auch auf den Bergen, und haben Nichts gelernt, kennen also keinen Buchstaben; aber dadurch, daß der ‘Bund’ monatlich in der Kirche vorgelesen wird, werden sie mit Gottes Geboten bekannt und immer aufs Neue daran erinnert.“ Die Obrigkeit, sowie die Sklavenbesitzer hatten, nachdem sie diese Bundesstatuten gelesen, gar nichts einzuwenden.

Im Jahr 1793 wurde die Kapelle vollendet, aber eine schwere Schuldenlast ruhte auf ihr. Etwa 500 waren jetzt getauft. Sie hatten auch ein Stück Land angekauft und standen unter dem Schutze eines Sklavenbesitzers, der zugleich Magistratsperson war. Aber diese Erweiterung der Kirche gab vielen Anstoß. Liele wurde einer Predigt wegen, die er über Röm. 13, 1 gehalten, als Aufrührer angeklagt, als ob er die Sklaven zur Empörung aufgewiegelt hätte. Er wurde mit Ketten beladen ins Gefängniß abgeführt, in den Stock gelegt und durfte von Niemand, nicht einmal von Weib und Kindern besucht werden. Im Verhör wurde er zwar freigesprochen, mußte aber seiner Schulden halber bald wieder ins Gefängniß. Er weigerte sich,

durch eine Insolvenzerklärung frei zu werden, und verharrte im Gefängniß, bis alle seine Schulden völlig bezahlt waren. Der Gefangenwärter hatte so viel Vertrauen zu ihm, daß er ihn Nachts oft seine Familie oder Kranke seiner Gemeinde besuchen ließ. So suchte er inmitten aller Trübsal, Unterdrückung und Schmach für seinen Meister treu zu arbeiten und hat sich seinen guten Namen bewahrt bis ans Ende.

Die Kirche, die dieser Schwarze gegründet hat, besteht bis auf diesen Tag. Noch wird sie von einem — nun erblindeten — Negerprediger beaufsichtigt, den Liele 1801 getauft und 1811 ordiniert hat; und mehr als 3700 Glieder gehörten zu ihr im J. 1841 in und um Kingston. Neben ihr finden sich noch Überreste von einer Gemeinschaft, welche die „unabhängigen Baptisten“ gestiftet haben, eine Sekte, welche die fanatischsten Gebräuche mit der Schriftlehre verband und sich dem abergläubischen Volke lange furchtbar gemacht hat. Die Stifter waren Leute, die mit Liele in Verbindung gestanden waren dann aber ihre eigenen Wege gingen. Die meisten ihrer Gemeinschaften sind nach und nach ihrer Auswüchse müde geworden und in die regelmäßiger geordneten Kirchen übergegangen. Ein Londoner Missionar erzählte Waddell, wie eine dieser Gemeinschaften sich einst darum bemühte, in seine Kirche aufgenommen zu werden, wenn er nämlich ihnen die Taufe durch Untertauchen gestatten und zugleich einen aus ihnen sich als Prediger beigesellen wolle. Dieser Mann nun war selbst noch nicht getauft d. h. durch Untertauchen; aber seine Veredsamkeit gestellte ihnen, und um des Amtes willen war er bereit sich jeder Untertaufe zu unterziehen. Zwar lesen konnte er nur wenig, aber viel reden und überaus lange beten. Der Missionar vermochte nicht auf das Anerbieten einzugehen, worauf diese „Unabhängigen“ ihren Liebling selbst mit ans Ufer nahmen und untertauchten; man betete über ihm und machte ihn zum Prediger, mit der Vollmacht hinsicht Andere zu taufen. Aber wie vieles auch an diesen Kirchen auszusezen sein mag, gewiß ist, daß das Werk des ungebildeten schwarzen Predigers eine ungemeine Lebenskraft bewahrt hat.

4. Die Brüdergemeinde.

Die ersten Missionare auf Jamaika gehörten zur Brüdergemeinde. Im Jahr 1754 begannen sie ihr gesegnetes Werk unter den Sklaven in Karmel, wo ein Gutsbesitzer ihnen eine Wohnung einräumte und sie in ihrer Arbeit ermutigte. Sittlicher Einfluß ist sogar in einem Sklavenstaate nicht zu verachten; denn die Sicherheit und Ruhe des Besitzers steht immerhin mit der Botmäßigkeit und Zufriedenheit seiner Neger in wesentlichem Zusammenhang. Wo die Peitsche nicht hinreicht, kann vielleicht die Machtvollkommenheit Gottes und Seiner Kirche etwas helfen. Die Missionare fragten nicht viel nach den Beweggründen, sondern drangen mutig vor, wo sie eine halboffene Thüre fanden. Waddell beschränkt sich, was ihre Wirksamkeit betrifft, auf folgende Andeutungen: — „Ansangs waren's nur wenige Brüder und ihr Erfolg blieb scheinbar gering. Allmählig verstärkten sich ihre Reihen, und als wir im Jahr 1829 hinkamen, hatten sie an verschiedenen Orten schöne Stationen. Eine derselben war nicht sehr weit von meiner Station entfernt, und mehrere Jahre lang war es mir vergönnt, innige Gemeinschaft mit den Missionaren zu pflegen. Die schottischen Missionare standen immer auf freundlichstlichem Fuße mit den Arbeitern der Brüdergemeinde und haben lange in brüderlicher Eintracht mit ihnen zusammenarbeiten dürfen.“

Es waren etliche Londoner Herren, welche von dem Graf Blunden-dorf gewonnen, zuerst darauf bedacht waren, durch Arbeiter aus seiner Gemeinschaft ihren armen Negern die Kunde vom Heiland zu bringen. Zuvor schon hatten sie sich bemüht, denselben sonstwie zur geistlichen Pflege behilflich zu sein; aber die rechten Werkzeuge waren nicht zu finden. Caries, der mit zwei Brüdern 1754 nach Jamaika geschickt wurde, hatte dort einen sehr leichten Anfang. Es wurde der Mission ein Stück Land geschenkt, in Karmel, und zum Behuf ihrer Erhaltung zwei Plantagen gegründet. Schon im nächsten Jahre konnten 26 Neger getauft werden, und die Zahl der Zuhörer nahm reißend überhand. Nachher zeigte sich aber, daß man sich mit der Laufe wohl übereilt hatte; es kam gerade über diesen Punkt zu Misshelligkeiten unter den Missionaren selbst, und der Verlauf der Arbeit wurde ein langsamer und schwieriger. Zwar gelang es dem Bruder Friedrich Schlegel (1764—1770) die Dinge zu ordnen und einen frischeren Geist in die Arbeit zu bringen. Man freute sich der ersten Erweckung,

in Folge deren 1765 die ersten 27 Neger zum heiligen Abendmahl zugelassen wurden, und der Geugengeist unter ihnen sich zu regen begann. Aber — wie seither so oft — die Reaktion blieb nicht aus. Nachdem Schlegel seinen Lauf vollendet hatte, nahm die Gleichgültigkeit der Neger auf erschreckende Weise überhand; und der zugänglichen Pflanzungen wurden in Folge der Negeraufstände und Maronenkriege (besonders 1795) immer wenigere. Schon 1788 wurde beklagt, daß, nachdem die Brüder in 33 Jahren 755 Neger getauft hatten, von denen gewiß noch 300 am Leben waren, sie dennoch im Ganzen nur 216 Getaufte und Taufkandidaten zählten, „welche einige Verbindung mit ihnen unterhielten.“

Der methodistische Geschichtschreiber der westindischen Missionen in den Zeiten der Sklaverei liefert uns keinen Beitrag zur Beurtheilung dieses langsamem Fortschritts der Brüder auf Jamaika, während er mit hoher Bewunderung von ihren Siegen auf Antigua erzählt und die Weitherzigkeit rühmt, mit der sie die Ankunft jedes Mitarbeiters begrüßten, der, sei's auch mit andern Ansichten, denselben Herrn im weiten Felde zu dienen kam.

Dagegen hat unser baptistischer Gewährsmann, Underhill, eine fertige Erklärung dieses schwachen Erfolgs. Er sagt: „Die Arbeiten der Herrnhuterbrüder, begonnen in 1754, beschränkten sich lange auf wenige Pflanzungen im Kirchspiel St. Elisabeth. Da sie für ihren Unterhalt auf den Anbau ihres Landes angewiesen waren, sahen sie sich veranlaßt, nicht blos Neger anzustellen, sondern auch selbst Sklaven zu halten. Bald zeigte sich, daß die Sklaverei dem Fortschritt des Evangeliums tödtliche Hemmung bereitet: Sklaven haben keine Zeit, das Wort zu hören. Abends waren sie zu müde, den Missionar zu besuchen; konnte er auch den Alten und Kranken nahekommen, so waren diese durch ein ganzes Leben, verbracht in herabwürdigender Unsititlichkeit, zu abgestumpft für seine Botschaft. Vielweiberei war häufig, die Ehe ungesetzlich. Pflanzer und Aufseher wurden immer eindlicher, je mehr das Wort durchdrang. Wenn nun auch die Missionare durch einzelne wahre Befehrungen zum Ausharren ermunthigt wurden, kam es doch zu keinem rechten Gedeihen, bis der völlige Bruch mit dem System der Sklaverei (1823) zu einem neuen Aufschwung führte. Seither hat sich die Mission der Brüder schnell auf drei weitere Kirchspiele verbreitet, und jetzt (1860) zählen sie 10000 Anhänger, darunter 4000 Kommunikanten.“

Uns scheint dieses Urtheil zu sehr vom Standpunkt der Neuzeit beeinflußt, als daß wir es ganz unterschreiben könnten. Daß die Brüdergemeinde sich in das allgemein gültige System der Sklavenarbeit fügte, so lange von anderer Arbeit nicht die Rede sein konnte, erklärt den schwachen Erfolg der Predigt um so weniger, als ihre Berichte wiederholtes Zeugniß davon ablegen, wie auch englische Herren und Damen — freilich seltnere Ausnahmen — sich der geistlichen Pflege ihrer Sklaven in eigener Person annahmen und schöne Früchte derselben sehen durften. Die Stunde des Herrn hatte noch nicht geschlagen, — das ist der vorherrschende Eindruck, der uns aus Stobwassers Visitationsreise in dem genannten Jahre 1823 entgegentritt. Die Brüder hatten mit ungewöhnlichen Hindernissen zu kämpfen, sie deuten dieselben in ihren einfachen Berichten mehr an, als daß sie sich in Klagen darüber ergiengen. „Alle Eigenthümer und Vorgesetzte wünschen wohl treue und fleißige Neger zu haben; aber nicht allen ist damit gebient, daß sie jeder Sünde absterben.“ Die Unreinigkeit und Unzucht, welche auf der Insel herrschte, spottet aller Beschreibung. Es schien oft, als ob die weißen Dränger mit ihren Versuchungen gerade den Seelen am meisten zusetzen, welche dem allgemeinen Verderben schon entronnen waren. Wenn die Neger ihre Weihnachtsfeiertage, statt mit unzüchtigen Tänzen, mit Kirchenbesuch begiengen, wurde ihnen jeder fernere Gang zum Missionar verboten und jeder Ungehorsam grausam bestraft. Und nachdem durch den Druck von England her die Ansprüche des Christenthums zu einiger Geltung gelangt waren, kam es wiederholt vor, daß die Plantagenbesitzer einen kürzeren Weg wählten, um die Ausbreitung des Christenthums in ihrer Weise zu fördern, d. h. unschädlich zu machen. „Sie lassen,“ heißt es im Jahr 1821, „100—200 Neger an Einem Tage ohne vorherigen Unterricht, ja manche gegen ihren Willen, von dem Prediger des Kirchspiels tauzen; dieß gehört nunmehr gleichsam zur Mode. Diese Leute werden dann stolz auf den Christennamen, leben übrigens in Sünden fort. So wurden 15 Neger, die bei uns sich zur Annahme gemeldet hatten, auf dem Rückweg von Karmel festgenommen und alsbald vom englischen Prediger getauft; der Besuch unserer Kirche ist ihnen hinsicht streng verboten.“ Ja, sogar Abendmahlsgenossen der Gemeinde mußten sich wieder taufen lassen und gehörten fortan zur anglikanischen Kirche, welche keinen Abfall, d. h. Besuch fremder Kirchen, duldet. Sodann

war es überaus schwer, den wilben Ehen ein Ziel zu setzen. Der damalige allgemeine Zustand, „Jamaika Fashion“ genannt, war ein so unsittliches Zusammenleben bei Weissen und Schwarzen, daß die Einführung der wahren Ehe keinem einzelnen Missionar möglich wurde. Als im Jahr 1826 der treue Lobi endlich die Erlaubniß seines Herrn ausgewirkt hatte, sich mit einer Bekhrten trauen zu lassen, und nun mit andern schwarzen Paaren zu diesem Zweck sich in der anglikanischen Kirche von Blackriver einsand, brachen die weißen Zuhörer in ein schallendes Gelächter aus. „Stimmen wurden laut, die sich darüber lustig machten, daß jetzt auch schwarzes Volk solche Ansprüche mache und sich den Weissen gleichstellen wolle; und die Aufregung wurde am Ende so groß, daß der Prediger kaum durch die ernstesten Worte die Ruhe an der heiligen Stätte herstellen konnte. Seine Zurechtweisung wirkte jedoch, und die Trauung konnte vollzogen werden.“ Wer dann aber seiner alten Gattin müde war, gieng mit der Person, die er heirathen wollte, zum Prediger, um sich trauen zu lassen. Der fragte, ob sie getauft seien; hatten sie nur die Taufe der Brüdergemeine, so wurde ihnen bedeutet, diese gelte nichts, erhielten — ums Geld — die rechte Taufe und wurden dann getraut. Wer aber anglikanisch getauft ist, „dem ist in der Regel alle Hoffnung benommen, jemals wieder ein Mitglied der Brüdergemeine zu werden.“ Nur mit Mühe entschlossen sich die Brüder in Ausnahmefällen, Leute, welche sie getauft hatten, wenn sie zur Wiedertaufe gezwungen worden waren, nachträglich dennoch wieder aufzunehmen. Wußten sie doch, welchen Unannehmlichkeiten, ja Verfolgungen sie sich selbst und ihre Anhänger mit solchen Schritten aussetzten.

Das aber ist an der obigen Darstellung richtig, daß sich die Brüder mehr, als die späteren Missionare der Baptisten und anderer Dissenter, unter das herrschende System beugten, und vor allem beflissen waren, keinem Freiheitsschwindel unter den Schwarzen Raum zu geben. Sie haben also keinen Theil an der Ehre, die Emancipation der Sklaven durch irgend welche Agitation befördert zu haben; dafür können sie sich mit dem Zeugniß trösten, daß bei allen Negerverschwörungen und Empörungen, von der Rebellion im Jahr 1760 an, keiner ihrer Bekhrten sich betheiligt hat. Den Verfolgungen sind sie damit nicht entgangen. Nicht nur wurden von Kriegsgerichten irgend welche verdächtige Neger ohne weiteres erschossen, darunter

auch unschuldige und wahrhaft gläubige; sondern in dem letzten Negeraufstand 1832 wurde Missionar Pfeiffer gefangen gesetzt, weil ein unerbittlich feindseliger Weißer zwei Neger bestochen hatte, falsches Zeugniß gegen ihn abzulegen, als habe er zum Aufstand aufgesordert. Nur durch ein Wunder Gottes entrann er dem Tode, während einer der Meineidigen selbst angeklagt und erschossen wurde. An interessanten Beispielen aber von den reisen Früchten, welche die Brüder mit der zuwartenden Art ihres unermüdlichen Dienstes einheimsen durften, ist gewiß kein Mangel. Wer gerne solche auff sucht, der lese einmal die Geschichte des Nationalgehilfen Tobi, wie sie im „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ (Mai und Juni 1864) gegeben ist. Er wird sehen, wie aus einem unwissenden Ibo-Neger durch Gottes Treue ein freier Glaubensmann und segensreicher Kirchendiener wurde; und die Geschichte Jamaika's in den letzten vierzig Jahren, wie sie in diesem Einen Lebensbilde sich darstellt, wird ihn zum Lobe des treuen Herrn auffordern, der so vielen aus der finstern Nacht zu dem jetzigen Maße von Licht und Leben verholzen hat.

5. Die Methodisten auf Jamaika.

„Neben der Brüder-Gemeinde,“ schreibt Underhill, „erhoben sich auch die Wesleyaner zum Kampf gegen die Gottlosigkeit Jamaikas. Ihre Arbeit begann mit dem Besuche Dr. Coke's in Kingston (Januar 1789), wo er sofort in befreundeten Häusern, bald auch in einem Konzertsaal predigte. Trotz vieler Hindernisse und heftiger Opposition drang er damit durch und Viele kamen ihn zu hören. Die schwarzen Evangelisten (der Baptisten) durften ziemlich unbeachtet ihr Werk treiben, man konnte sie ja leicht bewachen; sie wagten es auch nicht, das sündige Leben ihrer weißen Herren und Unterdrücker offen zu strafen. Dr. Coke dagegen trat mit voller Freiheit auf, predigte laut gegen den herrschenden Unglauben, die Sonntagsentheiligung, das unzüchtige Leben und die Bielweiber der Geistlichen, der Pflanzer und Sklaven; ebenso gegen das Heidenthum, das durch das unaufhörliche Einführen neuer Sklaven von Afrika her täglich zunehme.“ Anfangs hatte er nur Weiße zu Zuhörern, bald fanden sich aber auch die Farbigen ein. „Sofort regte sich Haß und Widerwillen gegen diesen Zeugen der Wahrheit. Einmal wurde er während der Predigt

plötzlich von einem Haufen weißer Herren überfallen und hatte die Rettung seines Lebens nur dem Heldenmuth einer weißen Frau zu danken, welche sich vor den Prediger hinstellte und erklärte, sie werde einem Jeden, der sich nahe, ihre Scheere in's Herz stechen. Aber wie groß auch der Haß sein mochte, Dr. Coke kümmerte sich nicht darum. Er wiederholte seinen Besuch 1791 und predigte mutig fort; und ehe noch ein Jahr verflossen war, hatte sich eine Gesellschaft gebildet, ein Stück Land war angekauft und auf dem Paradeplatz eine Kapelle erbaut worden, die 1500 Menschen fassen konnte. Ein gewisser Hammett wurde als Missionar angestellt und das gute Werk breitete sich immer weiter aus. In demselben Maß wuchs aber auch die Feindschaft; die Gemeinde war beständigen Angriffen und Rohheiten ausgesetzt, da die Behörden sich ihrer nicht annahmen. Besonders der Besuch des Abendgottesdienstes, zu dem auch die Sklaven abkommen konnten, wurde beinahe lebensgefährlich und mußte deshalb eine Zeitlang aufgehoben werden; doch ruhte Gottes Segen sichtlich auf seinen Knechten, ihr Werk nahm immer zu, bis die Wesleyaner Mission bleibende Wurzel auf der Insel gefaßt hatte."

Von Hammett erzählt Dr. Coke eine interessante Anecdote, welche der Vergessenheit entrinnen zu werden verdient. Der Sohn eines Mandingo-Fürsten hatte zweimal einen Kapitän bewogen, ihn nach Jamaika überzuführen, um dort nach einer Schwester zu suchen, welche ihm vor vielen Jahren war aus dem Hause gestohlen worden. Ihm war es immer, als müsse er sie in Jamaika finden. Und wirklich, das zweite Mal fand er sie auf der Insel, und zwar in der Methodistenkapelle in Kingston, wo sie kaum erst den Herrn gefunden hatte. Ihr Mann war ein freier Neger, gleichfalls gläubig und Klassenführer in der Methodistengesellschaft. Der Fürst versprach Hammett, sobald er in seine Heimath zurückgekehrt sei, zwei Sklaven herüberzuschicken, als Lösegeld für seine Schwester; diese aber müsse nach Afrika zurückkehren und auch ihren Mann mitbringen. Ob er das ausgeführt hat, ist ungewiß; Hammett wurde bald durch Krankheit gezwungen, die Insel zu verlassen. Aber berechtigt war jedenfalls die Hoffnung, welche Dr. Coke bei dieser Gelegenheit aussprach: wie leicht Gott auf diese Weise durch bekehrte Sklaven sein Reich in Afrika ausbreiten könne. In Liberia und am Pongas-Flusse, sowie im Yoruba-Lande und anderwärts, hat sie sich bereits verwirklicht, leider bis jetzt in beschränktem Maße.

Aus jener ersten Zeit haben die Methodisten viel von Verfolgungen zu berichten, deren eine in neuester Zeit ausführlich beschrieben wird. Sie wirft auf die damaligen Zustände der Insel ein grettes Licht. Am Ostende der Insel steht auf schrofsem Felsenvorsprung ein Leuchtturm, dessen Lichtstein hell auf die dunkle, weite Fluth hinausschimmert und den Schiffer vor dem gefährlichen Morantkap warnt, an welchem schon manch stattliches Schiff gescheitert ist. Morant-Bay, ob schon nicht größer als ein ordentliches Dorf bei uns, ist die Hauptstadt des Kirchspiels St. Thomas, das die ganze Niederung am Fuß der blauen Berge umschließt, wohl die schönste Gegend der Insel. Dort entfaltet sich die Pracht der Tropenwelt aufs mannigfachste; wie weidet sich das Auge am lippigen Pflanzenwuchs, an den reichen Zuckerplantagen entlang dem Ufer des breiten Flusses, der in der Regenzeit zum gewaltigen, unbändigen Strome anschwillt. Das obere Ende dieses Thales ist von einer jäh emporragenden Bergkette eingeschlossen, aus deren Mitte der „blaue Berg“ majestätisch stolz sein ewig grünes Haupt erhebt, wohl 8000' über dem Meeresspiegel.

Auch Morant-Bay ist schön und ziemlich hoch gelegen; die Gegend ringsum gleicht einem herrlichen Garten Gottes. Und dennoch ist es ein gesürchteter Ort und trägt nicht umsonst den unheilvollen Namen: „das Grab des Europäers“. Davon zeugt der stille Gottesacker, auf dem so mancher eifrige Missionar und viele Glieder der Missionsfamilien gar frühe ein Ruheplätzchen gefunden haben. Nicht weit von diesem steht die Kirche, die, ehe die Missionare kamen, und so lange noch die Neger und ihre Abkömmlinge als seelenlose und deßhalb keiner Seelsorge bedürftigen Geschöpfe angesehen wurden, der einzige christliche Versammlungsort für 30,000 Menschen war! Jetzt ist es anders geworden: mehrere bischöfliche Kirchen nebst einer guten Zahl Methodistenkapellen sind rings im Kirchspiel zerstreut. Auch ein Armenhaus ist in Morant-Bay, sowie das Gefängniß und der Gerichtshof, dessen Räume von himmelschreitenden Gewaltthaten, an armen Negersslaven verübt, berichten könnten. In der Nähe steht nun das unansehnliche Missionshaus und die Kapelle der Wesleyaner.

Im Anfang unseres Jahrhunderts kamen etliche farbige Methodisten-Prediger von Kingston nach Morant-Bay und verschafften der dortigen Bevölkerung Gelegenheit, Gottes Wort zu hören. In die

anglikanische Kirche hatten nur die Weißen Zutritt, und der Pfarrer hielt Gottesdienst, so oft es ihm bequem war. Der Herr segnete die Arbeit der einfältigen Methodisten und viele, sowohl Schwarze als Weiße, gelangten zur wahren Freiheit der Kinder Gottes. Trotz alles Widerstands und Spotts nahm das Werk seinen gedeihlichen Fortgang. Allein bald genügte es den Feinden der Wahrheit nicht mehr, die Prediger zu verhöhnen, mitten in der Predigt zu stören und die betenden Sklaven grausam zu peitschen; sie ruhten nicht, bis Gesetze und Statuten zu Stande kamen, die den christlichen Unterricht der Neger verboten und viele Missionare eine Reihe von Jahren hindurch ins Gefängniß ließerten. Ja, den Pflanzern und Beamten von Morant-Bay hat Jamaika jene Gesetze zu verdanken, welche christliche Lehrer systematisch verfolgten, Gesetze, welche das Statutenbuch Jamaika's am Anfang dieses Jahrhunderts befleckten bis auf den Tag, da die britische Gesetzgebung dem Sklaven Menschenrechte zusicherte und allen Klassen Religionsfreiheit gewährte. Zur Entschuldigung der Pflanzer kann man nur sagen: sie waren alle von geheimer Angst gepeinigt und wußten nicht, was sie thaten.

Es war im April 1802, daß die einfachen Reiseprediger von Kingston ihren Weg nach Morant-Bay fanden, und schon im November war die Zahl der Methodisten auf 90 gestiegen. Überall war lebhafte Nachfrage nach Gottes Wort; die Feindschaft aber der Pflanzer zeigte sich so unmächtig, daß die kleinen Verfolgungen, welche da und dort versucht wurden, nur zum Gedröhnen des Werks beitrugen. Da beschlossen die Widersacher, mit einem Streiche demselben den Garaus zu machen. Sie brachten einen Gesetzesvorschlag ein, welcher „ungesetzliches Predigen“ verbot. „Sintemal nämlich,“ heißt es im Act vom 17. Dec. 1802, „auf dieser Insel ein täglich zunehmender Uebelstand den Frieden und die Sicherheit der Insel bedroht, indem unwissende oder bössartige Schwärmer ungesetzliche Versammlungen von Negern und Farbigen anreden, wodurch die Herzen der Hörer mit fanatischen Gedanken erfüllt und irregeleitet werden, auch Gelegenheit zu Verschwörungen geschaffen wird, bitten wir, Eurer Majestät gehorsamste Unterthanen, der Gouverneur, der Rath und die Stände dieser Insel, daß versügt werde wie folgt: Wer immer unter dem Vorwand, ein Religionsprediger zu sein, ohne gehörige Bevollmächtigung Neger oder Farbige in irgend welcher Versammlung oder Gemeinschaft zu lehren wagt, der soll für einen Schurken und

Vagabunden gehalten und in folgender Weise gestraft werden.“ Harte Arbeit im Zuchthaus für einen Monat, im Wiederholungsfalle für sechs Monate, und je nach der Überzeugung der Friedensrichter irgend welche weitere Strafe, nur daß das Leben des Verbrechers nicht verwirkt sein solle, traf den unglücklichen Prediger, der keine „gesetzliche Vollmacht“ aufweisen konnte, schwere Geldstrafe den Hauseigentümer, welcher die Versammlung erlaubte.

Daraufhin hatte der farbige Prediger Williams sich auf Singen und Beten beschränkt; er wurde aber überwiesen, „sich eine Art von Singen erlaubt zu haben, die mit Predigen oder Lehren gleichbedeutend sei,“ und darum einen Monat lang eingesperrt. Dann kam die Reihe an die weißen Missionare, ungeachtet sie die in England gesetzliche Predigterlaubnis nachweisen konnten. Umsonst fragte Missionar Campbell in seinem Verhör, welches Gesetz der Insel seine Predigterlaubnis unkräftig mache. Er wurde bedeutet, wohl dürfe er Fragen stellen, aber sie, die Friedensrichter, seien nicht verpflichtet, solche zu beantworten. Er wurde lange gefangen gehalten, bis endlich der Oberrichter seinen Ordinationsschein anerkannte. So durfte wenigstens Ein Prediger das Evangelium verkündigen, während allen andern der Mund geschlossen war. Wer es nun vermochte, ließ sich die Entfernung von zwölf Stunden nicht viel ansehen, sondern gieng Sonntags von Morant-Bay nach Kingston, um Gottes Wort zu hören. Die übrigen Methodistenprediger aber mußten sich ruhig verhalten, ebenso der baptistische Missionar Schweigle, ein geistvoller Farbiger, und der wackere Schotte Reid; nicht etwa weil sie sich vor dem Gefängniß fürchteten, sondern weil die Leute sich scheuten, ihnen zuzuhören. Zwei Jahre lang dauerte diese Tyrannie, bis die englische Regierung, von den Missionsfreunden bestürmt, das plumppe Gesetz außer Wirkung setzte.

Zu jener Zeit begab es sich, daß eine arme Sklavin auf einer der Pflanzungen starb. Das war nun nichts Ungewöhnliches, aber solch ein Todtenbett voll Fried und Freude war bei dem armen Volk beinahe etwas Unerhörtes. Das arme Weib war eine der Erstlingsfrüchte der Methodistenmission auf Jamaika gewesen; mit kindlichem Glauben hatte sie das Wort Gottes aufgenommen, hatte sich bei allem Elend und Jammer ihres mühsamen Lebens nur immer fester daran angeklammert und war nun endlich von ihrem Herrn aus der finstern Gefangenschaft erlöst und in das Reich vollkommener Freiheit

und Ruhe versezt worden. Man hatte sie zu Grabe getragen, und nun wurde ihre niedere Hütte von dem Aufseher der Pflanzung untersucht und Alles darin in Beschlag genommen; denn ein Slave gehört seinem Herrn mit allem, was er ist und hat, seinem Leib, seiner Zeit, Kraft, Arbeit, seinen Kleidern und Ersparnissen. In der Hütte war nicht viel zu finden; eine alte Kiste stand in einer Ecke, darin hatte die Verstorbene ihren einsachen Sonntagsstaat aufbewahrt, welchen sie nur zum selten gestatteten Kirchgang angezogen hatte. Man packte die Kiste aus und fand in einer Ecke sorgsam in ein Stück Zeug eingewickelt ein längliches Papierchen, worauf die räthselhaften Worte: „Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewalt thun, reißen es an sich,“ zu lesen waren. Das wunderbare Zeichen „Math. 11, 12“ und noch ein Geschreibsel mit Tinte darunter bleiben dem unwissenden Buchhalter Hieroglyphen, welche er, trotz aller Anstrengung, nicht entziffern kann. Aber das ist ihm klar geworden, daß eine geheime, schreckliche Bedeutung darin liegt. Nun wird das Blättchen allen Weisen auf der Pflanzung gezeigt, dem Maurer und Schreinermeister, zuletzt auch dem Oberaufseher. Aber sie alle können kaum die gedruckten Worte lesen, einem Einzigem gelingt's, den geschriebenen Namen der Verstorbenen zu buchstabiren. Sofort wird's dem Herrn der Pflanzung gebracht, dessen Phantasien ihm beständig blutige Bilder von geheimen Verschwörungen und plötzlichen Sklavenauftänden vormalt. Er betrachtet das Papierchen von allen Seiten mit geheimem Grausen; je länger er es in der Hand hält, desto schauerlicher wird ihm zu Muth und er gelangt zu der festen Überzeugung, daß er einem schrecklichen Revolutionsplan seiner Nigger auf die Spur gekommen ist; denn was anders konnten die drohenden Worte bedeuten: „Die Gewalt thun, reißen es an sich!“ Ganz aufgeregt läßt er sofort sein Pferd satteln und reitet zum „Gustos“, der ersten Magistratsperson des Kirchspiels. Aber es ist schon spät und fragt sich, ob „Seine Hoheit“ sich zu solcher Stunde überhaupt sehen lassen, geschweige denn Amtsgeschäfte verrichten kann. Allein diese Sache leidet keinen Verzug, ist von der größten Wichtigkeit. Er wird also zugelassen, zeigt das Papier; und sofort lagern sich tiefe, ernste Schatten auf der Stirne des Richters, denn über die Bedeutung jener Worte kann kein Zweifel obwalten. Wer weiß, was im Werk ist, was vielleicht während der Nacht schon ausbrechen kann! Kein Augenblick wird versäumt: ein Bote muß fort und Militär

bestellen, so viel als möglich, gut bewaffnet, zu jedem Dienst gerüstet; es muß noch während der Nacht sich vor dem Gerichtshof aufstellen. Ein anderer Bote wird an die verschiedenen Magistratspersonen abgesertigt, sie möchten sich morgen in aller Frühe einfinden, da eine Sache von besonderer Wichtigkeit vorliege. Nun kommt die Stadt in Alarm, von einer Pflanzung zur andern verbreiten sich dunkle Gerüchte, Miliz-Soldaten laufen hin und her, es heißt schon, eine Sklavenemporung sei ausgebrochen, wer kann da noch schlafen! Entsezen bemächtigt sich aller Herzen, besonders weil Niemand bestimmt sagen kann, wo eigentlich der Ausbruch stattgefunden habe.

Die Morgendämmerung bringt keine Beruhigung; überall sieht man bewaffnete Pflanzer dem Gerichtshof zueilen, und die Glieder des Magistrats auf ihren Maulthieren die Bergpfade herabreiten. — Das Rathszimmer wird geschlossen, die Herren darin, alle in großer Aufregung, haben viel zu verhandeln. Das Blättchen geht von Hand zu Hand, der Aufseher muß berichten, wann, wo und wie er es fand. Dann gibt Jeder seine Meinung ~~und~~, seine Vermuthungen und Befürchtungen, worauf der Aufseher mehr von der verstorbenen Sklavin erzählen muß. Er sagt, sie sei öfters in die Methodistenkapelle gegangen, eine große Veränderung sei an ihr zu bemerken gewesen, sie habe nicht mehr wie früher spielen und tanzen wollen. Wie verdächtig! Mehrere Stundenlang dauert die Berathung, welche so angreifend ist, daß die Rathsherren sich wiederholt mit Branntwein und Punsch stärken müssen; endlich kommen sie zu dem Beschuß, sofort die Soldaten auf alle Pflanzungen auszusenden und jede Sklavenhütte genau untersuchen zu lassen; vom Resultat soll es dann abhängen, ob es nöthig sei, den Gouverneur der Insel herbeizurufen. Mit großer Wichtigkeit und wenig Zartgefühl machen sich die Soldaten an ihr Geschäft; jede geschlossene Thüre wird erbrochen, ebenso jede Kiste und Schachtel. In vielen derselben werden ähnliche Blättchen oder Karten gefunden, über hundert, und ihre Eigenthümer müssen mit zusammengeschürten Armen vor der Landwehr einher in's Gefängniß wandern. Vergebens beteuern sie ihre Unschuld, erklären, das Blättchen sei ihnen vom Methodistenmissionar gegeben worden ic. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Mähre, die Zeitungen sind voll von einer geheimen Verschwörung der Neger, durch einen Methodistenprediger angezettelt, nun aber noch zur rechten Zeit entdeckt; und laut schallt das Lob des vorsichtigen Aufsehers, des weisen

Gustos und der mutigen, entschlossenen Landwehr vom Kirchspiel St. Thomas!

Ein Bote ist an den Gouverneur abgeschickt worden, auf jeder Pflanzung sind bewaffnete Männer aufgestellt, von der ganzen Umgegend strömen wissbegierige, erschreckte Leute herbei, um der gerichtlichen Verhandlung anzuhören. Zu dieser wird nun der Methodistenprediger beschieden, der sich umsonst den Kopf zerbricht mit der Frage, was er denn da zu schaffen habe. Im Gerichtshof trifft er lauter finstere Gesichter; schadenfrohe Blicke ruhen auf ihm, so daß ihm nicht ganz wohl zu Muthe wird. Zuerst flüstern die Rathsherren zusammen, dann beginnt der Gustos seine Rede. Er spricht von verdächtigen Papieren und schrecklicher Verschwörung, er wendet sich zuerst an den Missionar, den er als Urheber und Anzettler des Komplotts hinstellt, bis dieser sich beinahe vor sich selber fürchtet. Während der langen Rede kann er sich aber wieder fassen und bittet endlich, man möchte ihn das verdächtige Blättchen sehen lassen. Darüber berathen sich die Herren wieder lange in leisem Flüstern; endlich wird beschlossen, die Bitte zu gewähren, das Kärtchen wird dem Geistlichen gezeigt und Aller Augen sind streng und prüfend auf ihn gehestet. Zuerst drückt sein Gesicht größtes Erstaunen aus, dann spielt ein heiteres Lächeln um die Lippen und alle Zuschauer merken, daß der „Schwarzrock“ großen Neiz zum Hellauflachen verspürt, denselben aber aus lauter Respekt vor dem Gerichtshof gewaltsam unterdrückt.

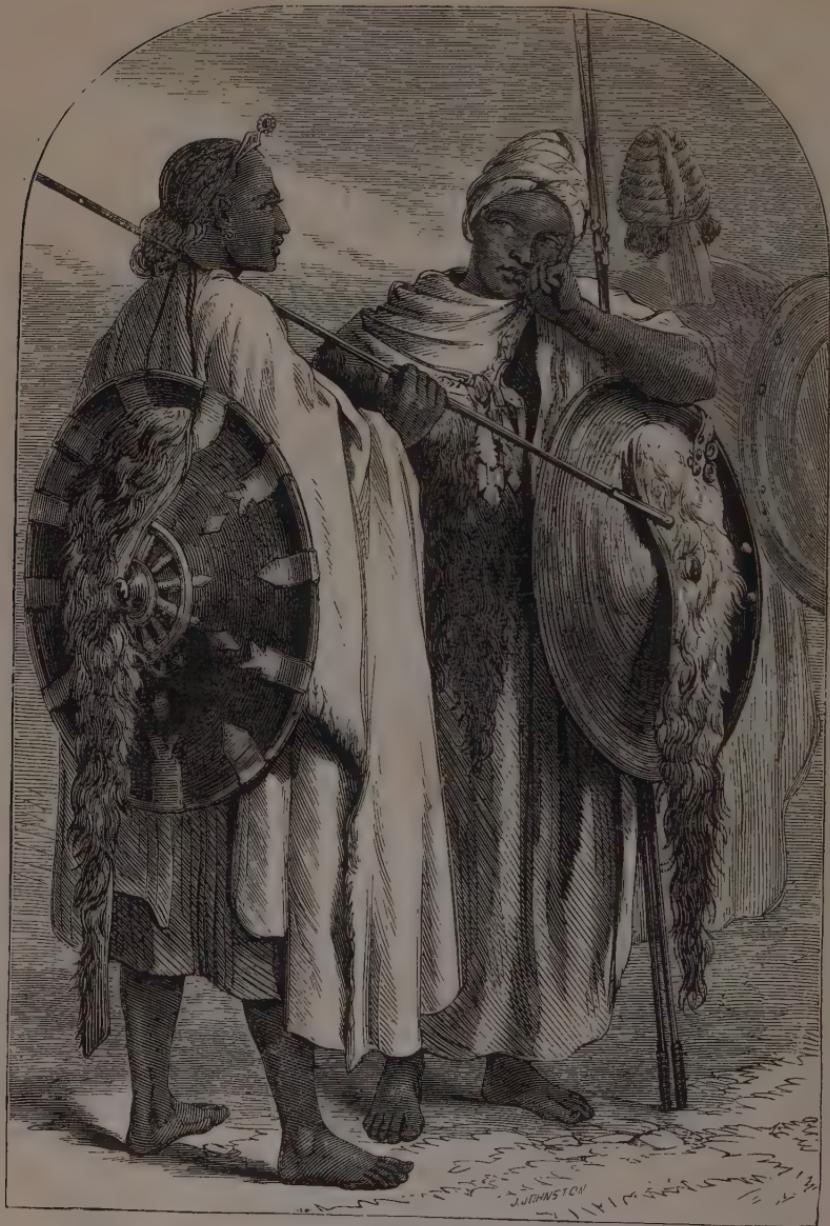
Nicht wenig verwundert, ja ein wenig beleidigt über diesen unerwarteten Ausgang, steht der Gustos auf und fragt den Missionar, ob er diese Kärtchen nicht eigenhändig verbreitet habe. Das kann und will dieser gar nicht läugnen, setzt aber lächelnd hinzu, jeder Methodist bekomme ein solches Blättchen als Zeichen seiner Aufnahme in die Gemeinschaft. Der Gustos sieht verlegen aus, läßt sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, sondern fragt: „Mein Herr, wie können Sie Rechenschaft ablegen für die gefährlichen, leidenschaftlichen Worte auf diesem Papier? Antwortet Sie, wenn Sie können!“ — „Recht gerne, mein Herr,“ antwortet der Prediger. „Diese Worte, die Ihnen als leidenschaftlich und gefährlich vorkommen, sind aus der heiligen Schrift genommen. Sie enthalten eine ernstliche Ermahnung, in das Reich Gottes einzudringen und den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, trotz allem, was dem Heil unserer Seele

im Wege steht. Diese Worte hat unser Herr nicht gesprochen, um irgendemand zum 'Gewaltthun' gegen die Obrigkeit aufzufordern. Seine Lehre und die unsrige ermahnet uns vielmehr, uns unter die gesetzte Obrigkeit zu beugen." — „Was! ein Bibelspruch? Nichts der Art, das glaube ich nicht; solche aufrührerische Worte findet man nicht in der heiligen Schrift!" rief Seine Hoheit und befahl sogleich eine Bibel herzubringen. Es mußte ja eine da sein zu Eidschwüren; aber lange suchte man umsonst, bis endlich ein zerrissener Ueberrest, enthaltend ein Stück aus dem Alten und etliche Stücke aus dem Neuen Testamente, gefunden wurde. Glücklicherweise ist das Evangelium Matthäi noch da, der Missionar schlägt auf und zeigt den verbüßten Herren die Stelle, sowie die Bedeutung des geheimnißvollen Zeichens „Matth. 11, 12". Allein die Rathsherren sind noch nicht zufrieden gestellt, der Missionar hatte ja vom Kampf des Glaubens geredet, also waren Unruhe, Verschwörung, Blutvergießen noch immer zu erwarten. Sie sind überaus ungläubig und mißtrauisch; doch sitzt unter ihnen ein Schotte, der mehr Verstand besitzt, dieser wendet sich mit schelmischem Lächeln an seine weisen Kollegen: „Meine Herren, die Worte auf jenem Papier sind allerdings der Bibel entnommen, davon haben wir uns überzeugen müssen, wenn wir gleich nicht wollten. Aber wie sich's damit auch verhält, jedenfalls kann man diesem Spruch nicht den Sinn zuschreiben, den man zuerst dahinter suchte; denn obschon Jamaika ein herrliches Land ist, kann man es doch keineswegs 'das Himmelreich' nennen. Ich erlaube mir daher, Ihrer Hoheit und meinen Herren Kollegen allhier folgenden Vorschlag zu machen: Da dieser Herr die Wahrheit seiner ersten Aussage bestätigt hat und scheints von dieser Sache etwas mehr versteht als wir Alle, und da bis jetzt sonst kein Zeichen einer Rebellion entdeckt worden ist, dieses Mal dem Zeugniß dieses Methodistenpredigers Glauben zu schenken und uns mit seiner Erklärung über diese verdächtige Sache zufrieden zu geben."

Einstweilen hatten sich mehrere der Magistratspersonen ziemlich beschämt hinausgeschlichen, da die Geschichte anstieg lächerlich zu werden. Nach längerem Geslüster wurde zuletzt erklärt, man wolle auf den Vorschlag des Schotten eingehen, der Gustos solle aber zum Schluß dem Prediger noch eine gute Ermahnung mit auf den Weg geben. Demzufolge begann seine Hoheit mit großem Ernst und rechter Würde eine lange feierliche Rede, welche er mit diesen Worten be-

schloß: „Wir wollen uns dieses Mal mit Ihrem Zeugniß zufrieden geben. Aber ~~ein~~ Wort der Warnung kann Ihnen nur nützen. Mein Herr, geben Sie Acht, wir haben unsre Augen offen. Wir verwehren Ihnen das Predigen nicht, wenn Sie rechten Gebrauch davon machen wollen. Sagen Sie den Negern, sie sollen nicht fortlauen, sondern daheim bleiben, ihre Herren ehren und fleißig für sie arbeiten. Das predigen Sie ihnen immerhin! Aber kein Glaube, nichts von Glauben, mein Herr. Sagen Sie den Sklaven, sie sollen gute Knechte sein, nicht stehlen, nicht lügen. Aber bitte, lassen Sie uns nur nichts vom Glauben hören, wir wollen keinen Glauben — keinen Glauben. Unsere Neger dürfen nicht durch solche Lehren verderbt werden. Nehmen Sie sich in Acht, wir werden ein Auge auf Sie haben. Nur aufgepaßt, daß wir Sie nicht Glauben predigen hören. Sie können sich jetzt entfernen.“

Mit einer tiefen Verbeugung, ohne Antwort, verläßt der Missionar den Gerichtshof und muß noch lange herzlich lachen über das seltsame Verhör. Die Rathsherren gehen auch alle ziemlich niedergeschlagen von dannen. Die Landwehr wird von den Pflanzungen zurückberufen. Die armen Neger, noch immer in Unwissenheit über den eigentlichen Grund ihrer Gefangennehmung, werden aus den Zellen entlassen und auf ihre Pflanzungen zurückgeschickt. Die Aufregung in der Stadt legt sich allgemach; und so endet die Rebellion, welche die ganze Insel mit Angst und Entsetzen erfüllt und den weißen Herren von Morant-Bay so viel Noth und Verlegenheit verursacht hatte. Der Schotte aber wurde ein Freund der Missionare und bewog nachher den hohen Rath, der Witwe eines vom Fieber hingerafften jungen Sendboten ein Geschenk von 100 Pfds. Sterl. zur Heimreise zu gewähren.



Gruppe von Abessiniern.

Die neuesten Missionsversuche in Abessinien.

I.

Der Name des Königs Theodoros, dem Araber und dem Gallā, dem am Nil ansässigen Bauern und dem am heißen Küstensaum des rothen Meeres umherschweisenden Hirten so wohl bekannt, ist bis in die letzte Zeit, wo seine Gewaltthat gegen die englischen Missionare die Runde durch die Zeitungen machte, in Europa in weiteren Kreisen nur genannt worden, wenn irgend ein vulkanischer Ausbruch in seinem entlegenen Reiche stattfand, oder wenn französische Emissäre aus religiösen oder politischen Gründen eine Empörung in der Provinz Tigre ermutigten. Im engeren Kreis der Missionsfreunde jedoch war er seit Jahren wohl bekannt, und wir haben unsren Lesern schon früher (Miss. Mag. 1856, S. 148. 149.) die romantische Jugendgeschichte des jetzigen Herrschers von Abessinien in der Kürze mitgetheilt. Kassai hieß er damals, — erst an dem heißen Tage, da er den Herrscher von Tigre, Ubie, besiegte und gefangen nahm (3. Febr. 1856), legte er sich den Namen Theodoros bei, „denn Gott habe ihm das Reich geschenkt.“ Wie knüpften sich so manche liebliche Hoffnungen an seine Thronbesteigung! Traf doch die Nachricht, daß er dem Evangelium eifrig zugethan, daß auch der in vollem Einverständniß mit ihm stehende, früher von Missionar Lieder in Cairo gebildete Abuna Salama (das geistliche Oberhaupt des abessinischen Reichs), ein warmer Freund der evangelischen Mission, der Jesuiten-Missionar Jacobis aber, dessen Umtrieben unter der vorigen Regierung vielleicht die Missionare Isenberg und Krapf hatten weichen müssen, ausgewiesen sei, gerade mit dem Rufe zusammen, den im Jahre 1854 Bischof Gobat an sechs Chrischona-Brüder ergehen ließ, um sie nach einem weiteren Vorbereitungsjahr in Jerusalem in sein früheres Arbeitsfeld zu senden! Gobat hatte vor 33 Jahren

den Vater des Königs kennen gelernt und dem Knaben die amharischen Evangelien geschenkt, die ihm bald ein reicher Genuss wurden; daher Theodoros sich nach seiner Thronbesteigung vertrauensvoll an den Bischof wandte mit der Bitte um Handwerker, „die sein Volk unterrichten könnten.“ Aber es bleibt bei der alten biblischen Regel: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Fürsten,“ und mehr noch als in jedem andern Verhältniß ist sie zu beherzigen bei der Arbeit im Reiche Gottes. Das haben seither die Brüder Glad, Bender, Mayer, Kienzlen, die zu Anfang des Jahrs 1856 unter unzähligen Beschwerden den Nil entlang nach Abessinien zogen, mit den ihnen später (1858) von Jerusalem aus nachgesandten Brüdern Saalmüller und Waldmeier, reichlich erfahren. Der Herr ihr Gott ist mit ihnen gewesen. Glad, der nun ganz im Dienste der Londoner Judenmission arbeitet, hat Er vielfach gesegnet und im Verlaufe der letzten Jahre eine beträchtliche Anzahl Falascha's für das Evangelium gewinnen lassen. Den fünf andern Brüdern hat Er Gnade geschenkt, gebüldig auszuhalten in ihrer schweren Stellung als Arbeiter des Königs, und somit gewissermaßen die Träger des ganzen Werks in Abessinien zu sein. Sie leben meist von ihrer Hände Werk; Bischof Gobat kann sie nur schwach unterstützen, und auch auf regelmäßiges Eintreffen seiner Sendungen dürfen sie in den ungeordneten Verhältnissen jener Länder sich keine Rechnung machen. Theodoros aber, der sich ihnen Anfangs nicht nur als Freund und Beschützer, sondern auch bereit zeigte, das Wort Gottes zur Richtschnur seines Lebens zu machen, hat mehr und mehr die Natur des afrikanischen Despoten hervorgekehrt; und würden die fünf Handwerksbrüder nicht für ihn arbeiten, so wäre wohl für die andern Missionare kein Bleibens mehr in seinem Lande.

Wir haben's nun zwar mit dem Werk des Herrn in Abessinien zu thun, und nicht mit König Theodoros; doch haben die Missionsbrüder so viel mit ihm zu verkehren gehabt, daß es nicht ohne Interesse ist, einige Blicke in ihre Briefe und damit ebensowohl in die Widersprüche im Charakter des Tyrannen und in seinen immer tieferen Fall, als in die anfangs vom ungewohnten Glanz der königlichen Gunst ein wenig trunkenen Herzen der lieben Schreiber zu werfen. Am meisten schien Waldmeier für ihn eingenommen zu sein. „Zum Vorauß will ich zu Aller Freude bemerken,“ schreibt er am 10. November 1859, „daß wir über alles Hoffen und Erwarten vom Könige

Abessiniens auf's allerfreundlichste und herzlichste empfangen worden sind. Da der König gerade im Begriff war, nach den Wolla-Gallaländern zu gehen, nahm er uns, zu unserer Sicherheit, mit sich bis zur Festung Magdala im Gallaland, wo wir Alle in vier Häusern nahe bei einander wohnen. Der König besiegte in den letzten fünf Monaten das ganze große Reich der Galla's, dazu noch das Reich von Schoa, und gegenwärtig, oder wenigstens bald, wird er einen Feldzug nach Tigre unternehmen, um dort seinen letzten Rebellen zu demuthigen.

„Bruder Saalmüller und ich haben den König mit einigen Diensten sehr erfreut, und nachdem letzterer sich von unserer Geschicklichkeit überzeugt hatte und einsah, daß wir das leibliche und geistige Wohl seines Volkes, gleichwie er, uns zum Ziel gesetzt haben, sagte er uns: 'Ihr seid meine besten Freunde; ich bin euer und ihr seid mein; mein Glück ist euer Glück; mein Herz ist euer Herz; euer Blut ist mein Blut, und euer Wille ist auch mein Wille. Mein Gott ist euer Gott, und mein Erlöser ist euer Erlöser; eure Freude ist meine Freude und euer Leid ist auch mein Leid; kurz gesagt: wir sind in Ein Wesen zerslossen. Ich bin euer Vater und ihr seid meine Kinder; ich will euer Beschützer, Versorger und nächst Gott auch euer Erhalter sein. Wo ich hingeho, sollt ihr auch hingehen, und wo ich meine Stadt bauen werde, sollt ihr bei mir wohnen.' — Dann ließ der König uns mit bunten, feidenen Kleidern schmücken, [das seidene Hemd bedeutet dort so viel als ein Ordens-Stern bei uns] und gab seinen Hauptleuten Befehl, alle unsere äußerer Bedürfnisse zu befriedigen.

„Wo ist ein anderer König zu finden," rufst der gute Bruder gegen das Ende seines Briefs aus, „der trotz seiner Macht und Größe in Selbstverläugnung alle Bequemlichkeiten, Prunk und gutes Leben verschmäht, — er lebt wirklich sehr arm, während er königlich lohnt und schenkt —, der in lebendigem Vertrauen auf Gottes Hilfe heidnische und wilde Nationen zu seinen Füßen legt und nicht ruhen will, bis das ganze Mohrenland seine Hände nach dem Herrn Jesu ausstreckt! Wir Alle glauben fest, daß der Herr diesen Mann mit Seiner Kraft ausgerüstet hat, und daß Er ihn in der Folge noch ein außerordentliches Werkzeug zum leiblichen und geistigen Wohl seines ganzen Volkes werden läßt. Ich möchte ihn allen Freunden der abessinischen Mission recht dringend in's Gebet empfehlen. Wie

oft schon hat er zu uns gesagt: Liebe Freunde, betet doch auch recht viel für mich. Ihr kennet meine Feinde, wißt aber, daß der Herr mit mir ist!"

So berichtete Br. Waldmeier. Es lauten aber auch andere Nachrichten aus jener Zeit über den König erfreulich. Br. Kienzlen schrieb einige Monate früher von Gondar: „Der König selbst tritt als Reformator auf und stellt blos die Lehre von der Dreieinigkeit und von den Sakramenten als Hauptfachen des Christenthums fest, alles Andere sieht er als äußere Ceremonien an; er beschwore uns deshalb drei Mal, wir sollten ihm die Wahrheit sagen, ob wir an das Evangelium glauben; und als wir ihm jedes Mal erwiederten, daß wir es von ganzem Herzen glauben und darauf leben und sterben wollten, rief er aus: 'Nun sind wir an einander gebunden, ihr seid meine Kinder, für die ich sorgen muß. Morgen wollen wir das Abendmahl mit einander nehmen.' Wir schlossen in jener Nacht ein eigentliches Freundschaftsbündniß mit ihm." — Als am andern Tage die Brüder, die für den König Felsen gesprengt hatten, von der Arbeit heimkehrten, waren sie höchst erstaunt, diesen in ihrem Zelt zu finden. Er war mit einigen seiner Freunde dort eingekehrt, hatte sich von der Magd mit ihrem Wein bedienen lassen*), und empfing nun die Brüder mit den Worten: „Kommt, meine Kinder, ihr seid schon lange meine Gäste, nun bin ich auch Euer Gast geworden." Kaum konnte er sich an jenem Abend von ihnen trennen, und unter Anderem sagte er zu ihnen: „Glaubt nicht, daß ich im Herzen ein Abessinier bin, nein, ich bin Euer einer."

Allerdings zeigte der energische, scharfsichtige König auch sonst, daß er für den Stand der Priester, und wären es die höchstgestellten, die slavische Verehrung seines Volks nicht theile. Als der koptische Patriarch, Cyrillos, (Dec. 1856) im Namen Said Pascha's vor ihn trat, und als egyptischer Gesandter Privilegien für die Muhammadaner im Lande und Ausweisung seiner europäischen Freunde verlangte, sperrte Theodoros den stolzen Mann samt dem Abuna auf etliche Tage ein, und verhöhnte das Entsezen der fürbittenden Mönche mit der Verufung auf eine höhere Macht, die über ihm und der Priesterschaft stehe. Es währte fast ein Jahr, ehe der Patriarch die

*) Ein Zeichen des Vertrauens, da der König aus Furcht vor Vergiftung bei keinem Abessinier etwas trinkt.

Rückreise antreten durste. Oft schilt der König die höchsten Würdenträger der Kirche „träge Esel“, und verheist ihnen, wenn er einmal Ruhe vor seinen Feinden habe, sie zu Arbeit und Studien anhalten zu wollen, in einer Weise, deren sie sich jetzt nicht versöhnen. Der Abuna galt anfangs bei der Geistlichkeit nicht für orthodox, weil er die dreifache Geburt Christi läugnete. Der König aber ließ ausrufen, er halte seine Lehre für die schriftgemäße; und als die Priester von Schoa sich dem Ausspruche nicht fügen wollten, brachte er sie mit der Nilpferdpeitsche zum Schweigen. Noch Bedenklicheres geschah, als einst der Heidelberger Katechismus dem König in die Hände fiel, und er sich während des Mahls damit vergnügte, den Priestern Fragen daraus vorzulegen. Wer nicht antworten konnte, wurde geschlagen; einigen, die gar zu schlecht bestanden, ließ er die Hand abhauen! Sicherlich ist Theodoros in diesem Punkte wenigstens kein Abessinier; und die Debtera's (Gelehrten) zählen natürlich nicht zu seinen anhänglichsten Unterthanen.

Einmal war dem Könige eine der von den Brüdern mitgebrachten amharischen Bibeln in die Hände gefallen. Er hatte einige Stellen öffentlich daraus vorlesen lassen und sie dann eigenhändig den Debtera's übergeben mit den Worten: „Nehmet diese Bibel und bringet sie dem Abuna, damit er sie prüfe, ob sie gut sei; sagt er, sie sei gut, so unterrichtet eure Leute darin; sagt er, sie sei schlecht, so bringet sie mir wieder; was der Abuna und Ihr darin Auffälliges findet, das saget mir, damit ich meine Freunde (die Missionare) darüber fragen kann. Meine Freunde haben mir viele Bibeln gebracht, und ich will haben, daß jede Kirche eine bekommen soll, und daß daraus gelehrt werde.“ Als nach der Bibel das alte Gesetzbuch, Falha Negest, zum Vorschein gekommen war, hätten die Debtera's lieber dieses gehabt, aber der König hatte unwillig entgegnet: „Eure Pflicht ist, das Volk aus der Bibel zu unterrichten; ihr habt Niemand zu richten; zum Richter und Bestrafen bin ich da.“ — „Es ist zu hoffen,“ schließt Br. Mayer diesen Bericht, „daß der König fortfahren werde, zum Besten seines Volkes zu thun was er kann. Den Willen hat er, und wir hoffen, Gott werde ihm auch das Vollbringen geben.“ Damals wünschte Theodoros ernstlich, statt der todtten Kirchensprache, der äthiopischen, die amharische Bibel dem Gottesdienste zu Grund zu legen. Er konnte aber damit nicht durchdringen und verschob diesen Plan auf ruhigere Zeiten.“

Br. Glad hatte im Jahr 1857 eine Reise von Abessinien nach Jerusalem gemacht, und kehrte im Frühling 1859 mit seiner treuen Gattin, einer in Kaiserswerth gebildeten Diakonissin, auf sein Arbeitsfeld zurück. Nach einer mühseligen, aber glücklich überstandenen Reise durch die glühenden Sandflächen Nubiens, wurde an der Gränze Abessiniens der neu mitgebrachte Br. Schröth, ein Waffenschmied, von einem Sonnenstich getroffen, der nach viertägigem Leiden sein Ende herbeiführte. Ebenso erkrankte in dem gefährlichen Tiebersaume des Niederlandes (Kolla) auch der von Allen geliebte Sohn des Entschlafenen. Acht Tagereisen weit wurde er, wie der ebenfalls fieberranke Glad, von Männern auf abessinischen Alga's (Ruhebetten) getragen; dann starb auch er trotz der umsichtigen Pflege der liebenden Krankenmutter. Glad dagegen genaß in der gesunderen Luft des abessinischen Hochlands. Als die Todesfälle dem König gemeldet wurden, äußerte er gegen Mayer: „Es ist meine Sünde, daß Gott mir diesen Mann genommen hat; ich habe schon lange einen solchen Mann gewünscht; nun da mir meine Freunde einen geschickt haben, hat mir ihn Gott wieder genommen; wenn mir aber Gott Leben und Gesundheit schenkt, will ich ihn wieder zu ersetzen suchen.“

Während die Brüder in der Festung Magdala in Ruhe und Frieden beisammen waren, tobte im Lande der Wolla-Galla's ein blutiger Krieg. Theodoros schien entschlossen, seinen Feinden den Garraus zu machen. Es ist wahr, die muhammedanischen Galla's hatten furchtbare Grausamkeiten gegen die Christen verübt und fünf Jahre Frist, die ihnen der König zur Unterwerfung gegeben, unbenutzt verstreichen lassen. Aber welche Rache nahm er jetzt! Allen Kriegsgefangenen ließ er die Hände abhauen und an den Hals hängen, und so verstümmelt sandte er sie in ihr Land zurück! Mild erschien dagegen noch das Los der 1500 Kinder und Jungfrauen, die er unter seine Lente vertheilte, damit sie dieselben als Hausgenossen erziehen sollten. Trotz all' dieser Barbarei hoffte aber auch Glad, der König werde, sobald er 'erst Herr seines Landes sei, an die Reformation seiner Kirche gehen. „Möge dann der Geist Gottes sein Herz lenken,“ schreibt er hierüber, „damit seine Reform nach dem Sinn und Geist Gottes aussalle. Bis Friede im Lande ist, müssen auch wir mit dem Straßenbau und der Ansiedlung warten; vorher kann ein Europäer nichts unternehmen; er ließe Gefahr, von der ersten besten Horde überschlagen und geplündert zu werden. Gegen

uns ist der König überaus freundlich: er versorgt uns Alle mit Lebensmitteln und hat uns vor Kurzem in den abessinischen Adel erhoben, indem er uns gräflich kleidet; mir hat er überdies auch die mit Gold und Silber gestickte Kopfbedeckung seines Sohnes aufgesetzt. Die Freundschaft des Abuna dagegen ist eine erzwungene. Des Königs halben kann er nicht anders. Er hat es darauf angelegt, uns in seine Kirche hineinzuziehen.“ (Als Glad im Jahr 1855 mit Dr. Krapf eine vorläufige Untersuchungsreise nach Abessinien machte, war es gerade der Abuna gewesen, der den Brüdern alle Freiheit in Glaubenssachen zusicherte, während es dem König hauptsächlich darum zu thun schien, einen Büchsenmacher, einen Architekten und einen Buchdrucker zu bekommen.)

Und nun auch noch eine Frauenstimme (Schwester Glad) aus der Festung Magdala! „Des Königs Stellung gegen uns läßt Gutes für die Zukunft erwarten. Doch müssen wir uns immer die alte göttliche Wahrheit vorhalten, daß Fürsten Menschen sind u. s. w. — Wenn die Brüder stets eingedenk sind, daß die Kunst des Königs nur ein Mittel ist, um der evangelischen Mission Bahn zu machen in dem armen, verflussterten Abessinien, so können sie schon etwas ausrichten zur Ehre ihres Herrn!“

„Wie würden Sie staunen, wenn Sie die einfachen Chischona-Brüder sähen in der glänzenden Edelmannskleidung von purpurrother Seide mit gelben Blumen! Das sieht ganz stattlich aus, wenn sie mit einander ausziehen.“

„Wir haben kürzlich sechs arme Galla-Waisen aufgenommen, von denen ein Mädchen bald nach ihrer Ankunft hier starb. Die Kinder sind schon recht aufgetaut und freundlich, und wollen nie wieder in's königliche Lager, wo sie sehr hungrig mußten. Von Gott wissen sie gar nichts; aber mit des Herrn Gnade wollen wir ihnen von dem guten Hirten erzählen, daß sie ihn lieb gewinnen.“

Von den Abessiniern zuerst allgemein für die Königin Victoria gehalten, hat diese gute Schwester bald ihre Achtung verscherzt, seitdem bekannt wurde, daß sie sich keiner Arbeit schäme. Darin dürste sie trotz aller Bemühungen unter ihren adeligen Mischwestern in Habesch noch lange allein stehen.

Als diese Briefe geschrieben wurden, hatte nämlich Mayer sich bereits mit einer befehrten Muhammedanerin, der Tochter eines Galla-Landmanns, verheirathet; Bender beabsichtigte gleichfalls eine Ver-

bindung mit einer Abessinierin, und Waldmeier stand im Begriff, die ihm vom König bestimmte Brant heimzuholen. Es war dies die Tochter des seit zwanzig Jahren in Abessinien lebenden, in Kleidung und Benehmen völlig zum Abessinier gewordenen Engländer, des Kämmerers Bell, der seinen außerordentlichen Einfluß auf den König redlich zum Wohle des Herrschers und des Volkes nützte. Theodoros wollte die junge Verlobte wie sein eigen Kind ausstatten; Hr. Bell aber ließ Waldmeier unter seinen verschiedenen Ländereien wählen, welche derselben er als Mitgift wünsche. Geschwister Glad verhehlten sich das Bedenkliche dieser Schritte nicht; doch schrieb Waldmeier schon im ersten Jahr seiner glücklichen Ehe, nachdem er mit Dank gegen Gott die ihm zu Theil gewordenen Geschenke aufgezählt: „Der Herr hat mir's gegeben, Er kann mir's auch wieder nehmen; ich will es aber so besitzen, als besäße ich es nicht.“ [Wirklich mußte er seither auch das Erbe seiner Frau wieder herausgeben, da der König keinem Fremden Grundbesitz in Abessinien gestatten will.] „Ich bin nicht in dies Land gekommen, um reich zu werden, sondern um des Reiches Gottes willen, welches mein innigstes Bestreben und höchstes Ziel ist.“ Kurze Zeit hatte er sich mit dem Gedanken getragen, auf seinem schönen, am Tsana-See gelegenen Gut durch einen europäischen Dekonomen eine Art Musterwirthschaft einzurichten zu lassen; bald aber widmete er seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft dem Jugend-Unterrichte, der ihm sowohl bei vierzehn Galla-Knaben, die er zur Erziehung in sein Haus aufgenommen hatte, als in einer von ihm und Glad gemeinsam gegründeten Schule für abessinische Kinder allein zustiel, nachdem letzterer zur Judenmission übergegangen war. Mehrere dieser Knaben machten ihm große Freude durch ihre Liebe zum Worte Gottes; einige besonders Begabte hofft er zu Lehrern ausbilden zu können. Unter der Anleitung seiner Frau, die überdies fünf Mädchen angenommen hatte, lernten die Kinder auch den von Mayer in's Amharische übersetzten Brenz'schen Katechismus. — Seitmit haben wir schon auch eine der Arbeiten dieses Bruders genannt. Der Übersetzung des Katechismus folgte die des württemberg'schen Konfirmationsbüchleins, dem schriftlichen Zeugniß vom Heile in Christo (seit 1862) auch das mündliche in verschiedenen Kirchen Abessiniens. Wie Mayer besuchten seither nun auch die andern Brüder an Fest- und Feiertagen die Kirchen, lasen oder ließen einen Abschnitt des Neuen Testaments lesen, erklärten denselben, indem sie namentlich über die Nothwendig-

keit der Belehrung sprachen, forderten die Zuhörer zu Fragen auf und lasen ihnen nöthigensfalls die Beweisstellen für ihre Antworten aus der heil. Schrift vor. Fast an's Unglaubliche gränzt die Unwissenheit der Priester, die ihnen da zuweilen entgegentrat, und nicht viel besser stand es gewöhnlich um deren Gestnnung. Das Volk dagegen hörte die Brüder gern und hat sie schon an verschiedenen Orten gebeten, wieder zu kommen.

II.

Bekanntlich sind die unter der Leitung von Bischof Gobat stehenden Brüder nicht die einzigen Sendboten christlicher Liebe in Abessinien geblieben. Die Pilgermission auf der Chrschona hat mit Eifer den vor einigen Jahren von dem nimmermüden Vater Spittler im Verein mit Dr. Krapf entworfenen Plan verfolgt, durch zwölf christliche Niederlassungen am Nil (die sogenannte Apostelstraße) einerseits Aegypten und Nubien zu evangelisiren, andererseits eine bessere Verbindung mit Abessinien, und so Gott will, mit den jenseitigen Gallaländern herzustellen; und bereits sind drei solcher Stationen errichtet, die letzte, Matamma, hart an der abessinischen Grenze.

Zugleich aber hat die Veröffentlichung von Glad's Reisen durch Bischof Gobat (1859), in welchen von dem Eingang berichtet wurde, welchen Gottes Wort unter den Falascha's fand, die Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Juden veranlaßt, zwei Missionare unter die Falascha's zu senden, um über ihre Zustände genaue Nachrichten zu sammeln. Dazu wurde der bisher in Constantinopel beschäftigte Heinrich Stern bestimmt, und ein jüngerer Mann, Bronckhorst. Sterns Berichte zum Leitfaden nehmend*), richten wir unser Augenmerk nun besonders auf die abessinischen Juden, da die abessinische Kirche und der Zustand des Landes im Allgemeinen in diesen Blättern schon ziemlich ausführlich besprochen wurden (Miss. Mag. 1856, S. 77—183). Doch geben wir, theils zur Ergänzung, theils zur Bestätigung des schon Gesagten, auch einige der Eindrücke wieder, die auf Stern eindran-

*) *Wanderings among the Falashas in Abyssinia, by the Rev. H. A. Stern. London 1862*, verglichen mit den Briefen und Reden im *Jewish Intelligencer*.

gen, noch ehe er die Arbeit unter seinen Brüdern nach dem Fleisch begann.

Schon in Nubien (Januar 1860) trat den Reisenden recht deutlich all der Jammer vor Augen, der dem armen Afrika ein Recht giebt an die Theilnahme der evangelischen Christenheit, aber daneben gleich auch wenigstens eine der vielen Gefahren, die ihren Sendboten drohen. Was predigte ihnen in dieser Beziehung nicht schon Khartum, jener altberüchtigte Stapelplatz des Sklavenhandels, wo trotz der Verträge mit den europäischen Mächten und der energischen Vorstellungen des menschenfreundlichen österreichischen Consuls, Dr. Natterer, die Regierung nicht nur die Augen schließt gegen die Kaufleute, welche jetzt durch Sklavenhandel den Gewinn zu erreichen suchen, den ihnen das Eisenbein nimmer bringt, sondern selbst fortwährend Befehle schickt, die gesichteten Reihen ihres Heeres durch kräftige Neger zu ersezten! Khartum, mit den Gräbern und der jetzt verlassenen Wohnung von sechzehn katholischen Missionaren des österreichischen Marien-Vereins, die innerhalb wenigen Jahren dem Klima zum Opfer fielen, ohne irgend eine Frucht ihrer Arbeit gesehen zu haben! *)

Dann folgen Nubiarif, wo heidnische und muhammedanische Grüuel sich mischen, und ein waldreiches Land bis zum ungesunden Grenzmarkt Matamma, den seither die Arbeiter der Pilgermission zu ihrem letzten Stützpunkt erwählt haben; endlich jene weite, menschenleere Wildnis, das unbestrittene Reich der Löwen, Tiger, Büffel, Rhinocerosse, Elefanten und Giraffen, in der die Karawanen nicht

*) Hätten diese Männer das lautere Evangelium verkündet, so dürften wir sicher, wenn auch nach Jahren erst, noch erfahren, daß das Wort Gottes nirgends leer zurückkommt. So aber schreiben selbst die Katholiken Khartums die Erfolgslosigkeit ihrer Arbeit dem Unfeste zu, daß sie den Schwarzen, die das weibliche Geschlecht so niedrig stellen, zu viel Maria und zu wenig Jesus predigten. Den übriggebliebenen Missionaren hat die ägyptische Regierung jetzt in einer gesunden Gegend gegenüber von der heiligen Insel Phila ein Stück Landes zur Niederlassung gegeben. Als mutmaßlichen Grund der außerordentlichen Sterblichkeit unter ihnen, hörte Stern neben dem anerkannt ungesunden Klima Khartums die dicken Steinwände ihres Hauses und den Mangel an Bewegung in ihrer Lebensweise anführen. — Die Pilgermission hat nun Khartum zu einer ihrer Stationen gemacht. Vergl. übrigens über Khartum und die österreichische Mission am oberen Nil die Mittheilungen des nun auch schon weggerafften Reisenden Speke, Miss. Mag. 1864, S. 445.

nur vor reisenden Thieren, sondern auch vor den Räuberbanden auf der Hut sein müssen, die im Grenzgebiet mordend und plündernd umherstreifen. Hatte doch auch der jetzige König Theodoros hier eine Lehrzeit als Räuberhäuptling durchgemacht. Immer dichter und sumpfiger werden sodann die Waldungen, in deren Tieferdünsten das Jahr zuvor die Christonabüder sämmtlich erkrankten und Vater und Sohn Schrotth ihren Lauf beschlossen. Weiterhin, beim Hinaufsteigen aus den ungesunden Niederungen der Kolla in die reinere Bergluft und die mitunter großartigen Alpengegenden Habeschs, könnte man etwas aufathmen, begegnete einem nicht überall die tiefe Erniedrigung des ursprünglich nach Geist und Körper edel ausgestatteten Volks: Härte gegen Geringe, Kriegerei gegen Vornehme, Treulosigkeit und Heuchelei in allen Lebensbeziehungen; überall der Pesthauch der Sünde, dem Fremden nicht nur aus dem zerrütteten Familienleben entgegenwährend, sondern buchstäblich das ganze Volk so vergiftend, daß man von den Bettlern an des Königs Thüre bis hinauf zu den für wunderkräftig geltenden Heilquellen (Gumāra) im Gebirge hauptsächlich solchen Kranken begegnet, welche an den Folgen ihrer Ausschweifungen leiden und von ihren Lastern gebrandmarkt sind. Nicht ein Abessinier von hundert lebt in wirklicher Ehe; ein bürgerlicher Kontrakt genügt, das Konkubinat ehrbar zu machen.

Einen großen Theil der Schuld an diesem allgemeinen Verderben mißt Stern gewiß mit Recht der an todtten Formen und abergläubischen Legenden so reichen, der evangelischen Wahrheit so ganz entfremdeten Kirche und ihren Dienern bei. Unter den Letzteren sind es nicht sowohl die eigentlichen Priester (kas), sondern vielmehr die zahlreiche Klasse der Debteras (Gelehrten), die er eines entschließenden Einflusses anklagt. Ohne geistliche Würde zu haben (der Hauch des Abuna, welcher die Priesterweihe giebt, gilt den Debteras für eine Entwürdigung), sind sie doch unentbehrlich bei allen gottesdienstlichen Handlungen. Ihre Hauptaufgabe ist, die Liturgie und Psalmen zu singen; gewöhnlich thun sie dies aber in einer Weise, durch welche das Heilige geradezu lächerlich gemacht wird. Sie sind die Träger der ganzen Gelehrsamkeit des Landes; trotz einiger Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und den Legenden ihrer Heiligen aber als die ärgsten Schufte bekannt. Wo sich mehrere Glieder dieser Bruderschaft anhalten, nimmt angenommener Maßen die Liederlichkeit überhand, und die Bemerkung: „Er lebt in Gondar,“

(einem der Hauptstädte der Debtera's) gilt als Entschuldigung für viele Laster.

Stirbt ein Abessinier, so müssen die Hinterbliebenen nach vierzehn Tagen den Priestern und Debtera's ein Todtemahl (Tascar) bereiten, das jährlich wiederholt wird, um der abgeschiedenen Seele zu höherer Seligkeit zu verhelfen. In rohem Jubel verzehren sie da oft die letzte Kuh einer Wittwe, die sich noch glücklich schätzt, solche Gäste zu bewirthen! Seit freilich die Bibel gelesen wird, zweifeln Viele, ob der Schmaus unsittlicher Priester für Tode oder Lebende von Nutzen sein kann. Als neulich ein angesehener Mann starb, der sich immer durch Freigebigkeit gegen die Priester ausgezeichnet hatte, kamen diese in großen Scharen zu dem trefflichen Mahl, das ihrer harrte. Der Sohn aber ließ sich erst in ein Gespräch mit ihnen ein und hörte dankbar die ungemeinsamen Lobeserhebungen an, die seinem Vater gezollt wurden. „Ja, wenn er nur auch selig ist!“ äußerte er in zweifelndem Tone. „Kein Zweifel!“ schrieen sie ihm zu; „er ist in Abrahams Schoß.“ — „Wenn das der Fall ist,“ war die Antwort, — „und wer sollte nicht so heiligen Männern Glauben beimesse? — so wollen wir ihn dort ruhig lassen und seine Seele durch kein Tascar weiter bemühen.“ Und wie sie auch die Rede wenden möchten, der Sohn blieb fest, und die Gäste mußten hungrig weiter ziehen.

Alles, was Missionar Stern von seinen ersten Berührungen mit dem König schreibt, stimmt vollkommen mit den Berichten der Christonabüder überein. Als er Theodoros zuerst in seinem Feldlager Lamgie am schönen Tsana-See sah, befragte ihn dieser im gütigsten Tone über die verschiedenen Länder, die er schon besucht, den Charakter der Völker, die er beobachtet habe, und die Religionen, zu denen sich dieselben bekennen. Er konnte nicht begreifen, daß ein christliches Volk wie die Engländer den Götzendienst in Indien dulden und die Macht der Muhammedaner in Aegypten und in der Türkei stützen könne. Auf Sterns Bemerkung, daß Christenthum heiße uns die Ungläubigen lehren, nicht sie unterdrücken, überhaupt lieben, nicht verfolgen, rief er aus: „Wahr, wahr! Und wenn dies eure Absicht in Abessinien ist, so habt ihr meine Genehmigung für eure Mission, vorausgesetzt, daß ihr auch die des Abuna er-

haltet.“ Dann gab er Stern ähnliche Freundschaftsversicherungen, wie einst den Chrschonabündern, und da es gerade Charwoche war, schickte er seinen Gästen, um sie nicht die strengen abessinischen Fasten heilen zu lassen, zum Abendessen eine Antilope, die sie mit fröhlichem Herzen verzehrten. Weniger als diese Mahlzeit sagte ihnen die Nachtruhe im königlichen Lager zu. In einer nahen Feldkirche sangen die Debtera's mit kläglicher, unerträglich eintöniger Stimme ihre Lieder ab, dazwischen hinein mit ihren Schlüsseln und Ketten rasselnd, so daß das ferne Geheul der Hyänen dann und wann wie eine wohlthuende Unterbrechung dazwischen klang. Spät erst fanden die müden Glieder auf dem harten Boden Ruhe und das Auge Schlaf unter all dem betäubenden Lärm.

Als Stern am folgenden Tage mit Herrn Bell wieder ins königliche Zelt beschieden wurde, bemerkte er mit Freuden, daß Theodoros die heilige Schrift wenigstens theilweise mit Aufmerksamkeit gelesen und gute Eindrücke daraus empfangen hatte, obgleich seine christliche Erkenntniß sehr getrübt war durch den Abglauben und die Irrelehrn seiner Kirche. „Ich erzählte ihm einige der neueren Erfolge der Mission, und wenn er selbst eine Schlacht gewonnen, hätte er keine lebhaftere Freude bezeugen können, als er sie bei der Nachricht von diesen Siegen des Kreuzes an den Tag legte. Als ich bei unserer Unterhaltung die Verheißung anführte, daß auch 'Mohrenland seine Hände einst ausstrecken wird nach Gott,' nahm seine gewöhnlich ernste und strenge Haltung plötzlich einen milden, freudigen Ausdruck an, und nach einer kurzen Pause, während deren er in dieses Nachdenken versunken schien, rief er in einem Ton, in welchem mißverstandene Frömmigkeit und glühender Eifer sich mischten: 'Lasst Gott meinen Waffen Sieg und meinem Lande Frieden geben, dann soll es dem Kreuze darin nicht an Unterstützung fehlen.'“

Der Abuna, mit dem Stern bald hernach auf der Weiterreise zusammentraf, legte ihm keine Hindernisse in den Weg, sobald er sich versichert hatte, daß die Arbeit unter den Falascha's nicht blos ein Vorwand, sondern wirklich der Zweck seiner Sendung sei. Freundlich lud er ihn ein, sich auch nach Debra Tabor zu begeben, wo er selbst hingieng, um der neugeschlossenen Verbindung des Königs die kirchliche Weihe zu ertheilen. Demselben Verbote der Wiederverheirathung unterworfen, wie die Priester der orientalischen Kirchen, hatten bis jetzt die abessinischen Könige, wenn ihre Gemahlin starb, keine neue

Ehe geschlossen, sich dafür aber durch einen wohl ausgestatteten Harem entschädigt. Theodoros fühlte das Sündhaste solcher Handlungsweise, und ohne sich um die Ansicht der Geistlichen zu kümmern, nahm er selbst seine Bibel, um vereint mit Herrn Bell über diesen Punkt die Schriftlehre zu erforschen. Überzeugt, daß er nach derselben eine zweite, rechtmäßige Verbindung eingehen dürfe, hatte er die Tochter seines früheren Feindes Ras Ubie von Tigre zu seiner Gemahlin erhoben und wollte jetzt mit ihr aus der Hand des Abuna das h. Abendmahl empfangen. — Wie schnell der arme König trotz all dem wieder die Wege seiner Vorfahren betrat, ist anderswo mitgetheilt.

In Debra Tabor aber war jetzt nur Jubel und Freude. Unter der Zahl der Festgäste befanden sich auch die Christonabüder in ihren schönen Umwürfen, unter welchen die seidenen Hemden (Kamis) hervorschienen, auf stattlichen Maulthieren; ziemlich armelig nahmen sich neben ihnen die einfach einherziehenden Londoner Missionare aus; dafür hatten dann jene die Aufgabe, die Kanonen zum Fest abzuseuern. Heimisch konnten sich aber weder die Einen noch die Andern fühlen vor den mächtigen Speisepyramiden, mit denen Theodoros die Theilnehmer an den Hochzeitsfeierlichkeiten bewirthete, und möglichst schnell stahlen sie sich fort aus der heizhungrigen Menge, deren breite Messer nie ruhten und zuweilen nicht nur den ungeheuren, fast rohen Fleischstückchen, sondern auch harmlosen Tischgenossen Gefahr drohten. Einen bezeichnenden Gegensatz zu all dieser barbarischen Herrlichkeit bildete die Wohnung der Gäste; die Diener zogen nämlich der ihnen angewiesenen Hütte einen Stall vor, aus dem einfachen Grunde, weil anerkannter Maßen das Vieh reinlicher sei als die Menschen, und lästige Insekten bei Thieren sich in geringerer Zahl vorfinden als bei letzteren.

Auch diesmal zeichnete der König die Europäer aus und versprach viel Gutes für die Zukunft. Eines Morgens aber, ehe noch die Feste zu Ende waren, drang ein furchtbares Jammergeschrei an Sterns Ohr. Sobald er recht zu sich selbst gekommen war, verließ er sein Zelt und schritt dem Platze zu, von dem es kam. Jetzt unterschied er deutlicher das Knallen der furchtbaren Giraffe (einer fünf Fuß langen Peitsche aus der Haut des Nilpferdes) und den Hilsferus der Sträflinge. Offenbar hielt der König Gericht. Verstohlen sah Stern hinter einem Busche hervor und erblickte etwa zwölf Gestalten

mit so fest zusammengeschmürten Armen, daß das Blut aus den zitternden Fingern hervorquoll. Zwei Soldaten hielten und stützten die Unglücklichen, so lange sie die schreckliche Strafe erlitten. Bei jedem neuen Hieb ertönte ein neuer Schmerzens- und Hilferuf; aber weder das Gestöhne der Armen noch ihre blutenden Rücken bewirkten eine Milderung des Urtheils. Schaudernd wandte Stern sich von diesem entsetzlichen Anblick ab mit einem brüderlichen Seufzer zum Herrn, daß die grausamen Gesetze, die jetzt Abessinien regieren, bald dem milden Geiste des Evangeliums weichen möchten. — Und ein kleiner Anfang hiezu schien bereits gemacht. Waren der Henker und der Scharfrichter auch noch in voller Thätigkeit, so hatte Theodoros doch die unmenschliche Strafe der Verstümmelung wenigstens auf Empörer und Verräther beschränkt. Deren gab's freilich immer neue trotz aller Strenge. Glücklicher bekämpfte der König längere Zeit hindurch das Räuberwesen, das sonst sein Land so unsicher mache. — Obgleich die abessinische Rechtspflege durch ein Gesetzbuch bestimmt ist, dem die Tradition sogar himmlischen Ursprung zuschreibt, kann jeder Richter in jedem einzelnen Fall, Mord und Gotteslästerung ausgenommen, ganz nach eigenem Gutdünken verurtheilen oder freisprechen. Um nun sein Volk vor den Erpressungen gewissenloser Beamten zu schützen, hielt Theodoros selbst jeden Tag einige Stunden Gericht; auch die seither übliche Blutrache suchte er in eine gesetzliche Bestrafung des Mörders zu verwandeln.

Bei Gaffat hielt Stern am Sonntag einen englischen Gottesdienst für die Europäer in des Königs Umgebung. Dem wohnte auch der Günstling Desselben, der tapfere Bell bei; es war mehr als zwanzig Jahre, seit er die letzte Predigt gehört oder in die Gebete der Heimath mit eingestimmt hatte. Tags darauf schrieb er an Glad, wie sehr ihn dieser Sonntag gefreut habe, und bat ihn, falls er in der nächsten Schlacht falle, seinen letzten Willen auszuführen. Drei Monate später traf der König mit dem Rebellen Garab zusammen, der den englischen Consul Plowden getötet hatte; im heißen Kampfe, da er den Fürsten verteidigen wollte, empfing Bell die Todeswunde. Ein schwerer Verlust für den König und die Mission, wie sich das in den nächsten Jahren immer mehr herausstellte. War Bell auch selbst beinahe zum Abessinier geworden, so übte doch eben das, was ihn von einem solchen noch unterschied, eine große Anziehungs- kraft auf den Fürsten aus. Und dieses Hebels war er hinsicht be-

raubt; wütend über seinen Verlust ließ er alle Gefangenen wie zum Sühnopfer für seinen Liebling umbringen. Der Rath der übrigen Europäer scheint nie viel über ihn vermocht zu haben; fortan galt derselbe noch weniger, und Schmeichler hatten nun freien Zutritt.

III.

Der Name Falascha's, mit dem die Juden in Abessinien bezeichnet werden, kommt von dem Worte *salas*, „auswandern“, derselben Wurzel, von welcher Philister und Palästina benannt sind. Sie haben die eigenthümliche Physiognomie der Israeliten, gehen aber frei und aufrecht einher, nur durch bleichere Gesichtsfarbe und etwas kleinere Augen von den Abessiniern unterschieden. Ihrer eigenen Tradition nach, an die sich die Berichte einiger christlicher Christsteller anschließen, wären sie schon unter Salomo's Regierung in das Reich der vielgefeierten Königin von Saba, Maqueda, ausgewandert, wo innerhalb weniger Jahre der Glaube an Jehovah den äthiopischen Gözendiffert verdrängt haben soll. Die Tradition leitet auch das abessinische Königsgeschlecht von einem Sohn dieser Königin und Salomo's, Namens Menilek, her. Das Wahre an dieser Sage ist vielleicht, daß, als Salomo's Schiffe das rothe Meer befuhren, manche Juden sich in dem schönen Alpenland niederließen, in welchem der Ruf ihres weisen Königs ihnen gewiß eine gastliche Aufnahme sicherte, und daß die Zahl der Einwanderer sich mehrte, als das Reich Juda sich zum Untergang neigte und Nebukadnezar endlich das Land einnahm. Auch im glücklichen Arabien hatten damals viele Juden ihren Wohnsitz aufgeschlagen und einen mächtigen Staat gebildet, während sie in Aethiopien die Alpengegenden zwischen den Provinzen Tigre und Amhara einnahmen. Später zerstreutn sie sich über das ganze Land, und daher gewiß die vielen jüdischen Gebräuche und Ceremonien, die bis jetzt in der abessinischen Kirche beibehalten wurden. Die Ausbreitung des Evangeliums drängte die Fremdlinge aus den westlichen Ebenen von Tschelga wieder in ihre Felsenregionen Semien und Bellesa zurück, wo sie bis zum 17ten Jahrhundert von ihren eigenen Königen und Königinnen „Gideon“ und „Judith“ regiert wurden. Als ihr letzter Herrscher gefallen und ihre festen Plätze genommen waren, mußten sie, aus ihren Bergen vertrieben, bei ihren

Feinden, den verabscheuten Amhāra's, eine Zufluchtsstätte suchen. Da, in den Provinzen Dembia, Kuara, Woggera, Tschelga und Godscham liegen noch jetzt ihre Dörfer zerstreut, leicht erkennbar an dem rothen irdenen Topf auf der Spitze ihres mesqid oder Versammlungshauses, das sich über die niedrigen, strohbedeckten Hütten erhebt.

Stolz auf ihre Abstammung von Abraham, Isaak und Jakob, und streng geschieden von allen andern Stämmen Abessiniens, sind die Falascha's vor deren schlimmem Beispiel verwahrt geblieben und halten treu am väterlichen Gesetz, so weit ihre Erkenntniß davon reicht. Polygamie sowie der Fluch der frühen Heirathen und leichter Ehescheidung ist ihnen fremd; die Ehe wird heilig gehalten, und die Weiber genießen eine Freiheit, deren sie sich durch ihr bescheidenes, anständiges Benehmen vollkommen würdig machen. Gemischte Ehen sind unerhört; sogar der Besuch in eines Ungläubigen Haus gilt für Sünde, und legt dem Uebertreter eine Reinigung mit völligem Kleiderwechsel auf, ehe er in sein Haus zurückkehren darf. Ihre Mesqids bestehen wie die christlichen Kirchen des Landes aus drei Abtheilungen mit einer Thüre gegen Osten. Der Zutritt zu diesen Räumen ist genau nach dem levitischen Gesetz bestimmt, und die strengste Strafe ruht auf der Uebertretung desselben. Hinter jedem Mesqid befindet sich ein großer Stein, auf dem die Opfer geschlachtet und dargebracht werden. Wehe dem Fremden, der diesem Heiligthume zu nahe treten sollte! In allem aber, was zum Opferdienst gehört, herrscht große Willkür; nur beim Passah-Lamm wird die ursprüngliche Vorschrift genau befolgt. So selten das Wort Gottes unter den Falascha's ist (wer denkt nicht dabei an Amos 8, 11 f.) und so wenig auch ihre Priester von dessen Inhalt wissen, so vertraut sind sie mit allen levitischen Reinigungsge setzen. Diese werden jeden Samstag wieder und wieder bis zur Ermüdung gelesen und auß Aengstlichste beobachtet. Jedes Falaschendorf hat eine Hütte außerhalb seiner Gränze, worin sich die Unreinen über die vorgeschriebene Zahl der Tage aufhalten. Dorthin flüchtet man auch die Sterbenden, welchen nicht gestattet ist, in irgend welcher leichten Umarmung ihr Leben auszuhauchen.

Die Feste werden nicht sehr streng gehalten; der Sabbath aber ist überaus heilig. Schon am Freitag Mittag eilt man in den nahen Fluß und legt nach dem Bade frische Kleider an. In träger Ruhe oder unter Spaziergängen erwartet man das Abendgebet, welches

lange dauert und von Priestern oft die ganze Nacht durch fortgesetzt wird. Manche ihrer Gebete sind wirklich erhebend, wie z. B. das vom Samstag Morgen: „Du, o Herr, hörest im Himmel das Gebet Deiner Heiligen; höre auf uns, wenn wir in Deinem heiligen Tempel zu Dir rufen. O Herr, sei uns nicht schrecklich und lasz uns nicht verderben. Gedenke Deines Bundes mit unsren Vätern, die Du aus der Knechtschaft Egyptens erlötest, vergib uns alle unsere Sünde und tilge unsere Übertretungen, die uns von Dir getrennt haben. Gott unserer Väter, wende Dich zu uns und lasz uns leben. Leite uns, Herr, den rechten Weg und gib Zion Frieden und Jerusalem Erlösung!“ Die meisten Priester bleiben von Freitag bis Samstag Abend im Mesqid, nach ihrer Deutung des Gebots 2 Mos. 16, 29.

Viele der Lasten, welche die Pharisäer und Rabbi's der spätern Zeiten ihrem Volke aufbürdeten, sind den Falascha's unbekannt geblieben; auch gegen den Herrn Jesum haben sie viel weniger Vorurtheile als die Juden anderer Länder. Sie erkennen Ihn vielmehr als den größten aller Propheten an und deuten mehrere der messianischen Weissagungen (wie 1 Mos. 49, 10; 5 Mos. 18, 15; Jes. 7, 14) auf Ihn. Fragt man aber, warum sie denn nicht an Ihn glauben, so antwortet das Volk: „Wir sind unwissend und nehmen an, was uns die Priester lehren;“ und die Priester sagen: „Wir halten fest an dem Glauben und an den Sitten unserer Väter.“ Von einem noch zukünftigen Messias haben sie keine klare Vorstellung; das aber steht ihnen fest und ist der Glanzpunkt ihrer Hoffnungen, daß Jerusalem wieder gebaut werden wird. Sie fasten zwei Mal in der Woche und vierzig Tage vor Ostern; ein Zeichen, daß sie auch Einiges von den Christen des Landes angenommen haben, wie diese von ihnen.

Die meisten Falascha's leben, so fleißig sie sind, in großer Armut. Kaufleute giebt es unter ihnen nicht, da sie den Handel für unvereinbar halten mit dem mosaischen Glauben. Ackerbau und einige einfache Gewerbe, Weberei, Töpferei und Schmiedarbeit sind ihre einzigen Beschäftigungen. Von all ihrem Erwerb geben sie den Priestern den üblichen Zehnten. Im Allgemeinen zeigen die Priester der Falascha's einen ernsteren Sinn als die christlichen, ohne doch sich ganz unter das Gesetz zu beugen, dessen Stützen zu sein sie vorgeben. Vielleicht angestieckt von der christlichen Priesterschaft, gaben auch sie einst dem Ehrgeiz, der Herrschaft und laxeren Grundsätzen

Raum. Ein Fanatiker, Namens Gorgorius, der als Reformator unter ihnen auftreten wollte, hat dann eine beträchtliche Zahl nur auf weitere Abwege geleitet, indem er gegen die Ehe donnerte und von seinen Jüngern sogar verlangte, daß sie sich selbst verschneiden. Ähnlich den Einsiedlern in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, bringen nun viele solcher Mönche (Monoxi) Monate und Jahre in der Wildnis zu, sich von Wurzeln und gedörrten Erbsen nährend, welch letztere sie mit sich führen. Viele solcher Heiligen fielen schon den giftigen Fieberdünsten, den Raubthieren oder dem Hunger zur Beute; stets treten aber neue in ihre Fußstapfen, und es verstreicht kein Jahr, in dem nicht während der Regenzeit Einer oder der Andere in einem der angeschwollenen Ströme ein freiwilliges Grab sucht zur Ruhe für seine Seele. Wirst ihn die Strömung wieder ans Land, so bejammert er, für den Himmel so unreif erfunden worden zu sein. Ängstlich hüten sich solche Selbstpeiniger vor jeder Berührung mit dem gemeinen Volk, die ihnen eine ganze Reihe von Reinigungen zur Pflicht macht; der ruhe- und friedelose Ausdruck ihres ganzen Wesens verräth aber deutlich, daß sie sich noch viel unglücklicher fühlen, als Diejenigen, auf welche sie so tief herabblicken. Wenn die Missionare mit Stellen wie 5 Mos. 23, 1 ihre unheilige Ascese angriffen, konnten die wenigsten ihre Scham und Verwirrung verbergen.

Allgemein ist in Abessinien der Glaube an Zauberer, und vorzugsweise sind es die Falascha's und unter ihnen die Bewohner von Damot und Godscham, so wie die Metallarbeiter, die man der Schwarzkunst beschuldigt. Es wird dem Zauberer oder Buda die Macht zugeschrieben, ganz nach Belieben sein Opfer entweder unwiderstehlich an sich zu ketten, oder es namenlosen Dualen zu unterwerfen, oder aber seinen Tod herbeizuführen. Ihnen gegenüber hat sich eine ganze Bande von Teufelsbeschwörern gebildet, fast noch unheimlicher als die Buda's selbst. Unversehens kann sich ein solch angeblicher Entdecker der Zauberer unter einen Haufen Soldaten oder in den geselligen Kreis einiger Freunde schleichen und mit hohler Stimme das geheimnißvolle Wort Buda aussprechen. Seine bloße Erscheinung verursacht solche Bestürzung, daß Jung und Alt, Männer und Frauen gerne irgend etwas geben, um seiner verhassten Gegenwart los zu werden. Widersprechen einige weniger Abergläubische diesen Erpressungen, so hat er das Recht, feder der anwesenden Per-

sonen ein abscheuliches Gemisch versaufter Kräuter und Knochen vor die Nase zu halten, und den, der bei diesem Modergeruch zurückblebt, als Buda zu verscreien. Auf einen solchen Verdacht hin wurden unter früheren Regierungen Hunderte zum Tode verurtheilt, und auch Theodoros bestätigt fortwährend solche Richtersprüche.

Es ist, als ob die Buda's besonders dann ihre Saturnalien feierten, wenn der graue, trübe Himmel und der strömende Regen die Gemüther niederdrückt. Auch Gewitter und Stürme scheinen für die Krankheit empfänglicher zu machen, die gegen Ende August, wo jeder Strauch und Baum zu sprossen und zu blühen beginnt, sich regelmässig zu einer wahren Epidemie steigert. In Mayers Hause kam es einmal vor, daß nach einem jener tropischen Kämpfe der Elemente, bei deren Toben es keiner starken Einbildungskraft bedarf, um an die bösen Geister unter dem Himmel zu denken, ein sonst kräftiges Dienstmädchen, das schon seit einigen Stunden über große Mattigkeit geklagt hatte, in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit verfiel. Ihre Untermägde erklärten sie sogleich für besessen. Vergeblich suchte man sie durch ein Fläschchen Salmiakgeist, dessen Geruch den Umstehenden einen Schrei des Abscheus auspreßte, wieder zu sich selbst zu bringen. Als hätte er etwas Ungerades in der Wohnung der Franken gehaut, drängte sich jetzt der Beschwörer und zugleich Besitzer von Gaffat, ein alter abgelebter Wüstling herein. Kaum hatte er die Schwelle der Hütte betreten, so brach die Besessene, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, in ein lautes Gelächter und in rasenden Wahnsinn aus. Sechs starke Männer waren kaum im Stande, sie zu halten und sie zu verhindern, Alle, die in ihren Bereich kamen, zu beißen, zu kneipen oder zu zerren. Endlich warf sie sich konvulsivisch auf den durchnässtten Boden und brüllte gleich einer Hyäne. Halb trug, halb schleppete man sie nun zur Hütte hinaus, und der Beschwörer begann gewerksmäßig sein Geschäft. Vergebens sträubte sich die Arme; mit einer Hand legte er ein Amulet auf ihre Brust, mit der andern hielt er ihr einen mit einer stark riechenden Pflanze, dem Bein einer Hyäne und andern eckelhaften Dingen gefüllten Lumpen vor die Nase. Sogleich wurde sie ruhiger und der Beschwörer befahl dem bösen Geiste, auszufahren. Der Name der heiligen Dreieinigkeit, der dabei gebraucht wurde, schien weniger wirksam, als die Drohung glühender Kohlen. Die Speise, die die Besessene jetzt verlangte, war ebenso eckelhaft, als das versuchte Heilmittel, aber die Umstehenden beeilten

sich, ihr dieselbe zuzurüsten. Mit thierischer Gier verschlang sie den Koth, ergriff dann einen Stein, den drei starke Männer kaum aufheben konnten, schwang ihn einige Male wie toll um ihren Kopf herum und sank wieder bewußtlos zu Boden. Nach einer halben Stunde erwachte sie, ohne alle Erinnerung von dem Vorgefallenen. In diesem Punkte herrscht zwischen Christen und Falascha's kein Unterschied; Alle fürchten sich gleichermassen vor den bösen Geistern.

Haben die Abessinier von den Juden Manches angenommen, wie die Beschneidung, eine gewisse Heilighaltung des Sabbaths, die Unterscheidung reiner und unreiner Thiere, von denen namentlich das Hasenfleisch für überaus verboten gilt, dann besonders die Verehrung, welche an der Stelle der Altäre den Tabot's oder Bundesladen gezollt wird, so haben auch diese sich dem christlichen Einfluß nicht ganz entzogen, wie schon aus der obigen Darstellung besonders der jüdischen Ascetik, erhellt. Eine eigenthümliche Vermischung von jüdischer Sitte und abessinischer Art stellt sich in der Sekte der Kamanten dar, welche in Tschelga wohnen, den Falaschadialet sprechen und an Einen Gott glauben, ohne daß sie es zu irgend einem ausdrücklichen Kultus oder zu einer bestimmten Glaubensform gebracht hätten.

Doch folgen wir Stern auf einigen seiner Wanderungen.

Avorno, eine halb Stunde von Gondar entfernt, war das erste Judendorflein, das er besuchte. Schon seit einiger Zeit war die Nachricht von der Ankunft der Fremden dorthin gedrungen und zugleich das Gerücht, sie wollen die Falascha's hinüberlocken zu dem Götzendienst der abessinischen Kirche. Es war verabredet gewesen, in keinerlei Verkehr mit diesen Verführern zu treten; aber bis sie nun wirklich kamen, hatte sich die Stimmung geändert. Durch Soldaten und Mönche hatten verschiedene Judendorfer jetzt auch davon Kunde bekommen, daß der Glaube der Fremden verschieden sei von dem der Amhara's, und daß der Abuna ihnen zuerst mit Misstrauen begegnet sei; nun brannten sie vor Begierde, die seltsamen Männer kennen zu lernen, die einzig aus Liebe zu ihren Seelen eine so lange und gefährliche Reise unternommen hätten. Die erste Begegnung war freundlich; am andern Morgen aber kam der Lehrer von Avorno mit zwei andern Falascha's gesenkten Hauptes zu Stern, um ihn im Auftrage des ganzen Dorfleins selbst zu fragen, ob es wahr sei, daß er

sie mit Gewalt zu Christen machen wolle, denn sie würden lieber sterben, als sich dieser Gefahr aussezen; Gottes Wort aber würden sie gerne aus seinem Munde hören. Hierüber beruhigt und belehrt, kehrten sie fröhlichen Herzens wieder heim. Im zweiten Dörflein, das Stern besuchte, waren die Männer gerade in Gondar oder auf dem Felde bei der Arbeit. Schnell hatte er aber die Frauen um sich versammelt und erzählte ihnen von der Menschwerbung und vom Leiden und Tod unseres Heilandes. „O,“ rief da ein altes Mütterchen aus, „wie groß ist unsere Schulb, daß wir eine so göttliche Liebe verwerfen, ein so kostbares Blut verachten!“ Sogar einer jener jüdischen Mönche, der regungslos und selbstgefällig in einiger Entfernung gesessen war, schien bewegt und erklärte ernsthaft, er glaube, die Stelle 5 Mose 18, 15 beziehe sich auf Jesus, und er und seine Brüder müssen in einem sehr großen Irrthum sein, wenn sie sich mehr auf ihre eigenen Verdienste als auf Gottes in der h. Schrift geoffenbarte Liebe und Erbarmung verlassen. Ahnliche Erfahrungen sollte Stern auch in andern Dörfern machen, die er besuchte. Natürlich durfte er in kein Haus eintreten; der Aufenthalt unter den Bäumen war aber angenehmer, als irgend eine abessinische Wohnung. Fast überall trat ihm neben viel Aberglauben und Unwissenheit auch wahre Heilsbegierde entgegen.

Ergreisend war seine Begegnung mit Abu Mahari, dem Hohenpriester von Dembia. Zwei andere Hohepriester gehören den westlicheren Provinzen Kuara und Armatgioho an. Dieser alte Ascet, der im Rufe großer Heiligkeit steht, wohnt umgeben von Mönchen in Zera Worki im Gebirge. Viele seiner seitherigen Zuhörer begleiteten Stern, um zu hören, was er einem Manne von Abu Mahari's Weisheit zu sagen und zu erwiedern wisse. Gefolgt von seinen Mönchen, schritt der ehrwürdige Alte den Missionaren entgegen auf den freien Platz, auf dem sie seiner warteten. Das Geschenk, das sie ihm der abessinischen Sitte gemäß mitbrachten, durfte er nicht aus ihren unreinen Händen empfangen; das weiße Gewand und die schöngebundene Bibel mußten in den Sack eines der anwesenden Priester gelegt werden. Aber sichtbar erfreut über diese Zeichen ihrer Achtung dankte ihnen Abu Mahari aufs wärmste, dann erhoben sich Alle und beteten mit entblößten Häuptern und gesalzten Händen um den göttlichen Segen für die einsamen Fremdlinge. Nach einer kurzen Pause erklärte nun Stern in wenigen Worten den Zweck ihrer Sendung

und entkräftete dadurch die falschen Gerüchte, welche die Amhara's böswillig über sie ausgestreut hatten. Auf den einstimmigen Wunsch der versammelten Priester legten die Missionare ihr Glaubensbekenntniß ab, worauf Viele gestanden, das sei ja nur ein Echo von Moses und David, und sie würden sich freuen, sich öfters mit ihnen über diese wichtigen Dinge zu unterhalten. Abu Mahari mit seiner edeln, obgleich etwas geisterhaften Gestalt und seinem schwermüthigen Auge aber wandte sich gegen Stern und sagte mit leiser Stimme: „Entweder werdet ihr einer der Unsern, oder ich einer der Euren.“ Er entließ sie nicht ohne Mundvorräthe und einen Führer zu allen jüdischen Niederlassungen, dem aber das Gerücht, die Ankommenden seien Freunde Abu Mahari's, voranstellte; wohl die beste Empfehlung, die ihnen werden konnte. — Noch ehe sie ihr Nachtlager in der Nähe des Klosters verließen, erhielten sie, als kaum der Morgen dämmerte, den Besuch mehrerer Mönche. Der Wunsch, einige Exemplare der h. Schrift zu erhalten, hatte sie so früh hergetrieben. Die Missionare mußten sie jedoch auf ihre Ankunft in Oschenda vertrösten, wohin ihnen die Mönche zu folgen versprachen. Ein Ritt von etlichen Stunden brachte sie dorthin.

Oschenda, die Begräbnisstadt der Abuna's, ist auf einen gewissen Grad auch ihr Eigenthum, so lange sie leben. Eine freundliche Aufmerksamkeit des Abuna war es daher, daß er die wahrscheinliche Ankunft der Missionare seinem Amtmann gemeldet hatte, der ihnen nun für die Zeit ihres Aufenthalts eine Herberge anbot. Wie überall, so zogen indes die Reisenden auch hier ein Nachtlager unter freiem Himmel den dumpfen, von Insekten wimmelnden abessinischen Hütten vor. — Bald konnte ihr Zelt die Menge der Falascha's nicht fassen, die herbeiströmte sie zu hören, sobald der erste Argwohn verscheucht war, als wollten die Missionare ihnen mit Gewalt die blaue Schnur (matteb) um den Hals binden, welche in Abessinien als Zeichen des christlichen Bekenntnisses getragen wird. Im Schatten eines benachbarten Baumes empfingen sie nun die Besuche, die trotz der tropischen Hitze unaufhörlich einander ablösten. Den steilen Bergspfad herab und den weichen grünen Rasen entlang sah man den ganzen Morgen Gruppen neugieriger oder heilsbegieriger Falascha's ihre Schritte jenem Baume zulenden, in dessen Nähe gleich Anfangs ein solches Gedränge entstanden war, daß einige den Missionaren wohlgesinnte Abessinier diesen helfen mußten Ordnung zu erhalten. Dieß

war um so nöthiger, weil sich auch viele christliche Priester und Debtera's einsanden, einzig um die Gelegenheit zu benützen, mit den Falascha's zu streiten und ihre polemische Gewandtheit an den Tag zu legen. Gieng es gleichwohl auch ferner nicht ganz ohne Lärm und Unordnung ab, so wurde doch Allen, — dem in seine weiße Schama mit rothem Rande gehüllten rüstigen Landmann so gut wie dem blassen abgezehrten Einsiedler und seinem jugendlichen Gefährten, in dessen fröhlichem Gesicht noch nichts von selbsterwählter Pein zu lesen war, — Gelegenheit, das Wort vom Kreuze zu hören; denn denen, welche sich mehr in der Ferne lagern mußten, lasen die Freunde der Missionare aus der h. Schrift vor und wiederholten die von diesen angeführten Stellen von der erbarmenden Liebe Gottes in Jesu Christo. Viele mühselige und beladene Seelen, die diese süße Botschaft zum ersten Mal vernahmen, konnten nicht satt werden, sie wieder zu hören; manche, die mit Einwendungen kamen, wie z. B.: „Warum hat denn Gott, wenn der Glaube zu unserm Heile nöthig ist, uns mit dem Erlöser nicht auch die zum Glauben an Ihn nöthige Erkenntniß geschenkt?“ gaben sich mit der Erklärung zufrieden: daß ja schon Moses deutlich erklärt habe, der Tempel, das Priestertum, der Altar und die blutigen Opfer seien nur Vorbilder, die ihre Bedeutung von Dem erhalten, der ihr Führer ins irdische Kanaan war, wie Er als der Heiland der Sünder uns den Eingang ins himmlische Kanaan erschließe; und sie bekannten: sie müssen nach diesen Offenbarungen nur ihre eigenen Herzen ihres Mangels an Glauben und Verständniß anklagen. Ein allgemeines Fragen und Forschen war erwacht, und ob nun Stern gleich den abessinischen Richtern unter seinem Baume denen Gehör gab, die zu ihm kamen, oder in den zerstreuten Judentörslein umherzog und die armen Töpfer und Weber bei ihrer Arbeit überraschte, überall hingen wahrheitsdurstige Hörer an seinen Lippen, überall hätte man die Lehrer halten und sich noch länger von ihnen unterweisen lassen mögen. Debtera Beru, der einsichtsvollste aller Falascha's, kam bald genug zur vollen Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums und erklärte sich bereit, dieselbe durch die Taufe zu bekennen.

Groß war der Jubel, als endlich die erwarteten Bücherkisten *)

*) Glad hatte sie nämlich dem König bei seiner Ankunft 1859 übergeben, da dieser selbst sie aufs Beste in den Kirchen aufzubewahren versprach. Jetzt erst wurden dieselben aus ihrer Gefangenschaft los.

in Oschenda ankamen und der Anfang mit der Vertheilung heiliger Schriften gemacht werden konnte; nicht minder groß das Verlangen danach an den verschiedenen entfernteren Orten, welche die Missionare nun besuchten. Es kamen da wirklich rührende Scenen vor. Ein Mann, der mehrere Tage weit gereist war, um in Oschenda eine Bibel zu erhalten, kam erst dort an, als die Missionare schon weiter gezogen waren. Ohne Zögern ergriff er nochmals seinen Wanderstab und folgte ihrer Spur nach Tschamare, wo er leuchtenden Blicks und mit überfließender Veredsamkeit seine Bitte vorbrachte. In Tschamare war es auch, daß einst ein Priester in ihr Zelt trat mit den Worten: „Ich war in Geschäften hier und wollte eben abreisen, als ich hörte, ihr kommt. Da dachte ich: 'Diese Männer lieben die Falascha's und suchen ihr Bestes; vielleicht lenkt der Gott Jakobs ihr Herz, daß sie mir eine Bibel schenken für mein Volk.' In dieser Hoffnung kam ich vor euer Zelt, aber das Gedränge war so groß, daß ich nicht herein kommen konnte. Am folgenden Tage hörte ich euch predigen, und den Tag nachher hörte ich einer lange Unterredung zu. Viele erhielten Bibeln, aber obgleich ich ernstlich darum bat, lenkte Gott offenbar euern Sinn nicht dahin, meinen Wunsch zu erfüllen; nun will ich euch aber folgen, bis Er euer Herz zu meinen Bitten neigt.“ — Es war keine leichte Aufgabe, die schweren amharischen Bibeln auf Wegen mit sich zu führen, die oft an gähnenden Abgründen vorbei, oft über jähre Felspfade führten. Und doch welch seliges Geschäft, den verschmachtenden Seelen Lebenswasser und Lebensbrot zu bringen! Alle Bitten konnten natürlich nicht erfüllt werden; da gab's denn auch schmerzliche Scenen, wenn die Zurückgewiesenen oder vielmehr auf die Rückkehr nach Oschenda Vertrösteten sich trostlos in einiger Entfernung vom Zelt der Missionare auf den Boden setzten. Die Glücklichen, die den theuren Schatz erhielten, brachten dagegen als Zeichen ihrer Dankbarkeit Geflügel, Milch, Brod u. dgl. herbei, und solche, die von ferne gekommen waren, suchten wenigstens die Hände und Füße ihrer Wohlthärer zu küssen. Natürlich verhielten sich manche auch abwehrend gegen die angebotene Wahrheit; so z. B. die christlichen Bewohner des durch sein Kloster und Heilthum berühmten, durch seine übermuthige, rohe Bevölkerung berüchtigten Dorfes Tschangar; so da und dort auch ein selbstgerechter jüdischer Einstebler, während andererseits gerade unter dieser Brüderchaft sich gar Viele fanden, die an ihrer eigenen Heiligkeit verzagend,

begierig der Predigt von dem Lamm Gottes lauschten, das der Welt Sünde getragen und unsere Schuld gebüßt hat. Und wiederum gab es Dörfer, in welchen aus Hunderten von Bewohnern nicht Einer lesen konnte.

Noch Manches ließe sich erzählen von jener ersten Rundreise Sterns, auf welcher Br. Glad sein Begleiter war; wie die Friedensboten bald durch hohe lustige Gegenden kamen voll frischer Wälder, rauschender Bäche und herrlicher Triften, still und ausgestorben in Folge der unaufhörlichen Kriege, und doch auch in ihrer Verödung noch hehr und lieblich wie ein verlorener Paradies, ein Eden in Trümmern; und dann wieder durch tiefe feuchte Waldregionen, in denen Pflanzen und Bäume aller Art, vom lieblich duftenden Jasmin bis zur riesigen Sylkomore mit kaum zu beschreibender Neppigkeit gedeihen, aber giftige Dünste das Leben der Menschen bedrohen! Und neben diesen herrlichen Werken des Schöpfers, wieder das Elend, der Schmutz der Menschen, sich schon äußerlich darstellend nicht nur in den früher erwähnten Krankheiten, sondern auch in den ärmlichen Wohnungen und den übeln Gerüchen des Volks, so wie in den Zänkereien und Händeln der abessinischen Diener und ihrer Frauen in der kleinen Missionskarawane! — Unter die größten Plagen, welche die Sinne zu erdulben hatten, zählt Stern den nicht immer zu vermeidenden Gesang der Debtera's, der für ein musikalisches Ohr wirklich eine Marter zu sein scheint.

Nun galt es aber eine Missionsstation zu gründen. Die Gesundheit der Lage und die zahlreiche Bevölkerung der Umgegend sprachen für Dschenda, wo ja die Arbeit ohnedies begonnen worden war. Nicht nur leben in der Nähe dieser Stadt viele Juden, sondern es ließ sich von diesen, wosfern sie das Evangelium annehmen würden, auch ein weitgreifender Einfluss auf die umwohnenden Namenchristen und Muhammadaner hoffen. Und diese Hoffnung stützte sich auf Thatfachen. Wiederholt bemerkten die Missionare mit Freuden, wie um ihre jüdischen Zuhörer sich auch Amhara's schaarten, und einige Priester der Letzteren anstrengten in der Schrift zu forschen. Nach all' dem war die Wahl des Orts nicht schwer, und unter den ermuthigendsten Aussichten ließen sich Stern und seine Mitarbeiter in Dschenda nieder. Es hatte angefangen zu rauschen in den Todtengebeinen Israels; der Herr schien sich wunderbar zur Arbeit unter ihnen zu bekennen. Was im Blick auf die Zukunft Sorge machte, war nur

die Intoleranz der abessinischen Hierarchie. Wohl hatte der Abuna den Missionaren feierlich versprochen, wenn sich Gemeinden aus gläubigen Juden bilden sollten, denselben Glaubensfreiheit zu gestatten und sie nicht an die Ceremonien der Landeskirche zu fetten; doch sollten sie von dieser auch nicht getrennt sein, derselben vielmehr durch die Taufe einverlebt werden. Vor menschlichen Augen liegt in dieser unnatürlichen Verbindung ein innerer Widerspruch und der Keim zu vielen Kämpfen; wozu der Herr sie noch brauchen will, das müssen wir mit den Brüdern, die draußen in der Arbeit stehen, Ihm befehlen. Möglich ist es ja, daß Er durch bekehrte Juden einen Sauerteig in die abessinische Kirche werfen will, der auf keine andere Weise herein- gelassen würde; möglich auch, daß Er unter Unterdrückungen und Verfolgungen Sein Volk läutern und stärken und durch eine in Seiner Liebe glühende Christengemeinde ganz Central-Afrika einen Segen schenken will, den es noch nie gekannt.

IV.

Im December 1860 war Stern schon wieder auf der Rückreise in Chartum angelangt; im April 1861 stattete er seiner Gesellschaft in London mündlichen Bericht ab. Bronkhorst war einerseits durch einen Beinbruch in Folge eines unglücklichen Falls zum Bleiben ge- nöthigt worden; andererseits verstand es sich von selbst, daß der ge- wonnene Boden nicht schlechthin geräumt werden durfte, wenn man nicht die erfreulichen Aussichten, die sich gerade jetzt öffneten, verscherzen wollte. Daher hatte Stern den Evangelisten Gobat's, Glad, in die Dienste der Judengesellschaft genommen, daß er mit Bronkhorst das angefangene Werk weiter führe.*.) Glad übernahm es nun, nicht nur die Bibelvertheilung fortzuführen, sondern das allgemeine Forschen und Fragen, das sich unter den Falasha's kund that, auf das rechte Ziel zu leiten. Die Aufregung war wirklich groß. Wollte doch mit

*) Da Stern wohl des Arabischen, aber nicht des Amharischen mächtig war, so hatte Glad bereits an der oben beschriebenen Arbeit Sterns den größeren Anteil gehabt. Uebrigens verschwindet Bronkhorst fortan in den Berichten; wie es damit zugegangen ist, ist nicht erklärt.

Debtera Beru, der immer an der Spitze der Forscher stand, sein ganzes Dorf zum Christenthum übertragen! Und als einmal ein Abschnitt aus dem Galaterbrief vorgelesen und erklärt wurde, hörte die ganze Versammlung in atemloser Stille zu und rief am Ende wie aus einem Munde: ach bete doch für uns!

Indessen darf man nicht meinen, daß das Werk ohne Widerspruch weiter geführt worden wäre. Einmal wurde die Gottheit des Messias, auch wo man Jesus als letzteren anerkannte, heftig bestritten; und die Dreieinigkeit, die besonders in der abessinischen Kirche fast zum Tritheismus geworden ist, war den Meisten ein schwerer Anstoß. Die monophysitische Ausdrucksweise, daß z. B. Gott am Kreuze gestorben sei, machte auch den Gütigen viele Bedenken; — und dazu kam dann die Aussicht, in den abessinischen Kirchen getauft zu werden und mit diesen unsittlichen Bilderdienern in engere Gemeinschaft zu treten. Sollten auch sie vor den Bundesladen (tabot), welche überall in den Kirchen die Stelle des Altars einnehmen und, vom Abuna gesalbt und getauft, den Ort der göttlichen Gegenwart bezeichnen, anbetend nieders fallen? Oder vor den Bildern knieen, auf welchen z. B. die Israeliten dargestellt sind, wie sie in britischen Nothrücken mit Musketen und Bayonetten durch das rothe Meer schreiten, während ein Portrait der Königin Victoria, seit es in die Kathedrale gestellt ist, als Himmelskönigin verehrt wird? Wenn der Name Jesu im ganzen Lande so wenig gilt, daß der Bettler damit kein Almosen erjagt, während der Name Mirjam (Maria) eine magische Gewalt über die Herzen hat, sollten sie nun auch mit dem Messias zugleich seiner Mutter huldigen? Oder was wird ihnen die Kirche bieten? Heilige Geschichten und theilweise erträgliche Gebete in einer gänzlich veralteten, von den wenigsten Priestern verstandenen Sprache. Wohl hatte der König sie durch das Amharische zu ersezten gewünscht, aber die dadurch geweckte Opposition war auch für seinen Machtwillen zu stark; er hatte die Kirchensprache nicht zu ändern vermocht. Was sollte ihnen vollends der Priester, der im Grunde von den gut bezahlten Ablässen lebt und auf Befragen jedem Abessinier Tag und Stunde angiebt, wo sich diese oder jene Sünde am wohlfeilsten begiehen läßt? Bleibt ihnen nur die Aussicht auf die vielfach verunstaltete Laufe, und auf das Abendmahl (korban), an welchem gewöhnlich blos Knaben und Mönche und die wenigen in wirklicher Ehe lebenden Christen teilnehmen. Es war wirklich eine schwere

Zumuthung, aus einer anerkannt sittlicheren Gemeinschaft in diese grundverborbene Staatskirche überzutreten.

Dazu kam denn noch die deutliche Erkenntniß, daß die Männer der Kirche diese ganze Aufregung, das Forschen in der Schrift, das Disputiren bis in die späte Nacht, das Verlangen selig zu werden von Herzen hasten und den angelegentlich Fragenden nicht nur nicht freundlich entgegen kamen, sondern in wiederholten Fällen geradezu feindlich gegenübertraten. Nur auf zwei Debtera's konnten die Brüder mit wahrer Freude blicken. Es waren der Kanzler Saneb und Debtera Maskal, „gründlich erneuerte Seelen“, die noch achtzehn Monate, nachdem die Deutschen die Festung Magdala verlassen hatten, dort ihre Bibelstunden mit den Soldaten fortsetzen (zwei in jeder Woche) und eine ziemliche Anzahl von Wahrheitsforschern an sich ketteten. Acht dieser Soldaten traten in eine ordentliche Ehe und bestrebten sich ernstlich, Gott zu leben. Für die Namenchristen im Ganzen konnte man immer weniger Hoffnung haben. Sie sind, heißt es, allzusammt stolz, tückisch und gleichgültig; während sie in Sünden dahinleben, sehen sie uns verwundert an und sagen: Was fehlt uns? wir sind ja die besten Christen auf der Erde.

Ist es zu verwundern, wenn da den Missionaren manchmal der Muth sinken wollte? „Zwei Jahre,“ schreibt Glad (4. Dec. 1861), „sind jetzt verstrichen, in welchen uns keine Sylbe aus Europa zukam. Dies ist ein Umstand großer Trauer für uns, die wir uns in die Barbarei verbannt fühlen und ohne viele geistige Stärkung unter einem verkehrten Geschlechte schmachten müssen. Doch tröstet uns auch in dieser dünnen Wüste ein Blumensträußlein [er meint die Erweckten in Magdala]. In der Falascha-Mission habe ich nun ein Jahr gearbeitet. In der ersten Hälfte desselben waren unsere Erfahrungen mehr niederschlagend als ermutigend. Letzte Regenzeit fand aber eine erfreuliche Krisis hier in Oshenda statt. Fast jeden Tag war mein Haus voll von Falascha's, Männern, Jünglingen und Frauen; und die lebhaftesten und interessantesten Gespräche, die zwischen einem Juden und einem Missionar stattfinden können, sowie die ernstesten Untersuchungen und Forschungen im Alten Testamente, ob Christus der verheissene Messias sei oder nicht, und ob blos durch Ihn, oder auch außer Ihm der Mensch gerecht und selig werden könne, waren die Beschäftigung von mehr denn fünfzig Falascha's.“

„Der Teufel sieht, daß einiges Licht in sein Reich der Finster-

niß hineingedrungen ist und einige Seelen seinen Klauen entrissen sind, deshalb regt er Alles gegen uns auf. Der König, der uns sehr geneigt war, ließ uns neulich sagen: 'Gehet in Euer Land, ich habe genug Lehrer in Abessinien.' Wahrscheinlich durch die Vermittlung des Abuna ließ er uns nachher sagen: 'Bleibt, und unterrichtet wie bisher die Falascha's.' — Auf wie lange er Wort hält, wird die Zukunft lehren. So lange er uns gram war, zürnte er mit Br. Waldmeier, Br. Kienzlen und einem Engländer, weil sie uns besuchen wollten. Er ließ drei ihrer Diener geißeln und alle übrigen binden; nach etwa vierzehn Tagen aber versöhnte er sich wieder mit ihnen. So sitzen wir wie der Vogel auf dem Zweig.

„Nicht allein aber arbeitet der Fürst der Finsterniß daran, unserer Mission durch den König den Todesstoß zu geben, sondern ich fühle mehr als je, daß alle bösen Geister unter dem Himmel sich gegen uns ausmachen. Der Herr läßt es ihnen zu, daß sie uns sichteten, damit wir im Glauben stärker, im Gebet brüntiger und in unserem Berufe treuer werden.

„Gleich am Anfang dieser Falascha-Mission brach Miss. Bronckhorst ein Bein; dann starb unser lieber Venoni, wobei die Christen behaupteten, das Kind sei durch einen Falascha-Buda getötet worden, und uns baten, ja keine Falascha's mehr in unser Haus kommen zu lassen. Nach diesem erkrankten alle unsere Dienstboten, woran ebenfalls den armen Falascha's die Schuld heigemessen wurde. Während der Regenzeit hatten wir zweimal Blitzschlag. Das eine Mal wurden zwei meiner Maulthiere und ein Kalb, das andere Mal zwei unserer Milchkühe erschlagen. Endlich erkrankte noch Debtera Veru; und ich litt zwei Monate lang an Fieber und kranken Augen. Nun erhoben unsere Feinde sowohl unter den Falascha's als unter den Christen ein Geschrei: da es uns so schlecht gehe, sehe man ja, daß wir gottlose Leute und unsere Lehre falsch sein müsse. Andere Verläubdungen gegen uns, als wären wir Falschmünzer und Zauberer, welche Theurung verursachten, wurden bis zum König gebracht.

„Wer es nicht selbst erfahren hat, begreift nicht, welche Herrschaft der Teufel in diesem Lande über die Menschen hat, und wie er besonders denjenigen, die gegen sein Reich zu kämpfen die Gnade haben, bald als ein brüllender Löwe, bald als eine listige Schlange, bald als ein Versucher zu allem Bösen begegnet. Wir fühlen oft nicht anders, als befänden wir uns inmitten der Hölle, und allen

Teufeln wäre es erlaubt, ihren Muthwillen an uns auszuüben. Unsere Schwachheit wohl kennend, trösten wir uns dessen, der in den Schwachen mächtig ist und — Ihm sei Ehre — bereits so mächtig in uns war, daß einige Seelen dem Wütherich entrissen sind.“

Indessen bereitete Glad allgemach dreifig Falascha's auf die Taufe vor. Darunter waren besonders zwei Greise, welchen der Friede Gottes aus den schwarzen Gesichtern leuchtete; dann der feurige Beru, der nie mit seinem Bekennniß zurückhielt. Ihn zuerst traf der Bannstrahl der jüdischen Mönche, die sich zusammenthatten, ihn todt zu beten (Dec. 1861). Die Aufregung unter den Falascha's stieg, als die Bekehrten immer entschiedener auftraten und ihren früheren Glaubensgenossen bewiesen, ihr fortgesetztes Opfern sei ihrem eigenen Geseze zuwider. Gegen die klaren Aussprüche in 5 Mose 12 ließ sich so wenig einwenden, daß die Wuth der Widersacher aufs Höchste stieg und natürlich auch die Neubekehrten in fleischlichen Eiser geriethen. Im Mai 1862 wurde der junge Fanta, sobald er sich zum Glauben an Jesum Christum bekannte, mit Flüchen aus der Gemeinde gestoßen; auch seine Eltern, weil sie nicht ganz mit ihm brachen, wurden exkommunizirt. Als nun die Mönche fortfuhren, Christum zu lästern, beschwore sie Fanta „beim Tode des Königs“ (ba Theodoros mul), nicht mehr zu opfern, bis sie aus Gottes Wort beweisen könnten, daß sie dazu Erlaubniß haben. Er hatte nun die ganze Nacht hindurch keine Ruhe, so grimmig tobten die Mönche mit ihren schauerlichen Flüchen.

Die Beschwörung bei des Königs Tod ist eine landesübliche Wette, Merdan genannt. Wer sich im Recht glaubt, wettet eine Summe (Fanta z. B. rückte 45 Thaler daran) und fordert den Gegner auf, mit ihm vor dem König zu erscheinen. Ist's eine Religionsfrage, so hat sie der Abuna zu entscheiden. Die Juden durften nun bis zum Richterspruch nicht mehr opfern, außer sie vermochten Fanta zu bewegen, beim Tode des Königs zu schwören, daß die jüdische Religion die einzige wahre sei. Dazu ließ er sich durch keine Drohungen bringen, und die Sache mußte an den König verichtet werden.

Bon diesem war mittlerweile die Erlaubniß zur Taufe der Bekehrten eingetroffen. Damit konnte nicht länger zugewartet werden, denn schon gab es blutige Schlägereien und Misshandlungen in Menge. Am Samstag den 20. Juli hatte Glad die gefördertsten Taufkandidaten um sich versammelt und erklärte ihnen die Bedeutung der Taufe.

Dann aßen sie zum erstenmal mit ihm; bisher war noch kein Tropfen Wasser aus fremden Gefäßen über ihre Lippen gekommen. Des andern Morgens wurde in der Dschenda-Kirche an 22 Falascha's die leere lärmende Ceremonie vollzogen, während ihre Angehörigen auf dem Kirchhof standen und die Todtenklage über sie hielten. Nach der Taufe erbauten sich die neuen Christen in Glad's Hause mit den Missionaren. Im August folgten dann weitere 19 Taufen, durch welche auch Beru's Mutter, bisher eine besonders eisige Jüdin, in die Kirche aufgenommen wurde.

Indessen wurde Glad von den Falascha's hart verklagt und in einem ungnädigen Schreiben vom König vorgeladen. Am 7. October erschien er mit Beru-Paulus und andern Befehrten im Lager am Tsana-See, wo Theodoros zuerst es streng rügte, daß ein Fremder sich herausnehme, seinen Unterthanen ihre gewohnte Religionsübung zu verkümmern. Als aber Beru Paulus erzählte, wie sie zum Glauben an Christum gekommen seien, und wie die Juden selbst durch ihre Verfolgung ihren jungen Bruder gereizt haben, durch einen Schwur ihr Opfern als ein ungesetzliches zu bezeichnen, wurde er aufmerksam. Er fragte Glad, ob denn die Juden in Europa nicht opfern, und interessirte sich für die Sache, deren Entscheidung er übrigens dem Abuna anheimstellte. Nach dem Nachtessen schimpfte er über seine Priester, die faulen Bäuche, und den mit schwerem Geld aus Egypten erkaufsten Abuna, der nun Handel treibe und Schäze sammle, ohne auch nur einen Galla zu befehren, während diese Fremden allein — mit 250 Bibeln — schon 41 Falascha's gewonnen hätten. Auch ein Geschenk an die Befehrten zeigte, daß der König wieder etwas milber geworden sei. Die Entscheidung über die Opfer der Falascha's aber wurde weiter hinausgeschoben.

V.

Während in Abessinien dieser Sieg erkämpft wurde, hatte Stern durch die Berichte von seiner Forschungsreise das Interesse Europa's für dies ferne Land und besonders für die Viertelsmillion von Falascha's neu angeregt. Auch die Israeliten blieben nicht gleichgültig. Sie berieten bereits — in jüdischen Zeitschriften — ob nicht eine Gegeumission nach Abessinien zu senden wäre. Stern meinte, wenn

eine solche zu Stande komme, werde sie die Schwierigkeiten, welche einer Bekährung der Falascha's zum rabbinischen oder reformirten Judenthum im Wege stehen, nicht geringer finden, als die, mit welchen das Evangelium zu kämpfen habe. Die Juden ließen es beim Reden bewenden. Den nächsten Schritt aber that die schottische Kirche, indem sie 1861 zwei deutsche Missionare, Staiger und Brandeis, nach Abessinien absandte, wo dieselben unter vielen Be schwerden im April 1862 anlangten.*)

Diese Brüder, gleichfalls von der Chrschona-Missionsschule stammend, fanden freundliche Aufnahme bei den im Lande Angestellten. Sie hatten eine lange Wartezeit zu bestehen, bis endlich der Abuna ihnen erlaubte, das Evangelium zu verkündigen, falls sie nämlich lehren wollten wie Glad, und ihre Proselyten von den äthiopischen Priestern taufen ließen; denn zwei Kirchenparteien liebe er nicht in Abessinien. Als sie dem Könige vorgestellt wurden, wünschte er, daß nicht nur unter Juden, sondern auch unter Muhammedanern und Heiden gepredigt werde, bis überall die Finsterniß dem Licht weiche. Er forderte sie auf, ihm zu sagen, womit er ihnen eine Freude machen könne. Und da Waldmeier erwähnte, sie trinken gerne Milch, so schenkte er ihnen zwanzig Milchkühe. Sie hatten ihn mit einem Stereoscop erfreut, wie den Abuna mit einigen Flanellhemden; als aber Theodoros darin das Bild Jerusalems sah, wurde er traurig und sagte: „Warum haben England und Deutschland, die sich doch für starke Christenvölker halten, die Stadt unsers Herrn noch nicht dem Türken entrissen? Bei meinem Tode schwör' ichs, ich will mich darüber noch mit dem Türken befsehen.“

Das war im November 1862, und nun begannen die Beiden sich in Darna, eine Stunde von Dschenda entfernt, anzubauen. Während sie drei Hütten, mit Hilfe von Falascha-Arbeitern, errichteten, hatten sie viele Gelegenheit, denselben näher zu kommen. Manche Juden sahen Gottes Hand in der Unterbrechung ihres Opferdienstes und meinten, Gott wolle ihnen damit vielleicht einen bessern Weg zeigen; auch fehlte es nicht an ernsten Trägern nach dem wahren Heil.

Das Gebiet dieser schottischen Missionare ist die in den schönen

*) Aus den Berichten in: The Church of Scotland Home & Foreign Miss. Record.

Tsana-See hineinragende Halbinsel Gorgora mit etwa zehn Judentümern, ihre Lebensweise sehr einfach und pilgermäßig. Sie wohnen in einer Hütte beisammen, brauchen gleich den Abessinern weder Löffel, Messer noch Gabel, sondern führen das weiche Teffbrot mit der rothen Pfefferbrühe auf gut abessinisch mit ihren Händen zum Munde. Bekleidet sind sie mit einem abessinischen Oberkleid, einem europäischen Rock und arabischen Hosen. Schuhe und Stiefel haben sie abgelegt, und um den Strümpfen eine edle Bestimmung zu geben, ziehen sie dieselben auf und machen Lichtdochte daraus. Dafür dient ihnen ein Zängchen dazu, um Dornen aus den Füßen zu ziehen. Nachdem die Brüder sich mit viel Mühe und Schweiß in der Wildnis angesiedelt hatten, nahmen sie vier Knaben in ihre Hütten, die mit noch acht andern aus der Nachbarschaft täglichen Unterricht empfingen. Sie fliegen auch an, die umliegenden Judentümern zu besuchen und den Leuten aus dem Wort Gottes vorzulesen, wozu sie meistens willige Ohren fanden.

Indessen hatte die Londoner Judentummission die Absendung Sterns mit einem jüngeren Manne beschlossen. Im Oktober 1862 traf jener mit Herrn und Frau Rosenthal in Alexandrien zusammen, von wo sie über das rothe Meer nach Massawa fuhren. Sie hatten von dort eine beschwerliche Reise durch das Reich Tigre, das eben von einer Rebellion heimgesucht war; sie wurde aber Stern versüßt durch die interessante Reisegeellschaft eines spanischen Rabbi's, der in Abessinien handeln wollte, und — wahrscheinlich statt alles andern Gewinns — die Erkenntniß Christi, versiegelt durch die heilige Laufe, davontrug.

Und nun (April 1863) sind sie wieder beisammen, die alten und die neuen Arbeiter, und sehen sich auf dem Felde ihrer Wirksamkeit um. Glad konnte berichten, wie trotz aller Verfolgung und Lockung keiner der Proselyten — es waren ihrer nun 45 — zurückgetreten sei, im Gegentheil ihr gutes Bekenntniß vor König und Volk noch immer günstig wirke. Zwar war der Bann verhängt über alle, welche die Missionare besuchten; aber er hatte seine Kraft verloren. Viele lasen doch das Neue Testament und kamen trotz aller Warnung herbei, um es sich erklären zu lassen. Die Jungen ließen die Schulen nicht leer stehen; und besonders erbaut war Glad durch die Gebete der Proselytenkinder, welche er erzog. Ebenso kamen die Weiber gerne zu Frau Glad, und fühlten sich angezogen durch die Fortschritte

der Kinder. Welch ein Wunder, dort ein Galla-Mädchen liegend amharisch lesen zu hören!

Dagegen waren die politischen Zustände so kritisch wie je. Verschwörungen der Großen und Unzufriedenheit des Volkes hatten den König so vielfach gehemmt, daß er oft wie außer sich war und täglich erbarmungslose Strafurtheile fällte. Die Truppen, die ihn bisher als Halbgott verehrt, die Unterthanen, welche an ihm als einem Tugendbild hinausgeblickt hatten, wurden schwieriger, seit sie in ihm Einen ihresgleichen erkannten. Schon ein Jahr nach Bell's Tode hatte er die Schranken der Ehe durch Sammeln eines Harems von zehn Frauen durchbrochen. Sein fleischliches Betragen ärgerte — und freute zugleich — das schlimme Volk. Dazu kam der immerwährende Kriegszustand des Landes. Wenn ein Bursche dem Vater nicht mehr gehorchen wollte, so wurde er Soldat. Wenn ihm seine Verhältnisse nicht mehr zusagten, so wurde er Soldat. War eine Tochter der elterlichen Zucht müde, so hieng sie sich an einen Soldaten. Und was ist dort ein Soldat anders als ein trostiger Vagabund, der von Plünderung oder Einquartierung lebt, zwei Namen für dasselbe Ding.

Wie sich in jeder Beziehung die Umstände verschlimmert hatten, erhellt besonders aus der veränderten Stimmung der Chrischona-Brüder, die ihre Lage mit sehr nüchternen Augen anzusehen gelernt hatten.

Im Juni 1861 schreibt einer der Brüder aus Gaffat: „Unter einem entarteten, durch und durch verborbenen Geschlecht hat uns der große Bundesgott bis heute sicher wohnen lassen und mit den Fittigen Seiner Allmacht bedeckt.

„Unsere Stellung zum König und Abuna darf dem äußern Anschein nach eine gute, freundschaftliche genannt werden. Beide sind natürliche Menschen und haben ihre weltlichen und ganz vernünftigen Absichten, welche sie durch uns erreichen möchten. Deshalb ist der König unser Freund und der Abuna so tolerant. So lange man dem König macht, was ihm sonst keiner machen kann, so lange ist man sein Freund und hat seinen Genuss davon; aber man ist Knecht und hat keine freie Stellung. So verhält es sich auch mit dem Abuna. Ich für meinen Theil muß sagen, daß ich ihn liebe und viele Besuche bei ihm mache. Ich rede da mit ihm über Mission und Reinigung der Kirche und Rettung des Volks durch Schulen. Er gibt

mir Alles zu und thut doch nichts. 'Du kannst deine Leute unterrichten wie Du willst,' sagte er zu mir, 'Du kannst auch eine Schule einrichten, ich habe nichts dagegen; ich will Dir selbst auch Knaben geben.' Aber der Abuna hat eine zerbrochene Mühle in Gondar,— die sollte ich machen. Und ich will sie ihm auch machen, um der Mission willen. Im Uebrigen ist er so freundlich, daß er neulich eine halbe Stunde Wegs machte, um mir in meinem eigenen Hause einen Besuch abzustatten; ja selbst der König beeehrte uns kürzlich mit einem Besuche. Das sind Alles sehr gute Dinge; aber in Abessinien kann sich Alles so plötzlich ändern, daß man sich nur wundern muß. Die Freundschaft des Königs kann sich auf Einmal in Feindschaft verwandeln, die Toleranz des Abuna in Intoleranz, und wir können über Nacht Land und Hof verlassen müssen. Doch wir fürchten uns nicht. Der Herr, an dessen Werk wir stehen, kann die Herzen der Könige lenken ic."

Ein anderer Bruder meint ein Jahr später (10. Juni 1862): „Der König war früher ein hoffnungsvoller Mann. Er gieng seinem Volk mit gutem Beispiel voran, liebte das Wort Gottes, steuerte dem alten Unwesen der Bielweiberei, schützte das Volk gegen die willkürlichen Bedrückungen seiner Beamten und Soldaten, schaffte, um den Handel zu fördern, viele Zölle ab, legte neue Straßen an und verbesserte die alten fast durch's ganze Land; er suchte auch, in Verbindung mit dem Abuna den nutzlosen religiösen Streitigkeiten ein Ende zu machen: kurz, es war ihm darum zu thun, seinem Volk nach Kräften aufzuhelfen. Zu diesen besseren Gesinnungen trug der Einfluss der Herren Bell und des englischen Konsuls P lowden nicht wenig bei. Auch wir haben in unserem geringen Theile gesucht, einen Einfluss auf ihn zu üben. So lange der König jene besseren Gesinnungen hegte, liebte und eherte er uns vor dem Volk; seit er aber in sein altes Wesen zurückfiel, entehrte er uns durch grundloses Schimpfen in unserer Abwesenheit, worüber er jedoch wieder beschämt wurde. Schmerzlicher als Entehrung aber ist uns, daß er seither für religiösen Einfluss von unsrer Seite fast ganz verschlossen ist. Früher liebte er es, Gespräche über die Bibel anzuknüpfen; jetzt aber, als ich in letzter Zeit zweimal bei ihm war, fragte er nichts mehr, als dreimal über das Fasten,*) was ich ihm schriftgemäß beantwortete.

*) Die Brüder werden nämlich, weil sie nicht fasten, die Kirche nicht küssen ic. nicht zur abessinischen Kirche gerechnet. Erst wenn sie fasten und die Eine Natur

„Die Frage, wie unter den heidnischen Galla's eine Mission erfolgreich anzufangen wäre, hat mich seit mehreren Jahren viel beschäftigt. Mit Recht nennen die Missionsfreunde Abessinien den Schlüssel von Mittelafrika, welcher aber bis jetzt nur zum Verschließen gedient hat. Nun hat der König dadurch noch einen weiteren Riegel vorgeschnitten, daß er durch seine Grausamkeit gegen die muslimischen Galla's den ohnehin nicht reizenden Christennamen der Abessinier noch stinkender mache. Denn er hat wirklich auf ganz barbarische, treulose Weise an ihnen gehandelt und auch entferntere von jeher unabhängige Stämme unterworfen, oder vielmehr zerstört, und ihr schönes Land verwüstet.“

Die Lage der Dinge am Anfang des Jahres 1863 schildert außenschaulichste der Brief eines der Christonabkömmlinge, den wir hier einrücken, nachdem er schon (Ausland 1864 Nro. 21) in die Offentlichkeit gelangt ist.

„Nach langer Mühe und vielen Experimenten gelang es uns im Oktober 1862, einen Mörser und mehrere Bombenkugeln zu Stande zu bringen. Der König, der schon längst einen Mörser gewünscht, aber noch nie einen gesehen hatte, hatte eine ganz kindische Freude daran und beauftragte uns gleich, noch einen größeren zu machen, der auch nach einigen Monaten zu Stande kam. Der Grund, warum der König mit so großer Sehnsucht in den Besitz von Mörsern zu kommen wünscht, sind die Bergfestungen, auf welchen sich Rebellen festgesetzt haben, die er auf keine andere Weise bezwingen kann.“

„Nachdem der größere Mörser fertig war, rief uns der König in's Lager, wo wir sodann den Feldzug nach Gobscham antraten mit dem soeben angekommenen französischen Konsul und einem polnischen Flüchtlings.“

„Von Begemeder aus giengen wir über den Nil (blauer Fluß) nach Mätscha, einer großen dem König unterworfenen Provinz. Gleich am ersten Tage wurde in dem engen, heißen Tiefthal des Nils, in welchem Wild in Menge anzutreffen ist, ein großer Löwe getötet, welcher in dem mehr als mannshohen Grase lag. Nachdem wir den andern Morgen die hohe und sehr steile Thalwand hinaufgestiegen waren, kamen wir auf den schönen grasreichen Ebenen von Mätscha

Christi bekennen würden, könnte der Abuna sie zum Abendmahl zulassen. Auch Glad's Kinde wurde die Taufe von den Priestern verweigert, daher er es selbst tauft.“

an. Das Gras war in dieser trocknen Jahreszeit 3 — 4 Fuß hoch und theilweise noch grün. Nachdem wir in drei Tagenmärschen die Ebene überschritten hatten, kamen wir auf das Hochgebirge Amadamit, wo es sehr kalt ist, so daß Morgens der Boden mit Reif bedeckt war.

„Wir Alle hatten jeder sein eigenes Zelt, Knechte, Mägde, Reit- und Lastthiere. Auf dem Marsch befahl uns der König, unmittelbar hinter ihm zu reiten, um nicht vom Volk gedrängt oder mißhandelt zu werden. Als wir uns eines Morgens etwas verspäteten, wartete er auf uns und sandte einige seiner Generäle, uns zu suchen und zu ihm zu bringen. Von jenem Tage an ließ er uns stets Morgens rufen mit dem Worte: 'Kommt!' Unsere Zelte waren die nächsten bei den seinigen. Sobald das Lager bezogen war, ließ er uns so gleich zum Essen rufen, welches in der Nacht gekocht und durch Mägde mitgetragen wird. Einmal waren diese zurückgeblieben, so daß uns der König nicht zur Zeit ans Essen rufen lassen konnte. Darüber empört, ließ er acht seiner Mägde so barbarisch durchprügeln, daß man sie wegtragen mußte. Es ist hier eine der größten Verwünschungen, wenn man sagt: 'Gott werfe dich in den Zorn des Königs!' und der größte leibliche Segen lautet: 'Gott bewahre dich vor des Königs Zorn.'

„Wir glaubten nun, es werde jetzt stracks an den Berg des Rebellen Tadla Gualu gehen; allein ein Zwischenereigniß veranlaßte den König, auf einem andern Wege wieder umzukehren. Die Provinzen Mätscha und Damot hatten es seither theilweise mit dem König und theilweise mit den Rebellen gehalten. Als nun einige Soldaten in einer Kirche in Damot plündern wollten, gab sich ein dort gebürtiger Soldat für den vom König verordneten Hüter aus, und als sich die Plünderer nicht abhalten ließen, brauchte er Gewalt und gab Einem einen Stich. Von den Andern festgenommen und vor den König gebracht, mußte er diese That, die als ein Angriff auf das Heer angesehen wurde, damit büßen, daß ihm Hände und Füße abgeschnitten wurden, und ganz Damot diesseits des Gebirgs wurde ausgeplündert und alle Dörfer niedergebrannt. Mittlerweile kam Fastnacht, wo man sich das Fleisch des geplünderten Viehs ohne Maaschmecken ließ. Nachdem man eine Woche gerastet hatte, gieng's zum zweiten Mal vorwärts, Godscham zu; wiederum aber wurde der Rückmarsch angetreten; denn es war ein Bote angekommen mit der Nach-

richt, daß sich die Türken an der Grenze Abessiniens verschanzt haben. Nachdem wir zwei Tage rückwärts marschiert waren, ward eine Verschwörung, die einige Große gegen den König angezettelt hatten, entdeckt. Die Leute wurden in der Nacht abgeführt, und nach einiger Untersuchung zwei von ihnen zu Tode geprügelt; elf andern wurden Hände und Füße abgeschnitten. Sie starben über Nacht. Darunter waren mehrere Offiziere. Einige Generäle, auf die man Verdacht hatte, wurden in Ketten geschlossen.

„Der Marsch gieng indeß immer rückwärts, und auch Mätscha und die nächsten Provinzen bis an den Nil und den Tsana-See wurden total ausgeplündert und niedergebrannt. Somit ist das schöne Land, mehrere Tagreisen lang und breit, in Zeit von einigen Wochen in eine öde Wildnis verwandelt worden. Längere Zeit sah man, so weit das Auge reichte, nichts als Feuer und Rauchsäulen bei Tag und Nacht; Tausende verloren dabei Hab und Gut und schleptten sich nackt im Lager herum.

„Müde, die Verwüstungen und den Jammer stets anzusehen, ohne Linderung schaffen zu können, sehnten wir uns nach Gaffat zurück. Unser Wunsch wurde auch bald erfüllt. Der König sagte uns eines Tages: 'Meine Kinder und Freunde, da ich hier noch einige Zeit bleiben muß, ohne Euch benützen zu können, so kehret zurück und macht mir noch einen größern Mörser.'

„Von Mätscha marschierte der König im Mai nach Begemeder zurück und ließ auch hier noch drei Provinzen, Dera, Fegera und Asaranat plündern, so daß, da es in unserer Nähe war, auch bei uns das Landvolk sich fürchtete und bereits sein Eigenthum in unsere Häuser in Sicherheit zu bringen suchte. An uns sandte der König einen Brief, worin er sagte: 'Fürchtet Euch nicht, meine Kinder, ich zürne nur mit meinen Feinden.' Die Regenzeit brachte er mit seinem Heer in Dembia zu. Mitten in derselben machte er im August einen Schnellmarsch nach Agaumeder, wo er ein großes Rebellenheer vernichtete und 15,000 Gefangene nach der Schlacht niedermachen ließ. Einige Wochen später wurde ein neuer Rebelle, der sich in Dembia aufgeworfen hatte, mit etwa 300 Mann gefangen, aufgehängt und seine Leute niedergemacht. -

„Auch der Rebelle Kebrat, welcher die starke Bergfeste Schoa inne hatte, ist jetzt gefallen. Keine Gefahr fürchtend, hatte er seine Festung verlassen, um einen dem König ergebenen Gallastamm in Dera

zu plündern und sich zu unterwerfen. Allein der beabsichtigte Angriff wurde zeitig verrathen; der Fürst der Dera-Galla sammelte seine Mannschaft, erwartete den Feind an einem Engpaß und vernichtete ihn gänzlich. Leider aber vermehrt sich die Zahl der Rebellen sogar aus des Königs eigenen Leuten, und es ergreift uns oft der Gedanke: Wie wird es noch mit diesem armen Volke enden?" —

Es schien Alles zusammen zu kommen, um die Stimmung des Königs zu verbüstern. Aegypten drohte mit einem Krieg; von England und Frankreich blieben die Antworten auf des Königs freundliche Anerbietungen aus. In das letztere Reich hatte er einen Franzosen, der viel um ihn war, Herrn Bardel, abgeschickt. Statt seiner kam ein französischer Konsul, Lejean, dessen Auftreten dem mißtrauischen Fürsten nur gar nicht mundete. In einem Anfall böser Laune ließ er ihn einmal binden, wie er in seiner Uniform vor ihm stand. Den nächsten Tag ließ er ihn zwar frei, bedeutete ihm aber, sich ruhig zu verhalten, bis sein Agent Bardel von Paris zurückgekehrt sei. Immer unberechenbarer wurden die Anwendungen des umgetriebenen Fürsten; natürlich vermied Jedermann, mit ihm zusammenzutreffen, außer wo es nicht zu umgehen war.

Unter dieser Sachlage erkannte man deutlich, daß von weittragenden Unternehmungen abgestanden, und vorerst das Gewonnene im Einzelnen treu zusammengehalten werden müsse. Das Wichtigste war die Pflege der Proselyten in und um Oschenda. Für sie war der regelmäßige Gottesdienst der Missionare, gefolgt von den Katechisationen der Kinder, ein großer Trost. Denn die nähere Bekanntschaft mit der Kirche, in welche sie durch die Laufe aufgenommen waren, hatte ihre Abneigung gegen dieselbe nicht zu vermindern vermocht. Sie bekamen auch den Haß und die Eifersucht der Priester vollaus zu schmecken, wenn gleich einzelne der Letztern sich zu eifrigerem Studium der Schrift anregen ließen und nun im Alten Testamente nach messtianischen Stellen suchten, um mit den Falasha's besser disputiren zu können. Das Anerbieten des Abuna, etliche Proselyten zu ordiniren, hatte für diese nur gar nichts Lockendes; er selbst erkannte wohl, daß er durch den Übertritt dieser Männer keineswegs seinen Machtumfang erweitert hatte. Stern stellte nun vier der eifrigsten Proselyten als Evangelisten an, um die Wahrheit von Christo weiter zu verbreiten. Ebenso errichtete er einfache Schulen, um die Kenntniß des Lesens unter das Volk zu bringen. Freilich war auch

darin vorerst noch wenig zu erreichen, denn es mangelte an Lehrern; fünf der bisher von Glad unterrichteten Knaben sollten nun die Lücken ausfüllen.

Erfreulich war, daß den Chrschona-Brüdern in Gaffat nun die abessinischen Kirchen zur Verkündigung des Worts an Sonn- und Feiertagen offen standen, und große Haufen dasselbe mit Freuden hörten. Durch ihren Dienst waren auch drei Muhammedaner zur Annahme der Tause vermocht worden. An Wochentagen führen sie fort, für den König zu arbeiten, mit Sprengen von Felsen, Weg-, Brücken- und Mühlenbau, Guß von Mörsern und Ausbesserung von Waffen, endlich mit Herstellung eines Wagens, des ersten in Abessinien, der jedoch den Eseln erst Konkurrenz machen wird, wenn die Straßen einigermaßen gangbar gemacht sind.

Eben war auch Missionar Hausmann von Matamma in Abessinien, um vom König für die Handelsbrüder der Apostelstraße freien Ein- und Ausgang auszuwirken, als sich ein neuer Knoten schürzte. Der vom König nach Frankreich abgesandte Bardel kam nämlich zurück und überbrachte ihm (Sept. 1863) ein Schreiben vom Minister Frankreichs, das ihm entehrend schien, weil Louis Napoleon es weder selbst geschrieben noch gesiegelt habe, während die Zumuthung, katholische Missionare zugulassen, den Abuna empörte. Der französische Konsul erhielt einen Paß und reiste eiligt ab. Hausmanns Wunsch aber wurde gewährt über alles Erwarten. Er wartete nur noch auf die günstige Jahreszeit, um ins Niederland zurückzukehren.

Dann meldeten sich die Juden wieder an, um vom König die Gestattung ihres Opferdienstes zu erbitten. Sie konnten sich dabei auf ihre Verdienste berufen, indem sie im letzten Jahre einen Aufstand in Kuara hatten dämpfen helfen. Glad mußte vor dem Könige erscheinen, wo die ganze Sache wiederum durchgesprochen wurde, ohne daß es schon zu einem Endurtheil gekommen wäre. Der Abuna ließ bei dieser Gelegenheit merken, daß er, sobald die Juden in der letzten Disputation unterliegen würden, sie alle werde taufen lassen; Glad's Einrede wurde nicht beachtet. Dagegen rühmte der König die Profelyten und schalt wieder nach Gewohnheit seine faulen Priester. Er schloß mit den Worten: „Wenn ich auch heute fehle, indem ich mehr als Eine Frau habe, bin ich doch ein Knecht Christi; und wenn ihr Priester mir heute mit gutem Beispiel vorangeht, so werde ich der Erste sein, der nachfolgt.“ In der nächsten Disputation (15. Oct.)

wurden die Juden für überwunden erklärt; doch unterblieb für jetzt die Gewalttaufe. Sehr bedenklich war aber, daß nun auch Muhammadaner und Kramanten zu Disputationen geladen und ihre Massenbekhrung eingeleitet wurde. König und Abuna schienen schon der Geduldsarbeit der Mission eine raschere Methode vorziehen zu wollen.

Damals gedachte Stern, da seine Absicht, Rosenthal in die Arbeit einzuführen, erreicht sei, nach Massawa zurückzukehren. Er wollte sich aber noch dem König vorstellen, den er in dieser ganzen Zeit nicht besucht hatte. Hierzu wählte er einen ungeschickten Augenblick, und das Dollmetzchen seiner Diener wollte nicht von Statten gehen. Es ist aber klar, daß der König schon vor dem verhängnißvollen Abend über Stern ungehalten war. Beide Diener wurden auf seinen Befehl unbarmherzig geschlagen, so daß sie in derselben Nacht starben. Dann hieß er auch Stern schlagen; ein Wunder war's, daß er nicht unter ihren Händen umkam. Langsam erholt er sich unter Glad's treuer Pflege.

Es kam jetzt an den Tag, daß Stern's ungünstige Urtheile über den König diesem verrathen worden waren. Überall wurden nun Papiere und Tagebücher untersucht und übersezt. Ganze Regimenter zogen aus, um die Missionare gefangen zu nehmen, unter denen die leidende Frau Glad mit zwei franken Kindern aufs rohste behandelt wurde (13. Nov.). Die schottischen Missionare, welche gerade 23 Falascha's auf die Taufe vorbereiteten, wurden gleichfalls gebunden. Glühend von Aufregung verhörte der König (16. und 20. Nov.) die verschiedenen Missionare, um herauszufinden, wer über ihn geschimpft habe. Während die deutschen und schottischen Arbeiter leicht davonkamen, und nur Frau Glad wegen eines unvorsichtigen Briefes scharf getadelt wurde, ergab sich klar, daß Stern und Rosenthal den König geschmäht hatten, ohne daß sie sich dieses — in Abessinien todeswürdigen — Verbrechens schuldig geben wollten. Der englische Konsul konnte sich nicht wirksam für sie verwenden, weil die lang erwartete Antwort seiner Königin auf Theodorus Brief noch immer ausblieb. Sagte er ein Wort von der bisher bestandenen Freundschaft beider Staaten, so fragte der König: Wo sind die Beweise dieser Freundschaft? So blieben sie gebunden. Später ist auch der Konsul gesetzt worden.

Hausmann hat diese Nachrichten von Matamma, wo er (5. Dec.) als auf egyptischem Gebiet wieder frei atmen konnte, nach Europa

geschickt. Seither sind nur spärliche Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Einmal daß die Muhammedaner schon genöthigt waren, die blaue Christenschnur (Matteh) am Hals zu tragen, der König ihnen aber endlich doch Religionsfreiheit gestattete. Dann daß die Missionare nochmals gebunden wurden, und zwar sammt dem Konsul; der König aber in der Freude, welche der gelungene Guß eines großen Mörsers ihm bereitete, nicht nur die Christen Arbeiter reichlich beschenkte, sondern auch ihre Brüder wieder in Freiheit setzte. Im April dieses Jahres waren jedensfalls der Konsul, Stern und Rosenthal noch gebunden. Angstlich warten sie auf das Eintreffen eines Schreibens der Königin Victoria, welche sich auch bewogen gefunden haben soll, eigenhändig um die Befreiung ihrer Unterthanen zu bitten. Der bekannte Konsul Nassam (aus Mosul) scheint mit dessen Ueberbringung beauftragt. Zugleich verlautet, daß der König jenen Franzosen, Bardel, der eine Zeitlang bei ihm in hoher Kunst stand, in Ketten habe legen lassen, bei welcher Gelegenheit er den übrigen Europäern zu wissen that, dieser Mann sei die Grundursache alles Streites, in welchen er mit ihnen verwickelt worden sei.

Wir suchen nicht weiter in diese Wirren einzudringen und harren getrost ihrer Lösung. Wie sie auch ausfallen möge, welche Fehler auch der tüchtigsten Arbeiter mit eingelaufen sein mögen, soviel erhellt doch aus dem ganzen Gang dieser Mission, daß viel guter Same unter Weinen ausgestreut wurde, und daß derselbe theilweise auf guten Boden gefallen ist. Der Herr der Ernte aber walte in Gnaden, daß die schwachen Pflänzlein auf jenen dünnen Höhen nicht umkommen.

Die Krisis in Konstantinopel.*)

E

Es haben in den letzten Monaten in Konstantinopel Ereignisse stattgefunden, in Folge deren evangelische Missionsthätigkeit in der Türkei zur Unmöglichkeit und Religionsfreiheit zu einer leeren Phrase zu werden droht. Daß die türkische Regierung sowohl als gewisse andere Parteien die protestantischen Missionen zu schwächen und, wenigstens so weit sie gegen den Muhammedanismus gerichtet sind, zu vernichten trachten, darüber kann ein unbefangener Beobachter der Ereignisse sich nicht täuschen. Ehe wir aber auf diese Ereignisse selbst näher eingehen, vergegenwärtigen wir uns kurz den Stand der hauptsächlich dadurch betroffenen Missionen.

Es sind deren drei: der amerikanische Board, die englisch-kirchliche und die der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums. Die Sendboten aller dieser Gesellschaften und ihre fünf eingeborenen Gehilfen konnten seit 1856 ihr Werk ungestört treiben. Missionar Curtis von der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, so wie Pfander und Weakley von der kirchlichen Gesellschaft, hatten in zwei wenig besuchten Khan's von Konstantinopel Lokale gemietet; in denen sie und ihre Gehilfen Besuche empfingen und das Wort Gottes auslegten, den Muhammedanismus aber mit keiner andern Waffe angriffen, als durch die Verkündigung der einfachen Christwahrheit. Außerdem hielt Missionar Curtis Gottesdienste in einer Schulkapelle in Pera, und Missionar Herrick vom amerikanischen Board hatte jeden Sonntag eine Versammlung von Türken und Christen in seiner eigenen Wohnung. Drei der eingeborenen Christen nebst einem Engländer und einem Amerikaner wurden ausgeschickt, um neue Bekanntschaften einzuleiten, freundschaftliche Unterredungen anzuknüpfen, und die Leute zum Lesen des neuen Testaments aufzufordern.

Den Muhammedanismus direkt angreifend waren nur drei Christen, welche die kirchliche Gesellschaft in türkischer Sprache veröffentlichte. Die erste derselben, Mistah ul Asrar, erschien vor etwas

*) Evangelical Christendom, October 1, 1864. The Record, September 14 u. s. w. Church Missionary Intelligencer, October 1864.

mehr als drei Jahren und behandelt, ohne den Koran anzugreifen, die Gottheit Christi und des heiligen Geistes mit Berücksichtigung der muhammedanischen Missverständnisse in Betreff der Dreieinigkeit. Schon vor diesem Büchlein aber war in Indien in persischer (und hindustanischer) Sprache ein größeres Werk erschienen, der Mizan-ul-Haq (die Wage des Rechts), in welchem das Bedürfniß des Menschen nach einer göttlichen Offenbarung, die Kennzeichen einer solchen, so wie die Grundwahrheiten der christlichen Religion besprochen, und die Einwürfe des Muhammedanismus gegen die heilige Schrift nebst seinen eigenen Ansprüchen auf göttliche Offenbarung geprüft und widerlegt werden. Pfander hatte diese Schrift schon im Jahr 1829 ausgearbeitet, und viele Exemplare derselben hatten seit Jahren ihren Weg in die inneren Provinzen des türkischen Reichs gefunden; andere hatten vor dem Krimkrieg im Zollhause die Aufmerksamkeit einiger Türken erregt und waren von diesen gestohlen und ihren Bekannten mitgetheilt worden. Als nun verlautete, daß seit Pfanders Versezung nach Konstantinopel (1858) eine türkische Uebersetzung dieses persischen Werks in der Arbeit sei, beeilte sich ein türkischer Professor und Mitglied des Erziehungsrathes, eine Entgegnung zu veröffentlichen voll der größten und thörichtesten Schmähungen gegen die Christen und ihre Religion. Dieses Buch, betitelt die Sonne der Wahrheit (Schems ul Haqiqat), und 1862 gedruckt auf der Regierungspresse, auch ausgestattet mit dem Siegel des Erziehungsrathes, wurde in den Zeitungen angekündigt, noch ehe ein einziges Exemplar der türkischen Ausgabe des Mizan-ul-Haq in Umlauf kam.*). Möglich, daß die zwar mäßige, aber stets wachsende Nachfrage nach dem letzteren Werk, das nicht öffentlich angekündigt und nur in den Missionsgebäuden verkauft wurde, theilweise der Anzeige des Gegners zu danken ist. — Die dritte von der kirchlichen Gesellschaft herausgegebene und vielgesuchte Schrift ist eine kurze Widerlegung jener mäßigen Angriffe auf das Christenthum. Zu bemerken ist übrigens, daß die amerikanischen Missionare Bedenken trugen, unter den jetzigen Umständen sich dieser Christen zu bedienen; so sehr wollten sie den Schein auch der gemäßigtsten Polemik vermeiden. Will aber die türkische Regierung religiösen Kontroversen ausweichen, so bedenke sie, daß sie selbst dieselben durch eine Schmähchrift hervorgerufen hat!

*) Wie schmählich sich die türkische Wissenschaft mit dieser Schmähchrift bloßgestellt hat, kann im Galwerblatt 1863 Nr. 7 u. 8 nachgelesen werden.

Still und ruhig, aber wie man hoffen durfte, allmählig an Boden gewinnend, hatte das Werk seinen Fortgang, bis vor etwa drei Monaten nach allen Seiten hin Gerüchte ausgesprengt wurden, eine große Zahl Türk en — die Sage schwankte zwischen einigen Hunderten und vielen Tausenden — seien Protestant en geworden, und Einige von ihnen haben sich an die kaiserliche Regierung gewandt mit dem Gesuch, eine eigene Gemeinde bilden und Kirchen in der Stadt erbauen zu dürfen. Da es hieß, sie haben um Ueberlassung einer alten Moschee gebeten. Allgemein wurde angenommen, diese Bewegung hänge mehr oder weniger mit der Wirksamkeit der Missionare zusammen, und so kamen viele Neugierige zu diesen, um Näheres darüber zu erfahren. Durch die vielen Personen, die auf diese Weise bei ihnen aus- und eingingen, wurde aber wenigstens die Thatsache in weiteren Kreisen bekannt als bisher, daß den Muhammedanern das Evangelium verkündet wurde, und daß einige es angenommen hatten. Das erregte nun die Aufmerksamkeit vieler, namentlich griechischer Christen, so wie etlicher Juden, und eine Zeitlang war der Zudrang zu den Vorträgen der Missionare so groß, daß diese selbst Uuordnungen befürchteten. Es kam jedoch nichts vor, was den im Ganzen ernsten Charakter der Versammlungen gestört hätte; die Fluth verliß sich allmählig wieder, und es blieb neben der sich ziemlich gleichbleibenden Zahl muhammedanischer Zuhörer nur ein Kern von Christen übrig, denen man anspüren konnte, daß sie nicht bloße Neugierde hertrieb.

Noch ist nicht ermittelt, was jenen Gerüchten von Wahrheit zu Grunde lag. Gewiß aber scheint, daß sich allerdings unter den Türk en verschiedene Parteien regen, welche religiöse Reformen anbahnen möchten. Man hieß sie Reformatürken oder protestantische Türk en, ein fataler Name, wie sich bald zeigen sollte. Die Einen derselben wären geneigt, alle Ceremonien und Traditionen des Islam bei Seite zu lassen und dem Koran eine rein geistige Deutung zu geben; die Andern stimmen für die Beibehaltung der dem ganzen Volke so vertraut gewordenen Fasten, Waschungen und dgl., möchten aber den Koran durch die Bibel ersetzt oder doch ergänzt sehen. Die Anhänger des nach Brusa verbannten Omar Effendi, der kürzlich gestorben ist, scheinen insbesondere dieser Richtung anzugehören. Die zahlreiche Klasse der Gebildeten, die den französischen Nationalismus angenommen haben, und die wenigen Bekehrten der Missionare ge-

hören jedensfalls nicht hieher; denn beide stehen ganz außerhalb der durch die Andern hervorgerufenen Bewegung. Wie diese Wurzeln diese Bewegung hat und welches ihre eigentlichen Triebsfedern sind, ist schwer zu ergründen; ohne Zweifel laufen da ebensowohl politische als religiöse Absichten mit unter. Natürlich rief sie einen heftigen Widerstand von Seiten der fanatischen Türken hervor, und den Katholiken, Griechen und Armeniern bot sie eine willkommene Gelegenheit, die protestantischen Missionen als die Urheber aller dieser Unruhen darzustellen.

Indessen ereignete sich nichts Außerordentliches. Die Leute waren so freundlich und theilnehmend gegen die Missionare, die Stadt so fern von aller Aufregung als je, als am Sonntag den 17. Juli der schon seit fünf Jahren bekehrte Türke Williams, im Begriff in die Schulkapelle in Pera zu treten, von vier Polizeidienern ergriffen und unter mancherlei Beschimpfungen mit Gewalt durch die Hauptstraßen der Stadt in's Polizeigebäude geschleppt wurde. Nach einer Stunde wieder in Freiheit gesetzt, begab er sich zuerst in das Hotel der englischen Gesandtschaft, um das Vorgefallene zu melden, und dann in die Kapelle, um mit einer Versammlung von etwa fünfzig Personen, die ihn mit warmen Glückwünschen zu seiner Befreiung empfingen, den Gottesdienst zu halten. Um dieselbe Zeit aber wurden im türkischen und im fränkischen Stadttheile mehrere andere bekehrte Türken festgenommen und in dasselbe Gefängniß mit gemeinen Verbrechern geworfen. Einen der Gefangenen, Ahmed, bekannt durch frühere Verfolgungen*), wußte man sogar mit List aus der Wohnung des Missionars zu locken.

Am folgenden Tage erschien in dem weitläufigen Gebäude, in dem sich die Lokale der englischen und amerikanischen Bibelgesellschaft und des amerikanischen Board befinden, ein türkischer Offizier in Begleitung mehrerer bewaffneter Polizeidienner, durchsuchte das ganze Haus und ordnete seine sofortige Schließung an. Als die Vertreter der genannten Gesellschaften Einsprache dagegen erhoben, erwiederte der Offizier, wenn die Thüren nicht geschlossen werden, müsse er eine Wache zurücklassen, damit nichts weggenommen werde, und stellte sofort zwei Männer mit Bayonetten am Eingange auf. Nun eilten die Missionare Sellar und Washburne zu den englischen und

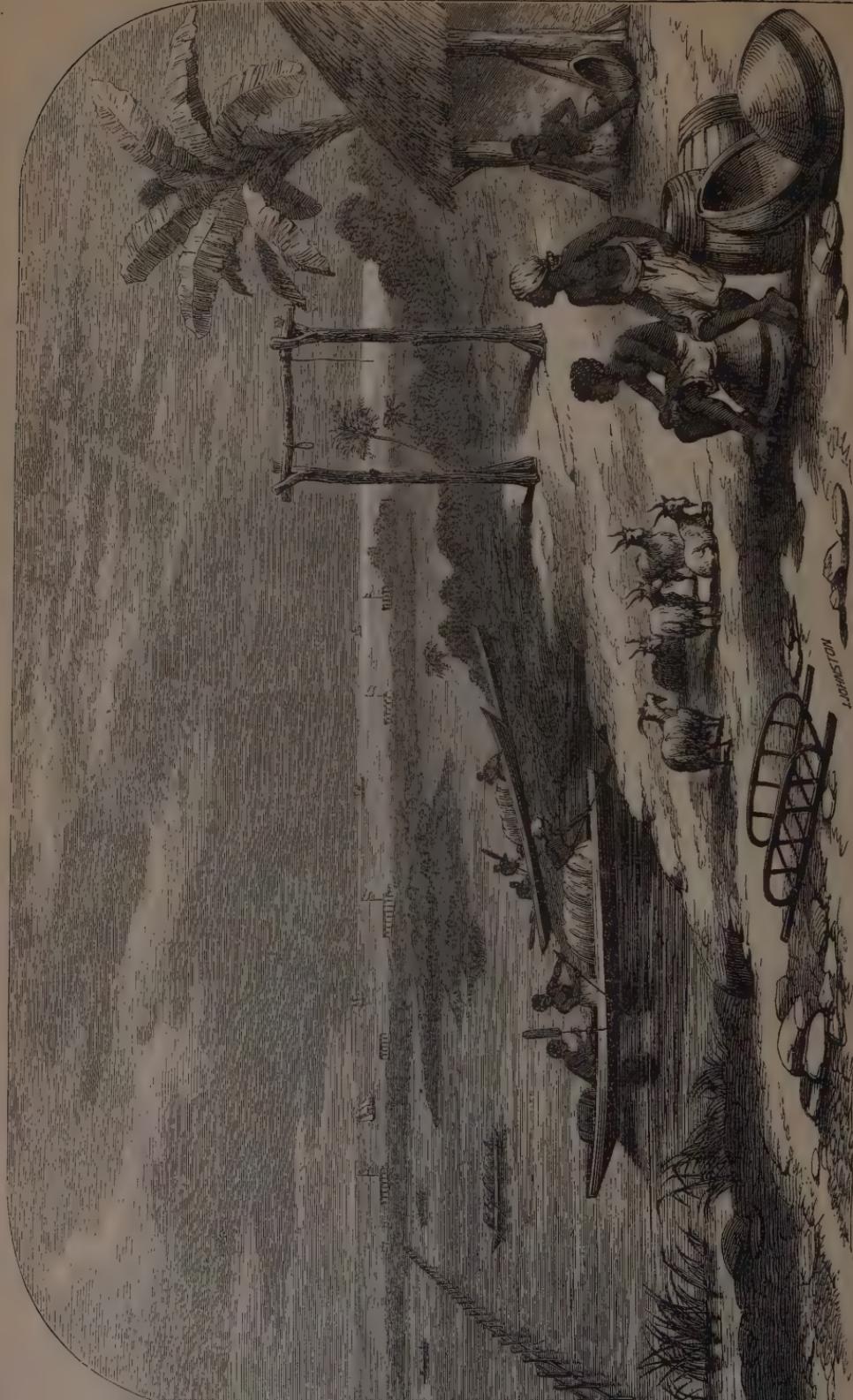
*) Calwer Missionsblatt 1862. Nr. 24.

amerikanischen Behörden, der Offizier zum Pascha. Der Letztere war wieder der Erste auf dem Platz und befahl den zurückgebliebenen Missionaren die augenblickliche Räumung des Hauses. Ihrer Weigerung, diesem Befehle ohne eine bestimmte Weisung ihrer Gesandten Folge zu leisten, hielt der Türke die Drohung entgegen, Gewalt zu brauchen. Unter nochmaligem Protest gegen diesen Akt der Willkür verließen sie nun das Haus. Die Thüren wurden verschlossen und versiegelt, die Wache am Eingang gelassen. Am gleichen Tage noch wurden auch die Lokale der beiden englischen Gesellschaften in Abwesenheit der Missionare geschlossen und einer ihrer Diener verhaftet, ohne daß irgend ein Grund dafür angegeben oder eine Vollmacht vorgewiesen wurde. An den Thüren wurden Wachen zurückgelassen. Das gleiche Los hatten noch eine Druckerei der Bibelgesellschaft und einige Lokale, die, ohne von den Missionaren benutzt zu werden, den Verdacht der Behörden erregt hatten. Die Minister der Pforte konnten an diesem Tage, da der Sultan sie feierlich empfängt, um den Bericht über das letzte Jahr entgegenzunehmen, Seiner Hoheit die Unterdrückung der protestantischen Mission als eine Thatsache mittheilen.

Dank den energischen Vorstellungen des amerikanischen Gesandten wurde indeß das Lokal der Bibelgesellschaften schon am 20. Juli wieder geöffnet. Die englische hatte dieß nur dem Umstände zu danken, daß sie sich unter dem gleichen Dache mit der amerikanischen befand; denn sie erhielt von ihrem Gesandten erst am dritten August die förmliche Mittheilung von ihrer Wiedereröffnung, und mußte sich in der Zwischenzeit eine nochmalige Durchsuchung ihres Lokals und die durchaus ungesezliche Beschlagnahme einiger Bücher und Manuscripte gefallen lassen. Der oberste Richter des Konsulargerichts, Sir Edmund Hornby, bezeichnete dieses ganze Verfahren als die größte Verlezung der Rechte fremder Einwohner, die ihm je vorgekommen sei. Dafür soll er auch bereits in Ungnade gefallen sein!

(Schluß folgt.)





Jamaika einst und jetzt.

(Schluß von S. 480.)

Aneaso*).

I.

Im Nigergebiet, hinter dem flachen Delta des Stroms bis gegen Calabar hin liegt das schöne Land der Ibo's. Dort wohnte in den neunziger Jahren ein vornehmer Herr, Namens Durl, der die Tochter eines großen Fürsten heirathete und trotz seines hohen Standes keine zweite Gattin für nöthig erachtete. Er hielt seine Frau, Dirinedscha, recht in Ehren; sie gebar ihm einen Sohn, Aneaso, der alsbald beschnitten wurde, und drei Töchter. Jedesmal nach der Geburt mußte sie zu ihrer Reinigung vom Priester ein Opfer bringen lassen, dann wusch sie sich in fließendem Wasser, schlug sich mit zwei Hühnern auf Bauch und Schultern, und gab ihnen sofort die Freiheit. Von da an konnte sie sich wieder öffentlich sehen lassen.

Ihre Kinder wuchsen zu ihrer Freude heran. Wurden sie krank, so rief man den Tschunku-Dama, den Donnermacher, um Hilfe an, brachte ihm auch wohl ein Kalb oder Schaf auf dem steinernen

* Nachdem der S. 471 Toby genannte Nationalgehilfe Archibald Monteith zu seiner Ruhe eingegangen ist, schien es an der Zeit, daß in den Missionsblättern der Brüdergemeinde (Mai und Juni 1864) von ihm selbst entworfene Bild seines reichen Lebens durch solche Mittheilungen, wie sie in früheren Jahrgängen der „Nachrichten aus der Brüdergemeinde“ u. s. w. enthalten sind, zu vervollständigen. Wer Augen hat zu sehen, wird in dieser streng unkundlichen Geschichte den gesegneten Erfolg der Missionsarbeit in Jamaika nicht verkennen können, wenn auch die weitschweifendsten Hoffnungen nicht alle erfüllt worden sind.

Altare dar. Herr Durl hatte seine Sklaven, die ihm Dams und allerhand Getreide bauten; er selbst hatte nur wenig zu arbeiten. Gieng er über Feld, so nahm er überall hin seinen Sohn mit. Der durfte dann den großen Festen beiwohnen, bei welchen viel getanzt und Palmwein getrunken wurde, oder auch den Begräbnissen der Großen zusehen, wo gewöhnlich die erste Frau und die vornehmsten Bedienten dem Todten nachgeschickt werden. Weil die Ibo's ein braves Volk sind, begraben sie solche Menschenopfer nicht lebendig, sie überlassen es denselben, die leichteste Todesart zu wählen; nur müssen sie sich beeilen, ihren Gebieter bald einzuholen. Zu allen diesen Feierlichkeiten durften Aneaso's Schwestern nicht mitgehen; kam ein Mann ins Haus, so versteckten sie sich, wie es sich schickte.

Merkwürdig ist dem Jungen besonders ein Fest geblieben, dem er mehrere Male zusah. Es war das Tättowirfest. Die Neger schneiden sich nämlich allerhand Figuren ins Gesicht; da kann z. B. einer die Augen in Sonnen verwandeln, aus welchen nach allen Seiten dicke Strahlen gehen. Jedes Volk hat seine eigene Schnittart. Wenn die vornehmsten Ibo's ins Jünglingsalter treten, ebnet man einen Platz im Freien und belegt ihn mit einer Matte. Eine Rinne wird gegraben, um das Blut in ein Loch zu leiten. Nun treten die Weisen herzu und strecken die Jünglinge — unter ungeheurem Zulauf — auf die Matten, um ihnen in Backen und Stirne die rechten Zeichen einzuschneiden. Bei den Vornehmsten wird ein zollbreiter Streifen von einem Ohr zum andern gerade über die Stirne hin abgezogen, der auch die Augenbrauen mit fortnimmt und dem Gesicht ein furchterliches Aussehen gibt. Hier und da stirbt einer über der Operation; er darf aber nicht einmal stöhnen, wenn er nicht zeitlebens ehrlos sein will. Ist die Marter überstanden, so werden blutstillende Mittel eingerieben, und der Junge muß nach der dargebotenen Speise greifen, als denke er an nichts anderes, damit männlich sehn möge, wie stark und mutig er sei. Sobald er genesen ist, erscheint er triumphirend unter den Großen des Volks und wird mit Jubel und Tanz begrüßt, reichlich beschenkt und zu Feierlichkeiten geladen. Fortan steht ihm frei, sich um jedes Mädchen, und wäre es eine Fürstentochter, zu bewerben.

Aneaso sah nichts, das ihn so tief bewegt hätte, wie dieses Schnittfest. Er war nun bald zwölf Jahre alt und freute sich auf die Zeit, da auch er dieser Ehre sollte theilhaftig werden. Dann

wollte er ein Held werden, die stärksten Amulette um den Leib binden und mit seinem Vater in den Krieg ziehen. Das zog ihn mehr an, als das faule Leben der „lebendigen Opfer“. So hieß man nämlich Leute, welche einem Gott gewidmet werden; die dürfen dann frei herumlaufen und überall nehmen, was ihnen beliebt. Man kennt sie an dem langen Haar, das doch nie lang werden will (es sind ja Negerköpfe); kein Scheermesser kommt ihnen je auf den Leib.

Nun trat aber ein schön tätowirter Jüngling öfters ins Durl'sche Haus; er deutete halb verstohlen an, er wünschte eine von Aneaso's Schwestern zur Frau. Zu diesem selbst zeigte er sich merkwürdig hingezogen; oft ruhten seine Augen mit Wohlgefallen auf dem stattlich heranwachsenden Knaben. Eines Tags fand er ihn allein bei seinen Schwestern, da Durl für längere Zeit ausgegangen war und wegen der Wichtigkeit des Geschäfts — es war wohl eine Mathversammlung — den Sohn nicht mitgenommen hatte. Der Besucher redete diesmal überaus vertraulich und konnte Merkwürdiges erzählen von einem Markte in der Nähe, was da für Herrlichkeiten zu sehen wären. Aneaso's Augen leuchteten über der anziehenden Beschreibung. „Willst du vielleicht mitgehen? wir wären bald dort.“ Gesagt gehan; Aneaso stand auf und gieng mit dem Freund, in jugendlichem Leichtsinn. Die Ibo's sind ein argloses Völkchen; freilich mit Ausnahmen, wie der falsche Freund zu beweisen im Begriff war.

Der ganze Tag gieng über der Wanderung hin, und noch war der Markt nicht erreicht. Leute begegneten hie und da auf den schmalen Pfaden und fragten den Führer, was er mit dem Jungen vorhabe, ob er ihn verkaufen wolle? Er lachte sie aber aus: was denkt ihr auch, das ist eines großen Mannes Sohn. Bei einem seiner Bekannten wurde Halt gemacht und die Nacht über geruht. Es war der letzte Schlaf auf afrikanischem Boden.

Im Laufe des nächsten Tages kam man ans Ziel. Da lag die Handelsstadt mit ihren Häusern und einem Gewühl von Menschen. Was war nicht Alles zum Verkauf ausgestellt, welche Wunder aus des Weihen Lande! Aneaso wagte kaum heranzutreten, aber der Führer ermunterte ihn, näher zu kommen und Alles ohne Scheu zu betrachten. Die Verwunderung wollte kein Ende nehmen, als er von Laden zu Laden weiter schritt, bis endlich das große Wasser seine Blicke anzog und alle anderen Eindrücke verschlang. Vor ihm dehnte sich endlos das gewaltige Meer mit seinen bewegten Wellen; un-

weglich ruhten darauf die großen Schiffe, und vor ihnen schaukelten ab und zu die flinken Boote. Trunken von dem neuen Schauspiel legte sich der Knabe unter einen großen Baum und konnte sich nicht satt sehen.

Da trat ein Fremder heran und sagte: Komm, mein Junge, komm in mein Boot und versuche einmal auf dem Wasser zu fahren.

— „O nein, war die Antwort, das werde ich wohl bleiben lassen.“ Aber schon hatte ihn der Mann gepackt und schlepppte ihn mit starken Armen dem Boote zu. Also verrathen und verkauft! dachte Aneaso und rief dem falschen Freunde zu: „Grüße mir noch den Vater und sag' ihm, was aus mir geworden ist.“ Der wird den Auftrag kaum ausgerichtet haben. Was half da alles Weinen und Schreien; im Boote lagen auch schon welche, die heulten und jammerten, und andere kamen in Fesseln nach. Jetzt stieß es vom Lande, und über der ungewohnten Bewegung, erschüttert bis ins Innerste, schlief Aneaso ein.

Als er erwachte, hatte das Boot an der Seite des Schiffes angelegt. Welch' ein Bau! Und nun die Schiffslieder hinaus — welche neue Wunder! Zwar ißt ziemlich leer auf dem Verdeck, denn die Sonne war schon untergegangen. Aber da steht der Kapitän, und sein Gesicht ist so weiß, und weiß die Hände, glänzend schwarz aber die zehenlosen Füße! Was wirds werden? Der Morgen zeigte, was da werden sollte. Da krochen Hunderte gebundener, jammernder und weinender Menschen aus den Luken hervor, um auf dem Verdeck mit Yams und Rum befestigt zu werden. Eltern schrieen nach ihren Kindern, Andere nach ihrer Heimath, ihren Freunden; jene wollten weder Speise noch Trank zu sich nehmen; da saust die Peitsche, da erschallen Jamertöne — und gehorcht muß werden, ob es Ein Leben kostet oder viele!

Man fuhr ab. Aneaso mit einigen andern Knaben seines Alters durfte auf dem Verdeck bleiben; wie froh war er, mit den stinkenden innern Räumen keine Bekanntschaft machen zu dürfen! Nachts schliefen sie in der Kajüte des Kapitäns; an Essen und Trinken war kein Mangel, und — so ist der Mensch — die Jungen vergaßen ihres Kummers, und sprangen und spielten. Wenn nur die gräßliche Scene des ersten Morgens sich nicht jeden Tag erneuert hätte: das herzzerreißende Jammergeschrei der Gebundenen, und ihre grausame Behandlung! Nicht das Leichteste daran war, daß man die Sklaven mitunter zum Tanzen nöthigte, um ihnen Bewegung zu machen.

Man erreichte endlich Jamaika; es muß vor dem 1. Mai 1807 gewesen sein, denn von diesem Tage an ward der Sklavenhandel als Seeräuberei behandelt. Was aber von Sklaven auf dem Schiffe übrig war, — täglich hatte man etliche Leichname versenkt, — das wurde ganz offen und gemächlich in Kingston gelandet und allmählig verkauft. Aneaso sah mit großer Sehnsucht nach dem wunderschönen Land hinüber; allein Woche um Woche vergieng, ohne daß man ihn ausschiffste. Als er endlich den Kapitän darum bat, antwortete der: „Du bleibst hier und hast mich zu bedienen.“ Aneaso aber gab ihm sofort zu verstehen, er wolle einmal ans Land, und wenn man ihn zurückhalte, werde er bei erster Gelegenheit ins Wasser springen. Da hätten dann die Haifische dem Kapitän ein rundes Sümmchen weggeschlungen. Also that man ihm nach seinem Wunsch. Noch an demselben Nachmittag ward er ausgeschifft und am Ufer von einem weißen Herrn in Empfang genommen, der ihn zu eifl andern Schwarzen auf seinen Hof in der Stadt bringen ließ. Zum Glück fand er darunter seinen liebsten Kameraden Sam, mit dem er auf dem Schiffe schon eine Freundschaft geschlossen hatte, welche bis ins Alter dauern sollte. Sie erfuhren nun, daß der Herr sie für den Besitzer der Plantage Krepp angekauft habe, wohin sie denn alsbald transportirt wurden. Dort wurden die Andern zur Arbeit aufs Feld geschickt, von älteren Negern angeleitet und von den Treibern überwacht. Aneaso aber — hinsicht Tobys genannt — mußte dem Verwalter in seinem Hause dienen und lernte nun das verdorbene Englisch der Neger einigermaßen radebrechen.

II.

Toby — so müssen wir ihn wohl fortan heißen — hatte bald das Heimweh überwunden und fand sich schneller als die älteren Sklaven in seine neue Lage. Er hatte auch leichtere Arbeit. Mußten diese den ganzen Tag über hauen, pflanzen und ernten, oder die Zuckerpresse und Siedkessel bedienen, so lernte er dafür die einfache Hausarbeit, die ihm bei seinem anstelligen Wesen wenig Mühe machte. Der Verwalter freute sich über dem muntern Diener, der sich vor den düstern oder gleichgültigen Mitknechten so sehr auszeichnete, und behandelte ihn freundlich. Toby wurde heiter, ja oft ausgelassen; nur trübte ihm manchen Tag, was er von den Strafen seiner armen

Landesleute zu sehen bekam; bald waren es schwere Fesseln, bald die hautaufreißenden Schläge der furchtbaren Peitsche, endlich die entsetzliche Tretmühle, eine finnreiche Marter, unter welcher mehr als Einer sein Leben einbüßte.

Ein Jahr war etwa herumgegangen und der Junge hatte sich schön eingewöhnt, als der Herr der Plantage auf den angenehmen Burschen aufmerksam wurde und ihn dem Verwalter abnahm. Er mußte nunmehr die braunen Kinder warten, die dem Weizen von Negerinnen geboren waren. Da hatte er es so gut, als ein Sklave es sich nur immer wünschen mag. Er erfand immer neue Spiele für die Kleinen und tummelte sich lustig mit ihnen herum; bis er ihnen unentbehrlich wurde und selbst auch seinen Theil an der Liebe bekam, welche den Kleinen in reichem Maße — nur ohne Zucht und Salz — gespendet wurde.

Acht Jahre giengen wie ein Traum dahin; da mußte der Herr sich zur Heimreise nach England entschließen, um etliche Jahre sich an kühlerer Lust zu laben. Mittlerweile sollten die Kinder in die westliche Hafenstadt Savanna la Mar übersiedeln und die Schule besuchen. Natürlich mußte Toby sie begleiten; wie hätten sie ohne ihn leben können! So war er also in der Stadt, und brachte die Kinder, so oft es sich schickte, zur Schule. Es schickte sich nicht, wenn eines Kopf- oder Magenweh hatte; und wenn der Älteste daheimblieb, mußte er doch Gesellschaft haben, so hatten die andern dann mit ihm zu spielen. Dennoch wurde Lesen und Schreiben nothdürftig erlernt; und Toby hätte leicht mitlernen können, wäre es ihm irgend darum zu thun gewesen, was leider nicht der Fall war. Ebenso hätte er leicht die Kirche besuchen können; denn sonntäglich begleitete er seine Kinder dahin, d. h. wenn überhaupt Gottesdienst stattfand. Denn bald kamen keine Zuhörer, bald war der Prediger auf einer Lustreise, die Jungen (und die Alten) verstanden auch nicht viel von den langen Gebeten und der wohlstylirten, eintönig abgelesenen Predigt des anglikanischen Geistlichen. Indessen sprang Toby auf dem Kirchhof lustig über die Grabsteine oder vergnügte sich mit andern Negern, Kutschern und Reitknechten, welche die Späße der Woche erzählten. Kein Wunder, wenn auch die Knaben an den meisten Sonntagen nur bis an die Kirche kamen, und sobald der Gottesdienst vorbei war, lustig wieder nach Hause giengen. So verlebte er drei gedankenlose Jahre in Savanna la Mar, bis eines

Tags der Herr wieder da stand, die Kinder gesund und groß gewachsen fand, und sie mit sich auf die Plantage nahm. Er selbst aber wollte nicht gesunden; er fiechte noch einige Zeit und starb.

Nun gieng die Plantage in die Hände seines ältesten Sohnes über; dieser war unserm Toby wohl gewogen, und machte ihn, der nun über zwanzig Jahre alt war, zu einem Unterverwalter oder Aufseher. Doch verkaufte er die Plantage nach wenigen Jahren, und zog auf eine andere, Dumbasset, wo wiederum ein Aufseherplätzchen für Toby abfiel. Man war nun in der Nähe der Hafenstadt Blackriver, wo Toby wieder mit dem alten Kameraden Sam zusammentraf und die Jugendsfreundschaft erneute.

Doch blieb das Herz leer. Jahre giengen dahin, und der junge Herr hatte schon ein Häuflein Kinder. Die wurden einmal von dem anglikanischen Geistlichen zu Blackriver getauft, wobei Toby gegenwärtig war. Sein anständiges Benehmen gefiel dem Prediger, daher ihn dieser aufforderte, sich doch auch taufen zu lassen. Es war gerade Mode geworden, Sklaven die Taufe zu ertheilen; freilich gegen Bezahlung, welche die kirchlicher gesinnten Herren in einzelnen Fällen übernahmen, während gewöhnlich die Sklaven nur aus Aberglauben, um sich gegen Zauber zu schützen, die Taufe begehrten. In beiden Fällen, ob nun der Schwarze darum bat, oder der Herr einen Haufen Neger aufmarschiren ließ, um mit einigen Tropfen Wasser neue Namen zu empfangen, und dann einen halben Tag zu feiern und zu tanzen, — von christlichem Unterricht war keine Rede, noch wußte einer der Täuflinge, was die heilige Handlung eigentlich bedeutete. Toby meinte indessen, die Sache könnte doch etwas Gutes sein, gieng also am nächsten Sonntag nach Blackriver und bat um die Taufe. Ihm war sie aus besonderer Gunst unentgeldlich versprochen worden; es war aber gerade ein anderer Prediger da, dem natürlich der Schilling (36 Kreuzer) bezahlt werden mußte. Toby, wir müssen ihn jedoch fortan nach seinem Taufnamen Archibald heißen, war also nun ein Christ. Von Christo freilich wußte er kein Wort, lebte auch nach wie vor mit einer Negerin zusammen, ohne sich von Ehe träumen zu lassen; stellte sich aber vor, wenn er nun sterbe, komme er doch wohl an einen bessern Platz.

III.

Archy (sprich Artschi), wie man ihn gewöhnlich nannte, sollte nun aber etwas Neues erleben. Es war im Jahr 1824, daß der Besitzer der Plantage Paynstown, ein Herr Cook (oder Coke?), von England zurückkehrte. Der war ein wahrer Christ, und brachte eine gleichgestimte Gattin mit sich, eine Weisse, deren Erscheinung und Auftreten bald das Wunder aller Nachbarn wurde. Galt doch bis dahin fast allgemein das Sprichwort: in Jamaika haben wir keinen Gott! und die besten Engländer hatten sich immer bärber oder später an das Lasterleben auf der Insel gewöhnt; denn wer kann auch gegen den Strom schwimmen! Dennoch gab es Ausnahmen, und bereits mehr als Eine.

Eines Samstag Abends gieng Archy an dieser Plantage vorbei nach Hause, da begegnete er einer Dienerin, die eben für ihre Herrschaft Trinkwasser an der nahen Quelle schöpfte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm unter anderm: Die Herrschaft sei eine ganz besondere: morgen werde wieder gebetet und gesungen, und die Dienerschaft dürfe auch dabei sein. Archy fragte: „Dürfen nicht auch Fremde zugegen sein?“ — „O ja,“ war Christinens Antwort „Missis Cook hat schon ihr Bedauern ausgesprochen, daß Niemand aus der Nachbarschaft zum Gebet kommen will. Auch Fremde dürfen kommen, und nicht blos am Sonntag, sondern alle Tage zum Morgen- und Abendgebet.“

Archy gieng heim und dachte der Sache nach. Er hatte einen Stich ins Herz bekommen und konnte bei Tag und bei Nacht den Gedanken an das Gebet in Paynstown nicht los werden. Als er aber seinen Mitsklaven erzählte, er werde auch hingehen zum Gebet, lachten sie ihn aus und hielten ihn für einen Narren, daß er sich unterstehen wolle, sich in das Haus eines Weißen einzudringen. „Doch was können sie einer schwarzen Kreatur viel thun? etwa mich fortjagen. Allzuschwer fällt die Strafe jedensfalls nicht aus.“ Mit diesen Gedanken machte er sich auf den Weg, blieb wohl öfters stehen, und überlegte, was er etwa sagen solle, wenn man ihn nach dem Grund seines Kommens fragte, kam aber doch unversehens vor das große herrschaftliche Haus zu stehen. Ein Diener stand unter der Thüre, der rief ihm freundlich zu. Und schon trat die weiße Missis selbst heraus, ließ vom Diener sich Archy's Namen sagen und bemerkte hörbar: ich freue mich, daß er kommt.

Mit großer Scheu trat er ins Haus und wartete vor der Halle, bis durch ein Glöckchen das Zeichen zum Anfang des Gebets gegeben wurde. Es war dieß das allererste Mal in Archy's Leben, daß er einem Gebet beiwohnte! Man sang, Herr Cook betete aus dem Herzen, las einen Abschnitt aus der Bibel und schloß mit Gebet. „Was er las und sagte,“ erzählte unser Freund oft in späteren Jahren, „ist mir nicht im Gedächtniß geblieben; in Wahrheit verstand ich wenig oder nichts davon. Dennoch werde ich diese Stunde nie, nie vergessen; sie entschied für mein ganzes Leben. Ich hatte ein Gefühl von der Gegenwart des allmächtigen Gottes, meines Herrn; ich war bis ins Innerste erschüttert, meine Glieder zitterten. Unsätig ein Wort zu sagen, eilte ich davon und hielt mich stille zu Hause.“

Tags darauf traf er mit einer Negerin Elisabeth zusammen, welche, obwohl unerweckt, etwas von christlicher Lehre wußte, da ihre Eltern sich zu der Brüdermission in Carmel gehalten hatten. Ihr erzählte er, was er erlebt hatte; sie fasste es mit solcher Theilnahme auf, daß sie ihn erst Sonntags, dann alle Abende nach Payntown begleitete. Auch Andere merkten etwas und schlossen sich nach und nach an, bis es ein ganzes Häuslein wurde, das in die einfache Versammlung gieng. So steckt eine Kohle die andere an.

Eines Sonntags empfing Herr Cook die Schwarzen mit der Anzeige: Diesmal gehe er nach Hopeton, einer nahen Plantage, wo Kinder Gottes wohnten; ein Missionar komme dorthin, um Gottesdienst zu halten. Hopeton war ein anderes Licht in der großen Finsterniß Jamaika's; da wohnte auf einem wunderschönen Hügel die Familie Scott, reich an allen irdischen Gütern und hochgeehrt wie wenige. Schon seit vielen Jahren hatten sie sich bemüht, ihre Neger selbst zu unterrichten und Brüdermissionare in ihre Nähe zu ziehen. Auch hier war eine weiße Herrin, bei der ihre alte Mutter Frau Senior wohnte, voll Glaubens und Liebe. Die gute Dame hatte noch keine Jamaikasitte gelernt; freundlich gieng sie den Schwarzen entgegen und sagte: „Gut daß ihr kommt; wie freut michs, Neger zu sehen, die auch Jesum lieb haben wollen. Nun will ich euch zu einem Arzte führen, der euch sagen wird, was ihr thun sollt, daß eure Seelen genesen.“ Dieser Mann war der unvergeßliche Br. Ellis, dem damals die Aufsicht über das ganze Missionswerk übertragen war. Der hielt nun nicht nur eine einfältige Predigt, sondern redete auch mit jedem Einzelnen und schrieb sich seinen Namen

auf. Derselbe war hier auf seinem ersten Besuch, welcher reiche Früchte bringen und den Namen des Orts (Hoffnungszau) bewahrheiten sollte. Er kam von einer fernen Station, Mesopotamia, die später aufgegeben wurde; entschloß sich aber, hinfort alle acht Wochen Hopeton zu besuchen und die Neger zu unterrichten.

Herr Scott, damals bereits ein „aufmerksamer Hörer“, wurde immer mehr ein Thäter des Worts, bis er sich (1826) verpflichtete, eine Kirche und Schulhaus auf seinem Boden herzustellen und doch die Leitung der Gemeinde ganz den Herrnhuter-Brüdern zu überlassen. Er hat auch nie Ursache gehabt, seinen Dienst zu bereuen. Ein Menschenalter später litt er freilich mit unter der allgemeinen Verarmung der Insel, um so reicher aber war er im Glauben und sah mit fester Freude der Zukunft seines Herrn entgegen. Auch in seiner Familie hat er seinen Lohn empfangen; besonders häufig wird seine Schwägerin Miss Senior als eine unermüdliche Lehrerin der schwarzen Kinder erwähnt. Hier war nun nicht mehr Jamaika, sondern ein Stück von Gottesreich.

Archy hatte also ein Ruheplätzchen gefunden, erst in Payntown, und dann alle zwei Monate in Hopeton. Aber noch war seine Seele unruhig in ihm; mußte er doch allen Trost und Unterricht von Menschen holen, in gemessenen Zeiträumen. Da fragt ihn eines Tags Frau Cooper, eine überaus ernste Dame auf der Pflanzung Cruise, die für das Seelenheil ihrer Neger so besorgt war, daß sie dieselben selbst unterrichtete: „Höre, Archy, würdest du nicht gerne lesen lernen? ich will dichs lehren.“ Das war ein Lichtstrahl. Gesagt gethan! Es gieng wohl langsam, in schnell ergriffenen Viertel- und Halbstündlein; und die Mätslaven neckten und höhnten den närrischen Kerl, der der weißen Leute Buch lesen wolle. Aber wie oft hat ers dem Heiland gedankt, daß er so weit kam, selbst Sein Wort lesen zu können. Wie war Er ihm damit um so viel näher getreten!

Es gab aber noch viel zu lernen. Im Cooper'schen Hause war immer etwas Neues zu vernehmen. So hatten sie ein weißes Kindsmädchen, weil sie die Kleinen vor der Zuchtlosigkeit und Schmeichelei schwarzer Dienstboten bewahren wollten. Mit der gerieb Archy einmal ins Gespräch und hörte sie klagen: es sei doch ein arges Treiben in Jamaika, da tanze man am Sonntag und wisse fast nichts von einer rechten Ehe! Der gute Mann wurde sehr betroffen; war er

doch ein leidenschaftlicher Tänzer, und lebte bereits mit der vierten Frauensperson, ohne sich darüber je einen Gedanken gemacht zu haben, da ja auch die hochgebildeten weißen Christen es um kein Haar besser trieben. Jetzt hatte er doch die zehn Gebote auswendig gelernt; und glaubte an die Liebe des Vaters im Sohne; trotzdem wußte er noch nicht, was recht und unrecht sei. Wie wäre auch dem abzuhelfen? Dürfte ers wagen, einen Weißen zu fragen? Unmöglich, ein Schwarzer darf sich das nicht herausnehmen. Aber den Missionar? Wie viel hatte der zu thun, wenn er einmal nach Hopeton kam! Doch siehe da, eines Tags kam ihm Herr Cooper, als könnte er in seiner Seele lesen, mit der freundlichen Aufforderung entgegen: „Ist dir etwas nicht verständlich, so frage mich nur ganz getrost; sei doch nicht bange, ich gebe dir gern Auskunft, so weit ichs vermag.“ Wieder war eine Quelle entdeckt, aus welcher das gottesdurstige Herz Trost und Unterweisung schöpfen durste.

Aber das reicht aus — nothdürftig — für gewisse Fälle. Gäbe es nicht noch einen andern Weg? Auch dieser fand sich. Wie? Das soll Archy selbst erzählen. „Wir Sklaven hatten den Sonnabend und Sonntag frei (wenn nicht gerade dringende Geschäfte dazwischen kamen). Das galt auch mir, ob ich gleich kein gemeiner Feldarbeiter mehr war. Nun war am Sonntag Markt in Blackriver. Kam ich also vom Sonntagsgottesdienst, so gieng ich aufs Feld, meine Früchte zu bauen, oder trug sie in die Stadt und brachte heim, was ich nöthig brauchte. Einmal war ich so darauf bedacht, etwas für mich selbst zu gewinnen, daß ich am Sonntag den Gottesdienst aussegte und vom frühen Morgen an in meinem Felde angestrengt arbeitete, grub und pflanzte. Da kam auf einmal der Gedanke, daß dies nicht recht sei, mit solcher Macht über mich, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich warf die Hacke weg, kniete in das eben gegrabene Loch und bat den Heiland inständig, ja ich schrie ihn an, er solle mir doch seinen Weg und Willen klar machen, mir rathen und helfen und meine Finsterniß erleuchten. Darauf folgte augenblickliche Erhörung. Es war mir sofort ausgemacht, daß ihm meine Sonntagsarbeit mit ihrer ganzen Wurzel, der Gewinnsucht, höchstlich missfallen habe, während ich zugleich mit der felsenfesten Gewissheit erfüllt wurde, es werde mir an all der Notdurft eines armen Sklaven nie mangeln, wenn ich nur vor Allem nach dem Reiche Gottes und seiner Rechtigkeit trachten wolle. Und das sagte ich alsbald aus Herzens-

grund meinem Herrn und Heiland zu und habe von da an meine Hände Sonntags nicht mehr angerührt, sondern am Sonnabend um so fleißiger auf meinem Felde gearbeitet. Der Heiland aber hat mich dabei im Neuherrn so über Erwarten und Verstehen gesegnet, daß ich niemals irgend welchen Mangel gelitten habe."

So war sie nun angebrochen, die Freudezeit der ersten feurigen Liebe. Es war aber dafür gesorgt, daß sie nicht im Jubelrausch verrauche. Archy's Herr, an den er von Jugend auf überaus anhänglich war, wurde ihm herzlich gram. Er behandelte ihn mit äußerster Härte, suchte immer Veranlassung, mit ihm unzufrieden zu sein, zürnte, wenn er frank wurde, und erging sich in maßlosem Schelten. Das alles komme von dem verdammten Geläuf nach dem verwünschten Payntown; da sehe man, wozu das Beten führe; er werde es nun einmal nicht dulden, daß seine Schwarzen fromm würden u. s. w. Früher wohlhabend, war der verschwenderische Herr tief in Schulden gerathen, was seine Stimmung immer mehr verbitterte. Er fürchtete am Ende, seine Gläubiger würden ihm die Sklaven gelegentlich einmal wegfangen und verkaufen, und verbot daher endlich aufs strengste, keiner dürfe mehr nach Payntown, weder Abends nach der Arbeit, noch auch am Sonntag.

Es war eine harte Prüfung. Die Verstimmtheit des Herrn ergriff Archy im Innersten, die Aufrichtung durch Zuspruch und Brüdergemeinschaft fiel weg; er wurde ärgerlich, trüg und gleichgültig in seinem Glaubensgang. Was war auch da zu machen! Ist nicht am Ende Alles umsonst? Sklaven sollen scheints nicht ganze Christen werden dürfen, ist doch Alles gegen sie verschworen. Doch da kam ihm ein Brüdermissionar zu Hilfe. Der sagte ihm: „Du bist freilich übel daran, aber das ist nur zu deiner Prüfung gemeint; bete um so fleißiger; das Licht der Sonne, das sich dir jetzt hinter den Wolken verborgen hat, wird schon wieder scheinen.“ So geschah es auch. Archy klagte dem Herrn seine Noth in anhaltendem Gebet, und wurde getrostet und wieder erwärmt. Die äußere Noth durfte hinsicht seines Herzensumgang mit dem Heiland nicht wieder stören.

Und nun schenkte Er ihm ein Zeichen, daß Er nicht von seinem Knecht gewichen sei, vielmehr ihn auch zu seinem Werkzeug brauchen könne. Jene Christine, die ihm zuerst den Weg nach Payntown gezeigt, und die er seitdem aus Dankbarkeit oft besucht hatte, wurde gefährlich frank. Archy besuchte sie und mußte an die Nähe ihres

Endes denken. Dabei kummerte ihn das Gefühl, das ihn beschlich, sie entbehre noch den rechten Trost des Glaubens und sei in Selbstgerechtigkeit gefangen. Er setzte sich zu ihr und fragte, ob sie der Vergebung ihrer Sünden gewiß sei. Sie erwiederte: habe sie was Schlechtes gethan, so habe sie auch allemal Gott um Vergebung angerufen; sie habe sich aber des Guten beschissen u. s. w. — „Das meine ich nicht,“ unterbrach sie Archy; „ich will dich lieber anders fragen: Weißt du, liebe Christine, daß wir alle ewig verloren sein müßten, wenn Gott nicht seinen Sohn zu unserer Rettung in die Welt gesandt hätte? Kannst du dich nun dessen getröstten, daß das am Kreuze vergossene Blut seines Sohnes ein vollgültiges Lösegeld ist für der ganzen Welt Sünden, und auch für die deinen?“ So kräftig konnte er von Sünde und Gnade zeugen, daß die Kranke entschieden sagte: „Ja so ist es, ich bin eine verlorne sündige Kreatur; aber ich vertraue darauf, daß das Blut Christi mich gerecht macht, und Gott mich um Seinetwillen zu Gnaden annehmen wird.“ — „Ah,“ rief Archy, „sage mir das noch einmal, das höre ich so gerne aus deinem Munde.“ Und als sie es nochmals ausgesprochen, bat er sie, doch sein gewiß in dieser Herzentsstellung zu bleiben, kniete nieder und betete inbrünstig an ihrem Lager. Das Gesicht der Sterbenden glänzte von Trost und Frieden, sie richtete aufrechtsitzend die Blicke nach oben, bis ihre Augen brachen, sie zurück sank, und sankt verschied. Archy war nicht wenig erschrocken; aber doch schwoll sein Herz von Dank und Anbetung, daß er nun seiner Wegweiserin auch ein Wegweiser geworden war. So kann also ein elender Sünder, gestern noch selbst ein Zweifler und Murrer, heute durch Gnade seinen Herrn verherrlichen? Fürwahr Sein Name ist wunderbar!

Auch der irdische Meister hörte auf zu trüzen, wenn gleich nur allmählig. Zunächst erlaubte er dem treuen Sklaven, wenigstens die englische Kirche in Blackriver, wo er getauft worden war, einige Mal zu besuchen. Nur von den Herrnhutern solle er fern bleiben. Nun wäre Archy gerne zum Abendmahl gegangen, und hielt also bei dem Geistlichen um die Erlaubnis dazu an. Sein Bescheid war, er müsse zuerst kirchlich getraut werden, dann möge es geschehen. Die Person aber, mit welcher Archy nach seines Meisters Weisung zusammen lebte, häßte das Evangelium gründlich, und schimpfte jedesmal, wenn er zur Kirche gieng. Alle Versuche, sie zu gewinnen, blieben vergeblich; von Trauung wollte sie nichts wissen. So entschloß sich denn Archy

lieber allein zu wohnen, und von dem eigenwilligen Weibe sich zurückzuziehen. Es war eine gefährliche Probezeit, aber der Herr ließ sie zum Besten ausschlagen. Geraume Zeit lebte Archy nun allein, aber selig in dem Freunde seines Herzens, der ihn begleitete wo er gieng und stand, ob er arbeitete oder ruhte.

Doch verlangte sein Meister, er müsse sich ein Weib suchen. Das war noch eine Vergünstigung; er hätte ihm ganz anderes befehlen können. Also fragte er die wackere Rebekka in Payntown, die fleißigste Besucherin der Hansandachten im dortigen Herrenhause, ob sie sich mit ihm trauen lassen würde. Sie willigte ein. Der Meister hatte es aber nicht so gemeint; was brauchte auch Archy sich außerhalb seiner Pflanzung umzusehen. Doch Archy fuhr fort zu beten und zu dienen, fröhlich im Innersten, bis Gott seinen Willen weiter kund thun würde. Und da schickte sich's eines Tags, daß Herr und Sklave zusammen in die Kirche zu Blackriver traten. Ob da ein kräftiges Wort gesprochen wurde, oder wie es zugieng, wir wissen es nicht. Beim Herausgehen sah Archy den Gebieter fragend an. Man kehrte auf die Plantage zurück. „Du giengest gerne zum Abendmahl?“ hieß es endlich; „nun, du kannst dich ja trauen lassen, — mit wem du willst.“

So kam es denn zur Hochzeit. Am 8. Juni 1826, es war ein großer Markttag und die Kirche voller denn gewöhnlich, obwohl an einem Wochentag, traten nach der Predigt 4—5 schwarze Paare vor den Altar. Es war Archibald Monteith, dem wir nun den vollen Namen geben müssen, mit anderen Sklaven, die seinem Beispiel und Zuspruch gefolgt waren. Die weißen Zuhörer brachen in spöttisches Gelächter aus. „Was?“ verlautete auf allen Seiten, „seht einmal das schwarze Volk! was die für Ansprüche machen! Wollen am Ende Ehen haben wie die Weißen und sich in Allem uns gleichstellen,“ u. s. w. Die Aufregung wurde so groß, daß der Prediger kaum durch die ernstesten Worte die Ruhe an der heiligen Stätte herstellen konnte. Doch wirkte endlich seine Zurechtweisung, und die Trauung konnte vollzogen werden. Archy hatte nun eine wirkliche Lebensgefährtin vom Herrn geschenkt bekommen. Wie gnädig und herrlich war er doch geführt worden!

IV.

Im Februar 1827 kam der heilige Missionar Scholefield nach Jamaika. Ihm wurde nun aufgetragen, die neue Station zu gründen, zu welcher die Scotts auf Hopeton schon drei Jahre zuvor einen Platz angeboten hatten. Es waren kühle Hügel auf der Ostseite seines Landes, mit vortrefflichen Bausteinen in nächster Nähe, und einer Kalksteinhöhle, von deren Decke ein kristallhelles Wasser auch in der trockensten Jahreszeit reichlich niedertropft, eine große Wohlthat in der wasserarmen Gegend. Scholefield wohnte bei den Scotts, bis das Missionshaus — Neucarmel — gebaut war. Wie froh war nun Archy mit allen erweckten Sklaven, eine lebendige Segensquelle in nächster Nähe zu haben; war's doch ein Weg von acht Stunden bis zu der nächsten Kirche! Am Charsfreitag hielt Scholefield die erste Predigt, die Archy nie vergessen hat: — Nichts als Jesum den Gekreuzigten wollte der weiße Bruder unter seinen schwarzen Freunden wissen. Als man am Ostermorgen (15. April) im Freien die Osterlitanei betete, war Alles ganz hingenommen; fürwahr, fühlte Archy, der Auferstandene ist in unserer Mitte. Mit zwölf Personen wurde auch er als Gemeindeglied eingeschrieben; und die Zahl der Erweckten mehrte sich von Woche zu Woche in erstaunlichem Maße.

Wie war doch Alles so ganz anders geworden! Schon 55 Jahre lang hatten die Brüder auf der Insel gearbeitet, als Br. Lang am Osterfest 1809 nach dem Abendmahlsgenuß jammerte: „O Jamaika, todt wie Stein, ja hart wie ein Diamant für Alles was göttlich ist, meينst du, der Ewige werde seine Gesetze um deines Lasterlebens willen andern müssen? Auch nicht Eine Seele wüßte ich zu nennen, von der ich in Wahrheit sagen könnte, daß sie von einem Funken der Gnade gerührt gewesen. Warum wir hier sind? Ich weiß es nicht. Dennoch wollen wir nicht verzweifeln, der Vater ist ja größer als Alle.“ Nun aber war eine Zeit der Heimsuchung angebrochen, nicht für diese oder jene Kirchenpartei, sondern für alle Missionen der Insel. Überall regte es sich unter den Todtengabeinen.

In dieser seligen Zeit erkrankte unser Archy an der Gicht, und wurde endlich so gelähmt, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte und wie ein Kindlein gefüttert werden mußte. Sein Herr ließ ihn auss bestre verpflegen, rief auch weiße Ärzte herbei, doch wußte Niemand Rath. Die treue Frau Cooper erzeugte ihm viel Gutes, während der Arme immer mehr zu einem Schatten zusammen trocknete.

Monat lang gieng es so fort, da meldete sich ein Farbiger mit dem Anerbieten, daß er helfen wolle. Er gab einen Thee von einer so scharfen Pflanze, daß der Mund des Patienten ganz wund wurde; dennoch setzte dieser den Gebrauch des Mittels fort, und zu aller Verwunderung erhielt er endlich seine volle Gesundheit. Was noch an Kräften fehlte, brachte das Seebad herein, wozu ihn sein Herr an die Küste schickte; und Archy kehrte zurück rüstig in allen Gliedern und voll Verlangens, ihren Dienst Dem zu heiligen, dessen Eigenthum sie sind.

Er wurde nun konfirmirt, wurde Abendmahlsgenosse, und endlich zum Helferamt berufen. Ein solcher Nationalgehilfe hatte eine schwere Aufgabe. Abends nach vollbrachtem heissen Tagewerke sollte er hin und her auf die Plantagen laufen, um Seelen zu sammeln und zu weiden. Dabei hatte er über die Nähertretenden eine gewisse Aufsicht zu führen, die Fehlenden zu ermahnen und den Missionar von Allem in Kenntniß zu setzen. Archy thats mit Freuden, reiste frisch umher, zog seine Bibel heraus, las den Leuten vor, so viele eben kommen und hören mochten, und redete ihnen an's Herz, so lange es gieng. Zwar auf Woodlands wurden die Versammlungen verboten; der Verwalter strafte jeden, der sich dabei einsand; was aber rechte Leute waren, die ließen sich nicht so leicht abschrecken. Es war weit-hin ein Zug von oben zu spüren, der die armen Neger merken ließ, daß ihr Seufzen erhört sei und die rechte Freiheit auch dem Sklaven offen stehe. Floss doch Archy's Mund zu Zeiten über von holdseligen Worten, über die er selbst sich wundern mußte; und während die Meisten still und betreten nach Hause giengen, drückten ihm Einige noch kräftig die Hand und dankten für's Genossene. Einer sagte: „Bruder, dich hat der Herr aus Liebe zu uns wieder genesen lassen; wir haben's nöthig, im Glauben gestärkt zu werden.“

Sie hatten's freilich nöthig. Denn der Feind wütete über der ungewohnten Bewegung in den Negerherzen, durch welche die Finsterniß der herrschenden Klasse tagtäglich gestraft wurde. Welche Gräuelthaten damals ungestrafft verübt werden durften, davon redeten erst sechs bis acht Jahre später die Parlamentsberichte. Die Missionsberichte jener Zeit deuten nur das Nöthigste an. Von Einem der liebsten Freunde unsres Archy aber muß hier die Rede sein.

Das war der Kupferschmied Hamilton, auf der Bogplantage, ein überaus begabter Mann, den Archy hoch über sich stellte. Eben

war ihm seine Negerin untreu geworden, als er auf Neucarmel zum ersten Mal das Evangelium vernahm. Er wollte nun heirathen. Der Aufseher erlaubte es nicht; er schwur hoch und theuer: „Wenn du das je thust, so werde ich dir das Kirchengehen auf immer entleiden.“ Wer aber beständig zur Kirche gieng, das war unser Hamilton; und wenn andere sich trauen ließen, warum sollte er sich zur Unzucht zwingen lassen. Er wollte mit der unbußfertigen Treulosen nichts mehr zu thun haben, sondern redete mit einem Dienstmädchen, das bei den Scotts erzogen worden war. Im Namen Gottes ließ er sich mit ihr in der Kirche trauen, freilich ohne Aussicht, sobald mit ihr zusammen wohnen zu dürfen. Sein Herr aber erfuhr die Sache bald genug; und nun wars mit dem Handwerk aus. Man gab ihm eine neue Hacke, Art und Buschmeißer, und zwang ihn, Zuckerrohr-Türchen zu graben und die härtesten Arbeiten zu verrichten. Mutig, ohne zu murren, zog er täglich hinaus auss Feld und thats den Besten gleich. Dennoch wurde er wiederholt gepeitscht und Abends in die finstere Zelle eingesperrt, um ihn jeder Gemeinschaft zu berauben. Einmal wurde er beim Fällen eines Baumes schwer verwundet; niemand nahm sich seiner an. Ein ander Mal sperre man ihn mit 35 Sklaven in das schwarze Loch, schloß ihre Füße in den Block, und vermauerte die einzige Deffnung, durch welche ihm die Freunde bisher Lebensmittel zugeschoben hatten. Ein ausgehungerter Neger aber hatte etliche Yamswurzeln sich zugeeignet und in seinem Hut eine brennende Kohle ins Gefängniß eingeschmuggelt, um jene damit für sich und seine Leidensgenossen zu rösten. Doch waren alle so müde, daß sie der Schlaf überstieß, ehe ans Kochen gedacht werden konnte. Der Filzhut stieß Feuer, und der Rauch, der kaum einen Ausgang fand, drohte Alle zu ersticken. Hamilton schrie um Hilfe; aber kein Mensch achtete darauf. Doch auch aus jener unvergeßlichen Nacht rettete ihn der Herr. Fast erstickt lag er Morgens am Boden. Er hatte zwei Kühe besessen, die trieb man auf die Landstraße hinaus; seine Fruchtbäume wurden niedergehauen, wie auch die der andern Neger, damit man leichter sehein könne, ob jemand in die Kirche gehen wolle. Weihnachten 1827 kam heran; alle Neger durften etliche Tage Freiheit genießen; aber keiner wagte sich in die Kirche. Hamilton allein blieb eingesperrt. Oft sagte ihm sein grausamer Herr: es wäre mir ja leicht dich zu tödten; aber das will ich nicht. Ich will doch sehein, ob ich dich nicht biegen und von der Kirche abbringen kann. Noch

stehen mir viele Mittel zu Gebot, um dich mürbe zu machen, und ich werde sie alle versuchen.

Zunächst befahl er ihm, eine 33 Fuß lange Mauer 5 Fuß hoch ohne Werk ganz allein aufzuführen. Das war im Jahre 1828. Hamilton thäts, immer getröstet durch Gottes Wort und Geist. Man ließ ihn wieder frei; aber das Kirchgehen konnte er nicht lassen. Und bei den Scotts fand er immer wieder Rath und Trost, daß er oft jauchzend in sein Elend zurückkehrte. Doch vermissten diese nach einiger Zeit seine Besuche; da ergab sich, daß man ihn, fern von seinem Weibe und allen Freunden, in einen Sumpf geschickt hatte, um dort eine Hütte zu bauen. War er damit fertig, ohne zu erkranken, so hieß man ihn Grenzmauern aufführen, wo er Tagelang tief im Wasser zu stehen hatte. In dieser Peßluft wurde er denn gefährlich krank; und von Pflege war nicht die Rede. Seine Mutter war zwölf Stunden weit entfernt; immer kränklich hatte sie schon lange nur im Garten gearbeitet, jetzt mußte auch sie mit den Starken ins Feld, und wenn sie ihre Aufgabe nicht vollzog, wurde sie in solcher Weise mißhandelt, daß sie bis zu ihrem Tode nicht mehr genas. Statt sie zur Pflege zu bekommen, mußte Hamilton erfahren, daß man durch ihre Leiden nur seine Standhaftigkeit brechen wolle. Schon schien er verschmachten zu sollen; da kam in der Nacht ein Dienstbote von Hopeton und brachte Arznei und Erquickung.

Das war nun freilich ein besonders schwerer Fall; auf den meisten Plantagen herrschte mehr Leichtsinn als Bosheit, immerhin so vertheilt, daß der eigentlichen Laster unter den Weißen mehr waren, als unter den Schwarzen. Aber die Weißen merkten jetzt, daß sich ein neuer Geist unter den Negern rege; und statt im Christenthum eine Stütze zu suchen, hielten sie gerade es für das gefährlichste Element. Verschwörungen verbreiteten sich unter den Sklaven, besonders auf den Plantagen, wo keinem Missionar der Eingang gestattet war. Der Schotte Waddell besuchte im Dec. 1831 einen Herrn, dessen Neger ihn um Unterricht gebeten hatten. „Nun, wie meinen Sie's denn anzusangen?“ fragte der Pflanzer. Der Missionar entwickelte seinen Plan und wurde ruhig angehört, bis er verlauten ließ, als dürfe etwas Zeit für den Gottesdienst gewährt werden. „Extra Zeit!“ rief der Pflanzer aus, „ich bin keiner von denen, die fünf Minuten für solche Dinge hergeben. Ich brauche die Leute zur Arbeit.“ Waddell griff nach seinem Hut und sagte: „Ich fürchte, Herr G., Sie bringen sich selbst in die

Patsche. So wird man mit Sklaven und Missionaren nicht fertig." Und der Monat gieng nicht zu Ende, bevor die schöne Pflanzung mit hundert andern, welche ähnliche Herren hatten, in Asche lag.

Wenn jetzt Missionare landeten, so war die erste Frage der Schwarzen: "Was kommt von England? Ist der Freiheitsbrief (free law) noch nicht da?" Allgemein trauten sie dem König und Parlament Großbritaniens das Beste zu, glaubten aber, ihre Dränger auf der Insel suchen ihnen die gemachten Zugeständnisse vorzuenthalten. Die Pflanzer fürchteten einen Aufruhr während der gewöhnlichen Feiertage und musterten die Miliz. Dadurch mehrte sich die Aufregung. Der Christtag kam und gieng ruhig vorüber. Aber am Abend des zweiten Feiertages rannten die Schwarzen verstört umher. "Was ist's?" fragte der Missionar. "Es brennt in Palmyra." Das war die Pflanzung, wo eine Dame mit nügelbeschlagenen eisernen Halsbändern und andern neuersfundenen Strafen die Schwarzen zu bändigen versucht hatte. Erwürgt lag sie auf ihrem Bett. Und schon hieß es: "Kensington brennt." Und auf der ganzen Nordseite der Insel sah man bald die Flammenzeichen aufsteigen, wohin man schaute. Es war eine furchterliche Zeit, als nun an hunderttausend Schwarze sich der Dienstarbeit weigerten und tolle Scharen, "des Hundelebens müde," fengend und brennend durchs Land zogen. Und doch zeigte sich auch hier schon der beständige Einfluß des Christenthums. Leicht hätte man die vereinzelten Weißen tödten können, wie in früheren Aufständen wiederholt geschah. Statt dessen ließ man sie entrinnen, so daß sie in den Kirchspielen sich ungestört in Milizregimenten bilden konnten; trotz der leidenschaftlichen Aufregung kamen keine zehn Mordthaten vor.

Archy erzählt von dieser Zeit in folgender Weise: "Der Schrecken war groß. Ich hörte davon zuerst durch meinen Herrn, der mir es in großer Aufregung mittheilte, und wollte es anfangs gar nicht glauben. Mein Herr konnte sich indessen zu seinem Troste bald überzeugen, daß er nichts zu fürchten habe. Wir giengen ruhig an die Arbeit und würden nöthigenfalls unsere Herrschaft beschützt haben. Ebenso stand es in Hopeton und auf anderen Plantagen, wo das Missionswerk schon festere Wurzel unter den Leuten gesetzt hatte."

Auf Hopeton dachte man in der ersten Bestürzung, es werde gerathen sein, sich an die Seeküste zurückzuziehen.*.) Noch einmal

*) Siehe Prediger Trew's Bericht, Calw. Bl. 1837. Nr. 16.

sammelte sich Alles zum gewöhnlichen Abendgebet. Scott redete die Versammlung besonders nachdrücklich und beweglich an, indem er auf die schweren Gewitterwolken hinwies, die in diesem Augenblick über ihren Häuptern schwieben, und Alle ermunterte, standhaft auf den Herrn zu blicken und ihm zu vertrauen. Alle waren gerührt. Es war ihnen, als sollten sie sich nie wieder sehen; aber gerade als sie auseinander gehen wollten, erhob sich eine Stimme und sang den Vers:

Streiter, bleib auf deinem Posten,
Folge treu dem Heiland nach!
Läß den Glaubensschild nicht rosten,
Bleibe fest im Ungemach!
Hunger, Mühe, langer Weg
Mach' dich nicht verzagt noch träg;
Stark in Christi Kraft und Licht,
Weich' von deinem Posten nicht!

Die bewegte Stimme die ganze Versammlung ein. Hamilton war's, der wie ein himmlischer Friedensbote mit dieser Lösung unter das Häuslein trat. Sein Wort schlug durch, die Familie entschloß sich zu bleiben, und ihr Einfluß wirkte beruhigend auf die ganze Umgebung. Auch die wildesten Drohungen der Aufrührer brachten die Negerchristen nicht vom Gehorsam ab.

Hätten die Weißen nur ähnliche Mäßigung geübt, wie die Schwarzen! Statt dessen wurde nach dem leichten Sieg Kriegsrecht verhängt und schrecklich gewütet, nicht blos gegen die Empörer, sondern gegen alle, die nicht zur Arbeit gekommen waren. Ganze Wagenladungen von Gefangenen wurden auf die verwüsteten Pflanzungen geführt und dort gehexst. Achtzehn Missionskirchen, besonders der Baptisten und Methodisten, brannte die weiße Miliz — nach hergestellter Ruhe — nieder. Natürlich mußten die Missionare, von denen auch nicht alle sich als Muster von Vorsicht bewiesen hatten, am ganzen Glend schuld sein, und wo es irgend anglieng, suchte man bei dieser Gelegenheit, ihrer Arbeit den Todesstoss zu geben. Überall sammelte man Zeugniß gegen sie und vertrieb oder verhaftete mehr als einen. Br. Pfeiffer in Neu-Eden wurde von den Soldaten am 7. Jan. 1832 verhaftet und vor das Kriegsgericht in Mandeville gestellt. Vier Neger sagten eidlich aus, daß er zum Aufruhr aufgefordert habe, und Tagelang wurde er in strenger Haft gehalten, während die Hinrichtungen rasch aufeinander folgten. Der Verwalter

der Bog-Plantage hatte nämlich im Sinne, bei dieser Gelegenheit es dem Missionar einzutragen, daß er hie und da seine unerhörten Grausamkeiten gegen die Neger gehindert, oder doch geoffenbart hatte. Es stellten sich aber so viele angesehene Entlastungszeugen ein, so viele Pflanzer, die für ihn gut sprachen, daß Pfeiffer am 19. Januar zu seiner Gattin zurückkehren durfte. Dagegen wurde einer der Meindigen bald darauf selbst angeklagt und erschossen; ein Anderer gieng noch viele Jahre wie unter einem Bann dahin und ist endlich reuig gestorben. Pfeiffer dagegen überlebte die meisten Brüder und starb erst im Januar 1858 als Veteran in den Armen des 77jährigen Freunden Scott auf Hopeton.

Nicht so gut wurde es den schwarzen Christen. Mehrere wurden erschossen, weil man sie nicht an der Arbeit fand, von welcher sie mitunter die Herren selbst dispensirt hatten. Einige Nationalgehilfen traf dies Loos, weil Feinde der Kirche bei dieser Gelegenheit ihr Mühlein an ihnen fühlten wollten. Andere, weil sie sich zum Besuch von Betstunden außerhalb ihrer Pflanzung gewagt hatten, ohne einen Paß zu haben, und vor den Notthäcken die Flucht ergriffen. Es währte bis zum 7. März, ehe die Brüdermissionare den regelmäßigen Gottesdienst wieder einzurichten wagten. Während dieser Zeit forderten die Blätter insgesamt auf, den Missionen doch jetzt ein Ende zu machen, namentlich auch den scheinheiligen Herrnhutern, die zwar bescheidener aufzutreten pflegen als englische Missionare, aber bei ihrem „Sprechen“ (dem achtwöchentlichen Durchgang der Gemeindeglieder) die Privatverhältnisse der Pflanzer auszuforschen suchen u. s. w. Im Ganzen hat diese Verlärzung den Brüdern nur genützt; denn von allen Seiten ließen nun Zeugnisse ihres Wohlverhaltens ein, und mancher Pflanzer wünschte, wenn er überhaupt Missionare haben müsse, noch am ehesten Herrnhuter unter seinen Leuten zu sehen.

Nach dieser Enttäuschung wartete der Neger ein schweres Joch; die Pflanzer brachten die versäumte Arbeit mit Wucher herein. Viele Sklaven wollten nun nichts mehr vom Glauben, nachdem er ihnen die erwartete Freiheit nicht gebracht hatte. Hamilton hatte fortwährend das härteste Loos; er mußte bis 1833 auf dem Feld arbeiten und wurde auch in der freien Zeit gesellschaftlich an der Ausübung seines Handwerks verhindert. Von den 400 Negern seiner Pflanzung war er lange der Einzige, der es wagte, in die Kirche zu gehen, daher auch die ganze Last der Verfolgung auf seinen Rücken fiel. Er redete

einmal einem alten Neger zu, mit ihm zur Kirche zu gehen, sie sei ja nur eine halbe Stunde weit entfernt; der glaubte aber die Strafe des schwarzen Lochs nicht aushalten zu können. „Gott wird dir darin helfen.“ — „Ach, Er wird doch nicht dazu herunter kommen.“ — „Aber doch hat Er mir geholfen.“ — „Ja,“ meinte der Alte, „du bist auch stark genug dazu.“ — Einmal bereitete Hamilton eine Negerin, dem Gottesdienst zu Neucarmel beizuwöhnen. Die Treiber sahnen sie ab, und zur Strafe wurde sie ihrer drei Kinder beraubt und auf die ungesunde Sumpfpflanzung geschickt!

Die Freunde der Neger in England regten sich jedoch in solcher Weise, daß die Gerüchte von der bevorstehenden Emancipation immer lauter und glaubhafter wurden. Hamiltons Aufseher spottete darüber in seiner herzlosen Weise: „Gelt, John, du möchtest gerne frei werden? Aber jenen Tag sollst du nicht fehen. Lautend Pfund Sterling (12000 fl.) sollen dich nicht aus meinen Händen loskaufen. Die Narren in England sagen, sie wollen euch alle frei machen; aber woher sollten sie das Geld nehmen? Können ja ihre eigene Schuld nicht bezahlen.“ — Wie oft tröstete da Archy seinen Freund, indem er ihn aufs Harren und Hoffen verwies, das nicht zu Schanden werden lasse. Ein Fortschritt war einmal nicht zu läugnen, wenn er auch langsam sich bewerkstelligte. Giengen sie doch häufig an einer Mauer vorbei, wo sie in ihrer Jugend einen Negerkopf als Warnungszeichen aufgesteckt gesehen hatten. Der gehörte einem frommen Schwarzen an, welcher im Jahre 1816 eine Gebetsversammlung gehalten hatte, dafür gesangen gesetzt und als Anstifter von Aufruhr gehenkt und enthauptet worden war. Der Schädel sollte alle Neger warnen: ebenso werde es ihnen allen ergehen, wenn sie fortführen zu beten. Und doch wurden der Betenden immer mehrere, und ihre Seufzer verhallten nicht mehr ungehört.

V.

„Am 1. Aug. 1834,“ so erzählt Archy, „ward endlich die bevorstehende Emancipation angekündigt; doch sollte noch eine Zeit der Vorbereitung, die für Feldarbeiter auf sechs, für Hausdiener auf vier Jahre angesetzt war, vorausgehen. Als Br. Scholefield uns in der Kirche die Ankündigung vorlas, war wohl Manchem die lange Dauer der Vorbereitungszeit schwer; denn die Sehnsucht nach dem 'Frei' war sehr groß.

Dennoch waren wir Alle froh und dankbar; wurde doch die Arbeit nun viel geordneter und erträglicher, und den sonntäglichen Kirchenbesuch durste hinfert Niemand mehr verbieten. Von den Plantagen der grausamsten Herren sah man jetzt ganze Schaaren, auch Alte und Kranke, die sich mühsam fortschleppten, herbeikommen. Wohl suchte man ihnen hie und da Hindernisse in den Weg zu legen (besonders auf der Bogysflanzung); denn die Feindschaft gegen das Evangelium war groß, aber ihre Macht bereits gebrochen. Die Kirche in Carmel füllte sich mit jedem Sonntag mehr an, und oft reichte der Raum für die herbeiströmende Menge so wenig aus, daß außerhalb der Kirche noch an verschiedenen Plätzen unter dem Schatten der Bäume zu gleicher Zeit gepredigt wurde. Dazu war dann gewöhnlich auch ich angestellt, ebenso der arme Br. Hamilton."

„Arm“ heißt ihn Archy, warum wohl? Weil er leider zehn Jahre später vom Glauben abfiel, wie wir unten hören werden! Vorerst aber wurde Hamilton nun für seine lange Standhaftigkeit reichlich belohnt. Scott fand Mittel und Wege, ihn von seinem Peiniger loszukaufen, machte ihn zu seinem Aufseher und übergab ihm die ausschließliche Verwaltung einer Zuckerplantage. Sein Herr war überaus zufrieden mit seiner Einsicht und seinem eisernen Fleiß; damit gelang es ihm, sich ein eigenes Haus und 70 Morgen Landes anzukaufen. Zu allen guten Zwecken steuerte er freigebig bei, und unter den Negern hatte keiner größeren Eingang, als dieser originelle Prediger. Vorerst stand Archy bescheiden hinter ihm zurück; sein Name wurde nicht, wie der des bedauernswerten Hamilton, in Parlamentsacten und Streitschriften verewigt. Die Zeit erst zeigt, welcher Charakter wirklich probehaltig ist. In aller Stille, doch in immer weiteren Kreisen bewährte sich der treue Ibo-Neger. Lassen wir ihn weiter erzählen:

„Auf einer Plantage, deren lasterhafter Verwalter früher ein schändliches Vergnügen darin gefunden hatte, die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu sündlichem Umgang mit einander zu verleiten, widerstanden sie nun, nachdem sie in der Kirche eines Bessern belehrt worden waren. Da ich nun öfters hinkam und Versammlung hielt, saßte der Verwalter einen gewaltigen Zorn gegen mich. Er verklagte mich endlich bei dem Inspektor der Plantage, einem Anwalt in Savanna la Mar, mit dem Vorgeben, ich halte die Leute bis Mitternacht wach und mache sie dadurch unsfähig zur Arbeit am nächsten

Tage, und dergleichen mehr. Ich ward also zu dem Herrn Anwalt beschieden, und machte mich getrost auf den Weg. Wie ichs gehofft, stand mir auch der Heiland bei. Nachdem ich alle mir vorgelegten Fragen ruhig beantwortet hatte, sagte mir der Inspektor: 'Gut, ich glaube es nun, du thust keinen Schaden; im Gegentheil, es ist mir lieb, wenn du meine Pflanzung besuchst, falls es die Leute wünschen.' Das auszumitteln, traf er eine Woche später selbst auf der Pflanzung ein, ließ die Leute zusammenkommen und fragte sie. Alle batzen herzlich, ich möchte doch noch ferner zu ihnen kommen dürfen; wozu er mir alsbald feierlich und förmlich die Erlaubniß ertheilte, und mich in Gnaden entließ.

„Der Herr that noch mehr. Der eigentliche Besitzer dieser und mehrerer andern Plantagen führte bald darauf von England zurück. Überall wurde seine Rückkehr in der üblichen Weise gefeiert. Die Sklaven dursten sich nämlich Abends vor dem Herrenhause versammeln, wo ihnen Rum gereicht wurde; dann giengs ans Tanzen, und tolle Lustbarkeiten mit allerlei heidnischem Unfug währten die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. Wie nun der Eigentümer auch auf die oben erwähnte Plantage kam, begleitet von dem Inspektor, und den Leuten sagen ließ, sie dürften kommen und trinken und tanzen, bekam er zur Antwort: 'Meister, wir sind keine Heiden mehr, wir sind nun Christen geworden, die ihre Freude nicht an Rum und Tanz haben; aber wir wollen für dich beten!' Der Herr war höchst verwundert über diese Ankündigung; aber werden sie auch darnach thun? Ja wirklich, die Leute giengen in aller Einfalt hinauf vors Herrenhaus, sangen dem zurückgekehrten Eigner etliche Segensverse, dann las der Helfer ein Kapitel aus der Bibel vor und sprach einige Worte, um der allgemeinen Freude einen Ausdruck zu geben; und endlich kniete die ganze Schaar nieder zum Gebet. Was thaten da der Herr und sein Inspektor? Sie beugten ebenfalls ihre Kniee und beteten mit. Dann giengen alle still und ruhig, wie sie gekommen waren, in ihre Hütten zurück.

„Als ich am nächsten Tage die Plantage besuchte, erhielt ich Befehl, ins Herrenhaus zu kommen. Dort saßen die beiden Herren mit anderen Weisen in der Halle beisammen; ich wurde angemeldet, zum Eintritt aufgesfordert, ja man bot mir sogar einen Stuhl zum Sitzen an. 'Warum hältst du meine Neger vom Tanzen ab? wie magst du ihnen nur den Kopf so verdrehen? Einst hatten sie mehrere

Weiber, jetzt nur Eine, und wollen nicht mehr trinken?' fragte der Eigner. 'Mein Herr,' antwortete ich, 'das thue ich nicht, sondern das Wort Gottes verbietet ihnen die früheren heidnischen Lustbarkeiten.' — 'Unsinn das,' rief ein Dr. Gilpin, 'die Bibel erzählt doch, wie David getanzt, und Salomo 300 Weiber gehalten habe. Es kann uns auch nicht schaden, mehr Weiber zu haben.' Die Herren lachten, ich schwieg. Der Eigner aber wollte wissen, auf welche Bibelstelle ich mich denn berufen zu können glaube. 'Lieber Herr,' sagte ich, 'fürs Erste bleibe ich nicht beim Alten Testamente stehen, obgleich ich in Betreff Davids und Salomo's das Meine zu erwidern hätte. Wir leben ja in den Zeiten des neuen Bundes, und es fragt sich daher, was wir aus dem Evangelium von Jesu Christo lernen. Wenn Sie Ihrem Sklaven etwas befehlen, und derselbe weigerte sich und wollte etwas Anderes thun, indem er sich auf das berief, was nach seiner Meinung zu Ihres Herrn Vaters Zeiten auf der Plantage Sitte gewesen sei, würden Sie das gelten lassen?' — 'Nein,' antwortete der Herr, 'ich würde ihn ausspeitschen.' — 'Also weiter,' sagte ich, 'das Evangelium muß unsers Lebens Richtschnur sein, ich meine die Lehre vom Sohne Gottes, der für uns gestorben und auferstanden ist und nun zur Rechten Gottes sitzt und das Regiment führt, dem der Vater Macht gegeben hat über alles Fleisch, daß er selig mache Alle, die an ihn glauben. Und was sagt uns diese Lehre? Sehen Sie nur gleich hier was ich ausschlage, Gal. 5, 16—22,' — und damit las ich vor, was der Wandel im Geist bedeute, und was die Werke des Fleisches seien. Das Gespräch nahm eine ernste Richtung. Als endlich der Herr aufstand, reichte er mir die Hand und sagte: 'Dagegen ist nichts einzuwenden; du magst denn auch ferner auf meiner Plantage lehren; es soll mir lieb sein.' Der Wagen war indessen vorfahren; sie stiegen ein und der Herr reichte mir noch einmal die Hand heraus und rief: 'Komm nur, so oft du willst und kannst.'

„Durch diesen Vorgang wurde mir nun die Thüre zu vielen Plantagen eröffnet. Ich war so zu sagen anerkannt und in meinem Amt als Plantagenbesucher öffentlich bestätigt worden. Nur fehlte mir die Zeit, da ich durch meine Arbeit sehr gebunden war. Als ich einmal nach Blackriver zu dem obersten Magistrat, Herrn Dodridge, kam, einem christlich gesinnten Mann, der sich jeder Zeit als einen warmen Missionsfreund bewiesen hatte und auch mir persönlich gewogen war, so theilte ich ihm das Erzählte mit und äußerte, wie

sehr ich doch wünschte, mich frei zu kaufen. Davon hatte er mir bisher immer abgerathen, weil er meinte, als freier Mann würde ich mit noch mehr Argwohn angesehen und an der Predigt noch häufiger gehindert werden. Jetzt aber machte er keine Einwendung mehr, sondern rieh mir, ich sollte mich nicht gerichtlich taxiren lassen, weil dann ein sehr hoher Preis festgesetzt würde. Lieber solle ich mit meinem Herrn privatim darüber einig zu werden suchen.

„Zu diesem gieng ich denn sogleich und trug ihm mein Anliegen vor. Es kam ihm nicht erwünscht, daher er sich alle Mühe gab, mich davon abzubringen, mich erinnerte, wie ich ja in drei Jahren beim Eintritt der Emancipation unentgeldlich frei werden könnte u. s. w. Meine Sehnsucht war aber zu groß, ich blieb bei meiner Bitte. Am nächsten Tag brachte mir der Herr selbst den Bescheid: 'Ich habe mich mit meiner Familie berathen, und da wir dich von klein auf lieb gehabt haben, mag es ja geschehen. Es ist wahr, du hast uns wesentliche Dienste geleistet und Ordnung unter den Leuten gehalten, namentlich in der Zeit der Rebellion; darum wollen wir nicht mehr von dir fordern als 30 Pf. Sterling für jedes der noch übrigen drei Jahre.' Ich erschrak über dieser Summe von mehr als 1000 Gulden; doch wagte ich nicht, etwas dagegen einzuwenden, sondern schwieg. Am nächsten Morgen kam aber mein Herr wieder und sagte: 'Wir haben's uns noch einmal berechnet, du sollst für 50 Pf. St. (600 fl.) frei sein.' Ich zahlte nun Alles, was ich erspart hatte, und brachte nach einiger Zeit den Rest. Dafür erhielt ich meinen Freiheitsbrief ausgefertigt. O wie schlug mein Herz voll Lob und Dank gegen Gott, als ich nun endlich das ersehnte Gut der Freiheit erlangt hatte. Dieser Tag — es war der 1. Juni 1837 — ist mir immer ein Festtag geblieben.

„Das Erste, was ich nun als freier Mann that, war, daß ich meine Sonntagskleider anzog und nach Carmel ritt, wo jetzt Br. Collis unser Prediger war. Alles staunte, mich an einem Arbeitstag ankommen zu sehen, ich aber rief schon von weitem: 'Freut euch mit mir, Gott sei Dank, ich bin frei.' Br. Collis und alle Andern priesen mit mir den Herrn, den Geber aller guten Gaben.“

Nach dieser Zeit wurden unserm Archy allerhand Anerbieten gemacht, die Verwaltung von Plantagen zu übernehmen u. dgl. mehr; sein Sinn war aber nicht darauf gestellt, weil sich die Wirksamkeit für das Reich Gottes nicht gut damit verbinden ließ. Der heitere,

witzige Collis sank bald ins Grab. Statt seiner wurde der umsichtige Br. Zorn Vorstand der Mission, die er mit ungemeinem Takt durch die kritische Zeit der Emancipation hindurch zu steuern die Gnade hatte; während er freilich sich zu Tode arbeitete, wie ihm seine Brüder nachsagten, als er im Mai 1843, nur 40jährig entschlief. Zorn war es, der nun allerwärts das Werk zu organisiren suchte; er trug unserm Archy an, seine ganze Zeit und Kraft dem Dienst als Nationalhelfer zu widmen, wofür er ihm freilich nur die Unterstützung von 1 Pf. St. des Monats (12 fl.) zu bieten hatte.

Fröhlich sagte Archy zu. Er war schon eils Jahre verheirathet, und jetzt erst wurde ihm eine Tochter geboren, die sein einziges Kind von Rebekka geblieben ist. Eine ältere Tochter von einer früheren Frau hat später einen frommen Schullehrer geheirathet. Er kaufte sich in Rosehall ein kleines Grundstück und Häuschen, worin dieses demuthige Kleeblatt 27 Friedensjahre verleben durste.

VI.

Für die Emancipation waren zuerst zwei Termine bestimmt worden: — die Feldarbeiter, denen schon seit 1834 der halbe Freitag und Samstag freigegeben waren, sollten noch bis zum August 1840 ihre Lehrzeit ausdienen, während den Hausslaven, welche ununterbrochen dienen mussten, dieselbe um zwei Jahre verkürzt wurde. Nach Allem aber fand man es gerathener, die Sklaverei mit Einem Male zu Grabe zu tragen; die Verhältnisse waren zu gespannt, als daß sich länger zögern ließ. In den letzten Wochen wurden viele Neger vor Ungeduld frank, da doch gerade die Zuckerernte beendigt werden sollte; da war christliche Ermahnung sehr angelegt, und ihre Wirksamkeit wurde von vielen Pflanzern anerkannt. Am Abend des letzten Juli 1838 strömte Alles in die Kirchen und Kapellen, die Spitäler auf den Pflanzungen leerten sich in wunderbarer Weise. Und am frühen Morgen erscholl der Jubelgesang aus jedem Dorf, und in Procession giengs nun zur Kirche, über der das Kreuzesbanner wehte mit dem Motto: „Durch dieses siegen wir.“ Die Fahnen der verschiedenen Scharen trugen alle möglichen Inschriften: „Dies ist des Herrn Thun. Wir wollen arbeiten für Weib und Kind. Kein Zwang außer dem des Gesetzes! Lohn zieht mehr als Peitsche,“ u. s. f. Es war ein schöner Tag, und den Leuten wars Ernst mit ihrem Gelübde,

als Freie sich besser zu halten, als es den Sklaven gelungen war, und dem Gott, der sie erlöst, ihren Dank durch die That zu bezahlen.

Ueberall nahm nun die Mission einen mächtigen Aufschwung. „Es war eine großartige Veränderung aller Verhältnisse,“ erzählt Archy. „Ich freute mich von Herzen, nun Alle, die früher mit mir unter gleichem Joch geschmachtet hatten, davon erlöst zu sehen. Von ihnen waren mir gar Manche herzlich dankbar, nicht nur für dies oder jenes Gute, das ich ihnen etwa als ihr Aufseher bewiesen hatte, sondern auch gerade dafür, daß ich ihnen z. B. nie gestattet hatte, sich irgend etwas anzueignen, was dem Meister gehörte, obgleich dies sonst für erlaubt galt und allgemein geübt wurde. Nun zeigte sich aber der Unterschied zwischen solchen, welche freie ehrliche Männer werden wollten, und den Andern, die in der gewohnten Untreue und Dieberei fortsuhren und damit sich selbst manche Strafe, ihrer Umgebung viel Noth und Unlust machten.

„Dank sei dem Herrn, daß wir frei sind. Das Joch der Sklaverei war den armen Negern vielfach ein Hinderniß bei ihrer Bekehrung; erschwerte es doch in mancherlei Weise das Wachsen in der Erkenntniß wie in der Nachfolge Jesu! O möchten wir Alle, denen die große Wohlthat der Freiheit zu Theil geworden ist, es uns vor allen Dingen nun angelegen sein lassen, das Wort des Lebens nicht nur zu hören, sondern auch zu üben und unsern Glauben durch die That zu beweisen, damit nicht einst am großen Tag der Rechenschaft unsere noch im Todesschatten des heidnischen Afrika's dahinlebenden Stammgenossen als Zeugen gegen uns auftreten!“

Wenn einer sich das angelegen sein ließ, so war es unser Archy. Ein Missionar, der in jenen Jahren manchen langen Ritt in Hitze und Regengüssen auf den schlechtesten Wegen mit dem Gehilfen gemacht hat, beschreibt ihn als einen großen stattlichen Mann von kohlschwarzer Hautfarbe mit dicsem wolligen Haar, mit afrikanischen platten Gesichtsformen, geistvollen Augen und einem sehr ansprechenden freundlichen Ausdruck der Züge. Collis nannte ihn treffend „eine Masse von Thätigkeit“, so rastlos geschäftig war der korpulente Mann, ganz verschieden von der gewöhnlichen zugleich trägen und leidenschaftlichen Negerart. Noch erinnern Viele sich seiner Vorträge, die in rauhem ungeleimtem Englisch gehalten wurden, aber immer gründlich und erfahrungsgemäß, voll des Feuers der Liebe und des Ernstes waren, und oft originelle Funken sprühten. Wo Hilfe noth

war, in der Nähe und in der Ferne, da war Archy zur Stelle, und wenn der große Mann auf seinem unansehnlichen Klepper angeritten kam, freute sich Alt und Jung und hieß ihn willkommen; da predigte er dann fogleich in seinem ganzen Staat, d. h. wohl im schwarzen Gesicht, aber ohne schwarzen Anzug, im braunen Röckchen und mit besporenen Stiefeln.

Was gab es auch nicht Alles zu ordnen, bis die freien Arbeiter sich überall fest angestiedelt hatten! Viele Pflanzer glaubten die Bestimmung des Lohnes in ihrer Hand zu haben, da die Neger so sehr an ihren Hütten und Grundstücken hingen. Aber bald zeigte sichs, daß wo die Pflanzer all zu streng auf ihren Forderungen beharrten, die misstrauischen Arbeiter sich lieber auf freiem Boden niederließen, so daß da und dort neue Dörfer entstanden, und manche alte Pflanzung stillstehen mußte. Umsonst führte man weiße Arbeiter ein, Irlander und Deutsche, um ja nicht mit den verhafteten Schwarzen unterhandeln zu müssen; jene starben schnell hinweg. Und die Kuli's von Indien und China verrichteten um denselben Lohn nur geringere Arbeit. Dazu kam, daß nun im Mutterlande der Schutzzoll, der bisher die Erzeugnisse der eigenen Kolonien bevorzugt hatte, allmählig wegfiel und in Folge davon Cuba, Brasilien und andere Sklavländer ihre Produkte frei nach Großbritannien verschiffen konnten. Schon 1843 lagen daher manche Plantagen der Insel wüste, vom Unkraut überwuchert; eine, die 50,000 Pf. St. werth gewesen war, konnte kaum um den zehnten Theil verkauft werden. Später sanken sie noch tiefer im Werth, bis es sich kaum mehr verlohnte sie anzuhauen. Die kostspielige Bewirthschaftung, welche unter dem Schutzzoll eingeführt worden war, trug nun ihre Früchte. Die Insel verarmte zusehends. Die Neger zogen im Ganzen den Einzelbau vor, zufrieden, wenn sie Haus und Garten, Pferd und Tabak besaßen. Sie zeigten sich freigebig, wenn sie gerade etwas in der Hand hatten; schwer hielts, sie zum Arbeiten zu bewegen, um auch für Kirche und Schule etwas thun zu können. Zu Zeiten gaben sie über Vermögen; aber Stetigkeit im Wohlthun mußte erst gelernt werden.

Für Leute, die alles nach dem Maßstab des Gelbes berechnen, steht darnach das Urtheil über die Emancipation fest; es war, sagen sie, eine durchaus verfehlte Maßregel. Vielen verarmten Pflanzern blieb das der einzige Trost in ihrem Elend, sagen zu können: wir haben's voraus verkündigt, und siehe es ist eingetroffen! — und dann

auf die Mission zu schimpfen, als trage sie die ganze Schuld. Wer aber Alles überdenkt, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Gott selbst über die Insel ein Gericht verhängte, nicht um sie zu vernichten, sondern um etwas wirklich Neues zu schaffen. Unsere Absicht kann es nicht sein, die ökonomischen Verhältnisse Jamaika's näher zu beleuchten. Doch möge hier als Resultat der neuesten Untersuchungen die Thatsache stehen, daß im Jahre 1860 wieder so viel Zucker auf der Insel erzielt wurde, als im Jahr der Emancipation; nur hat die Ausfuhr die frühere Höhe nicht erreicht, weil die Einwohner im Ganzen nun viel bequemer leben. Underhill*), der die ganze Frage genau untersucht hat, fand, daß die schwerste Übergangszeit nun hinter dem jetzt alternden Geschlechte liegt, und ein schönes Maaf von Gedeihen sich vor dem jüngeren aufthut. Den Brüdern übrigens ist nicht zu verargen, wenn sie sich, offen gestanden, gerade für die Zuckersfabrikation nicht sehr interessiren. Sie heißen die Zuckermühlen höllische Stätten, und wissen warum.

Natürlich gab es für die Neger keinen Sprung aus dem alten Wesen in ein neues. Es wurde ihnen schwer, sich alsbald als Freie zu benehmen. Hatten sie in der Sklaverei sich der Wahrheit nicht beflissen, so mußten sie nun erst das Lügen verlernen, und die gehörige Offenheit sich angewöhnen. Andere, früher an Kriegerei gewöhnt, wurden nun grob, früher Enthaltsame leicht zum Trunke verleitet. Waren die Alten noch oft dankbar für die Erlösung aus dem schweren Joch und darum mäßig in ihren Ansprüchen, so wuchsen nun vielfach die Jungen zu einer Ungebundenheit heran, welche sich um die Bande der Familie, der Kirche und Schule wenig kümmerte. Die Brüder und Helfer, denen durch die Zerstreuung der Neger ihr Geschäft mehr als verdoppelt wurde, fällten daher über die Neuzeit oft dieses Urtheil: „Das Gute unterscheidet sich jetzt doch leichter vom Bösen.“ Da galt es zu waschen, zu arbeiten und zu kämpfen nach den verschiedensten Seiten hin; und Archibald Monteith hat darin seinem Herrn treu gedient bis ans Ende.

Alte Verführer kamen nun zum Vorschein, welche bisher ihren Übergläuben und Zauberkünste im Verborgenen getrieben hatten, jetzt aber offen aufraten, um sich einen Anhang zu sammeln. Wenn der Neger überhaupt gerne Träume beachtete und sich für Geheimnisse

*) The Westindies, by E. B. Underhill. 1861.

begeisterte, so konnte er dem Andringen der Obia-Zauberer nur widerstehen, wenn er am Geiste und Worte Gottes einen sicheren Führer hatte. Es gab Zauberer, welche da und dort Flaschen mit Glasscherben, Hühnerfedern u. dgl. vergruben und damit den darüber Hinschreitenden langsam zu tödten versprachen. Ein solcher gestand einmal auf dem Todbett, er habe über zwanzig Menschen vergiftet. Dass besonders viele Verwalter und Aufseher durch Gift aus dem Wege geräumt wurden, kam wiederholt an den Tag.

Besonders ums Jahr 1842 thaten sich die Mayalisten auf, welche einen höhern Zauber vorgaben, unter Gesang die Nacht hindurch wie besessen tanzten, bis sie „den Geist bekommen“ oder „das Haupt in Feuer haben“; dann sahen sie Geister, oder gar Gott selbst, verriethen die Obia-Zauberer, weissagten und opferten Hühner, um die Todten zu citiren oder aus der Hölle zu retten. Wie ein unüberstehlicher Geist kam es dann auch oft über die Zuschauer. Manchmal fieng die schauerliche Feierlichkeit ganz christlich an; man begann mit Beten, Lesen und Singen, und steigerte sich, bis man mit Trinken, Tanzen und Besessenheit schloß. Namentlich unter den freien Baptisten, wo die Predigerzahl für die zahlreichen Gemeinden nicht zureichte, nahm dieses Unwesen überhand, und steckte hier und da auch Brüder aus besseren Gemeinden an. So fand Archy überall schwere Arbeit. Unter andern traf er einen Mann, der schon zwanzig Jahre sich zu der Brüdergemeinde hielt, aber in Folge früherer baptistischer Anregung noch immer nicht wußte, ob Johannes der Täufer oder Christus der Heiland sei. Wie nöthig war es da, den einzelnen Seelen nahe zu kommen und ihnen das reine Evangelium zu bringen. „Archibald ist überaus thätig und sehr nützlich,“ sagt ein Bericht; „mit vieler Menschenkenntniß verbindet er herzliche Liebe, Demuth und Anspruchlosigkeit und ist in der That ein Kind der Gnade.“

Einmal (1843) kam er zur blinden Cäcilie, die bei Mr. Elliot das Lesen der Blindenschrift lernte. Ihre Mutter, selbst Lehrerin, sagte ihm: was hat doch meine Tochter vor mir voraus! Wenn mich der Regen zwingt, die Läden zuzumachen, oder wenn wir kein Oel haben, kann Cäcilie lesen. Archy wollte das selbst sehen, und hörte der Blinden mit steigendem Erstaunen zu, wie sie im Evangelium Johannis, Matthäi und Lucä, dann auch im Psalmbuch fertig las. Endlich rief er aus: „Die Engländer sollten den Herrn mehr lieben, als alle Andern; denn Er gibt ihnen wundervolle Weisheit.

Aber so gewiß als die Königin des Mittags auftreten wird beim Gericht, diejenigen zu verdammen, welche sich nicht die Mühe geben wollten, zu Jesu zu kommen, so gewiß wird diese arme blinde Person dann die verdammen, welche sich nicht die Mühe geben wollten, die Bibel lesen zu lernen, obgleich sie zwei Augen hatten."

Das ließ er selbst sich denn auch so angelegen sein, daß er, obwohl es mit dem Lesen immer langsam gieng, „bei jeder Gelegenheit im Stande war, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichungen zu machen, schlagent zu antworten oder unwiderstehliche Gegenfragen zu machen; und das mit so viel Takt, daß auch Höhergestellte ihn achten müssen.“

Eines Tags (Nov. 1844) fand er die Gemeinde in Skiddaw irdischer Sorgen voll; da predigte er über eine Stunde lang. „Ich hatte,“ sagte er unter Anderm, „einmal einige Morgen Landes gekauft; und da ich das Ganze nicht bearbeiten konnte, so bot ich einen Acker einem Freunde an. Der aber meinte, der Busch sei zu hoch, er könne ihn nicht fällen. Ein Anderer nahm das Anerbieten an und bepflanzte das vom Busch gereinigte Land, welches auch, weil frischer Boden, reichlich trug. Als nun Alles auß schönste stand, kam der erstere und sagte, es thue ihm doch leid, daß er aus Trägheit mein Anerbieten ausgeschlagen habe. Meine Freunde, ihr seid alle eingeladen, nach dem Reiche Gottes zu trachten. Aber Manche sagen: es ist zu mühselig, und welchen Gewinn haben die, welche sonntäglich die Kirche besuchen, die Weltfreuden verläugnen und so viel um Sündenvergebung beten? Wenn aber einst die Zeit der Ernte kommt und ihr die Herrlichkeit der Kinder Gottes sehen werdet, dann werdet ihr auch sprechen: wären wir doch nicht so träge zum Guten gewesen! — Wenn zur Zeit der Sklaverei euer Herr euch sagte: Diene mir treu, dann will ich dir nach meinem Ableben die Freiheit schenken; so habt ihr früh und spät unverdrossen für ihn gearbeitet. Wenn euch dannemand fragte: warum seid ihr so thöricht? so war die Antwort: o unser Herr hat uns nach seinem Ableben das Frei versprochen. Sagt doch, meine Freunde, hat unser Herr Jesus uns nicht ungleich größere Verheißungen gegeben für dieses und das zukünftige Leben? Aber wie viele sind unter uns, die das von Herzen glauben und Ihm Tag und Nacht treulich dienen? Wenn ihr einem alten in Sünden versunkenen Sklavenherrn glaubtet, solltet ihr nicht vielmehr

dem guten Hirten glauben? — Viele klagen, sie können sich einmal nicht helfen, die bösen Gedanken kommen immer wieder. Nun können wir freilich nicht verhindern, daß sie wie Vögel über unsere Häupter hinstiegen. Wollte sich aber ein Vogel auf unsern Kopf setzen oder gar ein Nest darauf bauen, damit würden wir doch bald fertig. Und wenn ein sündlicher Gedanke im Herzen aufsteigt, so läßt er sich durch einfältiges Gebet vertreiben; versäumen wir aber das, so ist's kein Wunder, wenn gar bald ein ganzes Nest von solchen bei uns einheimisch wird." — So predigte er aber nicht blos andern, sondern vor Allem sich selbst, und wachte über sein eigen Herz mit unablässigem Ernst.

Ach, wie viele, die das Beste versprachen, haben das versäumt und sind gefallen! So der arme John Hamilton. Man freute sich noch im Anfang der 40er Jahre über seine große Belesenheit in der Schrift und seine beredten, oft gewaltigen Ansprachen. "Meine Brüder," konnte er sagen, "unsere Religion muß nicht etwa nur sein wie ein Mantel, den man umwirft, wenn es regnet, vielmehr wie ein Flanelljäckchen, welches man auf dem bloßen Leibe trägt." Aber nun kam er selbst in Untersuchung wegen Ehebruchs; die Sache wurde nicht ganz klar, doch waren die Zeugnisse gegen ihn sehr stark. Da zeigte sichs, daß ihm sein Stolz nicht erlaubte, die Sünde einzugeisten. Andre wären in solchem Falle zur englischen Kirche übergegangen, wo das unbequeme „Sprechen“ nicht zu fürchten ist. Er aber fieng an in seinem Hause bei Carmel eine eigene Gemeinde zu sammeln; und allerhand Leute, Baptisten, Mayalisten und dgl., schlossen sich ihm an. Immer unsäuterer wurde nun seine Predigt; er bereicherte sich durch Handel mit Rum, gieng aber immer friedloser umher, bis sich die Anhänger über seinem Schimpfen und Fluchen allmählig verloren. Am unheimlichsten wars, wenn zu Zeiten die alte Kraft in ihm auflebte, und er wieder das volle Evangelium zu verkündigen suchte, es mit geistvollen Bemerkungen erläuterte, während er doch selbst augenscheinlich keinen Genuss davon hatte, wenn er auch behauptete, auf dem Weg zur Seligkeit zu sein. Wie oft hat ihn Archy noch angegangen, umzukehren und die ersten Werke zu ihm! Hamilton steht noch allein, und Jedermann fürchtet sich vor ihm. Soll denn alles, was er einst um Jesu willen erduldet, umsonst gesessen sein?

Archy aber bleibt immer derselbe „muntre Zeuge, der in edler
Driss. Mag. VIII

Einfaßt Negern und Weißen ihre Irrwege aufdeckt und mit alten und neuen Worten zu Buße und Glauben auffordert". Was hat er nicht Alles erlebt in den Jahren seines treuen Dienstes! Eine Heimsuchung um die andere ergieng über die schöne Insel. Jamaika war sie einst genannt worden von den indianischen Ureinwohnern, als ein Land des Wasserreichthums; nun kam eine Trockenheit über sie, in welcher da und dort dem Vieh vierzehn Tage lang kein Trunk verabreicht werden konnte. Im Jahr 1850 wütete die Cholera so schrecklich, daß fast keine Leute mehr sich vorsanden, die Todten zu begraben, und mit den Helfern auch die Missionare zugreifen mußten, Todtengräberdienste zu verrichten. Dann befiel die Yams eine Faulkrankheit, welche vielen den gewohnten Lebensunterhalt entzog. Immer ärmer wurden die Gutsbesitzer, bis einst steinreiche Pflanzer keinen guten Rock mehr anzuziehen hatten. Die Scott's und Coke's mußten lernen sich kümmerlich zu behelfen; Gottlob es ließ sich alles tragen — mit dem alten Glauben. Aber für Kirchen und Schulen konnten kaum mehr Beisteuern aufgetrieben werden; 40 Missionare verließen ihren Posten, weil sie nichts mehr zu leben hatten. Dazu kamen Feinden der Stände mit dem Gouverneur, in Folge deren 1853 keine Abgaben mehr bezahlt, keine Gehalte mehr verabreicht wurden. Die Brüdergemeinde aber hielt treulich aus auch in den schlimmsten Zeiten und suchte der Verwilderung der immer zerstreuteren Bevölkerung durch neue Mittel zu steuern. Bibelleser wurden in die verwahrlötesten Bezirke geschickt, die Schulen durch eine Gehilfenschule und ein höheres Institut gehoben, für die Erziehung der Hoffnungsvollsten Jünglinge neue Maßregeln getroffen. Unentmuthigt arbeitete Archy weiter; stiftete man Mäßigkeitsvereine, so war auch er dabei; in Neucarmel hat er selbst einen Missionsverein zu Stande gebracht, in welchem jedes Mitglied sich zu einer Gabe von $1\frac{1}{2}$ Groschen des Monats verpflichtete (1845). Später ward die Schule, weil ein Gebäude fehlte, in seinem Haus gehalten; als man sich aber doch endlich entschließen mußte, ein Schulhaus zu bauen, war er es, der einen halben Morgen Landes dazu hergab (1852). Noch später (1857) sammelt er Beiträge zur Erweiterung der Carmelkirche; und wo irgend etwas zu thun ist, zeigt sich der alte „Eulmassa“ (so heißt man dort nicht blos die eigentlichen Schulmeister) allen voran in dem Entschluß, nur nicht auf fremde Hilfe zu warten, sondern mit Gott sich unter einander selbst zu helfen.

Und Alles das hat seine Früchte getragen. Im Lauf der Jahre weiß man oft selbst nicht, ob das Ganze vorwärts oder rückwärts geht; der Herr weiß es. Genug, wenn der Einzelne seine Lektion darunter lernt. Aber wenn dann, wie im Dec. 1854, ein hundertjähriges Jubiläum der Mission gefeiert wird, und der Sinn nun rückwärts schweift auf Alles, das gesäet und geerntet wurde, auf alle Leiden, Kämpfe und Siege der entchwundenen Gnadenzeit, wenn man sich Rechenschaft gibt von dem kleinen Anfang, aus dem nun dreizehn gesegnete Stationen erwachsen sind, dann füllt sich das Herz mit Lob und Preis, und die versammelten Tausende scheinen mit zu feiern mit der größeren Zahl derer, die schon vorausgegangen sind; und alle Jungen bekennen: wir sind wohl schwach und untreu gewesen, aber treu ist der Herr und Er ist selbst in unserer Mitte. Archibald Monteith redete auch in mehreren jener gesegneten Festversammlungen, zu welchen sich Missionare anderer Kirchen, Anglikaner, Methodisten, Presbyterianer und Independenten, freundlich eingefunden hatten, während noch mehrere ihre schriftlichen Glückwünsche sandten. Unter anderem sagte er in Bethlehem, dem hochgelegenen schönsten Missionsplatz Westindiens: „Die Worte fehlen mir, das Gefühl der Freude und des Danks überwältigt mich; o wenn es hier, wo wir noch der streitenden Kirche angehören, solche Fest- und Segensstunden geben kann, was wird es erst droben sein, wenn wir inmitten der triumphirenden Kirche bei der himmlischen Hochzeit des Lammes sein werden!“

Ja, es war allgemach eine neue Zeit geworden, die Zeichen derselben ließen sich nicht verkennen. Da kommt hie und da ein benachbarter Pflanzer zur Kirche, die er sein Leben lang gemieben hatte; die alten Neger sind darüber außer sich vor Freude: das ist der, der mich gepeitscht, mishandelt, in den Stock gelegt, fast erwürgt hat mit dem Halsstrick, alles um des Evangeliums willen! Der sitzt mit uns in derselben Kirche und hört Gottes Wort! Das ist mehr als wir je zu hoffen wagten. Gelobt sei der Herr!

Oder es tritt ein weißer Greis in die Kirche, die silberweißen Locken wallen ihm den Rücken hinab auf den abgetragenen altmodischen Rock; 85 Jahre zählt er und schreitet noch fest und rasch einher. Wer ist das? Das ist der Sklavenhändler Jackson, und wenn man ihn fragt, erzählt er unbefangen seine ganze Geschichte. Ein viel bewegtes Leben, man könnte ein Buch damit füllen. Der Sohn

eines reichen Jamaika-Pflanzers war er nach England auf die Universität geschickt worden. Aber Cambridge sagt ihm nicht zu; wild und zügellos, wie ers gewöhnt war, geht er auf die See. Er hat alle Länder gesehen, bis in die Nähe des Südpols, hat mit den Franzosen gekämpft, und ist lange verwundet in Brest gefangen gelegen. Ausgemehlert fährt er ins Mittelmeer, fällt in die Hände von Korsaren und schmachtet drei Jahre lang in der Sklaverei Marokko's. In einer Nacht flüchtet er sich mit der nächsten besten Barke, irrt Tage lang ohne Wasser auf dem Meer, bis ihn ein Schiff aufnimmt. Jetzt besucht er Jamaika, aber nur um sein Vermögen zu holen und sich am Gambia als Sklavenhändler niederzulassen. Dreizehn Jahre hat er dort gehandelt und viele Laufende von Negern versandt. Endlich findet er eine junge Negerin, die er nach Jamaika vorausschickt, entschlossen sie zu seiner Lebensgesährtin zu machen. Aber er verarmt, ein Fluch liegt auf seinem Vermögen. Mit dem letzten Rest kommt er nach Jamaika, findet die Negerin verkauft, erhandelt sie und fängt an Schule zu halten. Jetzt wird er aus der Armenkasse des Kirchspiels erhalten; aber er hat bei den Methodisten den Herrn gefunden und sein Mund fließt über vom Lobe Gottes und von herzlicher Freude.

Missionar Buchner besucht den Alten, der ihm seine Negerin vorstellt; schon 25 Jahre lang hat er mit ihr gelebt, — aber getraut sind sie nicht. Darüber klagte den Alten sein Gewissen nicht an. Doch will er keinen Anstoß geben, und Buchner thut gern unentgeldlich; so treten die Alten vor den Altar und lassen sich noch trauen. Freilich klagt er sich an, daß er noch ein hiziger eigenfinniger Mann sei, und bittet seine Frau um Vergebung, daß er an ihr etwaige Fehler zu hart rüge. „O ich armer Sünder, so alt ich auch bin, muß ich doch täglich ein Neues anfangen.“

Aber wie merkwürdig: so weich der Alte ist, wie er denn nie ohne Thränen von seinen Sünden redet oder von dem vollgültigen Opfer, das sie insgesamt deckt, sein Sklavenhandel hat ihm noch keine Gewissensbisse gemacht. Warum auch? „Wissen Sie denn nicht, die Afrikauer tödten alle ihre Gefangenen, wenn wir sie nicht kaufen? Ich habe ihnen das Leben gerettet.“ Täglich begegnet er solchen, die er übers Meer gesandt, und es scheint ihm nur natürlich, daß sie ihn freundlich grüßen; hat er doch mit eigener Hand ihre Wunden verbunden, Viele wunderbar am Leben erhalten und

Alle freundlich behandelst. Doch wie man ihm endlich bemerklich macht, daß all das wenig Dank verdiene, da ohne den Sklavenhandel die Neger sich nicht beständig bekriegen würden, geht ihm endlich ein Licht auf; er sieht, daß auch seine Factorei zu Blutvergießen Anlaß gegeben hat, und bittet, daß ihm Gott auch diese Sünde um des Blutes Jesu Christi willen vergebe. Der Missionar lernte daraus, wie nöthig es sei, sich vorschneller Urtheile über andere Gewissen zu enthalten. Der Alte aber freute sich seines Herrn mit den vielen wiedergefundenen Brüdern, bis er 90jährig nicht an Krankheit, von der er sein Lebenlang nichts wußte, sondern an Altersschwäche in großem Frieden entschlief.

Unter solchen Zeichen eines mächtigen Umschwunges rückte auch für unsern Archy das Alter heran. Lange noch blühte er, fruchtbar und frisch, wie in der Jugendzeit der ersten Liebe. Dann aber bekam seine eisenfeste Gesundheit einen tüchtigen Stoß. Sein Schicksalsgefährte Sam, den wir schon lange aus den Augen verloren haben, hatte sich in Blackriver niedergelassen und glückliche Handelsgeschäfte gemacht. Ost sahen sich die beiden Alten und gedachten der vorigen Zeit, und wie der Herr ihnen so wunderbar geholfen habe. Waren doch beide bedeutende angesehene Männer geworden, blos mit dem Unterschied, daß der eine an irdischen Gütern Überfluss hatte, der andere nur reich in Gott heißen konnte. Ach wenn nur mein Sam noch ein rechter Jünger würde! Das war der Inhalt so manchen Gesprächs, so mancher Fürbitte. Aber Sam hatte immer so viel zu thun; plötzlich wurde er in die Ewigkeit abgerufen. Wie auch Archy forschte, von einem Bekenntniß seines Glaubens an Jesum, dessen Liebe er ihm so oft angepreisen, war nichts zu vernehmen. Da fränkelte der treue Freund und alterte sichtlich.

Doch kehrte nach langen Leiden die geistige Munterkeit wieder und auch die Leibeskräfte lebten wieder auf. Wie eine kostliche Arznei war ihm die große Erweckung, welche im Spätjahr 1860 die ganze Insel durchzitterte. In Carmel fieng sie an unter einer spürbaren Belebung des Gebetsgeistes. Am 20. September war's, wie wenn der Geist aus der Höhe ausgegossen würde über die zerknirschte, bange harrende Gemeinde; und eine Station um die andere wurde wie von einer „Gnadencholera“ heimgesucht. Da hatte auch Archy alle Hände voll zu thun; nicht sowohl anregend, als zurechtweisend, ordnend und leitend, daß nicht das Gnadenwerk durch Satans List und Lücke in

Schwärmerei ausarte. Er kannte sein leicht aufgeregtes Volk und wehrte mit Macht allen Ausschreitungen und Abirrungen von der Hauptsache, wie sich das von seiner Weise an Jahren und Erfahrung erwarten lässt. Wo man auf den Missionar kaum mehr achtete, da fand er noch williges Gehör und sein Wort eine gute Statt. Und als die Aufregung nachließ, und man die gewonnenen Früchte über schauen konnte, da haben ihm Viele gedankt für seinen treuen Dienst, und auch die Rückschreitenden durften ihm ihre Achtung nicht ver sagen. War doch sein ganzer Gang ein Beispiel von des Gerechten Pfad, glänzend wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag (Sprüch. 4, 18). Das verfehlt am Ende auch auf die Spätter seine Wirkung nicht.

Sein Tagewerk ist nun vollendet. „Welch eine Gnade, welch ein Erbarmen,“ ruft er zum Schluss aus, „daß der Herr mich armen Afrikaner, mich unwissenden verachteten Sklaven zu seiner Erkenntniß gebracht hat! daß auch ich sein Wort als mir gesagt annehmen darf: ‘Ich habe dich je und je geliebt, aus lauter Güte und Gnade habe ich dich zu mir gezogen!’ Daß ich mich als sein theuer erkauftes Eigenthum ansehen darf, wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung! daß er mich würdigt, in seinem Dienste für die Ausbreitung des seligen Evangeliums mitzuhelfen, daß ich Seelen werben darf für Sein Reich. Das sind alles Sachen, über die ich mich nicht genügend auszusprechen vermag, dazu fehlen mir die Worte.“

„Dank auch meinen lieben Missionaren, die mir immer so viel Güte und Liebe bewiesen haben. Wenn ich sie hier und dort besuche oder auf ihren Konferenzen beisammen sehe, und sie mir da so freundlich sagen: ‘Bruder, wann kommst du wieder zu mir? Gehe doch einmal da- oder dorthin, da ist etwas zu thun, dort ist Hilfe nöthig!’ wie fühle ich mich da so gebeugt und beschämt und so glücklich in meinem Dienst! Der Herr, der mich in meinem Blute sand und zu mir sprach: du sollst leben, der mich den Geringsten nicht für zu schlecht hielt, daß er sich meiner nicht erbarmt hätte, der Herr wolle mich nun auch ferner im Glauben bewahren und förbern bis ans Ende. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; darin will ich vor Gott bestehn, wenn ich in Himmel werd eingehn.“

Im November 1853 war es mit der Arbeit und dem Dienste aus; nun handelte es sich darum, durch Geduld im Leiden das ab-

gelegte Zeugniß zu bekräftigen. Es war das eine verdrießliche Lection für den thätigen Geist; aber sie wurde gelernt. Gelähmt am Bein hinkte er noch einmal in den Betraum und hielt (im December) mit großem Ernst seine Abschiedsrede. Fortan konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, dictirte aber einer Schwester seine Erinnerungen.

Noch blickte er im Geist hinüber nach dem Lande seiner Geburt. Ach welch ein Unterschied zwischen der Insel, „wo Gottes Wort so reichlich unter uns wohnt und wir als freie Leute so viele Wohlthaten Gottes auch im äußern Leben genießen, und dem heidnischen finstern Afrika! Ach daß doch auch über ihm das Licht des Evangeliums bald aufgehen möchte!“ Ja, was ist auch aus Vater Durl geworden, was aus der zärtlichen Mutter? Nun, sie sind wohl geschieden — ohne ein Licht in ihrer Finsterniß. Aber die Schwestern oder ihre Kinder? und die Freunde der Jugend? Welch ein Trost, daß nun Missionare im Ibo-Lande sich niederlassen, daß Br. Taylor, selbst ein Ibo-Neger, die Evangelien in die alte liebe Sprache übersetzt, die Kindlein lehrt und Gemeinden sammelt in Onitscha und seiner Umgegend. Wird auch das Vaterhaus von dem neuen Schalle erreicht? Der Herr weiß es. Bei Ihm sind die Gebete, die auch in Jamaika für die Ibobrüder aufsteigen, unverloren. Sie werden ihre Früchte bringen.

Und nun ist's Zeit zur Heimfahrt, alter treuer Aneaso! Was sind das alles für Vilber, die dein schmerzenreiches Krankenlager umschweben, weiße und schwarze Gesichter, Freunde und Feinde, Eltern und Geschwister, Sklavenhändler, Planzer, Mitsklaven und Missionare, — vor allem aber der Herr selbst, der dich geliebt, der sich für sie alle dahingegeben! „Bleibe treu beim Heiland,“ sagte er zu dem Nationalgehilfen Clarke, der ihn zuletzt besuchte, „diene von Herzen der Kirche, die uns aufgenommen hat. Meine Blicke sind auss Kreuz gehestet, an welchem vorbeizusehen lauter Pein und Verlust ist. Ich bin bereit abzuscheiden; denn ich weiß, an wen ich glaube, und daß ich werde selig sein allein durch das auch für mich vergossene kostbare Versöhnungsblut unseres lieben Heilandes.“

In dieser Glaubensfreudigkeit ist er — beinahe 70jährig — am 3. Juli 1864 entschlafen. Es war der Abendmahlssonntag; den hat er denn in neuer Weise mitgefeiert. Zum Begräbniß fanden sich am Montag nicht nur die Gemeindeglieder, sondern auch die Weißen der Umgegend ein, um ihm noch im Tode die allgemeine Achtung, die

er sich auch bei den Vornehmen erworben, zu bezeugen. Unser Ende müsse vereinst sein wie sein Ende! Und möge sein Geist auf vielen seiner Milknechte ruhen!



Die Krisis in Konstantinopel.

(Schluß von S. 528.)

Auch auffallender war das Benehmen des englischen Gesandten **B** in Betreff der neun Gefangenen, für die sich die Missionare bei ihm verwendeten. Vier derselben waren getaufte Christen; die Nebrigen hatten nur die Versammlungen der Missionare besucht, ohne ihnen persönlich bekannt zu sein. Diese Letzteren wurden wieder freigelassen, weil sie sich dazu verstanden, ihre muhammedanischen Gebete wieder zu verrichten. (Sahen sie doch bald genug, daß kein Gesandter sich ihrer verfassungsmäßigen Rechte annahm!) Die andern aber durften zehn Tage lang keinen ihrer Freunde sehen, ja es wurde ihnen nicht einmal gestattet, die Wäsche zu wechseln und eine wärmere Bedeckung in Empfang zu nehmen, die einem von ihnen zum Schutz vor der feuchtkalten Nachtkluse des Kerkers gebracht wurde, während doch zum Tode verurtheilte Mörder mit ihren Bekannten frei verkehren dürfen. Nachdem der holländische und der amerikanische Gesandte vergebliche Schritte zu ihrer Befreiung gethan hatten, legte der englische, Sir Henry Bulwer, am 1. August endlich in einem längern Schreiben den Missionaren seinen Standpunkt dar. Er war zuletzt (am 30. Juli) auch noch von dem Sekretär des konstantinopolitanischen Zweigs der evangelischen Allianz auf's dringendste um seine Verwendung angegangen worden. Seine Auffassung näherte sich jedoch viel mehr der türkischen als der der Missionare.

Nachdem er ausführlich dargethan, wie die Regierung des Sultans es als einen nicht zu rechtfertigenden Angriff auf die muhammedanische Religion ansehe, daß Missionare im türkischen Stadttheil Wirthszimmer gemietet haben, in denen sie in türkischer Sprache Vorträge hielten, berechnet, die Grundlagen der Volksreligion zu erschüttern, daß sie ferner in eben diesen Lokalen unentgeldlich Bücher

ähnlichen Inhalts verkaufen und auch im Lokale der Bibelgesellschaft Streitschriften gegen den Muhammedanismus aufbewahren, — und wie sie (die Regierung) solchen Herausforderungen des Unwillens aller Klassen der Muhammedaner gegenüber am Ende gezwungen sei, Maßregeln zu ergreifen, um ernstere Unruhen zu verhüten, fährt er fort:

„Ich werde indessen diesen Fall der Regierung Ihrer Majestät vorlegen, und könnte mich füglich mit dieser Zusage begnügen. Es erscheint mir jedoch männlicher und gerader, wenn ich Ihnen noch offen meine persönlichen Ansichten mittheile. Ich habe überlegt, auf welche Grundlagen hin ich etwa die Thüren vertreten könnte. Die türkische Regierung hat versprochen, die Christen und das Christenthum nicht zu beeinträchtigen; sie hat den protestantischen Glauben als einen innerhalb ihres Reichs berechtigten anerkannt und Gesetze gegeben, um ihn zu beschützen. Sie erlaubt jedem Muhammedaner, zum Christenthum überzutreten, ohne ihn deshalb zu verfolgen, aber nie hat sie, direkt oder indirekt, den Protestanten ihren Schutz zugesagt zu dem Bestreben, die muhammedanische Religion umzustürzen. Und andererseits muß ich gestehen, daß ich von jeher alle mündlichen und schriftlichen Angriffe auf den Islam in der Türkei missbilligt habe. Als Engländer sehe ich darin keine ganz edle Erwiederung der Gastfreundschaft, die wir als Engländer, — als Protestant keine ganz edle Erwiederung der religiösen Freiheit, die wir als Protestant genießen. Ein solches Verfahren erscheint mir auch weder klug noch politisch. Eine Regierung kann in Beziehung auf Toleranz nur so weit gehen, als der Geist ihres Volks es erlaubt. Es ist diese eine der Fragen, in denen sie sich mehr oder weniger dem Willen der Nation fügen muß. Beugen wir selbst in unsfern verschiedenen Kolonien uns doch auch in etwas unter diese Regel. Da wir also in dem weiten türkischen Reiche so viele Vorrechte genießen, die uns die Regierung nicht hätte einräumen können, wenn die muhammedanische Bevölkerung feindselig gegen uns gesinnt wäre, so halte ich es nicht für weise, einen Weg einzuschlagen, der leicht ihre Erbitterung gegen uns als Christen und Protestanten erregen könnte.

„Ich gestehe Ihnen offen, daß ich entschieden gegen das Miethen von Lokalen zu religiösen Vorträgen im türkischen Stadttheil bin und ebenso gegen das Miethen von Leuten, die unter die Türken gehen und sie zu befehlen suchen, indem sie ihnen Bücher vorlesen oder

schenken, deren Inhalt die Falschheit und Abgeschmacktheit des Korans und seines Propheten nachzuweisen sucht. Ich halte das in unserer Zeit und in diesem Lande weder für ratsam noch für dienlich.

„Auch möchte ich Ihnen bemerken, daß Sie diese Dinge bis zu den letzten zwei oder drei Jahren nie versucht haben. Jeder einzelne Akt, gegen den die türkische Regierung jetzt protestirt, ist etwas Neues von Ihrer Seite; jeder bereitet denselben Türken, welche immer dafür stimmten und noch dafür stimmen, den Christen Vorrechte zu gewähren, Verlegenheiten. ‘Sehet, wohin das noch führen wird,’ sagen ihre Gegner. ‘Ihr erlaubt, daß die christliche Religion von allen Fremden und Einheimischen frei geübt und angenommen werde, aber die fremden und einheimischen Christen werden nicht ruhen, bis sie die Religion unserer Väter aus unserem Lande verdrängt haben.’

„Meiner Ansicht nach bringt das allen Christen im Orient und allen den Türken, welche die Christen auf gleichen Fuß mit den Muhammadanern stellen möchten, großen Nachtheil. Ich glaube, daß die türkische Regierung Alles thut, was wir von ihr fordern können, und was im Interesse des Christenthums selbst räthlich ist, in der gegenwärtigen Zeit von ihr zu verlangen, wenn sie erlaubt, daß Bibeln und protestantische Gebetbücher in türkischer Sprache gedruckt werden, daß die Protestanten ungestört in ihren Gotteshäusern zusammenkommen, und daß Muhammadaner zum Christenthum übergetreten, — vorausgesetzt, daß sie sich nachher ruhig verhalten und nicht auch Andere zu überreden suchen.

„Wenn Sie dagegen sagen, Sie seien als Eroberer gekommen und wollen die muhammadanischen Herrscher zu der Erlaubniß zwingen, ihre Religion umzustürzen, dann begreife ich eine aggressive Politik. Wollen Sie aber friedlich verfahren, so schlagen Sie keinen guten Weg ein, das Wohlwollen der Regierung zu gewinnen, wenn Sie als eine Körperschaft auftreten, entschlossen, die dem Herrscher und seinen Beamten heiligen Lehren anzugreifen. Ohne die Pflicht der Ausbreitung des Christenthums im Prinzip anzusehnen oder Ihrer Auffassung dieser Pflicht entgegentreten zu wollen, wage ich doch es auszusprechen, daß unter den Umständen, die wir in's Auge zu fassen haben, es fraglich ist, ob die Protestanten, wenn sie ruhig und still die Vorchristen ihrer Religion übten und Andere dasselbe thun ließen, indem sie auf diese Weise das allgemeine Wohlwollen gewonnen und die mit dem Christenthum verbundene Flut der Civilisation langsam

und unmerklich steigen ließen, bis sie allmählig den jetzt erst halbcivilisierten Orient bedeckt, nicht mehr für die Christianisierung der Muhammedaner thun würden, als durch eine gewaltsamere und herausfordernde Handlungsweise, wie Vorträge und Schriften gegen den Muhammedanismus und Verwendung besoldeter Neubekhrter zur Ausbreitung ihres Glaubens.

„Ich komme nun auf einen Punkt in dieser Sache, der mich lebhaft interessirt hat, nämlich die Verhaftung einer kleinen Zahl bekehrter Muhammedaner durch die türkischen Behörden. Ich machte der Pforte darüber Vorstellungen, nicht als hätte ich irgend ein Recht und eine Macht über diese Leute, die ja türkische Unterthanen sind, sondern wegen der scheinbaren Verlezung des öffentlich gegebenen Versprechens des Sultans: 'Alle Religionsformen dürfen innerhalb meines Reichs frei geübt werden, keiner meiner Unterthanen soll in der Ausübung der Religion, zu der er sich bekennt, gehindert oder wegen ihrer auf irgend eine Weise angefochten werden. Keiner soll gezwungen werden, seine Religion zu wechseln.'

„Die türkische Regierung aber erwiederte mir: 'Wir haben diese Leute nicht verhaftet, weil sie Protestant wurden; denn wir lassen den zum Protestantismus übergetretenen Muhammedanern alle Freiheit, sogar wenn sie Priester Eurer Religion geworden sind. Aber gerade diese Personen, von denen Einige ihr Brod damit verdienen, daß sie für einen kleinen Gehalt umhergehen und Muhammedaner von ihrem Glauben abwendig zu machen suchen, haben sich Alle in den Klassen, denen sie angehören, große Feindschaft zugezogen. Es sind Einige unter ihnen, für deren Leben wir nicht haften könnten, wenn sie frei in der Hauptstadt umhergiengen; Andere, deren Anwesenheit in Konstantinopel in diesem Augenblick unfehlbar religiöse Unruhen hervorrufen würde. Ein kleiner Funke kann leicht ein großes Gebäude in Flammen setzen. Wir haben die Ruhe einer unermesslichen Stadt, mit einer großen muhammedanischen Bevölkerung und vielen Christen und christlichen Interessen, zu wahren und müssen der Verantwortlichkeit gemäß handeln, die uns diese Stellung auferlegt. Wir wiederholen es, wir können weder für das Leben der fraglichen Personen noch für die Sicherheit der Stadt stehen, wenn wir ihnen im jetzigen Zeitpunkt erlauben, frei umherzugehen. Wir handeln hier nicht als Muhammedaner, sondern wie wir, mit einer sozialen und politischen Pflicht betraut, handeln müßten, welches auch immer

unsere Religion sein möchte. Wir gestehen Ihnen, daß wir glauben, diese Leute haben gethan, was sie nicht thun sollten, und was als eine Störung der öffentlichen Ruhe sie der Bestrafung ausgesetzt haben könnte. Sie haben nicht ihre Religion gewechselt und sich dann mit ihrem neuen Glauben ruhig verhalten, sondern sie sind herumgelaufen und haben mit Leuten unseres Glaubens in einer Weise gesprochen, die leicht böses Blut machen und eine Aufregung gegen die Christen und insbesondere gegen die Protestanten hervorrufen konnte; und wenn zudringliche Leute durch ein solches Benehmen unter allen Muhammedanern Erbitterung gegen die Christen und Protestanten erwecken, so wird es natürlich der Regierung schwer, die allgemeine Duldung festzuhalten, die jetzt bei uns geübt, und die nicht in vielen christlichen Ländern gefunden wird.“

Mit dieser Erklärung gab sich Sir Henry Bulwer zufrieden. Das Einzige, was er seinem Schreiben zur Beruhigung der Missionare noch beizufügen hatte, war der Rath, den er der türkischen Regierung gegeben, daß, da die Augen Europa's und der ganzen Christenheit auf sie gerichtet seien, sie wohl zusehen möge, was sie thue; sie möge sich hüten, ohne gewichtige Gründe irgend Jemand von Konstantinopel zu entfernen, und Diejenigen, welche sie entfernen zu müssen glaube, in Städte senden, in denen sie ihren Lebensunterhalt finden und unparteiische europäische Agenten das gegen sie beobachtete Verfahren überwachen und bezeugen können; sie möge ihnen dort volle Freiheit lassen, ihre zurückgebliebenen Familien unterstützen, mit Einem Worte Alles thun, ihre Geißeln ehrenhaft und würdig zu behandeln. Unter diesen Bedingungen versprach er den türkischen Behörden seine Anerkennung; im andern Fall aber stellte er ihrer Handlungsweise seinen eigenen Protest und den von ganz Europa in Aussicht.

Kann es uns nach solchen Erklärungen des englischen Gesandten noch wundern, wenn einige Tage später im Journal de Constantinople, dem Eigenthum und Organ der Pforte, ein Artikel erschien, dem wir einige Auszüge entnehmen? Nachdem darin dargethan ist, daß Überzeugung das einzige erlaubte Mittel sei, Profelyten zu machen, heißt es weiter: „Ist es nun nöthig, erst zu beweisen, daß die protestantischen Missionare sich nicht immer auf dieses Mittel beschränkt

haben? Noch haben wir die Ansregung nicht vergessen, welche sie unter den christlichen Sekten der Türkei hervorgerufen haben. Die Regierung hat die Leidenschaften gezielt, wo immer sie gegen freie Überzeugungen oder aufrichtige Bekührungen gerichtet waren, — aber welcher Schutz kann verlangt werden gegen die lautersten religiösen Gefühle, die einem Proselytismus gegenüber erwachen, der im Namen der Gewissensfreiheit die Landesreligion beschimpft und ihre Falschheit öffentlich in den Schaus und auf den Straßen predigt? In erster Linie muß dabei die Achtung vor einem Glauben Noth leiden, den man auf solche Weise zu verbreiten sucht, und wir bedauern es, sagen zu müssen, daß die protestantischen Missionare sich vor diesen Mitteln nicht immer gescheut haben.

„Ein Blatt, das man gewiß nicht der Uebertreibung beschuldigen wird, der Levant Herald, das Organ der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel, hat es selbst ausgesprochen, daß sie unaushörlich angreifend zu Werke gehen und einen förmlichen Religionskrieg eröffnet haben. Ihr Bekährungseifer hat einen heftigen, ungestümen Charakter angenommen und drängt sich ohne alle Selbstbeschränkung, ohne alle Achtung vor dem Glauben Anderer, überall hervor Ein noch erfolgreichereres Mittel, bei dem wir hier aber nicht länger verweilen wollen, und das ebensowohl vom sittlichen als vom polizeilichen Standpunkt aus verwerflich ist, hat die protestantische Bekährungssucht in der Türkei versucht — nämlich Bestechung. Diese gegen den Muhammedanismus gerichtete Propaganda hat sich nicht einmal jenen wohlthätigen Förmlichkeiten unterworfen, die andern Religionen gegenüber beobachtet werden, und die, indem sie die Neubekhrten in Verbindung mit ihren Angehörigen und mit den Behörden bringen, deren Glauben sie zu verlassen wünschen, es möglich machen, sich von der Freiwilligkeit und Aufrichtigkeit ihres Uebertritts zu überzeugen. So haben die Protestanten ihren Beruf aufgefaßt und ausgeübt, so haben sie oft den Sohn von der Religion seiner Väter losgerissen und im Namen der ewigen Moralität Zwietracht in den Schooß der Familien gesetzt.“ (Journal de Conft. 4. Aug. 1864.)

Das türkische Blatt konnte sich für seine Behauptungen nicht nur auf jene Stelle im Levant Herald berufen; auch in englischen Zeitungen (Times und Morning Post) fanden sich Artikel, in deren einem die Predigt der Missionare als ein wahrer Sturm von Schimpfreden gegen die muhammedanische Religion, den Propheten und den

Koran, und eben damit gegen den Sultan selbst, geschildert wird. In einem andern werden sie beschuldigt, den Propheten geschmäht zu haben und Alles das jetzt selbst zu thun, worüber sich früher die Christen von Seiten der Türken beklagten. „Es scheint uns,“ heißt es dann weiter, „daß die Dulbung, Gleichheit, Freiheit, oder was alles diese Herren fordern, ein sehr einseitiges Ding ist. Sie verlangen volle Freiheit, den Muhammedanismus zu beschimpfen und volle Sicherheit vor dem Hohn aller Christen. Wenn diese schwarzröckigen Zeloten Dulbung und Achtung für ihren eigenen Glauben fordern, müssen sie auch den der Andern achten und dulden.“ — „Es ist jetzt auch bestimmt, daß durch eine Nebereinkunft des englischen Gesandten die Bibel künftig nicht mehr unentgeldlich in den Straßen vertheilt werden darf“.

Aus der ultramontanen Gazette du Midi endlich entnimmt das Journal de Constantinople, daß die protestantischen Missionare „ihre zahlreichen Befahrten dazu anhalten, ihren Frauen und Kindern ihren neuen Glauben tyrannisch aufzuzwingen.“

Eine vom Miss. Curtis eingereichte Entgegnung gegen alle diese Anklagen wurde von der Redaktion einfach abgewiesen, weil der betreffende Artikel offiziellen Ursprungs sei; die nicht offiziellen Blätter Konstantinopels aber wiederholten alle diese und manche ähnliche Beschuldigungen, und die katholische Presse Europa's stimmte in den Chor ein. Auch von der englischen Regierung auf das Zeugniß ihres Gesandten hin ungehört verdammt, theilten die protestantischen Missionare Konstantinopels ihre Erwiderung auf die gegen sie geschleuderten Anklagen am 14. Aug. dem Sekretär der evangelischen Allianz Großbritaniens mit, um durch einen wahrheitsgetreuen Bericht nicht nur die in Umlauf gekommenen Entstellungen der Sachlage zu entkräften, sondern auch an die Theilnahme und Fürbitte aller derer, denen das Reich Gottes am Herzen liegt, für ihr schwer gefährdetes Werk und ihre noch immer gesangenen Brüder zu appelliren.

Wäre es wirklich wahr, daß die Missionare die Bibel unentgeldlich in den Straßen von Konstantinopel vertheilten, daß sie in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, in Kaffee- und Wirthshäusern predigten und Muhammed schmähten, daß sie, wenn alle andern Mittel fehlten, Muhammedaner durch Geld oder andere Versprechungen zum Uebertritt verlockten, daß sie durch leidenschaftliche Schmähungen gegen die Religion des Sultans dem Christenamen Schande

machten und den Frieden der Stadt gefährdeten, daß sie Söhne dem Glauben ihrer Väter entrissen, Frauen und Kindern ihre Religion aufdrangen und für sich selbst eine religiöse Freiheit in Anspruch nahmen, die sie Andern nicht gewährten, so wäre das Verfahren der türkischen Regierung und des englischen Gesandten, so weit es gesetzlich ist, gerechtfertigt. Nun können aber folgende Thatsachen vor dem höchsten Gerichtshof in Konstantinopel bewiesen werden:

1. Seit vielen Jahren sind keine Bibeln unentgeldlich in den Straßen Konstantinopels vertheilt worden, und es ist der Grundsatz der Bibel- und Religionsgesellschaften, in den Straßen und an anderen Plätzen keine Bücher zu verschenken.

2. Kein Missionar oder Nationalgehilfe hat je auf den Straßen oder freien Plätzen Konstantinopels gepredigt, da keine der dortigen Missionsgesellschaften sich auf Straßenpredigt eingelassen hat.

3. Kein Muhammedaner, weder Mann, noch Frau, noch Kind wurde durch irgend einen Missionar oder Nationalgehilfen bestochen, zum Protestantismus überzutreten.

4. Kein Missionar oder Nationalgehilfe hat an irgend einem Ort in Konstantinopel in anderer Weise gegen den Muhammedanismus gepredigt, als eben dadurch, daß die Verkündigung des Evangeliums die Falschheit des Muhammedanismus in sich schließt.

5. So weit die Erkundigungen der Missionare reichen, hat keiner von ihnen oder ihren Nationalgehilfen je ohne besondere Einladung das Haus eines Muhammedaners besucht; und religiöse Unterredungen haben immer nur in Privatwohnungen und in zwei oder drei Ställen, zu diesem Zwecke gemieteten Lokalen stattgefunden. Den Inhalt solcher Gespräche kann natürlich Niemand genau wiedergeben, aber es gelangte nicht zur Kenntniß der Missionare, daß sie auch nur in einem einzigen Fall unangenehme Folgen gehabt hätten. Wohnungen in den Khans sind für Missionszwecke seit 25 Jahren gemietet worden ohne Einsprache.

6. Nie haben die öffentlichen Gottesdienste für Muhammedaner in irgend einer der Missionskapellen eine besondere Aufregung verursacht. Die Gesamtzahl der von sämmtlichen evangelischen Missionaren in der Türkei getauften Muhammedaner scheint sich auf nicht ganz 50 zu belaufen. Die Missionare hörten nie von einem protestantischen Gottesdienst in der Türkei, bei dem mehr als 25 Türken zugleich anwesend waren; gewöhnlich sind es deren nur einer bis acht.

7. Kein Missionar in der Türkei hat je den Wunsch oder die Macht gehabt, den Protestantismus demand aufzudringen.

In Betreff des letzten Punktes endlich, daß die Missionare jetzt sich gegen die Türken gerade das erlauben, worüber sie sich vor der Zusage der Religionsfreiheit von Seiten der Türken beschwerten, fragt billig Dr. Goodell, der im Dienste der amerikanischen Mission nun seit 40 Jahren dort arbeitet: „Weiß die Morning Post, was sie sagt? Weiß sie, worüber die Protestanten sich beschwerten? Nicht darüber, daß ihre Religion geshmäht und ihre Namen als boshaft verworfen wurden. Das hätten sie bis zum Ende ihres Lebens ertragen können, ohne Böses mit Bösem zu vergelten und die Hilfe der Regierung in Anspruch zu nehmen. Darüber aber beklagten sie sich, daß die Bekehrten in den Kerker geworfen oder an verschiedene Orte verbannt wurden, daß ihnen ihr Unterhalt und ihre Papiere entzogen wurden und sie in der Grube verderben müßten. Nun, wann und wo haben die Missionare oder bekehrte Türken etwas Aehnliches gethan? Und wenn nicht, ist dann die ganze Behauptung der Morning Post nicht im höchsten Grad ungerecht?“

Die Grundlosigkeit aller gegen die Missionare vorgebrachten Klagen ist in Konstantinopel jedem bekannt, dem es überhaupt daran liegt, die Wahrheit zu erfahren. Mit Ausnahme gelegentlicher Unklugheiten in Unterredungen von Seiten eines oder zweier früherer Missionsgehilfen, ist das Einzige, was ihnen als Unvorsichtigkeit vorgeworfen werden könnte, die Herausgabe des *Mizan-ul-Haq*. Miss. Pfander übernimmt dafür allein die ganze Verantwortlichkeit; und wenn dies wirklich eine Schmähschrift wäre, so dürfte sich die türkische Regierung nur an das englische Consulargericht wenden, das die Befugniß hat, eine solche Schrift zu unterdrücken und nöthigenfalls ihren Verfasser außer Lands zu schicken. Die amerikanischen Missionare mißbilligten die Herausgabe dieses Buchs, aber entfernt nicht weil es ihnen leidenschaftlich gehalten schien, sondern weil sie für die Türkei die Zeit einer direkten Kontroverse noch nicht gekommen glauben und daher solche möglichst zu vermeiden suchen.

Das gezwungene Stillschweigen über göttliche Dinge, welches die neuesten Maßregeln der türkischen Regierung den Missionaren auferlegen und mit dem das Schreiben Sir Henry Bulwers sie versöhnen möchte, scheint diesen nicht in Uebereinstimmung mit der religiösen Freiheit, die das protestantische England und Amerika vertritt,

und welche der Sultan allen seinen Unterthanen versprochen hatte. Wenn Sir Henry Bulwer von „der allmählig steigenden Fluth der Civilisation“ mehr Heil erwartet, als von dem erleuchtenden, erneuernden, stärkenden Einfluß eines lebendigen Christenthums, und es den Missionaren als Undank vorwirft, wenn sie die Segnungen des letzteren der Türkei bringen wollen, so fragen diese, welchem von beiden wohl England die sittliche und sociale Hebung seines Volkes verdaue, auf der seine jetzige Macht und Größe beruht, und ob sie wirklich als Engländer und Protestanten der Regierung des Sultans den ihnen gewährten Schutz schlecht lohnen, wenn sie in gebührender Achtung vor den Landesgesetzen aus den höchsten geistigen Beweggründen sich an die Vernunft und das Gewissen ihrer Unterthauen wenden, um Alle, welche sie hören wollen, Anteil nehmen zu lassen an dem Licht und den Segnungen der Religion, in welcher sie als Protestanten die Quelle ihrer Freiheit, als Engländer die Quelle ihrer Größe erkennen? Jeder Versuch, die äusseren Früchte abendländischer Bildung in den halbcivilisierten Osten zu verpflanzen, findet rühmende Anerkennung; und nun sollte es ein unedles Bestreben sein, ohne alle eigenmütigen Nebenabsichten, aus Liebe zu den Seelen und im Gehorsam gegen den Befehl Jesu Christi, ihm auch das höchste aller Güter des Abendlandes, das Evangelium zu bringen? — Kaum weniger befriedigend als der erste, ist für das protestantische Gefühl der zweite Theil von Sir Henry Bulwers Schreiben. Die türkische Regierung gibt vor, sie habe die Gefangenen nicht deswegen in Verwahrsam genommen, weil sie Christen geworden seien, sondern weil sie durch den Versuch, auch Andere zur Annahme des Christenthums zu bewegen, ihre eigene Sicherheit und die des Publikums gefährdet haben. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß nur zwei der Gefangenen überhaupt, und zur Zeit ihrer Verhaftung nur ein Einziger, im Dienst einer Missionsgesellschaft stand, daß nur vier von ihnen getauft, die Andern aber blos Zuhörer bei den christlichen Gottesdiensten waren. Ihr Vergehen ist also, daß diejenigen unter ihnen, die wirklich zum Christenthum übertraten, einigen ihrer früheren Glaubensgenossen sagten, daß und warum sie das thaten. Wenn dadurch solche vorbeugende Maßregeln gegen religiöse Verschiedenheiten in der Türkei gerechtfertigt werden, dann gute Nacht aller Religionsfreiheit, allen Hattischen und unsren schönsten Hoffnungen, den verschiedenen Völkerschaften des osmanischen Reichs einen bleibenden Segen zu bringen!

Etwa zwanzig, zum Theil schon seit zehn, zwanzig und dreißig Jahren in Konstantinopel wohnende Missionare verschiedener Gesellschaften, haben versichert, daß sie, obgleich in beständigem Verkehr mit dem Volke stehend, nicht die leisesten Spuren von einer besondern Aufregung unter den Muhammedanern sahen und hörten. Die Gefangenen bezingen dasselbe. Aerzte und Kaufleute benützten ihre ausgebreiteten Bekanntschaften in der Stadt, um Erkundigungen einzuziehen; aber sie konnten nichts derartiges erfahren. Intelligente Griechen, Armenier und Türken, die sonst wohl wissen, woher der Wind weht, stellten gleichfalls Nachforschungen an, ohne etwas zu vernehmen. Ghe die Regierung „aus väterlicher Fürsorge“ in so ungesezlicher Weise einschritt, war nirgends Unruhe spürbar, sie allein ist ihre Urheberin.

Wenn aber ein solcher Vorgang gut geheißen wird, was haben dann künftig die türkischen Christen zu erwarten? Können sie, daß den jeweiligen Machthabern allein das Urtheil über die öffentliche Sicherheit zusteht, nicht ständig festgenommen und auf unbestimmte Zeit verbannt werden unter dem Vorwand, einem Ausbruch des Fanatismus vorzubeugen? Jeder Hause von Schurken, wie sie in allen großen Städten zu finden sind, jede Gesellschaft von Fanatikern kann durch Erregung eines kleinen Lärmes der Regierung einen Grund verschaffen (wenn überhaupt ein solcher noch nöthig ist), die christlichen Türken gefangen zu setzen und zu verbannen. Wenn einige schlechte Menschen Drohungen gegen einen bekehrten Muhammedaner fallen lassen, so werden nicht sie bestraft, sondern er. Innerhalb weniger Monate kann da möglicher Weise der Stand der Dinge schlimmer werden, als vor dem Krimkrieg. — Die Religionsfreiheit, diese kostlichste Frucht jenes Kriegs, in welchem England für die Erhaltung der Türkei Tausende von Menschenleben und Millionen von Pfunden zum Opfer brachte, ist von der Regierung des Sultans bis in die letzte Zeit mit einer Treue und Kraft anerkannt und gewahrt worden, die ihr alle Ehre macht. Seit einigen Monaten aber hat sich entweder in den Regierungskreisen, oder im Schooße einer muselmanischen Partei, oder bei andern einflussreichen Personen, unter deren Druck der Sultan und seine Minister stehen, eine feindselige Opposition gebildet, von der große Gefahren drohen, wenn ihnen nicht schleinig begegnet wird.

Der englische Gesandte hat das nicht gethan. Es scheint sein

Grundsatz zu sein, die Macht des türkischen Reichs dadurch heben zu wollen, daß er gleichzeitig den materiellen Fortschritt und die Rückkehr zum alten Geist des Muhammedanismus zu ermuthigen sucht. Vom politischen Standpunkt aus fürchtet er den Untergang des türkischen Reichs, sobald dessen religiöse Grundlage erschüttert werde; daher erscheint ihm die Missionsarbeit in eben dem Grade gefährlich, in welchem sie erfolgreich zu werden verspricht.

Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Sir Henry von den Absichten der türkischen Regierung im Voraus unterrichtet war und keine Einwendung dagegen erhoben habe. Er ist nach England abgereist und hat einen der bekehrten Türken im Gefängniß, und zwei in der Verbannung zurückgelassen; hätte er es gewollt, so wäre es ihm ohne Zweifel ein Leichtes gewesen, sie zu befreien. So aber sind die zwei Verbannten „ihrer Sicherheit wegen“ von Konstantinopel, wo sie unter dem Schutze der Behörden gestanden wären, der Eine nach Magnesia, der andere nach Aidin mitten unter die fanatischen Türken Kleinasiens versezt worden; sie dürfen, heißt es, in sechs Monaten etwa zurückkehren, d. h. wahrscheinlich, wenn sie bis dahin wieder Muselmanen geworden sind.*)

Achmed von Cäsarea, der mit seiner Familie seit 4 Jahren friedlich im christlichen Stadttheil Konstantinopels wohnte, muß einzig und allein seines Glaubens wegen im Kerker schmachten; wohin er verbannt werden soll, ist zur Zeit noch nicht entschieden. Man hofft seinen Widerstand durch Verschleppung der Frage zu brechen. Drei Monate lang hat man ihm nicht einmal eine Bibel gestattet. Die übrigen Gefangenen haben ihre Freiheit wieder erlangt, indem sie sich zum Muhammedanismus bekannten. Bierzig aber von jenen Reformtürken sind nach Akko verbannt und arbeiten dort in Ketten auf den Straßen, weil sie es wagten, über Religion selbstständig zu denken. Und noch fährt man fort, Türken zu verhaften, welche nach der Wahrheit fragen. Sie werden aber nicht in die gewöhnlichen Gefängnisse gebracht, sondern in das Serail, und bei Nacht — irgendwohin — verschifft.

Wir können diesen Mittheilungen nun noch den Bericht eines in der allgemeinsten Achtung stehenden Augenzeugen beifügen, dessen

*) Sie haben seither nach Smyrna gehen dürfen, wo sie unter polizeilicher Aufsicht stehen.

Urtheil für Manche von um so größerem Gewicht sein dürfte, als er nicht persönlich bei der Mission betheiligt ist. Es ist der Archidiaconus Philpot, welcher der Redaktion des „Record“ schreibt (Okt. 3. u. 7.):

„Die Sache, um die es sich handelt, ist von unberechenbarer Wichtigkeit, und mich verlangt sehnlich, meine englischen Brüder tiefseren Antheil daran zu nehmen zu sehen. Oder soll das Licht, das zuerst im Osten anbrach, jetzt, da es nach langen Jahrhunderten dichter Finsterniß anstieg die Nebel zu zerstreuen, welche sich über die erstorbenen Kirchen jener Gegenden gelagert hatten, jetzt, da es eben anstieg auch in die Herzen vieler Muhammedaner hineinzuleuchten, — wieder erstickt werden?“

„Man hat unsren Missionaren in Konstantinopel ein unkluges, herausforderndes Benehmen vorgeworfen. Ich bin genau bekannt mit ihrem Werk und weise diese Anschuldigung feierlich zurück. Im ganzen weiten Missionsgebiet sind gewiß keine weiseren, mehr unter der Leitung des h. Geistes stehenden Arbeiter zu finden, als sie.“

„Die Frage ist indeß noch nicht reif zu öffentlicher Besprechung. Die kirchl. Missionsgesellschaft wird Allem aufbieten, was in ihren Kräften steht, um Abhilfe für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft zu erlangen. Sollten diese Bemühungen vergeblich sein, dann wird die Geschichte dieser ungerechten Verfolgungen dem britischen Volke vorgelegt und ihm Gelegenheit geboten werden, darüber in's Klare zu kommen, wem es seine 100 Mill. Pfunde und 30,000 seiner tapfersten Söhne geopfert hat.“

„Nicht 'zu der unverkennbaren Freude' der muhammedanischen Bevölkerung wurden ferner unsere Bibelmagazine und unsere zwei kleinen Lokale in einem wenig besuchten Khanne Stambuls geschlossen. Die wahren Anstifter dieses Angriffs auf die Protestanten haben die Gefahr, die von Seiten fanatischer Muselmanen drohe, nur vorgesetzt, um ihren eigenen Grimm zu bergen. Die Missionare glauben, daß eine solche Gefahr nicht bestand. Keiner von uns sah irgend Etwas, das diese Behauptung gerechtfertigt hätte. Türken von allen Ständen stellten im Gegentheil jede Uebereinstimmung mit unsren Verfolgern in Abrede. Die öffentliche Beschimpfung des Protestantismus und der gesetzwidrige Angriff auf Personen und Eigenthum der Protestanten kam aus Kreisen, von denen bis jetzt wenig die Rede war. Die Zeit kann aber kommen, in der es nöthig wird, deutlicher zu sprechen.“

„In eine besonders peinliche Lage ist durch die letzten Ereignisse Dr. Hamlin versetzt. In England und Amerika durch seine Gaben, seine Frömmigkeit und seine Gelehrsamkeit gleich geachtet, gehört er zu jenen im Dienste des Evangeliums ergrauten amerikanischen Missionaren, die sich zuerst nach dem Orient aufmachten, und zu deren Arbeit sich der Herr namentlich in einigen der finsternsten Provinzen Kleinasiens so herrlich bekannt hat. Als einen weiteren Zweig dieser Arbeit sollte er im Auftrage einer vor fünf Jahren eigens hiezu gebildeten Kommittee, der ein frommer New-Yorker Kaufmann, Robert, die nöthigen Geldmittel dazu vorstreckte, als durch den Ausbruch des Kriegs die Sammlung in's Stocken geriet, ein Kollegium für die zahlreiche und in raschem Wachsthum begriffene englisch redende Jugend der Türkei gründen.

„Jesuiten hatten das längst an verschiedenen Orten gethan; doch blieb Raum genug, namentlich an der höheren Bildung der Jugend zu arbeiten. Die völlige Freiheit, mit der überall Erziehungs-Anstalten durch Franzosen gegründet werden, wurde indeß zu schnell als eine Bürgschaft dafür angenommen, daß auch Dr. Hamlin auf keine ernsten Schwierigkeiten stoßen werde. Die Feindschaft der Jesuiten und einigen Widerstand von franzößischer Seite nahm man zwar in Rechnung, aber es schien der Kommittee so billig, daß auch die Protestanten wenigstens eine Erziehungs-Anstalt in oder in der Nähe der Hauptstadt hätten, daß sich Hamlin im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der türkischen Regierung (1861) an's Werk mache.

„Er erhielt wirklich von Ali Pascha eine mündliche Erlaubniß zum Bau der Anstalt, die ihm durch den englischen und amerikanischen Gesandten eröffnet wurde, und von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts die offizielle Vollmacht zur Gründung der Schule. Der Grund und Boden war angekauft, das Baumaterial lag bereit, aber so oft wirklich damit begonnen werden sollte, waren neue und immer neue Förmlichkeiten zu erfüllen. Vergeblich wandte man sich an die Gesandten. Jedermann weiß, daß die türkischen Diplomaten nachgeben, sobald ein wirklicher Druck auf sie geübt wird, aber diesen Druck übte nur Frankreich. Hamlin gelangte endlich zu der schmerzlichen Gewißheit, daß die Interessen des Protestantismus an Ali Pascha einen bitteren Feind und an dem englischen Gesandten wenigstens keinen Freund haben, und die andern protestantischen Gesandtschaften, von lang her gewöhnt, ihm allein diese Sorge zu überlassen, auch jetzt die Hände in den Schoß legen. So hat er denn endlich einfach um die Wiedererstattung seines Geldes. Ali Pascha erklärte, dieselbe sei beschlossen, die Sache sei allerdings eine schmähliche, aber es geschah nichts; und Sir Henry beschied Hamlin endlich ganz fühl dahin, es sei ein unkluges Unternehmen gewesen, und die Regierung habe keine Verantwortlichkeit dafür.“ — —

Sir Henry's Leichtgläubigkeit der türkischen Regierung gegenüber

wird in etwas durch den Unstand entschuldigt, daß er noch nicht lange in Konstantinopel weilt und mit den dortigen Verhältnissen nicht gehörig vertraut war, auch ganz unter dem Einfluß des ersten Dragomans, eines strengen Katholiken, steht; aber bereits hat sie für die Protestanten in der Türkei bittere Früchte getragen. Die Lokale der Bibelgesellschaften sind zwar wieder eröffnet, der Verkauf von Bibeln auf's Neue gestattet, aber es steht auch fest, daß evangelische Christen keinen Schutz zu erwarten haben; denn wer sollte sich ihrer annehmen, wenn es nicht der englische Gesandte thut? Dem amerikanischen sind bei der gegenwärtigen Lage der Vereinigten Staaten die Hände zu energischem Eingreifen gebunden. „Wollt Ihr uns in's Gefängniß bringen?“ — „Wartet erst, bis die Gesangenen wieder frei sind,“ antwortet man jetzt den Kolporteuren der Bibelgesellschaft. Den Gesangenen selbst aber ist von dem Jesuiten-Missionar Vore ihre Befreiung in Aussicht gestellt worden, sobald sie sich zum Katholizismus bekennen. Katholiken, Griechen und Armenier wissen jetzt, daß sie die Protestanten nach Belieben verfolgen und unterdrücken können, ohne von der türkischen Regierung oder dem englischen Gesandten eine Einsprache zu erwarten zu haben. Schon ist der schottische Missionar Crawford in Damaskus an einem Brunnen von einem Haufen Metzali überfallen und ausgeplündert worden, ohne daß ein zum russischen Konsulat gehöriger Janitschar, der dazu kam, sich seiner angenommen hätte. Frankreich triumphirt, den Hatti-Humayun besiegte zu sehen. Es schreitet über die türkische Diplomatie weg und braucht keinen „Hatt“, um seine Interessen zu schützen. Die Jesuiten befehren viel mehr Türken, als die protestantische Mission, davon wird nie geredet, es versteht sich von selbst; sie errichten eine Anstalt um die andere, und die Genehmigung der Pforte bleibt nie aus, während sie den kleinlauten Anfragen der Evangelischen kurz und gut versagt wird. So weiß man nun im Morgenland, daß französischer Schutz eine Wirklichkeit ist, englischer blos ein Wort. Das aber „Franzis“ katholisch bedeutet, und „Inglis“ protestantisch, wird Herr Bulwer seinem Orientalen ausreden, so vornehm er über solchen Mißverständniss lächeln mag.

Da gedenken wir unwillkürlich früherer Zeiten, in denen England der Türkei gegenüber eine so ganz andere Sprache führte. Im Jahr 1844 erlangte Lord Redcliffe (damals noch Stratford Canning genannt) vom verstorbenen Sultan das Versprechen, daß kein zum Islam übergetreter Angehöriger einer andern Religion wegen der Rückkehr zu seinem früheren Glauben künftig solle hingerichtet werden. Dieses Zugeständniß schloß in den Augen aller Kenner der türkischen Zustände im Keim schon die Anerkennung des Princips der Religionsfreiheit in sich, dessen Wächter fortan der Vertreter des protestantischen Englands war. Das wußten Fremde und Einheimische, Muhammedaner und Christen, namentlich auch der armenische Patriarch sehr

wohl. Der Hatti-Humayun vom 18. Febr. 1836 erweiterte und bestätigte, was der Sultan zwölf Jahre früher Lord Redcliffe versprochen hatte; und damit schien der Krimkrieg für den Protestantismus in der Türkei seine Frucht getragen zu haben. Sein Aufschwung datirt von dieser Zeit. Welchen Gewinn haben jedoch die protestantischen Christen von diesem Vertrag, wenn zwar der Buchstabe desselben anerkannt, seinem Geist aber auf's Entschiedenste entgegen gehandelt und Allem aufgeboten wird, sie und ihre Sache in Verruf zu bringen?

„Ihr habt keinen Stratford Canning mehr!“ Mit diesem Worte bezeichnen die Türken selbst die neue Sachlage, nicht ohne ein gewisses Bedauern, daß der andere Alliirte im Krimkrieg nun allein dessen Früchte erntet. Davon, daß irgend ein deutscher Gesandter sich für die Rechte der Gewissensfreiheit geregt hätte, verlautet bis dato Nichts. Es steht aber zu erwarten, daß die englischen Christen, voran der greise Lord Redcliffe, sich die Errungenschaften vieljähriger Kämpfe nicht werden entreißen lassen, ohne sich darum manhaft zu wehren.

Nachschrift. Daß die Regierung Großbritanniens ihrem Vertreter bei der Pforte nicht ganz beistimmt, erfahren wir nun aus dem Bericht von der Verhandlung, welche die Verfechter evangelischer Religionsfreiheit mit dem Minister des Auswärtigen im Oktober hatten. Graf Russell empfing die zahlreiche Deputation des evangelischen Bundes sehr freundlich. Dr. Steane ergänzte die Darlegungen der Adresse des evang. Bundes durch Thatsachen, die er einem kürzlich aus Konstantinopel erhaltenen Brief des amerik. Miss. Bliss entnahm. Ahmed Aga war nach demselben nach dreimonatlicher Haft in die Verbannung geschleppt worden. Während der ganzen Zeit, die er im Gefängniß zubrachte, hatte man ihn nicht vor Gericht gestellt; mit der Verwaltung des Gefängnisses betraute Personen sagten ihm aber, sobald er zum Muhammadanismus zurücktrate, würde er die Freiheit wieder erlangen. Dennoch blieb er standhaft bei seinem christlichen Bekenntniß; hätte er es verleugnen wollen, so wäre er binnen 24 Stunden in Freiheit gesetzt worden. Nun wagt kein Bekehrter mehr, zu einer protestantischen Predigt zu kommen, und die Eingänge der Missionshäuser sind durch Spione bewacht. Jeder Bekehrte, der ein protestantisches Büchermagazin betritt, wird gleichfalls überwacht, und wenn nicht die englische Regierung ernstlich einschreitet, ist vorauszusehen, daß es künftig keinen Colporteur mehr im türkischen Reiche geben wird.

Dr. Steane fügte hinzu: Die römischen Katholiken hätten volle Freiheit, die Jesuiten bis jetzt keine Belästigung erfahren; aber sei in Konstantinopel einer als Protestant bekannt, so sei er den größten Belästigungen unterworfen.

Graf Russell erkannte an, es sei eine entschiedene Verleugnung

der Religionsfreiheit, wenn dem Verkauf der Bibel Hindernisse in den Weg gelegt werden. Er habe daher bei der türkischen Regierung dahin gewirkt, daß der Verkauf der Bibeln seinen ungehörten Fortgang nehmen dürfe. Anders stehe die Sache mit dem Predigen in den Khans; man müsse sich hüten, öffentlich die Religion eines Landes zu gefährden. Wenn aber Sir Henry Bulwer in seinem Briefe sage: Die türkische Regierung ist gewillt, Protestanten und allen Christen zu erlauben, ihre eigene Religion auszuüben in Kirchen und in eigenen Hause, aber sie wird keine, weder öffentliche, noch private Angriffe gegen den Muhammedanismus gestatten, so wisse er nicht, was er unter einer Religionsfreiheit verstehe solle, die nicht gestatte, einen Glauben privatim anzugreifen, den man für irrig halte. Einiges Anderes sei es allerdings mit der Verbreitung von Schriften, welche Schmähungen gegen die Staatsreligion enthielten, oder mit den Predigten an öffentlichen Orten. Er betrachte das Verfahren der türkischen Regierung als einen großen Eingriff in die Religionsfreiheit und werde ernstlich darauf dringen, daß die Pforte dieselbe in vollem Umfang gestatte. Die Sache der drei Verbannten werde er nicht aus den Augen lassen.

Anzeige.

Schon seit längerer Zeit, nachdem in Folge ernster Krankheitsanfälle meine eigene Kraft und Gesundheit den Anstrengungen, die mit der Redaktion des Missionsmagazins verbunden sind, nicht mehr gewachsen war, hat mein Freund, Herr Dr. Gundert in Calw, auf die Bitte der Committee den bei weitem größeren Theil der Artikel bearbeitet, welche im Magazin neuerdings erschienen sind. Mit dem Beginn des kummenden Jahres (1865) wird die Redaktion vollständig und ausschließlich auf ihn übergehen, obwohl die Bearbeitung der Bibelblätter und die freundliche Gestattung, nach Maßgabe meiner Kraft da und dort noch einen Beitrag ins Magazin liefern zu dürfen, mir vorbehalten wurde. Möge meinem lieben und reichbegabten Nachfolger der gleiche Segen, wie er mir so manches Jahr hindurch aus dieser Arbeit zufloß, und die gleiche gütige Aufnahme bei den Lesern, die der Herr mich finden ließ, in reichem Maße zu Theil werden.

Dr. A. Östertag.

Basel, 27. Nov. 1864.

Regiſter.

Abbot, Miss., 131 f.
Amarapura, Residenz in Barma, 30.
Amherſt, barmanische Militärstadt, 35.
Amoy, chinesische Stadt, 404 ff.
Anderson, Dr., 165 f.
Andover, Seminar, 24.
Aneaso, Ibo-Neger, 530 ff.
Anger, chines. Dorf, 375 f.
Apostelstraße, die, in Ostafrika, 489.
Baker, Miss., 185.
Baptisten, 26, 186 f., 463 ff.
Barmanen, Volk, 15 ff., 59 ff.
Barmanische Bibel- und Druckatfel, 342.
Baumwollenshandel im Indien, 158 f.
Baumwollenerde in Nordamerika, 269.
Beecher, Miss., 221.
Bender, Chinesenjöbling, 482.
Bennet, Miss., 121, 341.
Binney, Miss. Dr., 193, 207 f.
Birby, Miss., 338.
Boardman, Miss., 36, 69, 119 f.
Bowen, Miss., 194, 253.
Brandeis, Miss., 512.
Bronkhorst, Miss., 489.
Brüdergemeinde, die, auf Jamaika, 467 ff.
Bulwer, Sir Henry, engl. Gesandter, 568.
Burdon, Miss., 381, 413.
Buſchneger, 102.
Butler, Dr., 169 f.
—, General, 277.
Caldwell, Miss. Dr., 193.
Cameron, nordamerik. Kriegsminist., 264.
Campbell, General, 32.
Carey, Felix, Miss., 21 ff., 105.
—, W., Miss. Dr., 25.
Chase, nordamerik. Finanzminister, 269.
China-Comité, daß, in Holland, 367.
Chinesisch Charakterzüge, 409 ff.
— Götzendienst, 389.
— Hochzeit, 390.
— Kirchhof, 405.
— Neujahr, 401 f.
— Tempel, 388 ff.
— Theeladen, 414 f.
Christchonajöblinge in Ostafrika, 481 ff.
Colman, Miss., 30.
Coof, E., Miss., 55.
Cravfurd, engl. Regierungstommiss., 35.
Gross, Miss., 331.
Grother, Samuel, Miss. Dr., 398.
Cummings, Miss., 121.
Curtis, Miss., 524 f., 574.
Cutter, Miss., 121.
Dalhousie, Lord, 191.
Delagoa-Bai, 42 ff.
Dhalip Sing, ind. Fürst, 191.
Dixon, Oberst, 450 ff.
Douglas, Miss., 406.
Drew, Miss., 193.
Edkins, Miss., 371 ff.
—, Frau, geb. Stobbs, 369 ff.
Eisenbahnen in Indien, 157.
Eisenbeinhändler in Afrika, 434.
Elis, Miss., 537.
Emancipation d. Negeri. Nordamer., 273.
— auf Jamaika, 550.
Englisches Militär in China, 426 f.
Erdbeben auf Jamaika, 103 f.
Ermeloer-Gesellschaft, die, 359.
Falascha's (Juden), die, in Abessinien, 496 ff.
Fidschi-Inseln, die, 195 f.
Finanzen in Indien, 161.

Glad, Miss., Christonazögling, 482 ff.
 Französisches Militär in China, 417.
 Fremont, nordamerik. General, 264.
 Frere, Sir Bartle, Gouv. v. Bombay, 395.

Gladson, Miss., 451.
 Glasgow, Miss. Dr., 194.
 Gobat, Bischof, 482 ff.
 Gohner in Berlin, 250.
 Gohner'sche Missionare in Indien, 177.
 Gögendienst in China, 389.
 Grant, Capitän, 439 ff.
 —, nordamerik. General, 277.
 Gützlaff, Miss., 57.

Häberlin, Dr., 177.
 Hall, Miss., 35.
 Hancock, Miss., 121.
 Hausmann, Miss., 521.
 Heyde, Miss., 170.
 Herrick, Miss., 524.
 Hibbard, Miss., 343.
 Hinterindien, Klima in, 9 ff.
 —, geographische Lage, 4 ff.
 —, Mineralien, Pflanzen und Thiere, 10 ff.
 —, Missionsarbeiten, die ersten, 21 ff.
 —, Religionen und Völker, 13 ff.
 Hoffmann, W., in Berlin, 15.
 Howard, Miss., 130 f.
 Dough, Miss., 28, 107.
 Hungersnoth in Indien, 161 ff.
 Hung-siu-tseuen, Taipingkaiser, 424.

Jakobis, Jesuiten-Missionar, 482.
 Jamaika, Baptistenkirche auf, 463 ff.
 —, Brüdergemeinde, 467 ff.
 —, englische Kirche, 287 ff.
 —, Erdbeben, 103 f.
 —, Freigabe der Neger, 550.
 —, Land und Leute, 284 ff.
 —, Methodisten, 473 ff.
 —, Missionsberichte über, 99 ff.
 —, Negerauffuhr, 547 ff.
 —, Odfane, 104.
 —, Sklavenhandel, 102 f.
 —, Wesleyaner, 471 ff.
 Janvier, Miss., 396.
 Jäschke, Miss., 170.
 Java-Comite, das, in Amsterdam, 358.
 Ibo-Neger, die, 530 ff.
 Indien, Ausschüsse in, 255.
 —, Baumwollenhandel, 188 f.
 —, Eisenbahnen, 157.
 —, Finanzen, 161.
 —, Hungersnoth, 161 f.

Indien, die Missionen in, 145 ff.
 —, Missionschulen, 395.
 —, Muhamedaner, 191.
 —, Postwesen, 157.
 —, Schulen, 190.
 —, Strafen, 158.
 —, Tagespresse, 190.
 —, Telegraphenlinien, 157.
 —, Unterstützungsgelber f. Schulen, 395.
 John, Miss., 381.
 Jenberg, Miss., 482.
 Isle de France, Insel, 25.
 Gibson, Miss. Dr., 22 ff., 105 f., 199.
 —, Anna, geb. Hasselline, 22 ff., 109.

Kalkutta, die Universität in, 144.
 Kapurthala, Radscha v., 191 f.
 Karenen, die, ind. Volksstamm, 1 ff., 57 ff., 105 ff., 190, 197 ff.
 —, Körperförmung, 62.
 —, Missionspresse, 198.
 —, Religion, 76 ff.
 —, Schulen, 204 ff.
 —, Sitten und Gebräuche, 65 ff.
 —, Sprache, 62.
 —, Stammheimath und Stämme, 57 ff.
 —, Traktaten-Vertheilung, 123 ff.
 Kerr, Miss., 22.
 Kienzle, Christonazögling, 482.
 Kincaid, Miss., 58 f., 132, 339.
 Kolangju, chines. Insel, 404.
 Kols, die, ind. Volksstamm, 176 f.
 Ko Tha-Biu, Karenen, 36, 105 ff., 197 ff.
 Kraps, Miss., 58, 482, 489.
 Krieg, englisch-harmanischer, 236 ff.

Lacey, Miss., 193.
 Lawrence, Sir John, Vicekönig v. Indien, 147, 152 ff.
 Lee, nordamerik. General, 264.
 Lincoln, Präz. d. Verein. Staaten, 259 ff.
 Livingstone, Miss. Dr., 57.
 Low, Capitän, 63, 77.
 Löwenthal, Sidor, Miss., 397 f.

MacClellan, nordamerik. General, 264.
 Macomber, Miss. Leonore, 201 f.
 Maronen, die, s. Bushneger.
 Marlyman, Miss., 25.
 Martig, Miss., 375.
 Mason, Miss. Dr., 65 f., 83 f., 115 ff., 193, 197 ff., 288 ff.
 Maulmein, harman. Miss.-Station, 36.
 Mauritius, Insel, 25.
 Mayer, Christonazögling, 482.

Menzel, Dr., und seine „Weltgeschichte“, 148 ff.

Methodisten, die, 169, 196, 473 ff.

Militäraufruhr, der, in Indien, 168, 178.

Mission, die, in Abessinien, 482 ff.

- der reform. Kirche, in Holland, 361.
- in Indien, 145 ff.
- unter den Karenen, 1 ff., 57 ff., 105 ff., 163 ff., 197 ff., 288 ff.
- unter den Kols, 176 ff.
- in Konstantinopel, 524 ff., 568 ff.
- östreichische in Ostafrika, 444 ff., 490.
- im Pandschab, 163, 172.
- unter d. Radschuten, 163, 171, 455 ff.
- unter den Schanars, 180 ff.

Missions-Deputationen in Indien, 164 ff.

- Feste in Holland, 339 ff.
- Generalkonferenzen in Indien, 167 ff.
- Statistik in Indien, Ceylon und Burma, 195.
- Traktate, 123.

Missionsgesellschaft, die Basler, in Indien, 173.

- der Brüdergemeinde, in Zeist, 355.
- engl.-kirchliche, in Indien, 173, 186.
- , lutherische, in Holland, 367.
- , niederländische, 355.

Missionsverein, holländ., der freien evang. Gemeinde, 360.

- in Harlem, 362.
- , niederländisch-reformirter, 364.
- in Utrecht, 363.

Missionsvereinigung, d. niederländ., 362.

Müritie, Miss., 193.

Mubamebaner, die, in Indien, 191.

Muirhead, Miss., 388.

Mullens, Miss., 146.

Nanking, chines. Stadt, 423 ff.

Natterer, östl. Consul in Chartum, 490.

Neger, die, in den Verein. Staaten, 490.

- , Bewaffnung der, 267.
- , als Arbeiter, 271 ff.
- , als Soldaten, 275 ff.
- , in Ostafrika, 434.

Negeraufruhr, der, auf Jamaika, 547 ff.

Nordamerika, Bürgerkrieg in, 267 ff.

Nott, Miss., 25.

Page, Miss., 193.

Pagell, Miss., 170.

Petherid, brit. Consul in Chartum, 445.

Pfander, Miss. Dr., 524.

Pfeiffer, Miss., 548.

Phayre, Oberst, 155, 317.

Philip, Miss. Dr., 41.

Pierce, Rechtsgelehrter, 269.

Pilgermission, die, auf Chrishona, 489 ff.

Postma, Prediger, 361.

Postwesen in Indien, 157.

Price, Dr., 31.

Pritchett, Miss., 21.

Pritchard, engl. Consul, 195.

Radschutana, ind. Provinz, 447 ff.

Ragland, Miss., 184, 194.

Rangun, burmanische Hafenstadt, 21 ff.

Ribbentrop, Miss. Dr., 249 ff.

- als Doktor d. Philosophie in Berlin, 250 ff.
- als Missionar in Indien, 252 ff.
- 's Hinschied, 257.

Rice, Miss., 25.

Ritter, Geograph, 59.

Roberts, Miss., 424.

Rosenthal, Miss., 514.

Röß, Capitän, 63.

Saalmüller, Chrishonazögling, 482.

Sa Duala, Karenen, 71, 203 ff., 305 ff.

Sargent, Miss., 194.

Schanar-Mission, die, 180 f.

Shanghai, chin. Stadt, 380 ff., 406.

Schaw, W., Miss., 41, 52.

Scholefeld, Miss., 543 ff.

Schroth, Chrishonazögling, 486.

Schoolbred, Miss., 455 ff.

Scott, G., Miss., 55.

Sellar, Miss., 527.

Seward, amer. Staatssekretär, 263.

Sivahil's, relig. Bewegung unter den, 188 ff.

Sklavenhandel in Jamaika, 102 f.

- in Ostafrika, 445.

Sklaverei, Aufhebung der, in Nordamerika, 265.

Smith, Baptisten-Miss., 186, 193.

Smythe, Colonel, 196.

Speke, Capitän, 433 ff.

Spittler, C. J., 489.

Staiger, Miss., 512.

Steele, Miss., 455 ff.

Stern, Heinrich, Miss., 489 ff.

Straßen in Indien, 158.

Stronach, Miss., 404.

Sumner, Senator in Boston, 263.

Sutschau, chin. Stadt, 383 f., 422.

Symes, Capitän, 62.

Taipings, die, in China, 407 ff., 424 ff.

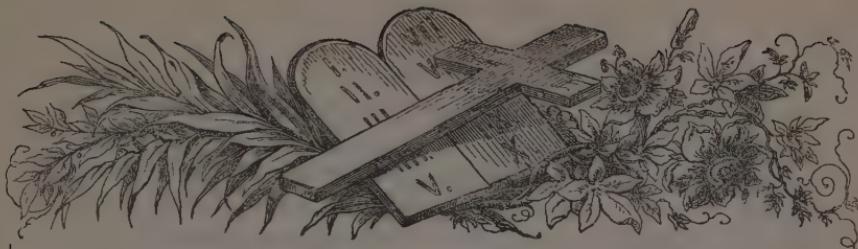
Taingu, die Mission in, 300 ff.

Telegraphen-Linien in Indien, 157.

Theodoros, König in Abessinien, 482 ff.

Thomas, Miss., 193, 215.
 —, L., General, 276 f.
 Threlfall, William, Miss., 38 ff.
 Tibetanische Mission d. Brüdergemeinde,
 170.
 Tientsin, chines. Stadt, 425 f.
 Tschifu, chines. Stadt, 417.
 Tschota Nagpur, ind. Provinz, 175 f.
 Tutting, Miss., 194.
 Underhill, Sekretär der engl. Baptisten-
 gesellschaft, 165 f., 289.
 Van der Hoff, Prediger, 361.
 Van der Kemp, Miss., 22.
 Verein, holländ., zur Beförd. der Missions-
 sache unter allen Heiden, 357.
 — der Wiedertäufer in Holland, 367.
 Vinton, Miss., 131 f., 342.

Waddell, Miss., 100 ff., 284 ff., 546.
 Wade, Miss., 32 f., 116 f., 199 f.
 Walsh, Miss., 193.
 Waldmeier, Christonazöglung, 482.
 Ward, Miss., 25.
 Warmbad, südafr. Miss.-Station, 55.
 Washburne, Miss., 527.
 Weakley, Miss., 524.
 Webb, Miss., 128 f.
 Wenger, Miss., 193.
 Wesleyaner, die, in Indien, 173 f.
 —, auf Samoa, 461 ff.
 Whitafer, Miss., 318 f.
 Whitworth, Miss., 47.
 Wild, General, 279.
 Winslow, Miss. Dr., 194.
 Witteveen, Pastor, 259.
 Wolfsheze, Missionsfest in, 352 ff.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4.

Inhalt: Die eingemauerte Bibel.

1864.

Die eingemauerte Bibel.

Es war im Anfang des Sommers 1856, daß ein junger tessinischer Maurergeselle voll lustigen Lebensmuthes aus seiner Heimath ausbrach, um diesseits der Berge in der deutschen Schweiz Arbeit zu suchen. Sein Handwerkszeug und etliche Kleidungsstücke trug er in einem kleinen Reisebündel am Stock. Unterwegs traf er mit einer fremden Dame zusammen, die ihn beim Begegnen auf der Straße anredete und ihm eine italienische Bibel schenkte, mit der herzlichen und dringenden Bitte, daß er das Buch lesen möchte, weil es das Wort Gottes sei und den Weg zur Seligkeit zeige. Antonio — so hieß der junge Mann — nahm die Gabe zögernd an, dankte nicht dafür, steckte das Buch aber doch endlich in seinen Bündel und zog weiter. Unterwegs kamen ihm allerlei Gedanken. Der Priester seines Heimathortes hatte ihn und seine Kameraden, ehe sie auf die Wanderschaft nach den protestantischen Ländern sich aufmachten, oft vor den „seelenverderblichen Büchern der Keizer“, am meisten aber vor der Bibel gewarnt, und siehe, jetzt trug er ja das gefährliche Buch selbst in seinem Bündel. Daß er dasselbe so bald als möglich wieder los werden müsse, stand ihm fest; nur ob er jetzt gleich es wegwerfen oder auf andere Gelegenheit warten soll, war ihm zweifelhaft. So kam er nach dem schönen schweizerischen Flecken Glarus, wo er mit andern Tessinern Arbeit fand.

Es war ein stattliches neues Gebäude, bei dessen Aufführung er mit beschäftigt war. Eines Tags, als er eben die Steine einer Stützmauer aufeinander zu fügen hatte, bemerkte er im Gemäuer eine Lücke, die noch auszufüllen war. Da fährt ihm der Gedanke durch den Sinn, — ein Gedanke, der ihm unvergleichlich gescheitd vorkam, — er wolle die Bibel, die ihm geschenkt worden, in diese Lücke hineinmauern. „Und da will ich sehen,“ fügte er lachend hinzu, „wie der Satan sie da wieder herauskriegt!“

Seine tessinischen Kameraden, die mit am Bau beschäftigt waren, fanden gleichfalls den Gedanken herrlich, und so gieng Antonio rasch zur Ausführung. Er nahm das Buch aus seinem Bündel, gab ihm noch drei so kräftige Hammerschläge, daß die Zeichen davon sich tief in den Deckel einprägten, schob es in die Mauerlücke und mauerte dann unter allgemeinem Jubel die Stelle zu.

Der Winter nahte heran, das Mauerwerk am Hause war fertig, und Antonio schickte sich sammt vielen seiner Landsleute an, mit den geringen Ersparnissen, die ihm von den häusigen Trinkgelagen übrig geblieben waren, in seinen Geburtsort zurückzukehren.

Fünf Jahre sind vergangen. Wir kehren wieder nach Glarus zurück. Fast im Centrum des schönen Schweizerlandes gelegen, breitet sich der stattliche, wohlhabende und gewerbreiche Flecken mit seinen mehr als 4000 Einwohnern am linken Ufer der Linth in lang gestreckter Linie aus. Eine Reihe ansehnlicher öffentlicher Gebäude dienen dem Orte zur Zierde; die Quellen des Glarner Wohlstandes aber sind die zahlreichen Fabriken, deren Maschinen vom „strengen Bach“ oder vom Dampf getrieben werden. Um den Flecken her breiten sich die grünen saftigen Matten aus, die sich zu beiden Seiten des Thals an den Gebirgswänden hinaufziehen, während im Osten der heitere, hochanstrebende Bergstock des Schilt, von Südwesten her aber die kolossale, breite und tiefmelancholische Masse des Glärnisch still und ernst auf das geschäftige Treiben der Menschen herabschaut.

Aber dieses schöne Fleckchen Erde, das mit allem Reiz und aller Erhabenheit einer schweizerischen Landschaft geschmückt ist, kennt auch die Schrecknisse schweizerischer Naturgewalten aus vielfachen schweren Erfahrungen. Glarus liegt am Ausgang des großartigen Bergthales, das von der Linth durchflossen ist und sich von Süden nach Norden zieht. Diesen Weg ziehen auch die Winde, die Stürme. Keiner aber

unter ihnen ist furchtbarer, als der wilde Föhn. Durch allerlei Zeichen kündigt er sich an. Oben in den Bergen hört man ein sonderbares unheimliches Losen, in den Wäldern ein wildes Rauschen. Endlich, wie wenn ein verhaltener Bergstrom seine Dämme durchbricht, braust der Sturm wütend durchs Thal herab und stürzt heulend in die Tiefe. Häuser werden abgedeckt, Bäume entwurzelt, Felsstücke an den Bergseiten losgerissen und in den Thalgrund gestürzt. Plötzlich wieder diese Stille. Aber neue Stöße folgen und immer neue, bis der Sturm im Laufe etlicher Tage sich ausgetobt hat, und nun der Nordwind mit Regen oder Schnee die Oberhand gewinnt.

Das sind die Tage der Gefahr für das schöne Glarnerland, — Tage, die alljährlich zehn- oder zwölfsmal wiederkehren mögen. Die Bewohner kennen die Gefahr und haben seit uralter Zeit für die Zeit des tobenden Föhn die strengsten Gesetze aufgestellt. Da muß der Feuerarbeiter sein Feuer löschen und die Arbeit einstellen; in den Fabriken darf kein Licht brennen, keine Dampfheizung stattfinden; in allen Wohnungen muß Feuer und Licht entfernt werden, es darf kein Brod gebacken, an einigen Orten selbst nicht gekocht werden. Alles Schießen ist während des Föhn verboten. Besondere Wächter aber durchziehen die Straßen und halten streng über dem Gesetz.

War es dieses scharf gehandhabte Gesetz der Menschen, oder war es die besondere und gnädige Hüt Gottes, was seit Jahrhunderten das freundliche, wohlhabende Glarus vor Feuerschaden bewahrte? Wohl war der Flecken in den Jahren 1299 und 1337 gänzlich eingäschert worden und hatte wiederum 1477 großen Brandschaden erlitten; aber seit vier Jahrhunderten war Alles sicher und unbeschädigt geblieben: was Wunder, daß manchem Glarner die strengen Feuergesetze als etwas Lästiges, Veraltetes, Nutzloses zu erscheinen anstiegen, somit als Dinge, die den Forderungen der Neuzeit, namentlich den Bedürfnissen der Industrie weichen müssen.

Am Himmelfahrtstage, den 9. Mai 1861, war Landsgemeinde auf dem freien Platz vor Glarus. Es ist dies die feierliche Versammlung aller wehr- und stimmberechtigten Männer des Landes, die als die höchste gesetzgebende Gewalt unter dem Vorsitz des Landammanns über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen hat. Es ward an jenem Tage über Steuersachen, Forstgesetze, Straßen- und Schulwesen &c. ernst und eifrig verhandelt. Auch ein Antrag auf Abschaffung jener strengen und lästigen Feuerordnung wurde

gemacht und für und wider besprochen; aber mit großer Stimmenmehrheit ward beschlossen, die alte bewährte Ordnung beizubehalten.

Am Freitag Morgen (10. Mai) kündigte der Föhn mit seinen ersten Warnungszeichen sich an. Niemand war bei der gewohnten, so oft wiederkehrenden Erscheinung beunruhigt. Als die Nacht auf den Samstag einbrach, gieng Alles wie sonst sorglos zur Ruhe, während nur da und dort einzelne Gruppen in geselligem Zweigespräch noch länger versammelt blieben. Da — zwischen neun und zehn Uhr in der Nacht — ertönt plötzlich der Feuerruf. An einer Ecke des Landsgemeinbeplatzes schlug aus einem Stalle die erste Flamme. Rasch eilt die Löschmannschaft von allen Seiten nach dem Herd des Feuers. Aber schon brannte es an drei, vier Punkten; denn der wachsende Föhn hatte mit Blißeseile die Flamme weiter getragen. Wohl konnte der Fortschritt des Feuers gegen Westen zu, wo schon der Dachstuhl der Apotheke brannte, durch die Wasserstrahlen der Spritzen aufgehalten werden; aber auf dem eigentlichen Wege des Föhn, von Süden nach Norden, war kein Widerstand möglich. Die brennenden Schindelbächer, in tausend zündende Spähne aufgelöst, wurden vom Sturme weiter und weiter getragen, überall neuen Brand entzündend. Schon nach einer halben Stunde standen zwei- bis dreihundert Dächer in Flammen. Wer am ersten Entstehungsorte des Feuers Hülfe zu leisten sich eingestellt, musste, ehe er Hand anzulegen vermochte, seine eigene Wohnung in Flammen aufsodern sehen und mit dem Schritt der Verzweiflung zurückeilen, um die Seinigen und einen Rest seiner Habe zu retten. Die Verwirrung, das Geschrei, das ganze Schreckniß der Lage war gränzenlos. „Keine menschliche Phantasie,“ sagt ein Bericht, „vermag sich ein Bild dieser Stunde auszumalen. Die furchtbar prasselnden Flammen, in den Straßen die Anstrengungen der Löschmannschaft, die am Ende um der eigenen Sicherheit willen die Spritzen im Stich lassen oder in den Bach werfen mußten, rings um sie her das Jammergeschrei der in Eile sich rettenden Weiber und Kinder, und dazu der heulende Sturm und das immer weiterwogende Flammenmeer! Wer mag das schildern?“

Aber mitten in dieser Wuth der Elemente und der Ohnmacht der Menschen hat Der, welcher „seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen macht,“ eine gnädige Hülfe zu schaffen gewußt. Zwar der Mahiruf der Sturmglöckchen verhallte im heulenden Toben des Föhn. Wohl strahlte der Glärnisch bis zum Gipfel in

glühendem Lichte und verkündete weithin den umliegenden Ortschaften die entsetzliche Feuersnoth. Aber diese nähere Umgegend hatte ja selbst wenig ausreichende Löschmittel. Ach, daß von dem an Hülfsmitteln so reichen Zürich her und von dem volkreichen Seegelände, — ach daß vom Wallensee und vom Sarganser-Land doch eilige und eingreifende Hülfe käme! Wohl sitzt der treue Telegraphist zu Glarus, während schon die wüthenden, alles verzehrenden Flammen rings um ihn züngeln und die Luft unerträglich erhitzen, noch immer auf seinem Bureau und telegraphirt nach Schwanden, nach Uznach, nach Zürich um schleunige Hülfe; aber da ist kein Erwiederungszeichen, keine Antwort, denn die Schweiz hat noch keinen Nachtdienst bei ihren Telegraphenlinien. Er versucht es, ehe die um sich greifende Flamme ihn vom Bureau vertreibt, noch an Einem Punkte mit seinem Bittruf, — in Rapperschwyl. Und siehe, dort weilt noch der Posthalter zu so ungewohnter Stunde auf der Telegraphenstube; er hört das dringende Rufen des Apparats und vernimmt die Worte: „Feuer! Feuer! Es brennt fürchterlich! Schleunige Hülfe!“ Der Posthalter schlägt Lärm, und nach wenigen Viertelstunden ist ein Extrazug mit Löschmannschaft und Geräthe auf dem Weg nach der Brandstätte. Noch kommen sie zu rechter Zeit in erster Morgenfrühe daselbst an, um wichtige Punkte zu retten. Bald erscheinen neue Züge mit Sprüzen und Mannschaft von Zürich, vom Wallensee, von Sargans. Ein ungeheurer Kampf menschlicher Kraft, Kunst und Einsicht mit der blinden Wuth der Elemente beginnt. Wenigstens die Fabriken, diese bedeutendsten Verdienstquellen des Ortes, konnten gerettet werden. Dem Feuer ward ein Damm gesetzt, über den es nicht hinaus konnte, bis endlich auch die Gewalt des Windes sich legte und das verzehrende Element keine weitere Nahrung mehr fand.

Am Samstag Morgen lag das einst so blühende Glarus zu zwei Drittheilen in Asche und Trümmern. Darüber lagerte ein dunkler Rauch, ein dichter schwarzer Qualm, hin und wieder von aufzischenden Feuerzungen durchzuckt. Es waren 490 Firsten, darunter 300 Wohnungen, in Flammen aufgegangen. Die meisten öffentlichen Gebäude lagen in rauchenden Trümmern; es war aber vornehmlich der wohlhabende Mittelstand, der sein Alles verloren hatte.

Doch die Flammen, welche Glarus verzehrt haben, zündeten in den Herzen der schweizerischen Eidgenossenschaft ein Feuer wetteifernder, helfender, harmherziger Liebe an, wie die Geschichte wenige Beispiele

aufzuweisen vermag. Hülse aller Art strömte buchstäblich bei der Brandstätte der Glarner Brüder zusammen. Lebensmittel, Kleidungsstücke, Bettwerk, Haus- und Handwerksgeräthe und große Geldsummen giengen von allen Seiten ein, und außerdem stellten sich die edelsten Kräfte des Vaterlandes mit persönlichem Rath und praktischer einflichtsvoller Thätigkeit den Unglücklichen zur Verfügung. Nachdem die Odbachlosen untergebracht und mit allem Nöthigen versorgt waren, konnte der Sommer und der darauffolgende Winter mit Begräumung des Schutts, mit der Entwerfung des neuen Bauplans, mit der Zufuhr des Baumaterials ausgefüllt werden. Mit der Ankunft der Schwalben aber (Frühling 1862) stellten sich auch von allen Seiten her die Maurer, die Zimmerleute und übrigen Baugewerke ein, um aus den Trümmern des alten Glarus ein neues, schöneres entstehen zu lassen.

Es ist namentlich der Kanton Tessin und das obere Italien, von wo die südliche und mittlere Schweiz ihre Maurer empfängt. Im Frühling sieht man jeden Tag einzelne Gruppen derselben, den Hammer und die Kelle sammt etlichen Kleidungsstücken in einem rothen Taschentuch auf den Schultern tragend, über die Berge herüberziehen, um dann nach sechs bis acht Monaten mit Anbruch des Winters denselben Weg mit ihren Ersparnissen wieder heimzukehren.

Eine dieser Gruppen — es mochten zwölf bis fünfzehn jüngere und ältere Männer sein — zog über den Splügen, um auf der Brandstätte von Glarus Arbeit und reichlichen Verdienst zu suchen. Die Stimmung unter diesen Leuten war sehr verschieden. Die jungen Burschen, voll Lebensmuth und voll Begier, neue Länder, Menschen und Sitten zu sehen, trieben mancherlei Scherz und Kurzweil und stimmten je und je das Garibaldi-Lied an. Einer aber, gleichfalls ein junger Mann, groß und stattlich gewachsen, zog zuweilen — namentlich an Ruhepunkten — ein Buch aus der Tasche, versuchte seinen Begleitern daraus vorzulesen, und benützte jede Gelegenheit, um über den hohen Werth und wichtigen Inhalt des Buches zu reden. Der junge Mann war ein Italiener aus der Umgegend von Genua, früher Katholik, jetzt aber eifriges Mitglied einer freien evangelischen Gemeinde; und das Buch, aus dem er zu lesen und über dessen wunderbaren Inhalt er mit seinen Gefährten wieder und wieder zu verhandeln pflegte, war das Neue Testament. Leider hatte er bis

dahin mehr nur die Irrthümer der römischen Kirche erkannt, als den lebendigen Kern der evangelischen Heilswohlheit verstanden, und deshalb pflegte er auch in seinen Gesprächen mehr die Thorheiten des Pabstthums anzugreifen und lächerlich zu machen, als daß er das süße Wort von der freien Gnade in Christo zu verkündigen verstanden hätte. Darum gab es auch zwischen ihm und seinen higott katholischen Wandergenossen auf dem Weg mehr bittere Rede und Gegenrede, als herzliche Anregung und Erbauung.

Nur Einer in der wandernden Gruppe war meistens still und nachdenklich, und schien die Worte seines jungen Gefährten gerne zu hören. Es war ein älterer Mann zwischen 50 und 60 Jahren, ein Piemontese von Geburt, Giovanni oder Johann mit Namen. An den Ausgelassenheiten seiner Wandergenossen nahm er keinen Theil, ja er schien eher traurig zu sein; denn er hatte daheim in seinem abgelegenen armen Geburtsort eine Frau und mehrere Kinder fast ohne Mittel zurückgelassen, und die sollte er nun für sieben bis acht Monate nicht sehen. Vor ihm aber lag ein Sommer voll schwerer saurer Arbeit im fremden Lande. Nur die Hoffnung, eine ordentliche Summe durch Fleiß zu verdienen und seine Ersparnisse dann für den Winter mit sich nach Hause zu bringen, hielt ihn aufrecht. Dem jeweilen vorgelesenen Bibelwort aber und den daran geknüpften Reden seines jüngeren Gefährten hatte er aus besonderen Gründen gerne gelauscht. Denn auch er hatte einst von einer christlichen Dame ein solches Buch zum Geschenk erhalten, aber sein Priester daheim hatte es ihm abgesondert, und da Johann den Werth derselben noch nicht kannte, so ließ er es willig sich abnehmen. Jetzt reuete es ihn, daß er sich so feig dazu verstanden.

So ward unter mancherlei Stimmungen und Vorkommnissen das Gebirge überschritten. Endlich wurde Glarus erreicht, und ohne Schwierigkeit erhielt Johann sammt seinen Gefährten, obwohl auf verschiedenen Punkten der Brandstätte zerstreut, sofort Arbeit. Ersterer bekam die Aufgabe, ein Haus wieder aufzubauen, dessen Mauern zum Theil noch aufrecht standen. Ehe man aber zur eigentlichen Maurer-Arbeit schreiten konnte, mußte man sich erst durch Hammer-schläge versichern, ob die stehen gebliebenen Mauerwände noch solid und brauchbar genug wären, um auf ihnen weiter bauen zu können.

„Das war offenbar ein ganz neues Haus,“ sagte Johann zu seinen Arbeitsgenossen, die gewisser Maassen unter seiner Leitung standen,

„und es kann kaum fünf oder sechs Jahre gestanden haben. Diese Steine sind vortrefflich, und doch — sehet nur her — nach Innen sind sie von den Flammen ganz verkohlt. Probiren wir einmal, bis zu welcher Tiefe der Schaden geht.“ Damit schwang er den Hammer und schlug mit kräftigem Hieb etliche Mauersteine heraus. Mit den Mauerstücken aber fiel — zu seinem eigenen und seiner Kameraden nicht geringem Erstaunen — ein Buch zur Erde. Johann hob es auf, und mit einer Verwunderung und zugleich einer Freude, die ihm kaum Worte verstattete, rief er: „Eine Bibel!“ Die andern Arbeiter drängten sich um ihn, das seltsame Ding mit eigenen Augen zu sehen, während Johann, nicht ohne eine Anwandlung geheimen Schauers, das Buch auffschlug und die Worte, auf welche eben sein Auge fiel, laut vorlas: „Wer fromm ist, der erlanget Gunst vom Herrn; aber ein Nachloser verdammet sich selbst.“ (Spr. 12, 2.) — „Welch' ein Glück!“ rief nun Johann aus, indem er das Buch dankend emporhob; „schon so lange hab' ich mich nach einer Bibel gesehnt. Freilich, verdient hab' ich dieses wunderbare Geschenk nicht; denn als ich früher einmal ein ähnliches Buch von einer Dame erhielt, gab ichs — ich Thor! — unserm Priester, der mir's abverlangte. Dies Buch da, — eher will ich sterben, als daß ichs ihm ausliefern!“

Der größere Theil der italienischen Maurergesellen, die unsern glücklichen Johann umgaben, konnte nicht lesen, vermochte auch den Werth des Buches nicht zu würdigen, und so ließ man es ihm gerne ohne Einrede. Was den Leuten viel wichtiger war als das Buch selbst, war die Frage, wie dasselbe denn in die Mauer könne gekommen sein. Man untersuchte das Gemäuer, in welchem es gesteckt hatte, und kam schließlich zur Überzeugung, es müsse absichtlich da hinein gebracht worden sein. Auch die drei Vertiefungen auf dem Deckel des Buchs konnten nicht zufällig beim Aufmauern entstanden sein, sondern man hatte offenbar absichtlich und mit Gewalt mit dem Hammer darauf geschlagen. Genug, wie dem auch sein möchte, Johann nahm die Bibel als ein Geschenk aus Gottes Hand zu sich und war überglücklich.

Von nun an las er das Buch jeden Tag, so oft er einen freien Augenblick hatte. An den Sonntagen aber sammelte er wohl auch eine Anzahl seiner Landsleute um sich und las ihnen daraus vor; denn die Kunde von dem seltsamen Bibelfund hatte sich rasch zu allen verbreitet, und viele kamen aus bloßer Neugierde, das wunder-

same Buch zu sehen. Eine Auslegung des Gelesenen zu geben ver-
mochte Johann nicht, da er selbst noch ein Anfänger in der Erkenntniß
war; aber er hatte den Takt, mit dem Neuen Testamente zu beginnen,
weil dieses leichter zu verstehen ist, und erst allmählig gieng er auch
jeweilen zu dem Alten Testamente über, namentlich zu den Psalmen,
aus denen er selbst erst recht beten lernte. Auch stieg der heilige
Geist an seinem und etlicher Anderer Herzen bald zu wirken an, so
daß ihnen Schritt für Schritt immer neues Verständniß aufgieng,
immer neuer Segen zufloß.

Freilich an bittern Widerreden, derben und rohen Schelworten,
und am Ende an ernstlichen Drohungen sollte es auch nicht fehlen.
Das schüchterte unsern guten Johann etwas ein oder wollte ihn ver-
brossen machen. Allein ein schweizerischer Evangelist, der auf dem
Bauplatz sich einfand, und mit welchem Johann bekannt wurde, sprach
ihm Muth ein, gab ihm aber zugleich den guten Rath, seine Frei-
stunden dazu zu benützen, daß er eine Art Freischule in der Arbeiter-
hütte, wo er mit vielen Andern wohnte, beginne und seine unwilligen
Landsleute im Lesen, Schreiben und Rechnen unterweise. Das würde
die Leute interessiren und ihm ihre Herzen gewinnen. Johann war
dazu willig und stieg freudig mit Eilichen das Werk an. Anfangs
stellten Viele sich ein, aber die ungewohnte Kopfarbeit bei müdem
Leibe trieb Manche wieder weg. Andere dagegen harrten aus. Diese
wurden dann für ihre Ausdauer durch das Geschenk eines italienischen
Neuen Testaments, wozu eine christliche Dame die Mittel vorgereicht
hatte, belohnt. Wie wesentliche Dienste aber unser Johann durch
all diez manchem italienischen Landsmann gethan hat, das zeigte sich
bald sogar in ganz äußerlichen Dingen. Denn diejenigen Arbeiter,
welche durch ihn lesen, schreiben und rechnen gelernt hatten, waren
von nun an viel weniger den mancherlei Betrügereien ausgesetzt, durch
welche da und dort ein gewissenloser Bauunternehmer bei der Aus-
zahlung des Lohns die Unwissenden zu benachtheiligen wußte. Sie
rechneten selbst nach, ließen sich die Rechnungen zeigen und entgingen
dadurch öfters einem beabsichtigten Betrug. Und was war es für
eine Freude, daß so mancher, der bisher oft ein halbes Jahr lang die
Seinigen daheim ohne Nachricht von sich lassen mußte, nun ein Brief-
lein nach Hause zu schreiben oder ein empfangenes Schreiben selbst
zu lesen im Stande war. Ach, wie leicht und einfach sind doch die
Wege, auf denen wir unsern Mitmenschen Liebesdienste zu thun ver-

mögen! Unsern guten Maurer- und Schulmeister Johann hatte die Liebe zum Herrn und zu Seinem heiligen Worte gelehrt, solche Dienste seinen Arbeitsgenossen freudig zu thun.

Aber auch in geistlichen Dingen ward er nicht müde, an seinen Landsleuten zu wirken. Er verstand allmählig mit mehr Sicherheit und Klarheit seinen alten und jungen Schülern die Hauptwahrheiten des Christenthums beizubringen. Der Herr aber allein kennt die Wirkungen, welche das Alles auf die Seelen seiner Zuhörer gehabt hat.

Der Sommer von 1862 war schön und trocken, und so schritt die Arbeit rasch vorwärts. Johann freute sich schon lang auf den Tag, wo er seine Schritte wieder heimwärts lenken und den Seinigen die schönen Ersparnisse mitbringen könnte, die er durch Fleiß zusammen gebracht. Endlich kam der November mit seinen kurzen Tagen und langen Nächten, und die italienischen Arbeiter schickten zur Heimreise sich an. Unser Freund Johann konnte den Tag kaum erwarten, da er Frau und Kinder wieder sehen durste. In den ersten Tagen des November brach er auf. Die Wanderung übers Gebirg, wo schon die Schneestürme sich eingestellt hatten, war nicht ohne Gefahren; aber die Freude, als er endlich die Seinigen wieder begrüßte, war um so größer. Hatte er doch auch kleine Überraschungen in seinem Bündel mitgebracht, womit er die langvermißten Kinder zu erfreuen gedachte. Für die älteste Tochter namentlich, ein hübsches Mädchen und der Liebling des Vaters, hatte er ein paar Ohrringe von Semilor gekauft, diesen Hauptschmuck der Italienerinnen. In dem Freudenkelche des Wiedersehens war aber leider ein bitterer Tropfen. Seine Frau hatte im Spätjahr eines Tags einen schweren Sack mit Kastanien den steilen Bergabhang heruntergetragen, um ihn in der benachbarten Stadt zu verkaufen. Sie glitt aus, that einen schlimmen Fall und brach den Arm. Weil es aber nun an einem ordentlichen Arzt fehlte, so blieb der Arm uneingerichtet, und die arme Frau war für den Rest ihres Lebens ein Krüppel. Das unbrauchbar gewordene Glied hieng nach hinten herunter und war von nun an mehr eine Hindernis als eine Hülse. Das war ein bitterer Kelch für unsern armen Johann.

Doch der Herr hatte ja seine Arbeit im Sommer gesegnet, und die heimgebrachte Summe konnte unter Gottes Segen für die Wintermonate reichen. Mit einem Theil derselben kaufte er eine Ziege.

Da nun auch das Heu gut gerathen und die Kastanienrente reichlich ausgefallen war, so konnte man mit Gottes Hülfe vor Mangel gesichert sein. In den langen Winterabenden aber hatte der Vater viel zu erzählen. Er sprach von dem Brande von Glarus, von den dabei vorgekommenen merkwürdigen Rettungen und Bewährungen, von den Sitten und Gebräuchen des fremden Landes, von der Reise über die Berge und ihre Gefahren. Doch das Wichtigste war und blieb die merkwürdige Geschichte von der Auffindung der Bibel. Davon mußte er immer und immer wieder erzählen. Auch die Nachbarn kamen, die wundersame Sache mit eigenen Ohren zu hören, und das merkwürdige Buch mit eigenen Augen zu sehen. Es war natürlich, daß sie auch gerne daraus vorlesen hörten, und dazu war unser Johann immer bereit. Den guten einfachen Leuten aber kam das was sie da vernahmen, viel schöner, lehrreicher und verständlicher vor, als die lateinische Messe und die unerquicklichen Predigten des Priesters. Kein Wunder, daß Johanns Hütte fast jeden Abend von einer Anzahl heilsbegieriger Seelen besucht war.

Eines Tags klopfte ein Gast an der Thüre, welchen Johann schon längst erwartet hatte. Es war der Priester selbst. Er wünschte ohne viel Umschweife die vielbesprochene Bibel zu sehen.

„Sehr gerne, Herr Pfarrer,“ erwiderte Johann; „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir dieselbe nicht mit fortnehmen. Denn es ist Gott selber, der mir das Buch geschenkt hat.“

„Dummkopf!“ sagte der Priester; „du weißt nicht, wie viel Schaden ein solches Buch anrichtet, wenn es Leuten deines Standes in die Hände kommt! . . .“

Aber diesmal blieb Johann fest. Er wußte, daß in Italien nunmehr in Sachen des Glaubens volle Freiheit bestehet, und daß die Priester keine Macht mehr hätten, die Leute unter die Säzungen der römischen Kirche zu zwingen. Wohl drohte der Geistliche mit den Bannsprüchen der Kirche und mit allen Schrecken der Verdammnis, — zur nicht geringen Beängstigung von Johanns Frau und Kindern; aber Johann wußte, was ihm Gott mit diesem Buche geschenkt habe, und er weigerte sich standhaft, dasselbe herauszugeben. Der Priester mußte leer abziehen.

Seitdem in den italienischen Staaten die Morgenröthe religiöser Freiheit aufgegangen ist, haben sich die verschiedenen Bibelgesellschaften

in England, Frankreich und der Schweiz, sowie einzelne Freunde des Reiches Gottes, angelegentlich beeifert, diese — vielleicht kurze — Zeit der Freiheit zu bemühen und den Samen des göttlichen Wortes durch Bibelträger weithin im Lande auszustreuen. Einer dieser Bibelträger hörte von Johannis Eifer und Liebe für das Wort Gottes, und von seinem standhaften Benehmen gegen den Priester. Davon erzählte er (der Bibelträger) wiederum den Freunden, die ihn selbst ausgesandt hatten, und diese ließen sofort bei Johann anfragen, ob er nicht für einige Wochen in ihre Dienste treten und Bibelverkäufer in der Lombardei werden wolle. Nun war freilich unser guter Maurermeister noch keineswegs aus der katholischen Kirche ausgetreten; ja während er aufs eifrigste die Bibel las, gieng er doch noch regelmäßig zur Messe und machte die römischen Ceremonien mit. Es hält eben gar lange und schwer, bis eine Seele, die von Jugend auf alle die Irrthümer der römischen Kirche eingesogen hat, zum vollen Lichte der Erkenntniß durchbricht, zumal wenn sie wenig oder keinen Umgang mit andern erleuchteten Christen hat. Aber dessen ungeachtet war Johann ganz entzückt von dem Antrag, und trotz der Befürchtungen seiner noch wenig erleuchteten Frau, und trotz der Drohungen des Priesters, brach er schon nach wenigen Tagen auf, einen Pack Bibeln und Testamente auf dem Rücken.

Das Leben eines Bibelträgers schließt viel Mühsal und Schwierigkeit in sich. Das erfuhr auch Johann. Zwar im Anfang gieng es mit dem Verkauf seiner Bücher sehr gut von Statten. Man nahm ihn freundlich auf, wohin er kam, namentlich in den Städten, wo er in der Regel auf dem Marktplatz seinen Stand nahm und seine neue ungewöhnliche Waare zum Kauf ausbot. Auch hörte man ihm gerne zu, wenn er in aller Einfalt und Herzlichkeit den innern Werth seiner Waare anpries. So wuchs auch sein Muth, und er fasste den füchsen Entschluß, mit seinem Bibelpack endlich auch nach Lugano, der Hauptstadt des Schweizerkantons Tessin, zu gehen und dort einen Versuch zu wagen, obgleich er wußte, daß dort der Bibelverkauf nicht so frei wie in Italien gestattet war. Aber er hatte daselbst viele Bekannte, die seine Handwerksgenossen waren, und so wollte er in Gottes Namen es versuchen. Es war gerade Jahrmarkt, und so war sein Tisch, auf dem er seine Bücher zum Kauf ausgelegt hatte, bald von vielen Neugierigen umgeben. Aber diesen Leuten sah er es bald an, daß sie eher Böses als Gutes gegen ihn vorhatten.

Eben forderte Johann die Umstehenden wieder auf, sich doch das Wort Gottes anzuschaffen, — die Bücher seien ja so wohlfeil, so schön gebunden und vor Allem so segenbringend, — als ein junger Mensch aus dem Hause hervortrat und rief: Wenn es ihm um den Besitz einer Bibel zu thun wäre, so könnte er leicht eine umsonst haben, und zwar in dem Flecken Glarus, wo er ein solches Buch vor etwa fünf oder sechs Jahren in die Mauer eines Hauses eingemauert habe; und trotz der Feuersbrunst, welche jene Stadt verheizt habe, sei er doch ganz gewiß, daß auch der Teufel das Buch nicht von dort herausgeliegt hätte!

Bei diesen Worten schaute Johann verwundert und augenscheinlich bewegt dem jungen Menschen ins Gesicht. „Ja in der That,“ erwiederte er dann nach einer kleinen Pause, „jene Bibel ist trotz der Feuersbrunst wohl verwahrt geblieben und wie durch ein Wunder gerettet worden!“ Und nun erzählte er in aller Einfachheit, wie Gott (und nicht der Satan) das kostbare Buch ihm habe in die Hand fallen lassen, und wie seitdem dieß unschätzbare Gottesgeschenk ihm und Andern zum Segen geworden sei.

„Jetzt war das Verwundern an dem jungen Maune. „Was?“ rief Antonio, — denn es war niemand anders als er, — „Ihr hättet die Bibel gefunden, die ich in Glarus in eine Stützmauer eingemauert habe? Laßt mich das Buch sehen!“ — „Ich habe“, fügte er hinzu, „mit meinem Hammer gewisse Zeichen darauf gemacht, daran ich das Buch sogleich erkennen kann.“

Johann zog seine liebe Bibel aus der Tasche und reichte sie dem Antonio hin, der nicht wenig erstaunt und sichtbarlich etwas betroffen war, das Buch, das er auf ewig aus dem Bereich der Menschen hinweggeschafft zu haben wähnte, ganz und unverletzt wieder zu sehen.

„Uebrigens“, setzte Johann hinzu, „könnte euch jeder Arbeiter, der letzten Sommer mit mir in Glarus gearbeitet hat, von dieser merkwürdigen Geschichte erzählen. Wohlan, junger Mann, kaufe mir eine Bibel ab, nicht um sie wieder einzumauern, sondern um sie zu lesen und aus ihr zu lernen, wie man ein wahrer Christ werden kann.“

„Ach, geht mir zum Henker mit euern Bibern!“ rief jetzt Antonio, in dessen Interim der alte Haß gegen dieses heilige Buch wieder die Oberhand gewonnen hatte; „wir wollen nichts davon, — und wer hat euch erlaubt hieher zu kommen?“ Damit wiegelte er seine Kameraden gegen unsern armen Bibelträger auf, und ehe Johann sichs versah, warfen sie ihm den Tisch um, traktirten ihn selbst mit Schlägen und ruhten nicht, bis er mit seinen Büchern Lugano verlassen hatte.

Unser armer Freund eilte mit schwerem Herzen seiner Heimath zu, um sich von seinen Strapazen und namentlich von den zuletzt erlittenen Misshandlungen zu erholen. Er legte den Bibelfreunden,

die ihn ausgesandt hatten, genaue Rechnung von den verkauften Büchern ab, und da mittlerweile der Frühling gekommen war, nahm er wieder Hammer und Selle zur Hand, sagte den Seinigen Lebewohl und wanderte nach der Schweiz zu, um dort für den Sommer (1863) abermals Arbeit zu suchen.

Die Geduld und Langmuth Gottes, mit der er seinen armen, trostigen und ungeberdigen Menschenkindern nachgeht und sie aus dem selbsterwählten Verderben zu retten sucht, ist doch über alle Maassen erstaunlich und anbetungswürdig. Zweimal hatte sich nun der rohe tessinische Maurergeselle Antonio an dem gleichen Bibelbuche, durch das ihn die Liebe Gottes zu sich ziehen und glücklich machen wollte, schwer und gröslich versündigt. Gleichwohl tritt ihm die unermüdliche, barmherzige und gebuldige Liebe seines schwer beledigten Gottes zum dritten Mal mit demselben Buche in den Weg, ob er vielleicht jetzt seinen harten Macken beugen und sich vom eigenen Verderben retten lassen wolle.

Als nemlich unser lieber alter Johann wieder in einer unsrer Schweizerstädte Arbeit fand, stellte sichs bald heraus, daß sein trostiger Gegner Antonio nicht nur in derselben Stadt, sondern sogar am gleichen Bau ebenfalls als Arbeiter angestellt war. Letzterer war darüber etwas betroffen; nach und nach aber, besonders da er sah, wie alle andern Arbeiter dem guten alten Johann, der eine Art Oberaufsicht über die italienischen Maurergesellen führte, mit Achtung begegneten, fieng auch er an, mehr Ehrerbietung, ja Zuneigung für ihn zu fühlen, und es war ihm förmlich darum zu thun, ihn die schmähliche Behandlung vergessen zu machen, die er ihm in Lugano widerfahren ließ. Johann aber vergaß auch seinerseits das Vergangene und nahm sich des jungen Maurers freundlich an.

Eines Tags hatte Antonio einen schweren Mauerstein die schwankenden Stufen des Baugerüsts hinaufzutragen. Vielleicht hatte ihn das viele und oft unmäßige Trinken geschwächt, — genug, er glitt aus und fiel rückwärts hinab aus einer Höhe von wohl 50 Fuß. Man trug ihn bewußtlos in das kleine Krankenhaus der Stadt, in welchem die Kranken von frommen Diaconissen verpflegt wurden. Armer junger Mann, da lag er für Wochen und Monate auf dem bittern Schmerzenslager! Aber der Herr hatte Gedanken des Friedens über ihn.

Johann, welcher Zeuge seines Falles gewesen war, verfehlte nicht, ihn öfters zu besuchen. Wie oft hatte er ihn früher vor seinen Sündenwegen und vor den unfehlbaren Züchtigungen Gottes gewarnt! Jetzt aber wies er den Unglücklichen mit liebreichem und sanftmüthigem Geiste zu dem guten Hirten, der gerade durch diese schwere Prüfung seine Seele zu retten suchte. Freilich konnte der gute alte Johann immer nur kurze Zeit bei dem Kranken verweilen;

denn die schwere Tagesarbeit, die schon Morgens um vier Uhr begann und bis zum Einbruch der Nacht fortgieng, ließ ihm — zumal bei seinem Alter — wenig Zeit und Kraft für Krankenbesuche übrig. Um aber doch etwas für den armen Antonio zu thun, überließ er ihm seine liebe kostbare Bibel, freilich nur gegen das Versprechen, daß er sie lese und dazu alle mögliche Sorge trage.

Antonio, dem im Anfang das Buch höchst gleichgültig, ja fast unangenehm war, nahm es doch eines Tags in der Langeweile zur Hand und fieng darin zu lesen an. Darüber trafen ihn einige christliche Frauen, die ihn öfters zu besuchen pflegten, und da sie merkten, daß er unsicher im Buch hin und her blätterte, schlugen sie ihm das zwölftse Kapitel im Hebräerbrief auf, wo von dem Segen des Kreuzes und von der Liebe Gottes, die gerade in der Züchtigung sich an uns offenbart, die Rede ist. Das fesselte seine Aufmerksamkeit und that seinem bis dahin so finstern und gegen Gott murrenden Herzen wohl. Von nun an las er öfters in der Bibel, und theils die verständigen Anweisungen christlicher Freunde, die ihm zeigten, was für Stellen und wie er sie lesen solle, theils ihre dazu gegebenen Erklärungen führten ihn sowohl in der christlichen Erkenntniß, als in der Liebe zum Worte Gottes Schritt für Schritt weiter.

Der arme Kranke hatte anfangs die Hoffnung, in sechs Wochen gänzlich wieder hergestellt zu sein; allein aus den sechs Wochen wurden sechs Monate, ehe er den Fuß wieder auf die Erde setzen und an Krücken sich im Zimmer umherschleppen konnte. Er hatte beim Fall seine rechte Hüfte gebrochen und blieb für sein übriges Leben ein Krüppel. Die christlichen Freunde, die ihn besuchten, machten ihm klar, daß er sein Maurerhandwerk nicht wieder aufzunehmen im Stande sei, und munterten ihn auf, jetzt um so mehr die Stunden, wo seine Schmerzen erträglich waren, zu gründlicherem Lernen und zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu benutzen. Vielleicht könne er später durch Unterrichtgeben in seiner Heimath sich seinen Lebensunterhalt verdienen. Das that er denn auch mit willigem Eifer, und während er in allerlei nützlichen Kenntnissen Fortschritt, gieng ihm auch der Sinn für die göttlichen Dinge immer mehr auf. Er lernte endlich die höchste und fruchtbarste Wissenschaft, zu der ein Mensch es zu bringen vermag, nemlich die: daß er ein großer, der Verdammniß würdiger Sünder sei, daß aber das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, auch einen solchen Sünder, wie er war, rein macht von allen Sünden. Von nun an kam Friede und Freude über ihn trotz aller schweren Prüfung, unter die er sich zu beugen hatte; ja er konnte seinem Gott selbst für die Züchtigung danken, durch die Er ihn zu sich gezogen.

Im Herbst (1863) konnte er endlich in seine Heimath reisen. Jetzt ist er Lehrer in einer christlichen Schule in Italien (nicht in seinem Vaterland Lefsin, das dem Evangelium noch nicht geöffnet

isi) und Evangelist zugleich; denn da sich einerseits noch kein ordentliches und passendes Schullokal für ihn gefunden hat, anderntheils das Städtchen, in welchem er als Schullehrer arbeitet, von Dörfern umgeben ist, in welchen bekehrte Familien sich finden, so ist er auf den guten Gedanken gekommen, zweimal in der Woche die Kinder jener Familien in seiner eigenen Wohnung zu empfangen und zu unterrichten, für die übrigen Wochentage aber ihnen Aufgaben mit nach Hause zu geben, die sie dann bei ihren Eltern in den Stunden, wo sie nicht bei der Feldarbeit helfen müssen, zu lernen und auszuarbeiten haben. Eben diese freien Tage aber benutzt dann Antonio, um in der Umgegend Versammlungen zu halten und das Wort Gottes zu verbreiten. Denn mittelst eines Stocks kann er jetzt leicht und ohne zu große Anstrengung kleine Wanderungen machen, und da er seit seiner Bekkehrung ein untadeliges und ehrbares Leben führt, so hat sich auch seine Gesundheit befestigt.

Noch müssen wir bemerken, daß unser alter lieber Maurermeister Johann eingewilligt hat, seinem jungen Freunde Antonio, der ihm natürlich seit dieser erfreulichen Wendung der Dinge doppelt lieb geworden ist, seine älteste Tochter zur Ehe zu geben. Denn auch sie, sowie ihre Mutter, hat die Wahrheit lieb gewonnen und den Irrthümern der römischen Kirche entsagt. Als bestes künstliches Erbgut aber hat Johann seinem Schwiegersohne die eingemauerte Bibel versprochen, die dieser freilich nie ansehen kann, ohne daß ihm die Schamröthe ins Gesicht steigt. Mittlerweile kennt Johann nichts Lieberes, als in dieser seiner Bibel zu lesen, und durch sie lernt er täglich mehr die große Barmherzigkeit schätzen, die ihm der Herr dadurch erwiesen, daß er ihn von den Fesseln des römischen Irthums und Aberglaubens erlöst und zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit geführt hat. Denn nicht in äußerem Formenwesen und unschickbarem Ceremoniendienst können wir Gott gefallen und den Hunger unsrer Seele stillen, sondern wie der Herr zur Samariterin spricht:

Siehe, es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist; und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 23, 24.

Redactor: Dr. A. Öpertztag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Deitloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cent. oder 12 Fr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

